DEUTSCHE RUNDSCHAU

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXVIX.

(October — November — December 1891.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sulthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Unviversitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundsechzigsten Bande (October — December 1891).

(Fortsetzung umstehend.)

Angela Borgia.

Novelle
von
Conrad Ferdinand Meyer.

Erstes Capitel.

Da die Angetraute des Erben von Ferrara, welche die Tochter des Papstes und Donna Lucrezia genannt war, von ihrem Gatten, Don Alphons von Este, im Triumph nach ihrer neuen Residenz geholt wurde, ritt sie, während er den glänzenden Zug anführte, in der Mitte desselben auf einem schneeweißen Zelter unter einem purpurnen Thronhimmel, den ihr die Professoren der Universität zu Häupten hielten.

Die würdigen Männer schritten feierlich, je vier an einer Seite des Baldachins, neben welchen andere acht gingen, um sie an den vergoldeten Stangen abzulösen und ihrerseits des Dienstes und der Ehre theilhaftig zu werden. Hin und wieder erhob der Eine und der Andere den sinnenden Blick auf die zart gefärbte, lichte Erscheinung im wehenden Goldhaar. Der Professor der Naturgeschichte erforschte und bedachte die seltene Farbe ihrer hellen Augen und fand sie unbestimmbar, während der Professor der Moralwissenschaften, ein Greis mit unbestechlichen Falten, sich ernstlich fragte, ob auf dem unheimlichen, mit Schlangen gefüllten Hintergrunde einer solchen Vergangenheit ein so frohes und sorgenloses Geschöpf eine menschliche Möglichkeit wäre, oder ob Donna Lucrezia nicht eher ein unbekannten Gesetzen gehorchendes dämonisches Zwitterding sei. Der Dritte, ein Mathematiker und Astrolog, hielt die Fürstin für ein natürliches Weib, das nur durch maßlose Verhältnisse und den Einfluß seltsamer Constellationen aus der Bahn getrieben, unter veränderten Sternen und in neuer Umgebung den Lauf gewöhnlicher Weiblichkeit einhalten werde.

Der Vierte, ein Jüngling mit krausem Haar und kühnen Zügen, verzehrte die ganze schwebende Gestalt vom Nacken bis zur Ferse mit der Flamme seines Blickes. Das war Herkules Strozzi, Professor der Rechte, und trotz seiner Jugend zugleich der oberste Richter in Ferrara. Wäre es nicht seine Fürstin gewesen, er hätte sie als florentinischer Republikaner vor sein Tribunal geschleppt, aber gerade

dieser strahlende rechtlose Triumph über Gesetz und Sitte nach so schmählichen Thaten und Leiden riß ihn zu bewunderndem Erstaunen hin.

Unangefochten von diesem Gedankengefolge, aber es leicht errathend, klar und klug, wie sie war, verbreitete die junge Triumphatorin Licht und Glück über den Festzug mit ihrem Lächeln. Doch auch sie hing unter ihrer lieblichen Maske ernsten Betrachtungen nach, denn sie erwog die Entscheidung dieser sie nach Ferrara führenden Stunde, welche die Brücke zwischen ihr und ihrer gräßlichen Vergangenheit zerstörte. Diese würde noch hinter ihr drohen und die Furienhaare schütteln, aber durfte nicht nach ihr greifen, wenn sie selbst sich nicht schaudernd umwandte und zurücksah, und diese Kraft traute sie sich zu.

Eine zarte Pflanze aufwachsend in einem Treibhause der Sünde, eine feine Gestalt in den schamlosen Sälen des Vaticans, den ersten Gatten durch Meineid abschüttelnd, einen anderen von ihrer Brust weg in das Schwert des furchtbaren und geliebteren Bruders treibend, hatte Lucrezia Mühe gehabt, in den Kreuzgängen der Klöster, wohin sie sich mitunter nach der Sitte zu mechanischer Buße zurückzog, die einfachsten sittlichen Begriffe, wie die Laute einer fremden Sprache, sich anzulernen; denn sie waren ihrer Seele fremd. Höchstens geschah es, daß ihr einmal ein Buße predigender Mönch, den dann der heilige Vater zur Strafe in den Tiber werfen ließ, eine plötzliche Röthe in die Wangen oder einen Schauder ins Gebein jagte. Mit der von ihrem unglaublichen Vater ererbten Verjüngungsgabe erhob sie sich jeden Morgen als eine Neue vom Lager, wie nach einem Bade völligen Vergessens. Dergestalt verwand sie ohne Mühe, was eine gerechte Seele mit den schwersten Bußen zu sühnen für unmöglich erachtet, was sie zur Selbstvernichtung getrieben hätte. Und wenn sie nach einer unerhörten That verfolgende Stimmen und Tritte der Geisterwelt hinter sich vernahm, so verschloß sie die Ohren und gewann den Geistern den Vorsprung ab auf ihren jungen Füßen.

Nur ihr Verstand, und der war groß, überzeugte sie durch die Vergleichung der römischen Dinge mit den Begriffen der ganzen übrigen, der lebenden und der vergangenen Welt, oder durch ein irgendwo gehörtes männliches Urtheil, oder durch das von ihr wahrgenommene Erschrecken eines Unschuldigen bei ihrem Anblick — ihr Verstand allein überführte sie nach und nach von der nicht empfundenen Verdammniß ihres Daseins, aber allmälig so gründlich und unwiderruflich, daß sie mit Sehnsucht, und jeden Tag sehnlicher, ein neues zu beginnen und Rom wie einen bösen Traum hinter sich zu lassen verlangte.

Ihr Begehren, dessen Heftigkeit sie verbarg, erfüllte ihr dritter Gemahl, der Erbe von Ferrara. Beim Anblick dieser ruhigen, geschlossenen Miene hatte sie sich gesagt: „Jetzt ist es erreicht. Mit diesem bin ich gerettet. — Sicherlich kennt er meine Vergangenheit und täuscht sich darüber, so reizend ich bin, keinen Augenblick. Es kostet ihm Ueberwindung, mit mir den Ring zu wechseln bei dem Geschrei, in dem ich stehe, und bei seiner bürgerlichen Ehrsamkeit; wenn er sich nun aber entschlossen hat, mich zum Weibe zu nehmen zur Wohlfahrt seines Staates und um mit vollen Händen aus dem Schatze des heiligen Petrus zu schöpfen — aus welchem Grunde es sei, so wird der Mann, wie er ist, einen muthigen Strich durch meine Vergangenheit ziehen und mir dieselbe niemals

vorhalten, fall' ich nicht in neue Schuld ... davor aber werde ich mich wahren. Und er wird meine Gaben kennen lernen, meine Regentenkunst bewundern —" Donna Lucrezia hatte schon Fürstenthümer und während der Abwesenheit des Vaters selbst die apostolische Kirche verwaltet — „meine unverwirrbare Geistesgegenwart, meine Billigkeit, meine Leutseligkeit ... Niemals werde ich ihm den Schatten eines Anlasses geben. Treue oder Gehorsam seines Weibes zu beargwöhnen ... wenn nicht, außer wenn — —" Eine Furche senkte sich zwischen die fröhlichen Brauen, und sie schauderte — — „außer wenn der Vater befiehlt; aber der sitzt in Rom — oder der Bruder ruft; aber der liegt in seinem spanischen Kerker. —"

Sie lächelte das Volk an, um die Schmach ihrer Abhängigkeit tief zu verstecken, kraft deren sie mit Vater und Bruder zu einer höllischen Figur verbunden war. Dann nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, und mit einem kräftigen Ruck entschlug sie sich der Sache.

In diesem Augenblicke hielt der Zug vor einem Castell, von dessen ausdrucksvoller Mauerkrone ein Seiltänzer herabschwebte. Sie sah das Kunststück an und sagte sich: „Du gleitest und stürzest nicht, und ich ebenso wenig."

Es war ein Amor, der unten vom Seile sprang, vor ihr das Knie bog und ihr einen Myrthenkranz (wegen der darüber stehenden Mauerkrone) bot mit den huldigenden Worten: „Der keuschen Lucrezia." Unter dem Jubel der Menge krönte sie sich und ergab sich ganz der Lust des Augenblickes.

Jetzt fuhren Blitze aus der Brüstung des runden Thurmes, der sich donnernd in Rauch hüllte. Don Alphons war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Geschütz — ganz Kanone — und konnte sich zur Zeit und zur Unzeit des Pulverknalls nicht ersättigen. Dem Zelter Donna Lucrezia's dagegen zerriß der gewaltsame Ton das feine Ohr. Er stieg, und die Fürstin glitt sanft aus dem Sattel in die Arme der Professoren, während dicht hinter ihr ein herrliches Mädchen mit krausem Haar und leuchtenden Augen ihren erschreckten Rappen ohne Zagen bändigte und beruhigte.

Neben ihr klemmte ein hagerer Cavalier mit eisernen Schenkeln die Seiten seines Pferdes. Diese höhnische Larve gehörte Don Ferrante, der bei der Vermählung in Rom Don Alfonso, seinen Bruder, vertreten hatte, und den die Ferraresen kurzweg den Menschenfeind hießen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seiner heutigen Reisegefährtin Ferrara und das Fürstenhaus, dem er selbst angehörte, auf seine Weise zu beleuchten und auf jede zu verleiden.

Die sichere Reiterin aber war Angela Borgia, eine nahe Verwandte der Fürstin, und ihr Fräulein, das sie nach Ferrara begleitete und hinter der Berückenden bescheiden die Bühne der Welt betrat.

Und dieses Theater entfaltete sich heute in ungewöhnlicher Pracht: Strahlender Himmel, glänzende Trachten, öffentlicher Jubel, der festliche Verkehr der Begünstigten und Glücklichen dieser Erde, berauschende Musik, stolzirende Rosse, reizende Frauen, verliebte Jünglinge, schmeichelnde Huldigungen, klopfende Pulse, die Welt, wie sie sich schmückt und lächelnd im Spiegel besieht, alle diese Lust und Fülle lag vor ihr ausgebreitet und wurde ihr vergällt durch den spottenden Teufel an ihrer Seite.

„Seht, junge Herrin," so höhnte er jetzt, „wie anmuthig Donna Lucrezia fällt und wie sie von den Tugenden und Wissenschaften," er wies auf die Professoren, „feierlich wieder zu Rosse gehoben wird. Ich halte es mit dem Gaukler und preise ihre Keuschheit. Nur stand sie in der Familie vereinzelt und litt unter dem Zwange des Vaters und Bruders. Darum ergriff sie die Hand Don Alfonso's, um hier," er zeigte die nahen Thürme und Kuppeln Ferrara's, „einen passenderen Umgang zu finden; aber Donna Lucrezia irrt. Ohne uns mit Seiner Heiligkeit oder dem erlauchten Don Cesare messen zu wollen, sind wir Söhne des Herzogs und er selbst doch in unserer Art ein ruchloses Geschlecht, natürlich Jeder von uns nach seinen Kräften und nach seinem Maße, so weit es für Laien thunlich ist.

„Ihr erstaunt, daß ich hier im Zuge des Herzogs so ungebunden rede! Aber seht, Fräulein, es ist meine Charaktermaske, öffentlich zu schmähen und zu lästern, die mir der Herzog, mein Vater, erlaubt und zugesteht, insofern ich mich enthalte, mich insgeheim gegen ihn zu verschwören, eine Untugend, die von Alters her im Blute der Familie versteckt ist.

„Und wisset, tapferes Mädchen, damit habet Ihr mich gleich für Euch gewonnen, daß Ihr nicht fade seid, sondern, wie ich, der Wahrheit Zeugniß gebt, ohne Menschenfurcht — wenn es sein muß, auf offenem Markte. Die Anderen, die da hinter uns," er wies verächtlich auf die folgenden Paare des Hofstaates, „was sind sie? Geputztes Gesindel! Schelme und Dirnen! Heuchler und Bübinnen! Nicht werth, daß sie die Sonne bescheint — mit Ausnahme, selbstverständlich, der hundert Maulthiere, die den Brautschatz Donna Lucrezia's tragen. Das sind redliche und verdiente Geschöpfe. Aber Mühe hat es uns gekostet, mich und den Bruder Cardinal, diesen Brautschatz dem heiligen Vater und der Kirche unter den Krallen hervorzuziehen! Doch ich sagte: Entweder — oder! wie mich der Herzog, mein Vater, beauftragt hatte. Leichter gelang es uns, die Heiligkeit mit dem von unserem Vater Herkules der Braut zugestandenen Witthum hinter das Licht zu führen" — Don Ferrante kicherte. „Wir schwatzten nämlich dem heiligen Vater unsere berühmten flavianischen Güter auf, die zwar von unserem ferraresischen Fiskus verwaltet, aber ihm von dem Grafen Contrario gerichtlich bestritten werden. Ihr wißt, von dem liebenswürdigen Grafen Contrario, dem zähesten Widersprecher und Rechthaber in ganz Italien! Und das war es eigentlich, was den Herzog Herkules, unseren sparsamen Vater, an dieser Heirath am meisten erfreut hat. So wurde Alles nach Gerechtigkeit geordnet! Und mit welcher Wollust schrieb ich nach der Vermählung die Depesche für den harrenden Curier: Mitgift zugestanden, Heiligkeit überlistet, Donna Lucrezia getraut und gar nicht unheimlich. — Das wollte sagen: diesmal trägt sie kein weißes Pülverchen in der Tasche. Und wirklich, ich glaube, Bruder Alphons darf heute Abend ohne Gefährde sein Haupt mit diesem Goldhaar," er wies mit dem Spitzbart unter den Thronhimmel, „auf dasselbe Kissen legen."

Diese Anspielung auf die Giftmischereien der Borgia preßte dem Mädchen eine Thräne aus, die sie zornig von der langen Wimper schüttelte. „Eure Zunge meuchelt, Don Ferrante!" sagte sie.

Angela Borgia stammte aus einer Seitenlinie des berühmten spanischen Geschlechtes und wurde, nachdem sie, wie viele Kinder ihrer Zeit, frühe auf tragische Weise beide Eltern verloren hatte, mit anderem weiblichen Edelblut in einem Kloster des Kirchenstaates eher aufgenährt als erzogen. Als beschützte Verwandte des Papstes erfreute sie sich der Bevorzugung der Nonnen und der Führerschaft unter den Gespielinnen.

Es bestand damals eine seltsame, von den grellsten Widersprüchen gepeitschte Welt, die selbst einem italienischen Mädchen, das sonst Alles, was Wirklichkeit besitzt, unbefangen angreift und durchlebt, ernstlich bange machen und Kopf und Herz verwirren konnte. — Der jungen Angela wurde in Bild und Predigt eine sittliche Schönheit und Vollkommenheit vorgehalten, deren irdischer Vertreter, der Greis, auf welchem, wie der gleichzeitige Sultan sich ausdrückte, das Christenthum beruhte, mildestens gesagt, ein entsetzlicher Taugenichts war, über dessen Ruchlosigkeiten die Schwestern weinten und die schlimmsten ihrer Gespielinnen insgeheim sich lustig machten.

Angela aber erschrak und brachte es nicht über sich, das Leben als einen Widerspruch zu verspotten.

Sie begann nun, sich schwere Bußen und Geißelungen aufzuerlegen zu Gunsten ihres Verwandten, des heiligen Vaters, und ihrer Base Lucrezia, von welcher im Kloster gleichfalls mit geheimen Seitenblicken des Abscheues geredet wurde. Von diesen Peinigungen brachten sie die verständigen Schwestern indessen bald zurück, indem sie ihr vorhielten, alle ihre Anstrengungen wären einem solchen Unmaß der Sünde gegenüber gänzlich unzureichend und vergeblich.

Dafür entwickelte sich in Angela gegen die herrschende Nichtswürdigkeit ein Bedürfniß verzweifelter Gegenwehr und, mit einem zarten Flaum auf den Wangen und dem Feuer ihrer Augen, eine gewisse ritterliche Tapferkeit, nicht nach dem duldenden Vorbilde ihrer weiblichen Heiligen, sondern mehr nach dem kühnen Beispiele der geharnischten Jungfrauen, die in der damaligen Dichtung umherschweiften, jener untadeligen Prinzessinnen, die sich der Schwächen ihres Geschlechtes schämten und welche zu handeln und sich zu vertheidigen wußten, ohne dabei die Grazien zu beleidigen.

So erwuchs Angela kraft einer edeln Natur zu einem widerstandsfähigen und selbstbewußten Mädchen, zu dem, was das Jahrhundert in lobendem Sinne eine Virago nannte.

Nun begab es sich an einem Sommertage, daß aus dem Dunkel des Eichwaldes, der den Fuß des das Kloster tragenden apenninischen Felsens umnachtete, auf weißem Zelter eine helle Waldfee mit ihren Gespielen, oder vielleicht Göttin Diana mit ihrem Jagdgefolge, oder gar die erlauchte Donna Lucrezia mit ihren Frauen emporstieg und an die Pforte klopfte.

Wirklich, es war diese. Sie wurde von der Aebtissin empfangen, der sie die Hand küßte und von welcher sie gesegnet wurde. Dann ließ sie sich die Nonnen und die Klosterzöglinge vorstellen und richtete an jede holdselig das ihr nach Rang und Stand gebührende Wort mit einer wohllautenden Stimme, die noch lange nachklang, nachdem sie gesprochen hatte. Zuletzt nahm sie Angela bei

Seite, und Hand in Hand mit ihr durch einen Lorbeergang des Gartens auf- und niederwandelnd, sagte sie ihr fröhlich, daß sie die Verlobte des Thronerben von Este sei, und daß sie Angela als ihre Verwandte und ihr Hoffräulein nach Ferrara mitnehmen werde. „Base," lächelte sie, „ich will Dein Glück machen. Du gefällst mir, und ich behalte Dich, bis ich Dich vermähle." —

Ebenso vetterlich wohlwollend begrüßte sie im Vatican, den sie mit geheimem Grauen betrat, Lucrezia's furchtbarer Bruder, ein Jüngling von vornehmer Erscheinung und grün schillerndem Blick. Unbefangen mit der Base tändelnd, sagte er: „Ich werde euch Beide nicht nach Ferrara begleiten, die Geschäfte verbieten es; doch möchte ich euch Don Giulio empfehlen, den ihr dort finden werdet, einen jüngeren Bruder Don Alfonso's. Er ist ein bescheidener, aber hochbegabter Jüngling, nur daß er den Sinnen noch zu viel einräumt. Er wäre es aber werth, und ich möchte es ihm gönnen, daß er sich durch eine edle Frau fesseln ließe."

Und jetzt ritt Angela hinter Madonna Lucrezia, und wiederholte Kanonenschläge verkündigten die Nähe des Thores.

Don Ferrante mußte sich beeilen, wenn er noch vor dem Betreten der Stadt die Brüder in der Meinung seiner jungen Begleiterin völlig entwurzeln wollte; er ging aber rüstig ans Werk.

„Mich wundert," sagte er, „wie Donna Lucrezia, der die öffentliche Stimme oder doch die Einbildungskraft der Männer etwas Außerordentliches und Geflügeltes verleiht, mit meinem Bruder, ihrem künftigen Eheherrn, dem Gewöhnlichsten aller Sterblichen, der von früh bis spät an Essen und Oefen Geschütz gießt, wird Haus halten können! Venus neben dem rußigen Vulcan. Doch es mag gehen, so gut es dort ging. — Sie wird seine herrlichen Fayencemalereien bewundern und ihn damit glücklich machen. Aber sie hüte sich," fuhr er fort, und seine höhnende Stimme wurde drohend, „sie hüte sich, Don Alfonso ist der Rachsüchtigste von uns, nur daß er seine Stunde abwartet und seine Rache das Recht heißt. Doch nein, ich thue dem Bruder Cardinal Unrecht. Seine Rache ist die grausamste, da er der größere Geist ist und als der uns Allen Unentbehrliche keinen Prätor zu fürchten hat. Er ist der Diplomat unseres Hauses; die Fäden unserer Politik laufen alle durch seine gelenken Finger, und er kennt unsere schlimmsten Geheimnisse. — Fürchtet diesen Geier, junges Mädchen." —

Eben dieser Cardinal Ippolito, der Staatsmann, diese hagere Gestalt im Purpur, der ebenfalls zur Freite nach Rom gekommen und jetzt noch dort war, um mit dem Papste die Uebergabe der Ländermitgift zu regeln, hatte sich viel und herablassend mit Angela beschäftigt, sie ermuthigend, Ferrara mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Eine bange Angst bemächtigte sich Angela's. Sonne, Staub und Lärm, die vergiftenden Reden Don Ferrante's, das vor ihr aufsteigende hagere Bild des Cardinals! Ein Gefühl der Verlorenheit und Hülflosigkeit brachte das kräftige Mädchen einer Ohnmacht nahe — es entfuhr ihr ein leiser Schrei.

Da wandte sich die vor ihr schwebende Donna Lucrezia rasch nach ihr um, ein bleicher Blitz schoß aus ihren bläulichen Augen, und sie rief: „Womit ängstigt

er Dich, Angela? Wisset, Don Ferrante, und präget Euch ein: wer Angela zu nahe tritt, der tritt mir zu nahe. Und Lucrezia Borgia wollet Ihr nicht zur Gegnerin haben!“

Das wollte Don Ferrante von ferne nicht. Er lächelte liebenswürdig. „Keine Rede davon, erlauchte Frau! — Ich thue mein Mögliches, Donna Angela angenehm zu unterhalten und unserem Hause ihre Gunst zu erwerben.

„Was beschreib' ich Euch noch Schönes, junge Herrin,“ fuhr er fort, nachdem sich die Fürstin wieder abgewendet hatte, „die unvergleichlichen und verbrecherischen Augen meines Bruders Don Giulio! — Ihr kennet ihn?“ fragte er, da er eine Bewegung auf ihrem Gesichte sah, „wohl nur seinem Rufe nach! denn der ist groß. Ueber ein Kurzes aber wird er persönlich vor Euch stehen, wenn Ihr seinen Kerker öffnet, Donna Lucrezia und Ihr.“

„Seinen Kerker öffnen?“ fragte sie erstaunt.

„Gewiß! und den aller Missethäter,“ erklärte ihr Don Ferrante lustig. „Donna Lucrezia wird durch ihr Erscheinen die Verbrecher unschuldig machen. Solches ist in Ferrara Herkommen bei jeder fürstlichen Vermählung und durchaus keine Allegorie. Es sind wirkliche Verbrecher, und sie werden auch thatsächlich freigelassen, so daß wir während der Feste wohl daran thun werden, unseren Schmuck fest zu halten und Nachts nicht ohne Fackeln und Bewaffnete auszugehen.“

„Was hat denn Don Giulio verbrochen?“ fragte sie.

„O, nichts! — Er hat mit seinen Augen ein Weib bezaubert und ihrem Manne den Degen durch die Brust gerannt.“

„Schmachvoll!“

„Er ist ein ungezogener Knabe! In den Weingarten des Lebens eingebrochen, reißt er, statt sich ordentlich eine Traube zu pflücken, deren, so viele er mit beiden Händen erreichen kann, vom Geländer, zerquetscht vor Gier die süßen Beeren und besudelt sich mit dem rothen Safte Brust und Antlitz.“ —

Und mit diesem freveln Jüngling hatte sie Don Cesare's Gedanke zusammengestellt!

Wieder donnerten die Stücke. Beim Schalle der Cimbeln und Pauken ging es durch das Thor. Die Professoren beschleunigten den Schritt, und bald langte Lucrezia's Triumphzug vor dem Schlosse an, unter dessen schwerem Bau die Kerker lagen.

Der herantretende alte Herzog hob die Fürstin vom Pferde und schritt mit den Neuvermählten und Angela die Stufen hinunter nach der tiefen Pforte. Dort stand der Kerkermeister und überreichte Donna Lucrezia auf einem Sammetkissen einen gewaltigen verrosteten Schlüssel. Sie ergriff ihn, und die Thüre, kaum von ihm berührt, drehte sich in den Angeln und sprang wie durch Zauber weit auf. Jetzt brach die Schar der Gefangenen hervor, Lucrezia zu Füßen stürzend und ihr die Hände küssend. Alle hatten sie sich zuvor gereinigt, und ihre leidenschaftliche Dankgebärde ermangelte nicht des Anstandes. Doch gab es unter ihnen erbarmenswürdige Jammergestalten und abschreckende Verbrechermienen.

Zuletzt, nachdem der Kerker sich seines ekeln Inhalts entleert hatte, stieg noch ein Jüngling von edelster Bildung mit gekreuzten Armen die dunkeln

Stufen empor. Ans Tageslicht tretend, erhob er die Hände, als ob er die Sonne begrüße; dann beschirmte er mit ihnen die Augen, als blende ihn der scharfe Strahl oder die Schönheit der oben stehenden beiden Frauen. Ein Knie vor Donna Lucrezia beugend, bedankte er sich bei ihr mit den Worten: „Erlauchte Frau und Schwägerin, ich begrüße in Euch die Barmherzigkeit, die jedes weibliche Herz bewohnt, und die fürstliche Gnade, vor welcher die Fesseln fallen."

Mit diesen und noch schöneren Reden huldigte er der neuvermählten Fürstin, dann richteten sich seine Augen, die wirklich in ihrer tiefen Bläue, unter dem edeln Zuge der dunkeln Brauen von seltenem Zauber waren, auf die jüngere Borgia, und er erstaunte aufrichtig über die strenge Haltung des kaum erwachsenen Mädchens.

„Doch, rettende Fürstin," fuhr er fort, „wen bringt Ihr in Euerm Gefolge? Ist es die Göttin der Gerechtigkeit, besänftigt durch die Göttin der Huld?"

Angela war schon von der Reise und durch die Bosheiten Don Ferrante's aufgeregt; jetzt empörte sie das Gaukelspiel der Begnadigung des Sünders durch die Sünderin und der Flitter der Phrase. Wie sie nun gar in den Born dieser wunderbaren Augen blickte, wurde sie von Zorn und Jammer aufs Tiefste erschüttert. Ihre innerste, starke Natur überwältigte sie, und jede Verschleierung abwerfend, trat ihr Wesen unverhüllt hervor. Ihre redlichen Augen richteten sich auf die seinigen, und es bewegte sich etwas Undeutliches auf ihren ausdrucksvollen Lippen.

„Was meint die Herrin?" fragte Don Giulio.

Da brach es hervor; Angela sprach deutlich vor den hundert und hundert Zeugen, und ihre Stimme klang über den Platz: „Schade, jammerschade um Euch, Don Giulio! Fürchtet Gottes Gericht!" — Ein großes Schweigen entstand. Und noch einmal erscholl die Stimme des Mädchens über Don Giulio:

„Schade um Euch!" —

Seltsam! Die Ferraresen theilten vollständig Angela's Gefühl und Urtheil über das verwerfliche und gefährliche Treiben des Fürstensohnes, das Bedauern seiner Entwerthung und ihr Leid um ihn, den sie liebten um seiner Schönheit und Anmuth willen.

Rings erhob sich ein Gemurmel und Echo: „Schade! Sie hat recht! Es ist wahr! Schade um ihn!"

Donna Lucrezia aber ergriff die Hand Angela's, wie die ältere Schwester die einer jüngeren, welche sich etwas Unziemliches hat zu Schulden kommen lassen.

„Wie kannst Du Dich so vergessen?" sagte sie und führte die Bewegte hinweg, die vor Scham und Aufregung in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, worüber auch der bisher gelassen gebliebene Don Giulio die Haltung verlor.

Zweites Capitel.

Da, wo der weite Park von Belriguardo in die ferraresische Ebene ohne Grenzmauer verläuft, saßen auf einer letzten verlorenen Bank im Schatten einer immergrünen Eiche Zwei, die, aus Haltung und Miene zu schließen, von einander Abschied nahmen.

Bald legte der junge, in die schwarze Tracht von Venedig gekleidete Mann die Hand betheuernd auf das Herz, bald betrachtete er die still in sich versunkene Gestalt Lucrezia's, wie um sie sich auf ewig einzuprägen.

„So geht Ihr denn, Bembo," sagte sie, „und ich halte Euch nicht, da Ihr damit erfüllet, um was ich Euch bat, ohne es auszusprechen. Ihr geht, und wie lange wird es dauern, bis Ihr mich vergesset!"

„Donna Lucrezia," erwiderte der Venetianer bewegt, „wie lange ich Euer gedenken und Euch lieben werde, wahrlich, das ist mir verborgen, denn ich kenne nicht meine Todesstunde."

Er sagte es mit so trauriger Zärtlichkeit in der Stimme, daß die Herzogin gerührt erwiderte: „Um mein Andenken in Euch zu erhalten, sollt Ihr etwas von mir mit Euch nehmen, mein Freund," und sie winkte eine schlanke, dunkle Mädchengestalt heran, die am Waldsaum auf- und niederschritt, wohl um die Herrin vor sich selber zu hüten, oder um das Nahen eines unwillkommenen Zeugen zu verrathen.

„Setze Dich neben mich, Angela," sagte sie, „und schneide mir eine Locke vom Haupt!" Sie öffnete ihr Gurttäschchen, zog daraus ein kleines, scharfes Messer mit goldenem Griff hervor und bot es Angela, die, den Befehl ausführend, ihr vom Ueberflusse eine fluthende Locke raubte.

Die Fürstin suchte nach einer Hülle, um den Ringel hineinzulegen, fand aber nichts, als in derselben Gurttasche eine in Gold und gepreßtes Leder gebundene Ausgabe der sieben Bußpsalmen, ein beliebtes Handbüchlein der damaligen Hofwelt. Unbefangen legte sie ihre Locke hinein und reichte Bembo das Liebespfand. Dieser drückte es an die Brust, dann an den Mund und dankte für den süßen Kern in der herben Schale mit einer seelenvollen Miene, durch welche sich ein ganz leises, ironisches Lächeln schlich.

„Schreibet mir," sagte sie dann, „durch sichere Gelegenheit, jedesmal, wenn Ihr ahnet, daß mir Gefahr droht und ich Eures Rathes bedarf. Bleibet um mich, auch in der Ferne! Ich weiß, Ihr verlasset mich nicht, nachdem Ihr mir geholfen habt, den Bau meines neuen Glückes in Ferrara aufzurichten."

„Es war eine Freude," erwiderte Bembo, „Eure klugen Hände bauen zu sehen. Euer Werk ist untadelig und schwer zu erschüttern. Ich frage mich noch mit schmerzlichem Zweifel: Fordert Eure Sicherheit von mir das Opfer, daß ich Ferrara meide und mich Eurer Gegenwart beraube, die wie eine goldige Luft das ganze Dasein erhellt und verklärt?"

„Das habe ich vom Vater," sagte sie harmlos.

Der feine Venetianer zog die Brauen zusammen.

„Die Bande Eures Blutes und der Dämon Eures Hauses sind Eure Gefahr," seufzte er. „Und darum verlasse ich Euch ungern. Dennoch ist es besser, ich gehe. Eure Sicherheit, Madonna, ruht auf dem Vertrauen, das Don Alfonso Euch schenkt. Unsere geistige Liebe würde er kaum beargwöhnen, sachlich, wie er ist, und doch ist es besser . . . wer liebt, der opfert sich."

„Es ist besser," bestätigte sie leise.

„Erlaubt mir nun zum Abschied, geliebte Frau, ein freies und schützendes Wort!" bat er. „Die Verhältnisse liegen vor Euch im Licht Eures scharfen

Verstandes, aber dieser helle Tag reicht nur bis an den Schattenkreis, wo Eure Liebe zu Vater und Bruder beginnt." —

Hier entfärbte sich Lucrezia, und ihr bleiches Auge erstarrte zu einem Medusenblick.

„Zürnet nicht, Madonna," rief Bembo, „weiß ich doch, wie Ihr als unschuldiges Kind in diese schwere Verstrickung geriethet! Reden muß ich zu Euerm Heil. Erinnert Euch: Jahre waren vergangen seit Euerm Einzug, Euer Gemahl war regierender Herzog geworden, Ihr hattet Wurzeln geschlagen in Ferrara und die Liebe des Volkes gewonnen; da starb Euch der Vater. Ihr aber ergabet Euch maßloser Trauer und unendlichen Thränen, bis ich kam und Euch ins Ohr flüsterte: Ihr beleidigt mit Euern Thränenergüssen Don Alfonso und vergesset die unleidlichen Dinge, denen er Euch entriß."

Lucrezia hörte ihm aufmerksam zu, und ihr Verstand mußte ihm gegen ihr leidenschaftliches Gefühl Recht geben.

„Wenn dergestalt Euer Urtheil über den weiland heiligen Vater ein verblendetes ist, so entsteht jetzt, da er dahingefahren, für Euch daraus kein Unheil mehr. Ein Anderes aber ist es mit Cäsar, Euerm furchtbaren Bruder: er lebt und besitzt noch seine Drachenkraft. Er ist ein Jüngling, und wird sicherlich heute oder morgen seine Fesseln durchfeilt haben und wieder aus dem Orcus steigen, um ganz Italien zu verwirren. Diese schwarze Klippe bedroht Euere Barke; möge sie nicht daran scheitern. — Das Wiederkommen Cäsar's ist Eure Schicksalsstunde. Und Ihr werdet" — er besann sich, ob er ihr die bittere Arznei erspare, fuhr aber mit entschlossener Liebe fort: „wehe Euch, Ihr werdet folgen, wenn Euch Don Cäsar ruft. Ihr werdet dem Teufel gehorchen, wie sie erzählen, daß Euer Vater auf dem Sterbebette sagte: „Du rufst, ich komme."

Lucrezia bekreuzte sich.

„Theure Herrin!" Bembo machte eine Bewegung, ihr zu Füßen zu fallen, hielt sich aber zurück, da die wandelnde Angela sich gerade nach ihnen umwandte.

„Ich beschwöre Dich, Lucrezia," flüsterte er, sich zu ihr beugend, „sobald diese gefährlichen Stunden kommen und Du fühlst, daß Du die Herrschaft über Dich verlierst, so wirf Dich vor dem Herzog nieder und bekenne, daß Du sein Verbot übertreten willst, denn sicherlich wird er seinen Unterthanen bei Todesstrafe verbieten, mit Don Cäsar zu zetteln, dessen Erscheinung Italien wie ein Erdbeben erschüttern würde . . . . . Doch ich beschwöre Euch vergeblich, Madonna! Denn ich weiß, Ihr werdet die Zügel verlieren, Ihr werdet des Herzogs Verbot unter die Füße treten."

„Werde ich?" fragte Lucrezia, wie abwesend. — Doch erschien ihr glaublich, daß sie es thun werde, denn sie kannte ihre Bande.

„Herrin," schluchzte der Venetianer, „wann immer ich erfahre, Cäsar sei aus dem Kerker gebrochen, ich eile auf Windesflügeln nach Ferrara und umklammere Euch, daß Ihr ihm nicht in die Arme stürzet, — doch käme ich zu spät, so gedenket meines Rathes, sobald Ihr Euch wieder besitzet und besinnet. Schützet und berget Euch vor der Strafe des Herzogs an seinem Herzen. Und habt Ihr menschliche Werkzeuge angewandt, um Euch mit dem Bruder zu ver-

binden, opfert sie unbedenklich und gebet sie der Rache des Herzogs preis. — Der Herzog liebt Euch" . . . .

„Ich glaube, daß er mich liebt," sagte Lucrezia, sich wieder erhellend.

„Seid dessen gewiß," betheuerte der Venetianer. „Jüngst an der Tafel nannte er den Namen Don Cäsar's — nicht unabsichtlich — und sprach von einem dunkeln Gerüchte seiner Entweichung. Dabei beobachtete er Euch scharf . . . Ihr bliebet ruhig, nur Eure Hand zitterte, die den Becher hielt, daraus Ihr schlürftet. Er betrachtete Euch lange, doch wohlwollend, und wie mit der gerechten Erwägung, was Eurer Natur gemäß und welcher Widerstand Euch möglich sei. Gewiß, er wird Euch halten und retten, wenn Euch nicht das Verhängniß allgewaltig fortreißt."

Die Herzogin, die wieder völlig heiter war, sagte jetzt mit wunderbarem Leichtsinn: „Ich werde Eure Sorge beherzigen. Aber, Freund, nun genug von mir! Spendet mir lieber einen Rath für jene dort —" sie blickte nach der wandelnden Angela, „die mir in weit näherer Gefahr zu schweben scheint. Seht hin!"

Ein schreiender Raubvogel erhob sich aus dem Walde und kreiste über den Wiesen. Zugleich rauschte es im Gebüsch, und ein hagerer, in Purpur gekleideter Mann trat auf Angela zu, wandte sich aber, Bembo neben der Herzogin entdeckend, grüßend an diese.

„Ihr findet uns, Eminenz," sagte die Herzogin unbefangen, „wie sich mein liebenswürdiger, venetianischer Besuch, den ich schwer missen werde, von mir verabschiedet."

„Ihr verlaßt uns, Bembo?" sagte der Cardinal leutselig. „Das sollte mir leid thun. Wohin gehet Ihr?"

„Nach Urbino, Eminenz."

„Um wieder zu uns zurückzukehren? . . . Denn uns gehöret Ihr an, und wir können Euch nicht entbehren, ebensowenig als eine Andere, die man auch von uns fortsenden will."

Die Fürstin zog das neben ihr stehende Mädchen zu sich auf die Bank nieder und behielt seine Hand in der ihrigen, als nähme sie von Angela Besitz.

„Wir bilden hier einen festgeflochtenen, farbigen Kranz," fuhr er fort, „aus dem es Unrecht wäre, eine Blume zu entfernen, geschweige die süßeste Knospe wegzureißen!"

Lucrezia erhob ihre Augen groß gegen den Cardinal, überlegend, ob jetzt, da Bembo noch als Zeuge hier stehe, nicht der Augenblick gekommen sei, ein längst im Finstern schleichendes Uebel an die Helle zu ziehen und durch das darauffallende Tageslicht zu vernichten.

Geistesgegenwärtig, wie sie war, besann sie sich nicht lange.

„Cardinal," sagte sie, „wenn Ihr unter der andern uns nun bald Verlassenden diese hier versteht, so wisset, ich trachte darnach, daß sie von uns scheide. Ihr Alter ruft der Vermählung, und hier weiß ich für sie keinen Gemahl, während Graf Contrario, den Ihr kennt, und der sie heimzuführen begehrt, alle Eigenschaften besitzt, die ich als die Schützerin Angela's von ihrem

Manne fordern darf. So ist mein Wille, doch werde ich gern noch Eure Meinung darüber in Betracht ziehen."

Bembo wollte sich bescheiden entfernen, wurde aber durch einen Blick Lucrezia's bedeutet zu bleiben. Sie kannte das Unberechenbare in der Natur des Cardinals und scheute seine Ueberraschungen.

Dieser schien die Herausforderung in den Worten der Fürstin nicht zu fühlen; er wählte, während der Venetianer sich neben den Frauen auf eine Rasenböschung niederließ, gelassen ihnen gegenüber einen bequemen Platz im Dunkel einer Kastanie, deren Stamm sich nahe dem Boden theilte, mit den üppigen Aesten den Rasen bedeckend, und begann, indem er mit dem schaukelnden Fuße nach einer flüchtigen Eidechse stieß, mit ruhigen Worten:

„Wie ich den Grafen Contrario kenne, taugt er nimmermehr für eine Borgia, denn er ist ein armer Mensch, zusammengesetzt aus peinlichen Tugenden und ewigem Widerspruch, ein Berg rechthaberischer Grundsätze, der die Maus einer knickerigen Rechenkunst gebiert, gänzlich unfähig eine Frau um ihrer selbst willen mit Größe und Verschwendung zu lieben! Ich behaupte, seiner Werbung um dieses Schöne, dieses Liebe hier liegt ein grobes Rechenexempel zu Grunde. Hier auf diese Tafel will ich es niederschreiben!"

Er zog ein Täfelchen hervor, schrieb mit dem Stift und las zugleich:

„Graf Ettore Contrario freit um die hochherzige Angela Borgia, weil er mit dem Fiscus in Ferrara einen von seinem Vater geerbten Proceß über bedeutende, auf ferraresischem Boden gelegene Ländereien führt, den er aller Wahrscheinlichkeit nach bei den zuständigen ferraresischen Gerichten verlieren würde, ohne den Schutz eines höchsten Einflusses, wie der, zum Beispiel, unserer erlauchten Fürstin, für deren einziges Lächeln der verliebte Großrichter Herkules Strozzi Ehre und Seele verkauft. Diese Herzogin aber und ihr Sclave Herkules wären zu bestechen, wenn der vollkommene Graf die Hand dieser Unschuld begehrt, welche die Herzogin aus Ferrara entfernen will, weil das junge Mädchen aufs zärtlichste und rasendste vom Cardinal Ippolito geliebt wird, während sie selbst, als echtes Weib, unwissend und hoffnungslos für den größten Taugenichts der Erde entflammt ist.

„Ohne innern Kampf wird der mäßig tapfere Graf sich nicht entschließen, zwischen diese lodernden Feuer zu greifen. Aber es ist möglich, daß seine Habsucht stärker ist als seine Feigheit. Beurtheilt Ihr ihn anders, Herzogin?"

Lucrezia wunderte sich über dies freche Bekenntniß und diese verwegene Bloßlegung der Thatsachen, die ihrer eigenen Werthung der Dinge und Personen nicht allzu fern lag, welche aber nicht gelten durfte, weil sie es nicht wollte.

Ehe sie indessen antworten konnte, ergriff Ippolito, der sich nach einer von Angela aus leichten Grashalmen zusammengefügten Kette gebückt hatte, die eben ihren zitternden Händen entglitten war, wiederum das Wort:

„Wie diese Ringe verkettet sich Absicht mit Absicht, um Euch zu kuppeln, Angela Borgia; aber wie ich Euch kenne und liebe, werdet Ihr diese Kette zerreißen, wie ich dieses nichtige Geflecht! — Denn," rief er heftig, „Angela ließe sich eher von einem Dämon in die Hölle ziehen, wenn er sie liebte, als daß sie

sich dazu darböte, die Summe eines Rechenexempels zu werden! — So rede ich, — wie redet Ihr, Schwägerin?" —

Er wandte sich mit einem Antlitz, das drohte und trauerte, gegen Lucrezia.

Sie antwortete fest: „Ich aber vermähle diese mit dem Grafen Contrario. Berechnend ist er — zugestanden — wie es das Leben erfordert, doch nicht unadelig. Diese aber wird er behüten, besser, als ich es vermöchte. Und was wollt denn Ihr mit Angela, Cardinal? — Euer Weib kann sie nicht werden, so lange Ihr den Purpur tragt, und den werdet Ihr nicht verschleudern wollen einem Mädchen zu liebe!"

„Wer weiß, Fürstin!" entgegnete er wegwerfend. „Euer Bruder vertauschte ihn gegen ein Herzogthum, und ich achte diese für ein neidenswertheres Gut! — Auch ist mir minder darum bange, daß sie sich Euerm Günstling, dem Contrario, zuwende, — sie wird es nicht über sich bringen — sie versuche es nur, es wird nicht gehen! Selbst nicht um sich vor mir zu retten! . . Denn sie gibt mir innerlich Recht und findet sein Bildniß getroffen, und das Dreihellergesicht ist ihr ein Ekel. Dieser tugendsame Graf also kümmert mich nicht. Eine andere Marter peinigt mich und dreht sich Tag und Nacht mit mir, wie das Rad des Ixion. — Höre mich, Mädchen!" —

Angela hielt seinen fieberscharfen Blick mit erstaunten, aber muthigen Augen aus.

„Weigerst Du Dich meiner Liebe, so verbiete ich Dir auch die jenes Andern, bei seinem und Deinem Leben! — Wie Du wild erröthest! . . . Ich hasse den, welchen Du in Deinem Herzen verbirgst! Reiße ihn heraus! . . er beschmutzt den edeln Schrein . . . ich kann es nicht ertragen! . . Erinnere Dich, wer Du bist, und wende Dich mit Verachtung von dem, der Dich in den Armen der Coramba, oder wie sonst die Dirne seines heutigen Tages heißt, beschimpft und vergißt! — Gehorche, oder es wächst Unheil!" —

Mitten in dieser erhitzten Scene betrat ein Page den verlornen Schattenplatz und bat die Herrschaften, in den Park zurückzukehren. Der versammelte Hof harre der Herzogin, und der Herzog wünsche, in seinem Cabinette den venetianischen Herrn zu beurlauben, dann aber die Eminenz zu sprechen. Den Großrichter habe er eben zu seiner Hoheit gerufen und Don Giulio auf später bescheiden müssen.

Drittes Capitel.

Im Schatten der herrlichsten Bäume wandelte die kleine Gesellschaft, die Frauen voran, der Cardinal mit Bembo harmlos plaudernd, gegen die Mitte des Parkes, wo sie den in gerader Linie dem Schlosse zulaufenden Cypressengang betraten. Dieses, ein schlichtes Gebäude von nur mäßigen Verhältnissen, erhob sich auf dem Grunde eines schwülen, bleiernen Julihimmels. — Eben wurde ein neuer, befestigter Seitenpavillon angebaut, von dem die hölzernen Gerüste der Maurer noch nicht entfernt worden waren.

Zu der hellen, kleinen Façade stieg eine breite Doppeltreppe empor, und der in den Parkanlagen sich ergehende Hofstaat erblickte oben auf der Rampe den unermüdlichen Herzog, wie er, den müßigen Hof auf sich warten lassend, seinen

neuen Anbau besichtigte, und, von den Werkleuten zurückgehalten, mit ihnen eifrig die Arbeit besprach.

Im Schatten der Hauptallee wandelte langsam die Herzogin, welche jetzt auf den Arm des Cardinals sich stützte, den rechts und links vom Wege gesammelten Hof begrüßend und nach sich ziehend.

Jetzt trat vor die Beiden ein wohlgebildeter, mittelgroßer Mann und bemühte sich mehr noch um den Cardinal, dem er besonders ergeben schien, als um die Herzogin, so gütig sie ihm zunickte.

„Man sieht, Messer Ludovico, daß Ihr aus dem Strahlenkreise der Musen kommt, so licht ist Euer Antlitz!" sagte sie.

„Diesmal ist es eher der geistreiche Umgang meines morgenländischen Freundes, der mich erheitert," versetzte Ariost, „und, wie immer, Euere beseligende Gegenwart."

Er stellte seinen Begleiter, der, ein fein erzogener Mann, die Arme auf orientalische Weise über der Brust kreuzend, sich ernst verneigte, der Herzogin vor.

Der persische Teppichhändler Ben Emin war in Ferrara die Mode des Tages. In Venedig vorübergehend niedergelassen, wo er in der Merceria die herrlichste Waare auslegte, hatte er einen Flug nach Ferrara gethan, um dem prachtliebenden Hofe seine kostbaren Gewirke zu verkaufen und in Wahrheit nicht minder, um Ariosto kennen zu lernen, aus dessen Heldengedicht — die ersten Gesänge hatten vor Kurzem die Presse verlassen — er sein höheres Italienisch erlernte und überhaupt den mannigfaltigsten Genuß schöpfte; denn Ben Emin war ein Kenner, wußte seine großen persischen Dichter auswendig und liebte besonders die Moral im Prachtgeschmeide der Dichtung.

„Es ist eine ganz eigenthümliche Lust, Erlauchteste," begann Ariost, „mit einem gebildeten Manne aus einer fremden Nation umzugehen, die Verschiedenheiten von Gebrauch und Sitte zu belächeln und sich an dem lieben, allgemeinen Menschenantlitz zu erfreuen, das aus den größten Unterschieden immer wieder sieghaft hervorbricht. Doch immerhin groß und wunderbar sind diese. So, zum Beispiel," scherzte er, „scheint es ein überall verbreiteter Zug zu sein, daß der Mann schenkt, wo er das Weib bewundert. Nicht so mein Perser! Ben Emin denkt anders. Er ist zwar der größte Verehrer unserer Ferraresinnen und verfolgt die raschen Bewegungen ihrer schlanken, seine Waare prüfenden Finger mit aufmerksamen und leuchtenden Augen; aber meinet Ihr, daß er der ihn am schönsten Anlächelnden ein „Behaltet, Sonne!" oder „Nehmet, mein Stern!" zuflüstere? Nein! Vielmehr nennt er die unglaublichsten Preise, so daß sich der lächelnde Mund zum Schmollen verzieht. — So grausam ist Ben Emin!"

Die Neckerei erregte die Heiterkeit der Höflinge; Ben Emin aber, der unter seiner Mütze von schwarzem Lammfell mit klugen Augen blickte, wendete sich würdevoll an die Herzogin:

„Wunder Italiens! Vollkommenste der Frauen!" sprach er in gutem Italienisch, „ich erwähle Dich zur Richterin. — Da ich Ferrara erreichte, warf ich mich Dir zu Füßen, meinen schönsten Teppich vor Dir ausbreitend und Dich anflehend, ihn als Dein Eigenthum zu betreten. Du hattest die Gnade, meinen Wunsch zu erfüllen. Wäre es nun nicht eine Verkennung und Beleidigung

Deiner Einzigkeit, — wäre es nicht eigentlicher Hochverrath, wenn ich mit undankbarem Herzen nach und neben Dir Andere und Geringere beschenken würde? — Nicht davon zu reden, daß, was einer Fürstin gegenüber gerechte Huldigung ist, die Tugend einer niedriger Gebornen in Verruf bringen könnte. — Solches aber sei ferne von Ben Emin!" —

Die Hofleute beglückwünschten den Perser zu seiner Rede und gestanden sich heimlich, daß der schlaue Kaufmann Ben Emin in Ferrara nicht der Gefoppte sei.

Da die Schwüle des Hochsommertages wuchs und sich in den dichten Cypressenhecken verfing, suchte die Herzogin mit Ariost und dem Perser das große Boskett in der Tiefe des Parkes auf, wo ein Ring hoher Ulmen seine Kronen wiegte und zu einer luftigen Wölbung zusammenschloß. Hier stand in der Mitte auf einem verwitterten Marmor ein eherner Cupido, der sich mit zerrissenen Flügeln und verschütteten Pfeilen in Fesseln wand, und hier in der Runde auf den Steinbänken pflegte die Gemahlin Herzog Alfonso's in der Sommerzeit Hof zu halten.

Während dessen haschte in der verlassenen Hauptallee ein Jüngling einen andern, der ihm in das Gebüsch zu entschlüpfen suchte. Beides waren Jugendgestalten voller Kraft und Anmuth, von vollkommenem Wuchs und geschmeidigen Gliedern — zwei Könige des Lebens.

„Halt ich Dich endlich, Julius!" rief der Eine und legte seinem Gefangenen den Arm um den Nacken, „ich denke, wir sind Beide zum Herzog befohlen und wandeln nun diese kurze Lebensstrecke zusammen!" Er wies auf den grünen Gang mit dem Schlosse am Ende.

„Sie ist lang, Herkules," seufzte Don Giulio, „und gewährt Dir Raum zu einer rednerischen Leistung, doch ich leide mein Schicksal."

„Mein Freund," begann Strozzi, „ich werde nicht predigen, theils weil ich von der Eitelkeit solcher Zusprüche im Allgemeinen und ihrer Vergeblichkeit Dir gegenüber insbesondere überzeugt, theils weil ich zum Herzog gerufen bin, ich fürchte, um mit ihm das jüngste Aergerniß zu betrachten, das Du in Deinem Pratello gegeben hast, wovon ihm der umständliche Bericht des Polizeihauptmanns Zoppo vorliegt: Tumult, Blasphemie, Entführung, Blut, Gewaltthat — mehrere Todte!" —

„O, so stand es nicht im Programm. Es war ein klassisches Bacchusfest beabsichtigt. Du hättest nur die Coramba mit ihren wilden Reizen als Ariadne sehen sollen! Trage ich vielleicht die Schuld, daß die Krönung der Ariadne durch den Mißverstand meiner Bauern in den Raub der Sabinerinnen und in centaurischen Mord und Todtschlag ausartete?" —

„Kein Wort mehr davon, Giulio! Dein ruchloser Leichtsinn könnte das treuste, das angeborne Wohlwollen erschöpfen, und ich hätte mich längst mit Ekel von Dir abgewendet, so lieb Du mir bist, Du schönes Laster, hättest Du nur die Hälfte Deiner Thaten gefrevelt, aber das Ganze übersteigt derart die Schranke, daß ich Dich als eine Sondergestalt betrachte, welche jeden menschlichen Maßstab verspottet. Deshalb bin ich entschlossen, statt Dich von neuem

in Fesseln legen zu lassen, beim Herzoge Deine Verbannung aus Ferrara von wenigstens einem Jahre zu beantragen. Das verkünde ich Dir. Du magst in den venetianischen Kriegsdienst zurückkehren, den Du nie hättest verlassen sollen."

„Ob ich nach Venedig zurückgehe," versetzte Don Giulio, „wer lebt, der erfährt's!" Und es wetterleuchtete über seine junge Stirn.

„Doch, ich bitte Dich, mache mich Menschlichen nicht zum Unmenschen! Ich bin kein sittliches Ungeheuer, — nicht einmal Deine Donna Lucrezia ist es, deren farblose Augen Dich bannen, daß Du ihr sinnlos zustreben mußt! Die Deine Eintheilungen und Fächer zerstört und Deine Göttin Gerechtigkeit stürzt und überwindet! Auch sie ist nicht der Dämon, vor dem Du erbebst."

„Daß ich die Gesetzlose lieben muß, ist Schicksal," sagte der Richter mit einem peinvollen Lächeln, „doch daß ich ihr zu lieb das Gesetz vergessen, das heilige Recht verletzen sollte, erscheint mir unmöglich!" Und er seufzte, schmerzlich fühlend, daß er nicht minder, als sein genußsüchtiger Freund, an einem giftigen Schlangenbisse dahinsieche.

„Ich sage Dir ja," tröstete Don Giulio, ungeduldig bewegt von dem Schmerzensausdruck, „Du übertreibst Dir das Weib ins Große. Das Weib, das Dich entsetzt und bestrickt, ist nicht jene Lucrezia, die dort unten lustwandelt. Du erstaunst, und Deine Augen befragen mich! Nun ja, ich nehme sie natürlicher. Wo sie herstammt und wie sie aufwuchs, das wissen wir. Nun scheint Dir wunderbar, Prätor, daß sie die Frevel ihrer Vergangenheit verwindet, ohne Gericht und Sühne. Siehst Du nicht, daß es nur der Rettungsgürtel ihres vom Vater ererbten Leichtsinns ist, der sie oben hält? Und daß sie nun über der tödtlichen Tiefe hell und sorglos dem Porte der Tugend zukämpft, hältst Du für dämonische Größe. Ich sage Dir: Mit Ausnahme der Anmuth, die sie füllt bis in die Fingerspitzen, ist sie ein gewöhnliches, rasch bedachtes Weib! Ein ganz gewöhnliches Weib! Glaube mir, ein menschliches Weib!" endete der Jüngling mit einem übermüthigen Gelächter.

Sie waren am Fuße des Schlosses angelangt und betraten das Freie, wo sich unter einem bleiernen Himmel in stumpfer Helle der Neptunusbrunnen erhob. Dieser stand an das Fundament des Mittelbaues gelehnt, in dem Halbrund, das die beiden zur Schloßterrasse ansteigenden Freitreppen bildeten, und rauschte und plätscherte in der Schwüle, genährt von den Wasserstrahlen, welche das Gesinde des Meergottes aus Urnen und Muscheln in die Riesenschale herabgoß.

Der Richter wollte die nächste Treppe hinaufeilen, denn er wußte sich vom Herzog erwartet. Da wandte sich Don Giulio, dessen Arm ihn umfaßt hielt, rasch wieder gegen den dunkeln Park zurück und zog den widerstrebenden Freund mit sich.

Er hatte noch nicht ausgeredet.

Seltsam verschlangen sich auf dem hellen Kiesgrund zu ihren Füßen zwei ringende, kurze Schatten. Strozzi sah den grotesken Kampf und lachte: „Siehe, wie Du mich zwingst!" —

„Mein Bruder also schickt mich nach Venedig," sagte der Este, während sie noch einmal den endlosen Baumgang betraten, „derselbe Bruder, der mich unlängst aus politischen Gründen von Venedig zurückberief!"

„Hättest Du die Geringschätzung in dem Lächeln seiner Mundwinkel gesehen, als er die Meldung Deines augenblicklichen Gehorsams empfing! Ich stand daneben. Er hatte Dich Papst Julius zu Gefallen zurückrufen müssen; aber es war nur zum Schein: er erwartete, Du würdest den Bruder verstehen und ihm nicht gehorchen."

Eine zornige Macht leuchtete jetzt aus den sanften Augen Don Giulio's. Noch war er nicht so verweichlicht, daß es ihn nicht empört hätte, sich mißachtet zu sehen; doch verbarg er seinen Unwillen unter einem Lächeln.

„Zu klug für mich! und dann, Du weißt, ich bin kein Feldherr, nicht einmal ein Soldat," sagte er. „Ich liebe Blutvergießen nicht" . . .

„Und vergießest so viel, daß es Dir von den Händen träufelt und Deine Fußstapfen füllt!" . . . .

„Nur, wenn ein Lästiger mein Vergnügen stört!" erwiderte der Este frevelmüthig. „Aber was Du sagst, Herkules! Ihr schickt mich wieder nach Venedig! Halb bin ich es zufrieden, halb schmerzt es mich, — halb bin ich hier gebunden, halb streb' ich fort — mir selbst ein Räthsel!" . . .

„Das die dunkellockige Angela löst! Du suchst und fliehst sie!"

„Keineswegs," sagte Don Giulio, „sie ist mir gleichgültig. Aber seit jenem Einzug vor zwei Jahren — Du warst ja dabei und nahmst Dich prächtig aus, als ernsthafter Träger einer goldenen Baldachinstange . . . da hast Du es selbst gehört, wie sie mich vor allem Volke bedroht und gerichtet hat . . . seit jenem Tage bin ich nicht mehr derselbe! Meine Sinne taumeln, und wie ein Rasender suche, wechsle ich Mund und Becher, und habe nur einen Wunsch, daß Jene, die sich feindselig und kalt von mir abwendet, mir noch einmal ihr hell flammendes Antlitz zukehre, und mich noch einmal bedrohe — noch stärker als das erste Mal . . . Doch ich rede Unsinn. Sende mich nach Venedig."

Er schöpfte Athem. „Auch ist es gut für ihn und mich," fuhr er fort, „wenn ich dem Bruder Cardinal eine Weile aus den Augen komme. Er liebte mich nie besonders, und jetzt beginnt er mich zu hassen auf eine unmenschliche Weise. Urtheile selbst! Neulich hält er mich fest und raunt mir mit drohender Stimme ins Ohr: Julius, ich verbiete Dir das Antlitz Angela's! Ich verbiete Dir ihre Augen! ich verbiete Dir ihren Athem! bei Deinem Leben!" —

„Ich weiß," antwortete der Richter, „der Ungerechte liebt die Aermste wüthend. Und sündig wie die Welt, und allmächtig, wie er auf diesem Ferrara heißenden sündigsten Flecke derselben ist, würde sie dem Geier schon längst ohne Erbarmen zum Raube gefallen sein, wenn nicht . . ."

„Und Du schneidest nicht dazwischen, Großrichter? Du Liebhaber und Diener der Gerechtigkeit! . . . Rette das Mädchen! Damit wollte ich Dich betrauen, mein Herkules, bevor ich nach Venedig gehe. Ich kann es nicht, denn ich würde ihr Unglück bringen" . . . er schwieg und träumte — „wie sie mir! — Bei jener Herausforderung des Bruders — Du weißt, ich bin ein Genießender, aber kein Feigling! — wallte mein Blut, und ich hätte ihm sein wahnsinniges Verbot ins Angesicht zurückgeschleudert, hätte es sich um eine meiner Schönen gehandelt, — aber ich überlegte mir," er deckte die Augen sinnend mit der Hand, „daß ich das Mädchen nicht liebe, und daß ich bei der Art meines

Bruders schweres Unheil auf sie herabzöge, wenn ich mich schützend neben sie stellte. Und sie würde es nicht dulden, — sie will es nicht. Sie verachtet mich, sie richtet mich — und ruft Unheil auf mich herab: — O, Schade!" — Dann fuhr er im Zorne der Erinnerung fort: „Der Cardinal mag sein Netz über sie werfen, obwohl ich es grausam und abscheulich finde, — abscheulich und hassenswerth, wie diese ganze Welt, wenn ich nicht trunken bin oder einen Frauenmund küsse." —

„Beruhige Dich", sagte der Großrichter ernst, „es wird ihr nichts geschehen, davon bin ich überzeugt; keine Falte des Gewandes darf ihr verschoben werden, denn sie wird beschützt — von Lucrezia Borgia."

„Gut so! ich überlasse sie dieser Heiligen," spottete der Este; „ich aber will mich in einen Myrthenschatten an eine frische Quelle setzen und darin meinen Wein kühlen .... Wenn nicht der Andere, Bruder Ferrante, durch die Büsche bricht, sich neben mir ins Gras wirft und mir mit seinen Verschwörungen und hochverrätherischen Einflüsterungen das Ohr vergiftet, wo ich dann die Wahl habe, ob ich ihn für einen Narren oder Bösewicht, oder für beides halten soll. — Neulich lud er mich brüderlich ein, den Herzog, wie er sich ausdrückte, aus der Mitte zu schaffen; doch sei überzeugt, hätte ich nur halbwegs hingehorcht, der Arge wäre zur selben Stunde an mir zum Verräther geworden. Auf diese Fährte aber folge ich ihm nicht, sondern schließe ihm den Mund, denn ich verehre den Herzog und hasse die Felonie. Aber sage mir, Strozzi, hältst Du Don Ferrante eines bösen Streiches für fähig um der Krone willen?"

„Es sind Tücken ohne Folge und Frucht," antwortete der Richter, „wenn nicht ungewöhnliche Lagen, oder unerwartete Erschütterungen die Drachensaat verhängnißvoll zeitigen." —

„Macht das unter Euch aus, Ihr Raubthiere," lachte der leichtherzige Julius, „und wenn ich aus Venedig zurückkehre, will ich sehen, welche Leichen auf der Hofbühne von Ferrara herumliegen. Lebe wohl, Anbeter der Gerechtigkeit, und eile Dich! — Der Herzog wartet."

Er umarmte den Freund, und ließ ihn dann mit solchem Ungestüm fahren, daß Jener taumelte. Dann suchte Strozzi mit schnellen Schritten die Villa, und Julius schlenderte ihm gelassen nach.

Da er den Neptunusbrunnen erreichte, badete er sich, der Kühle bedürftig, das Antlitz, und ließ den aus der Steinbrust eines Meerweibes springenden Wasserstrahl gegen seine durch die vertobte Nacht entkräftete Stirn fahren. Da, während er sich das Haupt mit seinem Tuche trocknete, wurde er eines müden Strolches gewahr, der unbeweglich auf einer Steinbank im schmalen Schatten des Mauerrunds lagerte und, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, ihn unter dem Filz hervor mit unverwandten Augen beobachtete. Jetzt sprang er rasch auf die Füße und verneigte sich mit der Begrüßung: „Ich verehre Euch, Don Giulio!"

„Bleib'!" bedeutete ihn der leutselige Este, „aber rücke! Es ist Raum für Zwei. Ich habe Lust zu schlummern; Du bewachst mich!"

Der Bravo zeigte lächelnd die weißen Zähne und lüftete den Dolch, der ihm am Gurt hing, ein wenig in der Scheide.

„Du bist von den Leuten des Cardinals?“ sagte Don Giulio, „wie heißest Du?“ — Der Cardinal war als der Besitzer und Ernährer einer stattlichen Bande bekannt.

„Ich nenne mich Kratzkralle,“ antwortete der Andere unterthänig.

„Aber Dein christlicher Name?“

„Vergessen. Er war auch ein Bischen stinkend geworden.“

„Den neuen hat Dir wohl Dein Cardinal gegeben? Und wie nennen sich die Andern vom Gesinde?“

„Sie heißen, mit Erlaubniß Eurer Erlaucht, Dornbart, Zähnefletscher, Drachenblut, Eberzahn, Grimmroth und Firlefanz. Mit mir unser Sieben — wohlgezählt. Wir sind die sieben Todsünden des Cardinals, wie uns das Volk von Ferrara nennt.“

„Nun kenne ich auch Eure Marschordnung,“ sagte Don Giulio, auf den fratzenhaften Teufelsmarsch in der Dante'schen Hölle anspielend, wo der Cardinal als ein Verehrer des göttlichen Dichters die Namen seiner Bande gefunden hatte.

Er brach in ein helles Gelächter aus. Don Giulio konnte noch recht kindlich lachen. Dann aber reckte er die Arme: „Wie ich müde bin!“

Er warf sich auf die Bank nieder, ohne die Berührung des Andern zu scheuen, suchte seine Lage, und war entschlummert.

Der Bandit betrachtete ihn und murmelte liebevoll: „O du schöne Jugend!“

Zuerst versank der Müde in eine traumlose Tiefe, Vergessen schlürfend in langen, durstigen Zügen; dann öffnete sich langsam sein inneres Auge, und daran vorüber eilte, aufdämmernd, eine flüchtige Jagd, ein hastiges Gedränge bacchischer Erscheinungen, rasende Körper, rücklings geworfene Häupter, geschwungene Zimbeln, Pauke und Evoeschrei. Horch! in weiter Ferne, aus anderer Richtung, zuerst kaum hörbar, dann schwer anschwellend, dröhnende Posaunen!

Unbekannte Angst befiel ihn. Da stand er plötzlich in einer ernsten Versammlung, in einem Kreise von Richtern verschiedener Völker und Zeiten. In der Mitte saß, grau und streng, wie aus Stein gehauen, Carolus Magnus, sein großes Richtschwert auf die Kniee gelegt; zu seiner Rechten stand der Prophet Samuel, den geisterhaften Mantel über der Brust mit gekreuzten Armen zusammenhaltend; zu seiner Linken der Römer Brutus, der strenge Vater, inmitten seiner Lictoren, von denen seltsamer Weise der Richter Herkules, Giulio's Freund, eben gefesselt wurde. Der Träumende erstaunte, daß ihrer Beiden ferraresische Sünden eines so hohen Gerichtes würdig erfunden seien. Jetzt ertönte die mächtige Stimme Kaiser Karl's, ohne daß er die Lippen bewegte: „Julius Este, das von der Jungfrau Dir verkündigte Gericht ist da. Sie ist es selbst.“ Wieder dröhnte die Posaune, und Alles stürzte zusammen. Nach einem raschen Durchgang durch einige dunkle Vorstellungen ruhte Don Giulio im Grase, zu der freundlich über ihn geneigten Angela emporblickend.

„Du Thor,“ sagte sie, wie in einem Gespräche fortfahrend, „darf auch ein Mädchen zu einem Jüngling sagen: ich liebe Dich? Sie muß ihr Inneres verlarven, und verkleidet Wunsch und Geständniß in Zorn und Drohung. Auch, wie könnte sich irgend ein reines Weib mit einiger Ruhe und Sicherheit Dir zu Eigen geben? Und dennoch: Gerade Deine viele Sünde, die ich strafen muß,

ist es, die mich an Dich kettet. Die Schuld liegt in Deinen zauberischen Augen, mit denen Du frevelst. Reiße sie aus und wirf sie von Dir."

Don Giulio wunderte sich im Traume, wie frech und vertraut die stolze Angela zu ihm rede; er lauschte bange, was da noch kommen werde, und als sie schwieg, wuchs seine Angst von Augenblick zu Augenblick. Er wollte sich aufschnellen, war aber von unsichtbaren Banden an den Boden gefesselt und außer Stande, die kleinste Bewegung zu machen.

„Du willst nicht?" begann jetzt die Traum-Angela wieder; „aber es ist einmal nicht anders." Damit tauchte sie den Finger in eine Schale, die sie in der Linken hielt, und träufelte dem Aermsten, der sich umsonst zu winden und das Haupt abzuwenden suchte, einen Tropfen rother Flüssigkeit zuerst in das eine und dann in das andere Auge. Ihn durchzuckte ein entsetzlicher Schmerz, und tiefe Finsterniß, dunkler als die schwärzeste, sternlose Nacht, umfing ihn.

Don Giulio heulte vor Unglück, und erwachte in den Armen des Banditen, der ihn mit unverhohlenem Grauen betrachtete.

„Schlimm geträumt, Herrlichkeit!" sagte Kratzkralle.

„Entsetzlich! Mir war, ich werde geblendet."

„Ich sah die Sache vorgehen auf Euerem erlauchten Angesicht," meinte der Bandit. „Meine Verehrungen, Herrlichkeit! Doch nun beurlaubt mich."

Er verbeugte sich, blieb aber stehen, wie durch eine gewisse Zärtlichkeit zurückgehalten, und begann mit bedenklicher Miene und gedämpfter Stimme: „Wenn die junge Herrlichkeit einem armen Manne Glauben schenken will, so verzieht sie sich sachte von hier in dieser gegenwärtigen Stunde noch, sucht ein Klösterlein auf — Sant Andrea in den Stauden liegt nahe. Der Heilige ist gut, und die dortige Brüderschaft discret — gibt jedem Bettler, dem sie auf dem Wege begegnet, ein Goldstück, thut in Sant Andrea ein gewichtiges Gelübde, verschließt sich in eine Zelle und zieht sich das Betttuch über die lieben, bedrohten Augen. Die heilige Jungfrau bewahre sie Euch!" schloß er mit Inbrunst.

„Bist Du so traumgläubig?" scherzte Don Giulio, der schnell seine Sicherheit wiedergewonnen hatte.

„Ich weiß, was ich weiß," versetzte der Bandit; „mir hat einst geträumt, ebenso eindrücklich wie Euch heute, ich ersteche meinen Schwager. Erwacht, that ich das Mögliche von frommen Dingen; aber es mußte nur sein."

Er grüßte tief und war weg. Offenbar hatte er es eilig, aus der Nähe eines Menschen wegzukommen, der nach seiner festen Ueberzeugung einem dunkeln Schicksal verfallen war.

Viertes Capitel.

Don Giulio erstieg langsam die Treppen und suchte, den Blick aufwärts wendend, sehnsüchtig das süße Blau, welches er im Traume für immer verloren hatte. Aber er suchte vergebens; denn der Himmel war von den trüben Dämpfen der Julihitze gänzlich verdüstert.

Als er den Fuß auf die oberste Stufe setzte, kam ihm aus der Halle des Hauses mit ungewissen Schritten der Oberrichter entgegen, bleich wie ein Todter, und mit so unglücklich blickenden Augen, daß Don Giulio vom innigsten Mit-

leid ergriffen wurde und, den Arm um die Schulter des Freundes schlagend, ihn an das Terrassengeländer zog und mit ihm auf das Brunnenbecken und in das rauschende Spiel seiner Wasser niederblickte.

„Was geschah denn?" flüsterte er ihm ins Ohr. „Was ist Dir begegnet?"

Strozzi erwiderte mit schmerzlich verzogenem Munde: „Nichts. Du verreisest auf zwei Jahre nach Venedig. Deine Sache ist beigelegt und kommt nicht vor Gericht. Deine Orgie in Pratello bleibt ungestraft. Wiederum und noch einmal eine unverurtheilte blutige That! Auch der Herzog beklagt es, und seufzt über Euch, seine Brüder."

„Auch über den Cardinal?"

„Ueber Euch Alle. Den Cardinal nannte er einen Eigenmächtigen, einen Gesetzlosen, einen dem Staate Ferrara unentbehrlichen Frevler, und befahl mir, seine Bande, wenn er sie nicht, wie er fest zugesagt, heute noch ablöhne und auflöse, mit Galgen und Rad zu verfolgen — unnachsichtlich! Dabei erhitzte er sich", fuhr Strozzi in seinem Berichte fort, „und sprach eifrig von dem Staate Ferrara, wie er sich ihn denke, als ein Staatswesen von unbedingter Gerechtigkeit, durchaus ohne Ansehen der Person, ohne Begünstigung, ohne Bestechung. „Eine Justiz, wie sie Eure Republik besitzt," sagte er, sich zur Seite wendend, und ich erblickte in einer Fensternische den Venetianer, der gekommen war, vom Herzog Urlaub zu nehmen, und bescheiden in einem Buche blätterte, um meine Audienz nicht zu stören. Der Angeredete lächelte höflich. „Vergebung, Bembo! Ich weiß, Euer Reisezug wartet, denn Ihr wollt die Nachtkühle benützen zu Eurem Romritt, um der Julisonne auszuweichen. Verzeiht meinem Schreiber, daß der Langsame und Gewissenhafte Euch auf das Memorial warten läßt, das Ihr mir die Gunst erweisen wollt, für mich in die Hände des heiligen Vaters zu legen. Ein furchtbarer Mensch, dieser Leo. Er liebt mich nicht; empfehlt mich ihm. Und was werdet Ihr dem Schrecklichen sagen" — der Herzog lächelte — „wenn er Euch fragen wird, was Euch bewog, Ferrara zu verlassen? Er weiß, daß ich es nicht liebe, von Männern, wie Ihr, verlassen zu werden. So gut als ich, schätzt er Euch als einen Bedeutenden und Zukunftsvollen, den zu verkennen eine Schmach der Unbildung wäre, und der jedem italienischen Hofe zur Zierde gereicht. Nun, Bembo, saget mir, was werdet Ihr der Heiligkeit antworten?" „Die Wahrheit, Herzog," erwiderte der Venetianer mit seiner einschmeichelnden Stimme. „Heiligkeit, werde ich sagen, ich verlasse Ferrara, weil ich den Herzog verehre, und fürchte, die Herzogin zu lieben., Kein Sterblicher wird ihres täglichen Umgangs genießen, ohne von ihrem geheimnißvollen Wesen und von ihrer klaren Anmuth gefesselt zu werden. Wo ist dann die Grenze zwischen Bewunderung und Leidenschaft? Wo liegt das richtende Schwert, das die Körper und die Seelen trennt? Es tödtet, ohne warnend zu blitzen! Lieber aber verendete ich in tausend Qualen, als daß ich die hohe Frau durch eine auflodernde Flamme verletzte, oder an meinem edeln Gastfreunde, auch nur im Fiebertraume, Raub verübte. So werde ich zum heiligen Vater reden. . . ."

„Kühn und auch klug gesprochen!" unterbrach hier Don Giulio, indem er spielend nach einem Wasserbogen haschte, dessen fallenden Regen ein Hauch des Südwindes ihm zutrieb.

Der Richter aber fuhr fort: „Don Alfonso schien durch das Bekenntniß seines Gastes befriedigt und mit dessen Abreise einverstanden. „Ich könnte Euch solche freimüthige Rede an den heiligen Vater nicht verargen," sagte er, „sie hätte nichts Unziemliches, sondern ehrt uns Alle. Schreibt uns zuweilen, Bembo." Dann aber wurde er drohend und wies auf mich. „Dieser Mensch," sagte er, „krankt an dem gleichen Uebel, ohne so weise zu sein, wie Ihr, und ein Heilmittel zu suchen. Redet zu ihm und gebet ihm Rath." — Da erhob ich zornig das Haupt und versetzte: „Solches, Herzog, gestehe ich nicht ein mit dem Munde; meine Gedanken aber anerkennen keinen Richter. Wenn Solches wäre, ich wüßte mir Rath, so gut wie Bembo. Laßt mich ziehen, Herzog! Die Luft von Ferrara erstickt mich. Ich bin noch zu jung mit meinen zwanzig Jahren, die heilige Wage der Themis zu halten; ich bin ein noch unfertiges Metall, eine flüssige Lava. Noch kämpfen um mich verschiedene Gesetze und Anbetungen. Gebt mir Urlaub! Ich will die Hochschule von Paris besuchen, wohin ich schon lange trachte, und ich werde einst Euch und dem Staate Ferrara reifer und brauchbarer zurückkehren, als ein Mann des Rechts, den nichts mehr besticht und blendet." — Der Herzog entgegnete mir ernst: „Keine Rede davon, daß Ihr Euer kaum angetretenes Amt verlasset. Unter meinen Augen begannet Ihr eine Reform unseres Gerichtswesens, und ich ertrage es nicht, daß in Ferrara eine unternommene öffentliche Arbeit leichtsinnig unterbrochen und verspätet werde. Wohin würde uns solche Gewissenlosigkeit führen? — Was aber die Sklaverei betrifft, in der Ihr schmachtet, so leugnet Ihr sie mit dem Munde, aber mit Blicken und Gebärden legt Ihr sie auf eine ärgerliche Weise an den Tag. Darum bitte ich unseren scheidenden Freund," er ergriff den Venetianer bei der Hand, „Euch über Euren gefährlichen inneren Zwist aufzuklären. Er ist Euch glaubwürdig; denn wie Dante im wilden Walde, ist er angstvoll den reißenden Bestien entronnen. — Seid sein Führer, Bembo. Redet in meiner Gegenwart ohne Zwang und Schleier. Es besteht kein Geheimniß unter uns, wir kennen unsere Gesichter und Masken." — So quälte uns der grausame Pedant, und wir knirschten unter der Marter!"

„In der That, ein genialer Gedanke des Ehemannes, in seiner Gegenwart den einen Anbeter seiner Frau durch den andern abkanzeln zu lassen!" lachte Don Giulio. „Das gleicht dem Bruder! Ich sehe, wie Du in verhaltenem Ingrimm die Augen rollst, und wie der schlangengewandte Venetianer die zerrissene Seele zu einem schmerzlichen rhetorischen Meisterstücke stimmt. Was sagte er denn?"

„Zuerst zog er die feinen Brauen zusammen und schwieg eine Weile. Dann trat er zu mir und ergriff mitleidig meine Hand. „Herkules," begann er, „die Zeit drängt; meine Rosse stampfen vor dem Thore, und mein Geist ist schon unterwegs. Möge diese meine letzte Minute Frucht tragen mit der Hülfe Gottes! Ich habe keine Zeit, meine Worte zu wägen; und da die Hoheit selbst es ausgesprochen hat, daß hier kein Geheimniß walte, so enthülle ich schonungslos das Antlitz der Dinge. Dein Leiden ist ein wundersamer Fall. Nicht wie mich, armen Sünder, besiegt Dich die Uebergewalt des weiblichen Reizes. Du bist weit gefährlicher krank; denn Dein Uebel entspringt auf dem Gebiete Deines

stolzen und eigenwilligen Geistes. Dein starrer Rechtssinn verdammt das, was Dein Auge beglückt und das Feuer Deines Herzens entzündet. Das ist Dein Widerspruch und Dein Irrsal. Der Richter wird entflammt für die von ihm Gerichtete. Befiehl Dir ihr Schicksal. Ein kindliches Weib, in unselige Abhängigkeiten hineingewachsen, schuldig schuldlos, wie die liebliche Frauenschwachheit ist, flieht, von innerer Klarheit erhellt, mit zitternden Füßen aus dem Banne des Bösen und ergreift die ihr gebotene Hand eines seltenen, ja einzigen Mannes, der Dein Fürst ist, o Strozzi! und ein weiser Erforscher der Menschennatur. Er erkennt die edle Anlage Lucrezia's und zieht sie in göttlicher Weise mit sich empor. — Nun werden ihre Schritte täglich sicherer, und immer größeres Wohlgefallen gewinnt sie an der Tugend und an ihren belohnten Kämpfen. Da kommst Du, Unseliger, siehst die Emporgehobene in den Armen ihres Schutzengels, verurtheilst sie zu den Höllenkreisen und stürzest Dich auf sie, um Dein Urtheil selbst auszuführen. — Wehe Dir, Du bist ihr verfallen! Du umklammerst ihre Kniee; sie aber wird sich von Dir lösen, und Du stürzest allein in die Tiefe! Armer Irion, Du umschlingst statt der Göttin eine Wolke, und daß Dein Frevel völlig unausführbar und unmöglich ist, das allein entschuldigt ihn. — Frage Dein Herz, Strozzi!" und der Venetianer drückte mir in Thränen die Hand, „fühlst Du nicht, wie rührend und geschmackvoll die neue Lucrezia ist, die in ihrer stillen und bedachten Weise das schlichte Gute thut, und ohne prunkende Buße sich mit den allgemeinen Tröstungen der Kirche begnügt. Wenn Du die einfache Anmuth dieser Erscheinung betrachtest, beschleicht Dich nicht der Zweifel, ob die Verleumdung, das Laster unserer Zeit — denn wir Alle verleumden und werden verleumdet — sich nicht an diesem erlauchten Weibe mehr als an andern vergangen, und das menschlich natürliche Bild einer Dulderin ins Dämonische verzerrt habe?"" .....

Das laute Gelächter seines Freundes unterbrach ihn. „Das ist stark!" rief Don Giulio. „O Jahrhundert unverschämter Wahrheit und gründlicher Lüge!"

Da zuckte er leicht zusammen, denn ein leiser Finger berührte seinen freien Nacken. Kurz wandte er sich um und blickte in das abgezehrte und feindliche Gesicht des Cardinals, dessen langsames Emporsteigen das Springen der Wasser übertönt und verborgen hatte.

„Ich glaube, der Herzog erwartet uns beide," sagte Ippolito, über das Wort seines jungen Bruders, das er noch aufgefangen hatte, unwillkürlich lächelnd. „Folget mir ohne Verzug!" Und er verschwand in der Villa.

„Ich verlasse Dich, Herkules!" sagte der Este. „Nur Eines muß ich noch wissen: Woher Deine tödtliche Blässe, die mich erschreckte, da ich Dir hier entgegentrat?"

„So höre denn das Ende des Auftritts und das Schlagwort des Herzogs! Zuerst sagte er ruhig und finster: „Euer Bildniß der Herzogin, Bembo, ist treffend und nicht geschmeichelt." Er fixirte uns Beide. Mit meiner Miene schien er nicht zufrieden. Es erhob sich etwas Heißes in ihm, und er wandte sich drohend gegen mich. „Ich frage mich, Strozzi," sagte er, „ob Eure Leidenschaft nicht gelegentlich Euern Gehorsam gegen den Fürsten und das Gesetz zu Euerm Unheil ins Wanken bringen könnte! Nicht zwar auf Euerm eigensten

Boden in Rechtsfragen, da halte ich Euch für unbestechlich und unterordne mich Eurem Urtheil. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß Ihr in dem Erbstreite meines Fiscus mit dem Grafen Contrario das Rechte finden werdet. Auch wird Euch hier die Herzogin trotz ihrer Begünstigung des Grafen nie irre leiten; aber es gibt einen Fall und eine Stunde, die sie ihres klaren Sinnes berauben werden. Ihr verderblicher Bruder wird Italien wiederum betreten und uns verwirren. Ich werde meinen Unterthanen jede Verknüpfung mit ihm verbieten. Doch meine erste Unterthanin, die Herzogin, wird nicht gehorchen; denn sie kann es nicht, es steht nicht in ihrer Macht. Mit den härtesten Strafen werde ich verhüten, daß sie kein Werkzeug finde, und doch wird sie eines finden.... Euch wird sie ergreifen, Herkules Strozzi. Damit ist Euer Haupt verwirkt. Ich werde Euch richten. — Nicht öffentlich, denn es ist eine Familiensache und eine Staatssache, die beide das Geheimniß fordern. Man wird Euch todt auf der Straße finden." — Hier erblaßte Bembo, und Du sagst, daß auch ich blaß geblieben bin. — Unbeirrt und gemessen jedoch fuhr der Herzog fort: „Bembo, Ihr seid vor Gott und Menschen mein Zeuge, daß dieser nicht ungerichtet stirbt. Du aber, Herkules Strozzi, siehe zu, wie Du der Herzogin und mir entrinnest!" Jetzt brachte ein furchtsamer Schreiber die Rolle für den Papst, und wir waren entlassen. Ich begleitete den Venetianer zu seinen Dienern und Pferden. Den Fuß schon im Steigbügel, flüsterte er mir zu: „Hüte Dich vor Dir selber, Herkules.""

Don Giulio schauderte. Strozzi berührte flüchtig seine Lippen und sagte: „Nun reise auch Du schnell und glücklich!"

„Diesen Abend noch!"

„Nein, sobald Du aus dem Schlosse trittst!" sprach der Richter, und stieg die Treppe hinunter, während der Andere seinem Bruder, dem Cardinal, nacheilte.

Fünftes Capitel.

Diesen fand er mit dem Herzog in einer schmalen, hohen Kammer, die ein einziges großes Fenster erhellte. Es war ein geheiligter Raum, den zu betreten dem Hofe untersagt war. Die Wände waren mit Plänen und Karten bekleidet, und in der Mitte auf dem breiten Schreibtische, an dem der Herzog jetzt, die heiße Stirn in die Hand gelegt, sich niedergelassen hatte, ruhte ein Globus.

Sowie sich die Brüder vor ihm gegenüber standen, blitzten sie, durch den bloßen Anblick ihrer Gesichter gereizt, sich feindselig an, und während der Herzog mit einem Zuge der Besorgniß zuhörte, überschüttete der Cardinal Don Giulio mit zornigen Worten.

„Ich verlange," rief er, „daß Eure Hoheit diesem Nichtswürdigen den Hof verbiete; ich will, daß er Ferrara meide ewiglich und uns nicht länger das Aergerniß seiner Nichtigkeit und Straflosigkeit gebe. Er beschämt und entehrt unser Geschlecht! Stoße ihn aus, Bruder!"

Unter so unerhörter Beleidigung zuckte Don Giulio zusammen. Er bäumte sich unter dieser Geißelung; es war, als ob sich seine Züge vergrößerten und ein edleres Urbild durchschiene, das sich empört erhebe gegen solche Erniedrigung.

„Cardinal,“ sagte er, „was ich sündigte, habe ich mir gesündigt. Und ich weiß nicht, ob ein frei Genießender nicht schuldlos ist neben einem Staatsmanne, der, wie ein Giftmischer, das Böse berechnend und wissenschaftlich zu seinen Zwecken braucht und verarbeitet.“ —

„Diese Gedankenlosigkeit ist gerade, was ich Dir vorwerfe, Du trauriger Gegenstand!“ versetzte der Cardinal, „und daß Du ohne jede geistige Freude dem gemeinsten Genusse fröhnst. Und darum, weil ich weiß, was Du, Verworfener, Liebe nennst, verbiete ich Dir Donna Angela! Berühre sie nicht mit dem leisesten Athem, mit dem flüchtigsten Gedanken, denn — pfui Deine Gedanken!“

Mit Thränen erwiderte Don Giulio: „Warum stößest Du mich in den Schlamm, daß ich darin ersticke, während Du mich früher emporheben wolltest? Warum hassest Du mich so wild, der Du einst den Knaben väterlich geliebt hast?“

„Das will ich Dir sagen, Julius. — Als ich, der zehn Jahre Aeltere, Dich als Kind neben mir sah, freute ich mich Deines offenen Antlitzes und Deines hellen Geistes. Herzgewinnend, schön, aufmerksam und begabt, schienest Du mir ein unter günstigen Sternen geborener Este, uns geschenkt zum Gedeihen unseres Hauses und Staates, ein Labsal, eine Stütze für Tausende, und es war mein stolzes Bemühen in einer Zeit des Zerfalles, wo die Persönlichkeit Alles ist, die Deinige zu entwickeln. Jetzt, nach Deinem kindlichen Aufglänzen, standest Du, ein Jüngling, am Scheidewege; da wandtest Du Dich ab von den Zielen der Ehre und Arbeit und verlorest Dich völlig in Spiel und Lust. Dir gelang, Deinen ganzen reichen Hort nutzlos und schädlich zu vergeuden. Nicht der Staat, nicht die Wissenschaft, nicht einmal der die Jugend entflammende Kriegsdienst vermochte Dich zu gewinnen. Du tödtetest Deine Tage mit großen und kleinen Freveln ... ein kleinlicher und niedriger Geist! Du hast Raub begangen an Deinem Hause, und da Du ihm, Wechselbalg, keine Ehre mehr machen kannst, sondern es mit lauter Schande bedeckst, sähe ich Dich wahrlich lieber todt als lebendig. Hast Du Dich doch selbst von uns losgesagt, als Du Dein Pratello, an das Du grenzenlose Summen verschwendet hast, nicht mit unserm erlauchten Wappen, sondern mit leeren und sinnlosen Larven verziertest, wie Du selbst eine bist.“

„Bruder,“ erwiderte niedergeschlagen Don Giulio, den sein Gewissen strafte, „höre auf, mich zu zertreten, weil ich meine Lebensfreiheit gebraucht habe. Es sind genug Este da, die dem Staate dienen! Glaube mir, die Tugendlehre steht Deinem Geiergesicht übel an! — Ueber Eines aber, Ippolito d'Este, beruhige Dich gänzlich“ — und Don Giulio ermannte sich, einen Boden erreichend, wo er sich schuldlos fühlte — „über meinen Stand zu Donna Angela! Ich schwöre Dir,“ er suchte nach einer gültigen Betheuerung, „so wahr unser Fürst und Bruder hier lebt! Angela Borgia, die der Grund ist Deines grausamen Hasses gegen mich, gehört nicht zu mir, sie geht mich nichts an, sie ist mir feind. Ich biege ihr aus, so schlank ich kann. Wuchs und Gebärde dieser Virago sind nicht mein Stil. Auch kann sie mich nicht lieben, denn sie denkt über mich, wie Du. Und mit Recht, denn ich weiß nichts davon, daß ich mich geändert hätte, seit sie mich vor allem Volke bejammert hat!“

Weit entfernt, daß dieses Geständniß den Cardinal beruhigt hätte, blies es vielmehr anfachend in die Flamme seiner Eifersucht. Er traute den Worten Don Giulio's, denn er wußte, daß dieser trotz seiner Uebertretungen eine innerlich unverfälschte und wahrhafte Natur geblieben war, und er sagte sich, daß dieser Wunderquell, in dessen Tiefe man durch seine leuchtenden Augen hinunterblicken konnte, für die wahrheitsdurstige Angela eine geheime Anziehungskraft haben mußte, ohne welche sie nicht hingerissen worden wäre, den aus dem Kerker Steigenden auf offenem Markte zu mißhandeln und zu beklagen. Seine Eifersucht wurde zur Wuth, als Don Giulio unschuldig fortfuhr:

„Nein, Bruder, ich rede nicht aus Neigung," er legte betheuernd die Hand aufs Herz, „bei Bacchus! Das Mädchen ist mir so gleichgültig wie Göttin Diana! — Nur hat man sein Erbarmen mit jedem weiblichen Geschöpfe — was soll aus ihr werden bei Deiner rasenden Liebe zu ihr? — Heirathen kannst Du sie nicht — Du bist ein Priester! Gewinnen noch weniger, denn sie ist keusch und tapfer! Was bleibt? Was bereitest Du ihr? — Du wirst sie tödten!" —

Seine Stimme hatte einen so warmen, mitleidigen Klang, daß der Cardinal darüber in Raserei gerieth.

„Wer sagt Dir, Bube," wüthete er, „daß ich sie tödten werde! Was hindert mich, dies hier," er packte mit beiden Fäusten den Purpur über seiner Brust, „in Fetzen zu reißen und Angela als mein Weib an das Herz zu drücken? Ich bin jung genug dazu und ich speie auf das kirchliche Gaukelspiel!" . . . . .

„Gelassen, Bruder!" mischte sich endlich der Herzog in den Zweikampf, „das thust Du nicht. Du entwürdigst Dich nicht. Daß Du ein Weib bis zur Raserei liebst, darf Dir begegnen. Es ist eine menschliche Plage — eine Krankheit — ein Unglück! Eine verspätete Verweltlichung aber zum Behufe einer Heirath wäre ein Aergerniß — ein Spott! Und Du darfst Dich nicht verhöhnen lassen, Du Stolzer! — Was Donna Angela betrifft, die ein werthvolles Mädchen ist, so wird die Herzogin sich damit beschäftigen, sie standesgemäß zu versorgen, wozu sie als Verwandte verpflichtet ist. Und Du, Cardinal, wirst Donna Angela unter dieser Obhut in Ruhe lassen aus Ehrerbietung für Donna Lucrezia, die Du scheust und achtest."

„Die ich scheue und achte!" wiederholte der Cardinal gedankenabwesend. „Und mit wem wird Donna Lucrezia sie vermählen? erkühne ich mich zu fragen."

„Das überlassen wir ihrer Klugheit," sagte der Herzog. „Ich für mein Theil denke, es wäre nicht unweislich gehandelt, sie dem Grafen Contrario zu geben."

Nun war es seltsam, wie bei der Nennung dieses in Italien Reichthum und Ehrbarkeit bedeutenden Namens beide feindlichen Brüder in ein einträchtiges und einstimmiges Hohngelächter ausbrachen.

Dann aber wandte sich der Cardinal mit erneuter Wuth gegen seinen Mitlacher.

„Es sei!" schrie er. „Donna Lucrezia verfüge! Sie wird etwas Anderes finden, oder Donna Angela sich selbst besser berathen. Wenn nur dieser Aus-

wurf der Este," er deutete auf den jungen Bruder, „aus dem Spiele bleibt!" Und so tödtende Blicke schoß er gegen ihn, daß dieser erbleichte.

Jetzt schwindelte Ippolito auf dem Gipfel seines Hasses; er fühlte, daß er die Besinnung verliere und einer Ohnmacht nahe sei. Sich an die Stuhllehne des Herzogs klammernd, keuchte er in abgebrochenen Worten:

„Wenn Dir Dein Leben lieb ist, Bruder, so entweiche aus meinem Gesichtskreis! Verlaß Ferrara! Noch zu dieser Stunde! . . Jetzt gleich! . . Geh! . . . ."

Don Giulio betrachtete den Cardinal mit erschrockenen Augen. Ihm schien, daß ihn dieser unwillkürlich und aufrichtig warne vor den mörderischen Ausbrüchen seines Hasses, und er beschloß, ihm zu gehorchen.

„So thue ich, Cardinal!" sagte er und wollte sich entfernen. Doch der Herzog gebot anders.

„Keine Uebereilung!" hielt er ihn zurück. „Nichts Auffallendes! Nichts, was Muthmaßungen und Gerede verursachen könnte! Begebt Euch jetzt in den Kreis der Herzogin. Unterhaltet sie und lasset gelegentlich einfließen, Eure Lust am Kriegswesen sei wieder erwacht, und da jetzt die Euerm Dienste in Venedig entgegenstehenden Staatsgründe weggefallen wären, so kehrtet Ihr dahin zurück. Ich hätte Euch Urlaub gegeben, wenn auch ungern."

Don Giulio verneigte sich gehorsam.

Da ließ sich draußen eine scharfe Stimme vernehmen, und alle drei wendeten sich gegen den Eingang der Kammer. Es war Don Ferrante, der Einlaß begehrte und in meckernden Tönen zu recitiren begann, denn neben andern Thorheiten huldigte er auch der, zuweilen in Versen zu reden:

„Holdsel'ger Anblick, selten aber wahr:
Drei Brüder schließen liebend sich zusammen,
Die von verschiednen schönen Müttern zwar,
Doch von demselben edeln Vater stammen!
Sie würgen sich und sie ersticken gar
Sich in Umarmungen und Liebesflammen.
So groß ist ihr Verlangen und Entzücken,
Sich gegenseitig an die Brust zu drücken!

Der Vierte kommt, den Dreien anzusagen,
Daß im Boskett, wo Amor liegt in Banden,
Wo die Gelehrten uns'rer Fürstin tagen,
Ein philosophischer Disput entstanden.
Es handelt sich um nadelspitze Fragen
Und eine Lösung ist noch nicht vorhanden.
Erlauchte Prinzen, laßt Euch nicht verdrießen,
Auch Eures Witzes Bolzen abzuschießen."

„Komm, Brüderchen! Die Königin von Ferrara gebietet."

Er faßte Don Giulio unter dem Arme und lud den Herzog und den Cardinal mit einer gezierten Handbewegung zum Vortritte ein.

Sechstes Capitel.

Während die ernsten Gestalten des Herzogs und des Cardinals zusammen durch den langen Mittelgang des Gehölzes schritten, stellte sich das darin lustwandelnde leichtsinnige Hofgesinde rechts und links zu ehrerbietiger Begrüßung auf, wenn es sich nicht in anständiger Flucht auf Nebenpfaden, die zu irgend einer geheimen Lästerbank führten, ins Dickicht verlor.

Wer von ihnen hätte begreifen können, daß der Mann im Purpur mit dem bedeutenden Kopfe und den durchgearbeiteten Zügen, wie sie große politische Geschäfte ausprägen, gleich einem Verdammten leidend, in den Banden eines von ihm sich abwendenden jungen Mädchens lag. — Unglaublich! —

Aehnliches sagte sich der Herzog, und der Cardinal errieth dieses schweigende Urtheil.

„Keine Sorge, Bruder," begann er beschwichtigend, „wegen meiner und des Mädchens! Ich überwinde . . . eines von beiden: mich oder sie! Nur Don Giulio muß aus der Mitte geworfen werden. Und Du schaffst mir ihn ja weg, den mit den vorwurfsvollen Augen!"

Der Herzog blickte den noch immer vor Leidenschaft Zitternden verwundert an. Dann warf er einen Blick rückwärts nach den ihm folgenden Brüdern und sah Don Ferrante, der den Gehaßten fast gewaltsam vom Wege in das Gebüsch zog.

„Sieh Dich um," sagte er zum Cardinal, „dort schleppt der Verschwörer Ferrante den unschuldigen Giulio in ein Versteck, um ihn in eines seiner chimärischen Complotte gegen uns einzuweihen. Zu solchem Verrath aber, das mußt Du mir zugestehen, gibt sich der leichtherzige Knabe nicht her."

„Je nach Umständen!" zischte der Cardinal, nahm dann aber sich und die Falten seines Purpurs zusammen, denn sie näherten sich dem Kreise der Herzogin.

Die Hitze des Julitages hatte sich gegen Abend unter dem dichten Laubdache verfangen. Es war unerträglich dumpf, und wo der Horizont zwischen den Stämmen sichtbar wurde, regten unaufhörlich die lautlosen Blitze ihre Feuerschwingen.

In dem dämmernden Boskette des gefesselten Cupido erhob sich beim Eintritte der Beiden die Gesellschaft von den niedrigen Steinsitzen; nur die Herzogin, zu deren Füßen Angela sich barg, blieb auf ihrer Bank ruhen, dem Herzog neben sich Raum gebend.

Der Perser Emin aber stand an den ehernen Cupido gelehnt, den Kreis mit orientalischen Märchen, wie es dem Herzoge schien, unterhaltend, während Ariosto hinter seinen Schultern ihn anfeuerte und auch wohl mit dem richtigen italienischen Ausdruck unterstützte.

„Wovon war die Rede, Madonna?" fragte der Herzog.

„Herr, davon," erwiderte sie, „wie es möglich sei, daß gewisse Lichtgestalten, die in ihrer Glorie schützend über uns stehen, auch in fremde Länder und auf andersgläubige Völker ihre Strahlen werfen, wenngleich wie im Spiegel eines dunkeln Gewässers gebrochen. Davon hat uns Ben Emin eben ein schönes persisches Beispiel erzählt."

„Ich errathe," sagte Don Alfonso, den die Frage anzuziehen schien. Solche Besitznahme unserer Helden durch die morgenländische Sage kommt vor. Wenn ich nur an Kaiser Karl und seine Paladine denke. Diese freilich haben unsere Dichter — und nicht am unschuldigsten jener dort, der seine lustigen Augen hinter Cupido verbirgt — schon so abenteuerlich verkleidet, daß den Persern wenig mehr zu thun übrig bleibt."

„Auf falscher Fährte, Herzog!" lächelte Donna Lucrezia.

„So sind es denn die großen Stauffen," rieth der Herzog weiter, „der Rothbart und sein Enkel, der ungläubige Friedrich, welche beide freilich den Morgenländern ihre natürlichen Angesichter gezeigt haben, und die sie nach dem Leben abbilden konnten."

„Immer weiter weg!" schüttelte Lucrezia das leichte Haupt. „Doch, ich fürchte, selber habe ich Euch irre geführt, indem ich einen ganz Unvergleichlichen und Unerreichbaren in die Menschheit einreihte und das Heiligste selbst in unser weltliches Gespräch verflocht. Weder Karl den Großen und seine Paladine noch die Stauffen nannte Ben Emin, sondern unsern Herrn Christus selbst. Verzeiht meiner Unvorsicht! Es ist ferne von mir, die Kirche zu entweihen, in deren Kreis ich durch Geburt und Schicksal gebannt bin, und von der allein ich mein Heil verhoffe. Die Barmherzigkeit des Himmels, die sich in Menschengestalt des abscheulichsten Elends erbarmt, das ist auch der Inhalt der persischen Erzählung, die mich verführte. Doch ich werde unklar. Höret und urtheilet selbst.

„Ben Emin berichtet:

„Eines Tages trat der Heiland mit seinen Jüngern aus dem Thore einer Stadt. An der Landstraße lag in der Sonne ein todter Hund, dem die Jünger mit Ekel und Schmähungen auswichen. Der Heiland aber blieb bei dem Aase stehen und, das Einzige, was daran rein geblieben war, hervorhebend, sprach er: „O sehet, wie blendend weiß seine Zähne sind!" —

Die Hofleute, welche eine Erzählung im Geschmacke des Boccaccio vorgezogen hätten, fanden diese persische Legende befremdend, ja unanständig, der Herzog aber schwieg.

Donna Lucrezia, die von dem Gegenstande nicht loskommen konnte, redete in bewegter Stimmung weiter:

„Und ist es nicht seltsam, mein Herzog! Wie auf einer kostbaren Tapete, gewoben nach der Zeichnung eines unserer heiligen Maler, wird auf der Rückseite, ich meine in der heidnischen Ueberlieferung, zwar nicht das volle Bild des Weltheilandes, aber doch die Purpurfarbe seiner Barmherzigkeit sichtbar! Die heidnische Sage bestätigt den Heiland als den, welchen die Kirche verehrt und darstellt, als einen göttlichen Brunnen der Barmherzigkeit. Selbst an dem ekelsten Gegenstande findet die Güte noch eine Schönheit."

Und schwere Thränen stürzten über ihre Wangen.

Die Hofleute waren erstaunt, ihre Herrin also reden zu hören. Es war offenbar, daß sie an sich selbst dachte und unter der Gewalt eines plötzlich über sie kommenden unüberwindlichen Wahrheitsbedürfnisses ohne Hehl und Scham unter einem durchsichtigen Schleier ihren Ursprung aus der Kirche und ihre entsetzliche römische Sünde zeigte. Der Mund des Einen verzog sich in der Däm-

merung zum Spott, während die Stirne des Andern sann und grübelte. „Es ist schwül, und sie fühlt das Gewitter“ —, dachten sie.

Die Blässe der Herzogin schimmerte wie Marmor durch das Halbdunkel. Alfonso sprach kein Wort, aber er betrachtete sein Weib ohne Groll, mit Liebe und Theilnahme. Der Teppichhändler Emin aber freute sich des Gleichnisses von der Tapete.

In dem entstandenen Schweigen wurde die bange Schwüle noch fühlbarer. Man hörte in der Ferne unheimliche Unkenrufe und das Schreien eines Käuzleins, nach welchem der Cardinal, der an der Unterhaltung keinen Antheil genommen, aufmerksam und geärgert hinhorchte.

Da trat unversehens Don Ferrante aus den Bäumen und ließ seine mißtönige Stimme vernehmen.

„Hier wird erbaulich gesprochen,“ höhnte er, „wohl von der Eminenz! Ich lese es im Dunkel auf den kasteiten Mienen. Schade, daß ich zu spät komme! Ich kann immer etwas Moral brauchen und noch mehr Bruder Julius, den ich mitbrachte, der mir aber unterwegs in den Pfirsichspalieren hängen blieb. Es steckt dort eine Pica, die Tochter des neuen Gärtners, der er jetzt Pfirsiche für die herzogliche Abendtafel pflücken hilft mit den üblichen Griffen und Bissen und ehrbaren Spielen und Wortspielen, welche seit Adam's Zeiten das Ergötzen unserer edeln Menschheit sind.“

Diese mehr bittere als lose Rede schlug wie ein Blitz in einen Pulverthurm.

Donna Angela, die bisher ihr Angesicht an den Knieen der Herzogin verborgen hatte, fuhr wie eine vom Pfeil getroffene Löwin in die Höhe und wollte, durch die Büsche brechend, davoneilen, da der nächste Augenblick den Unwürdigen in ihre Gegenwart bringen konnte; doch die dunkle Figur des Cardinals verwehrte ihr die Flucht. Er stellte sich vor sie, und es schwirrte von seinen Lippen:

„Der Nazarener fand an dem ekeln Aase noch etwas Schönes, an dem Hunde Don Giulio hätte er es nicht gefunden!“

Da änderte sich plötzlich die Haltung des aufgebrachten Mädchens. Die Brandmarkung des ausschweifenden Jünglings, zu der — wunderbarerweise — nur sie ein Recht zu haben glaubte, kochte in ihr als Zorn und Widerspruch. Sie schüttelte ihr stolzes Haupt und bewegte die Lippen.

„Es wäre denn, Ihr allein, Donna Angela, wüßtet ein Lob auf ihn!“ beleidigte er sie.

Da sprach die Trotzige mit erhobener Stimme: „Don Giulio hat wundervolle Augen! Die muß ihm der Neid, die müsset Ihr, Cardinal, ihm lassen!“ —

„Muß ich? Muß ich wirklich?“ rief Ippolito bebend und trat in die Nacht der Bäume zurück. Er verließ das Boskett und erschien wieder nach wenigen Minuten und einer entsetzlichen That.

Was war geschehen?

Er hatte kaum das Dunkel betreten und einen leisen Ruf hören lassen, so kroch Kratzkralle, der sich durch „Unke“ und „Käuzlein“, wie der Kunstausdruck lautete, angemeldet hatte, auf dem Bauche, wie eine Schlange, aus dem Dickicht, und ihm gegenüber auf der andern Seite des Pfades wurden in derselben Haltung

Firlefanz und Drachenbrut sichtbar. Es waren die drei Schlimmsten seiner verabschiedeten Bande, die vor ihm aufstiegen.

„Was wollt ihr von mir, Schurken?" fuhr er sie an.

Die Mützen mit den Händen vor die Brust drückend, wisperten die drei:

„Gold, Gold, Gold, Eminenz! Wir haben Euch länger gedient, als die Andern und erwarten mehr von Euch! Euer Schatzmeister aber hat uns alle gleich bedacht."

Da überwältigte den Cardinal sein böser Dämon. Er zog einen schweren Beutel hervor.

„Euer!" lockte er, „wenn ihr Don Giulio" . . . .

Firlefanz machte die Gebärde des Erstechens: „Abgemacht, Eminenz!" —

„Nicht so! Sondern" . . das Wort zauderte in seinem Munde, „ihn blenden."

Zuerst wollten ihn seine Banditen nicht verstehen.

„Kennt ihr ihn?" fragte er.

„Er ist mein Freund!" versetzte Kratzkralle mit Stolz.

„In wenigen Minuten geht er hier vorbei. Horcht! . . Ich vernehme schon seine Schritte!" In der That wurde ein fernes Schreiten auf dem knirschenden Kiese der Allee hörbar.

Da warf sich Kratzkralle dem Kardinal zu Füßen und stöhnte mit dem tiefsten Selbstbedauern:

„Ich Verdammter! Wär' ich nicht geboren! Herrlichkeit, befehlt mir, ihn zu erstechen! Nacken oder Herz! Nur nicht die lieben schönen Augen! . . . . Das thu' ich nicht!" sagte er dann entschlossen.

Da stieß ihn Firlefanz beiseite. „So laß uns zweie machen, Kapaun! Desto besser, wenn wir nicht mit Dir theilen müssen!"

Das wollte nun Kratzkralle auch nicht. Der Cardinal ließ seinen Beutel fallen und ging auf dem Pfade, den er gekommen war, nach dem Boskette, ohne zurückzulauschen.

Hier aber war nicht nur der eherne Amor gefesselt, sondern alle Geister der Unterhaltung lagen in Banden. Man saß, in der Schwüle schwer athmend, zusammen und konnte bei der sinkenden Nacht kaum mehr die Züge des Nachbars unterscheiden. Eine bleierne Müdigkeit und zugleich die beklemmende Angst einer Erwartung lähmte die Glieder, wenn auch nur das Warten auf die Flammen und Donner eines Gewittersturmes, dessen Fittige zur Stunde noch gebunden waren.

Da plötzlich zitterte durch die Luft ein Geschrei. Solche Schreckens- und Schmerzenstöne, daß alle Herzen bebten und alle Pulse stockten.

„So brüllt der Stier des Phalaris!" rief der entsetzte Ariost. „Wo bleibt Don Giulio!" Er stürzte fort.

Da kam er mit ihm zurück, der sich, der Unglückliche, an ihn anklammerte und von ihm vorwärts schleifen ließ.

„Bruder! Herzog!" rief der vor Schmerz Sinnlose, „wo bist Du? Hilf mir, räche! strafe!"

„Fasse Dich, ärmster Bruder! Was geschah? Was that man Dir?" sprach ihm der Herzog zu, während ihn Alle umringten.

„Der Cardinal ließ mich meuchlings überfallen! Er hat mir die Augen ausgerissen!"

Man schrie: „Bringt Fackeln! Holt Aerzte!" während Don Giulio den ihn aufhaltenden Ariost mit sich reißend, vorwärts strebte und die Arme nach dem Cardinal ausstreckte, der neben dem Herzog stand und dessen Gegenwart er fühlte. Seine ungewisse Hand fuhr in die Falten des Purpurs, in den er, auf das Knie stürzend, sich verwickelte und das blutige Haupt begrub. —

Er hielt sich an dem Leibe des Cardinals fest und schluchzte:

„O, o, warum raubst Du mir das Licht? Was nimmst Du mir das All' und Einzige weg, das ich war . . . . ein in der Sonne Athmender! . . . Du, der Du Alles bist und hast! dem ich nichts nahm und nichts neidete! . . . Ich winde mich vor Dir wie ein blinder Wurm! Bruder, zertritt mich! Tödte mich ganz!" . . .

Der Cardinal erschrak. Er zog krampfhaft seinen Purpur an sich, und seine Stimme klang unnatürlich, als er ausrief: „Nicht ich! . . Das Weib verführte mich! . . Sie lobte Deine Augen! . . . ."

Dieses Wort drang nicht mehr in das Ohr des vor Schmerz ohnmächtig werdenden Blinden, aber vernichtend in das Herz der wie versteinerten Angela.

Es kam Hülfe, Dienerschaft mit Fackeln und Sänften. Die verwirrte Gesellschaft verlor sich ohne Abschied in ängstlichen Gruppen und auf verschiedenen Wegen.

Das dunkle Boskett war verlassen.

Jetzt röthete ein Blitz den gefesselten Amor, Windstöße sausten durch den Wald und beugten die Wipfel der Bäume. Bald war der Himmel lauter Lohe und die Luft voller Donnergetöse. Dann stürzten die finstern Wolken auf die Erde, und schwere Regen wuschen und überschwemmten den mit Blut und Sünde befleckten Garten.

Siebentes Capitel.

Geraume Zeit war verflossen seit der Missethat des Cardinals, und der erste Frevel verlangte andere zu erzeugen. Die Saat war ausgestreut und keimte.

In Pratello, wohin man Don Giulio an jenem Abende noch, mitten durch das Gewitter, in einer von Pferden getragenen Sänfte zurückgebracht hatte, brütete der Unglückliche in seiner Finsterniß, oder ließ sich durch die Gänge seiner neu angelegten Gärten führen, die heißesten Sonnenstrahlen aufsuchend, um wenigstens das Licht zu empfinden, das er nicht mehr sehen sollte.

Besucht wurde er nicht vom Hofe, denn er galt für in Ungnade gefallen, da der Herzog nicht daran zu denken schien, die That des Cardinals vor Gericht zu ziehen, nicht einmal daran, durch eine ernsthafte Verurtheilung des grausamen und unerklärlichen Verbrechens sich davon zu trennen und persönlich loszusagen. Die drei Banditen freilich wurden, kurze Zeit nach der That, in Neapel, wohin sie mit ihrem Solde geflohen, wohl von ihren früheren Kameraden umgebracht und ihre Köpfe an die Gerichte von Ferrara gesendet, die einen Preis auf die Einlieferung der lebendigen oder todten Verbrecher ausgesetzt hatten.

Der eigentliche Thäter, Ippolito d'Este, kam mit einer so leichten Strafe davon, daß es schlimmer erschien, als wenn man die Schuld an ihm nicht gesehen noch gesucht hätte, und daß es einer Verhöhnung des von ihm mehr als Getödteten glich. Der Herzog begnügte sich damit, den Cardinal für wenige Wochen aus seinem Angesichte zu verbannen. Nicht einmal das Gebiet von Ferrara war ihm verboten worden.

Aber er hätte es auch nicht verlassen können, denn er lag schwer krank darnieder in der stillsten und verborgensten Kammer seines Stadtpalastes — so antwortete wenigstens seine Dienerschaft auf die vorsichtigen Fragen der Ferraresen. Ob es so sei, oder ob der Kluge sich nur sterbend stelle, um die gegen ihn empörte öffentliche Stimme zu besänftigen, darüber waren die Meinungen verschieden.

Von dem Gerüchte der Erkrankung des Cardinals erfuhr der Blinde von Pratello nichts; denn die zwei einzigen sehr ungleichartigen Ferraresen, die ihn besuchten, Don Ferrante und Ludwig Ariost, hüteten sich aus verschiedenen Gründen und Interessen, ihn davon zu unterhalten.

Der Dichter, welcher nach Pratello kam, um nach seiner Art den Blinden zu trösten und seine Seele zu erfreuen, war ein Höfling des Cardinals und setzte Werth auf das Wohlwollen dieses gefürchteten Beschützers. Er hielt sich ohne Falsch in der Schwebe zwischen Schlächter und Opfer; er bedauerte seinen Freund, ohne seinen Gönner zu verabscheuen, dessen Namen er in Pratello nie über die Lippen ließ, um ihn nicht von Don Giulio verfluchen zu hören, um nicht das Gemüth des Blinden im Grunde aufzuwühlen und auf lange Tage zu verfinstern.

Don Ferrante dagegen kam in anderer Absicht. Er weidete sich am Schmerze des Bruders, weil er Pläne darauf baute. Er vergiftete seine Wunde, weil er sie nicht heilen lassen wollte. Sie sollte immer heftiger brennen, damit der Groll des von Natur nicht Rachsüchtigen gegen die älteren Brüder, den schuldigen und den gleichgültigen, immer tiefer glühe. — Er nahm sich darum in Acht, dem armen Herzen mitzutheilen, daß der Cardinal auch nicht heil und ungestraft geblieben, sondern heimgesucht sei von Krankheit, und damit gar sein Mitleid zu erregen. Der Blinde sollte ihm nützlicher werden, als ihm der Sehende je gewesen war.

Don Giulio hatte in Pratello verschiedene Stufen des Elendes überschritten. Nach den ersten, langen, im Dunkel verstöhnten Tagen und Nächten, sobald die Fieber des Körpers und der Seele nachgelassen hatten, suchte er nach seiner genußbedürftigen Natur die Berührung der sanften Lüfte und den Geruch der Blumen. Er vergrub sich in die kühlsten Blätter, unter die duftigsten Zweige seines Gartens.

Zu dieser Zeit fing Ariost an, den Freund zu besuchen, vor dessen unheilbarem Elend ihm anfangs unüberwindlich gegraut hatte. Er wandelte mit ihm durch die Laubgänge von Pratello und legte sich neben ihn auf den weichen Rasen. Er war dafür besorgt, daß die Schaffnerin Körbe voll saftiger Früchte und Schalen edeln Weines bringe, und ließ den Blinden genießen und schlürfen.

Er klagte mit ihm das Verhängniß, als etwas Unpersönliches an. Er lobte die Mäßigung des Empfindens wie im Glück also im Unglück, und meinte, es

hange Alles von der Farbenbrechung der Seele ab; Glück könne schmerzen, und Unglück — als Tragödie betrachtet — lasse sich genießen. Ja, er behaupte, auch der Sinnlichste besitze eine geheime stoische Ader, und über den Geschicken zu stehen, gewähre eine göttliche Genugthuung.

Eines Tages zog er auch beschriebene Rollen aus der Tasche und begann mit wohllautender Stimme, Strophe nach Strophe, die schlanken Gestalten und die herrlichen Entfaltungen seines Heldengedichtes in Don Giulio's Ohr tönen zu lassen, bis sich nach und nach das Dunkel heller färbte und in der entzückten Seele des Blinden eine Sonne aufging.

Im Anfange beachtete er wohl, solche Gesänge zu wählen, deren Grundstimmung ein heroischer Ernst, oder Ergebung im Leiden war. Trennungen, Aufopferungen, Erniedrigungen und ähnliches passives Heldenthum!

Da rührte es oft den Dichter, wie tief Don Giulio den schmerzvollen Wahnsinn Roland's mitempfand, trotz der schalkhaften und grotesken Verzierung, mit welcher der Dichter seiner Frohnatur gemäß den Schmerz wieder aufhob. Das ins Komische Uebertriebene der Leidenschaft, die von Roland, wie ungeheuere Ausrufungspunkte, in die Luft geschleuderten Felsstücke störten das Mitgefühl des Blinden nicht.

Endlich aber, da Meister Ludwig den Freund mit seinen zweiundzwanzig Jahren so schlank und schön neben sich ins Gras gestreckt sah, die rasch geheilten zwei Wunden im unter dem Haupte ruhenden Arme verborgen, stachelte ihn die Freude an dem von ihm eben neu Geschauten und Geschaffenen, einen Gesang vorzutragen, der nichts als Farbe, Lust und Leichtsinn war und in dem das trunkene Leben über flatterndem Haar die lauten Becken schlug.

Da dies zum ersten Male geschah, legte der Este die feine Hand auf die des Dichters und das Manuscript zugleich. „Etwas Anderes, Ludwig!“ sagte er, „das ist nichts für einen Blinden!“

Da weinte der Poet innerlich über diese Abwendung von der Freude, obwohl er sie höchst erklärlich und würdig fand. Auch kam sie ihm nicht ganz unerwartet, denn er hatte unlängst einem kleinen Auftritte beigewohnt, der ihm einen Blick in die Seele des Blinden gewährte.

Coramba, die frühere Hausgeliebte des Este, hatte sich nach der zugreifenden Art solcher Wesen, bei dem Verbinden der durchstochenen Augen aufs löblichste bethätigt und ihren erblindeten Herrn gepflegt und geführt, bis er sich selbst zu helfen wußte. Im Freien aber hatte er das aufdringliche Geleit nie geduldet, schon weil ihn die unterdrückten Mitleidsrufe seiner Untergebenen: „Da kommt der arme Herr mit seiner Creatur!“ oder: „Sie hütet ihn wie eine Mutter!“ die sein geschärftes Ohr vernommen hatte, gründlich verdrossen.

Eines Tages nun erkühnte sich die Coramba, den Blinden in Gegenwart des Ariost zu umfangen und wie ein Kind zu herzen. Der Este aber schob sie gemach und kühl auf die Seite und sprach: „Gehe, Coramba, gehe auf immer! Du bist nichts für einen Blinden! Gehe, und nimm meinen Dank mit.“

Sie gab ihm Recht und ging noch denselben Tag, nachdem sie sich, ohne daß er es ihr wehrte, die Taschen mit seinem Golde gefüllt hatte, ein wärmeres Klima aufzusuchen.

Auf seinem weiten Besitzthum lebten und arbeiteten für ihn Hunderte von ländlichen Familien, fleißige, genügsame Leute, deren bewundernde Anhänglichkeit das wilde und üppige Treiben des jungen Gebieters nicht hatte zerstören können. Jetzt in seinem einsamen Unglück traten seinen Gedanken diese treuen und harmlosen Nachbarn täglich näher. Er fing an, wenn er ihnen auf seinen lichtlosen Gängen begegnete, ihre Stimmen zu unterscheiden, sich von ihrer Lage zu unterrichten und an ihrer Sorge Theil zu nehmen. Ihr einfaches, echtes Mitleid that seiner kranken Seele wohl, und er sprach von ihnen zu Ariost wie von Brüdern und Schwestern.

Solchen und ähnlichen Aeußerungen des Blinden entnahm der Poet, daß der Este sich in einer anderen Lebensabtheilung, unter einer anderen Menschenklasse einzurichten begann, als die war, welcher er bisher angehört hatte, in derjenigen der Unglücklichen und Leidenden, der Benachtheiligten und Enterbten, in einem Lebenskreise, der offenbar unter anderen Bedingungen stand und anderen Gesetzen folgte, als die Vollsinnigen und zum Genusse Berechtigten.

Auch errieth Meister Ludwig, daß der Este diese seine Herabwürdigung und Entwerthung nicht immer dem Hasse der Menschen, oder dem blinden Verhängnisse, sondern, in gewissen Augenblicken wenigstens, einer eigenen Verschuldung zuschrieb. So mußte es in der That sein. Diese mußte Theil daran haben. Wenn in des Dichters sonst so hellen Bildern mitunter die Nemesis waltete — wie bisweilen ja auch in der wirklichen Welt, laut dem Sprichworte, die Strafe der Missethat auf dem Fuße folgt — dann versank Don Giulio in Nachdenken, und Ariost vernahm wohl einen erstickten Seufzer.

Bei solchen Wahrnehmungen aber hütete er sich, auf ein Gefühl, das er an sich selbst nicht kannte und das ein flüchtiges sein konnte, unzart zu drücken, theils weil er jedes fremde Eingreifen in einen Seelenvorgang als Gewaltthat verabscheute, theils auch weil er sich, leicht beschwingt, wie er war, und immer auf die sonnige Oberfläche der Dinge zurückstrebend, am wenigsten dazu berufen fühlte.

Denn der Quell echter Reue, das wußte er, sprudelt in heiligen Tiefen, und nur in der einsamen Stille seines göttlichen Ursprungs waschen sich schuldige Hände und Seelen rein.

Ihm aber schauderte vor dem Verharren in solcher gestaltlosen Tiefe. Alles, was er dachte und fühlte, was ihn erschreckte und ergriff, verwandelte sich durch das bildende Vermögen seines Geistes in Körper und Schauspiel und verlor dadurch die Härte und Kraft der Wirkung auf seine Seele.

Meister Ludwig trug auf der Tafel seiner offenen Stirn das sittliche Gebot geschrieben, doch allerlei lustiges und luftiges Gesindel tanzte über die helle Wölbung und hauste in den dahinter liegenden geräumigen Kammern, ohne daß der Dichter selbst seine Miether alle recht gekannt hätte.

Auf Don Giulio aber wirkte er wohlthätig, und wenn er von ihm schied und der Este ihn begleitete, gingen sie Hand in Hand durch den Platanengang von Pratello, ohne daß der Blinde den Schauenden beneidete, oder dieser jenen bemitleidete, als zwei gute Brüder; denn die Liebe hatte für den Augenblick jeden Unterschied zwischen ihnen aufgehoben.

Mehr Besuche aber noch als von Ariost erhielt Don Giulio von seinem Bruder Don Ferrante. So mischte sich ein dunkles stygisches Gewässer in den hellen Einfluß des Dichters und verwüstete Don Giulio's Seele in einer Tiefe, wohin Ariost nicht gelangen konnte.

Don Ferrante war ein wunderlicher Zwitter, gemengt aus geistiger Armuth und unerschöpflichem Erfindungstriebe. Seine Jugend war unter dem Drucke beständiger Furcht verkrüppelt. Als Kind schon Zeuge unzähliger Intriguen und Complotte in Ferrara selbst, und ängstlicher Zuhörer, so oft noch grausamere Dinge von den anderen italienischen Höfen seiner Zeit berichtet wurden, fühlte er sich von jeher von Schrecknissen umgeben, denen seine unehrliche und machtlose Natur keinen anderen Widerstand entgegensetzen konnte, als den der wechselnden Maske und der seltsamsten Erfindungen. Er verleumdete, um der Verleumdung die Spitze zu bieten; er zettelte kleine Verschwörungen an, um keiner Familienintrigue zum Opfer zu fallen. Alles aus geheimer Furcht und ohne Ernst und Folge, außer daß er sich immer mehr verwirrte und verschrob.

An jenem Abend aber, da derjenige seiner Brüder, gegen den er am wenigsten Mißtrauen hegte, auf schauerliche Art in der Mitte des Hofstaates überfallen und der Augen beraubt wurde, geschah ein Riß in seinem schwachen Geiste, und von nun an stand es ihm fest, daß er selbst, als der gefährlichere der beiden, wie er meinte, einer noch schrecklicheren Vernichtung entgegengehe.

Diese krankhafte Angst, die ihm keinen harmlosen Moment mehr gönnte, ihm den Schlaf raubte und ihn jede Speise, jeden Becher beargwöhnen ließ, steigerte seine Furcht vor seinen zwei regierenden Brüdern zum verzweiflungsvollen Haß, und er entschloß sich, sie zu entthronen und zu tödten.

Dazu aber bedurfte er seines geblendeten Bruders.

Don Ferrante hatte nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß die rechtlose und gerichtlose Blendung Don Giulio's einen gewaltigen Eindruck auf das öffentliche Gefühl gemacht hatte, nicht zu reden von dem schändlichen, die Einbildungskraft aufregenden Vorgange selbst. Ferrara, auf welchem ein Joch der Knechtschaft und der Befehl unbedingten Schweigens in Staats- und Hofsachen härter als sonst irgendwo in Italien lastete, Ferrara sogar, wo sich freilich dieses Unerhörte zugetragen hatte, gerieth in Gährung. Es mußte ein besonderes Verbot erlassen werden, sich um Don Giulio zu kümmern, nach ihm sich zu erkundigen, oder gar sich Pratello zu nähern und seine Gebüsche zu umschleichen.

Natürlich geschah es, daß das Bild des Geblendeten in den Gedanken und Gesprächen der Ferraresen sich veredelte, und aus dem zügellosen Jüngling, dessen gefährliche Buhlschaften und leichtsinniges Blutvergießen sie früher verwünscht hatten, ein bejammernswerthes Opfer, ein edler Märtyrer wurde.

Dies bemerkte Don Ferrante wohl, und, da er auch eine starke comödiantische Ader hatte, sann er sich eine wirkungsvolle Scene aus, welche den Umsturz von Ferrara mit Sicherheit herbeiführen würde.

Don Giulio zu Roß auf einem weißen, von zwei Dienern in Trauer begleiteten Zelter mit starrenden, leeren Augenhöhlen und einer Leidensmiene; er selbst daneben, durch die Hinweisung auf die Unthat und ihre Straflosigkeit das öffentliche Mitleid aufstachelnd.

Einige Einverstandene zu werben, erschien ihm als eine geringe Schwierigkeit, denn das herkömmliche Material eines Aufruhrs in einer kleinen italienischen Tyrannenherrschaft mangelte auch in Ferrara nicht. Ueber das Weitere war sich Don Ferrante nicht klar geworden; aber ein schneller Ueberfall und die Ermordung des Herzogs und des Cardinals erschienen ihm unerläßlich.

Mit diesen Ausgeburten seiner Angst und Bosheit verfolgte er täglich den armen Blinden. Dieser aber sträubte sich gegen die Ermordung der Fürsten aus Menschlichkeit und verwarf mit einer edeln Empörung, deren er, solange er nur genoß und schwelgte, niemals fähig gewesen wäre, die ihm angesonnene Rolle eines Mitleid erregenden Schauspiels. Er schämte sich, auf den Märkten von Ferrara sein jammervolles Loos auszustellen als das Bänkelsängerbild seiner eigenen tragischen Geschichte.

Und doch blieb sein Herz dem beängstigenden Einflusse des Bruders nicht verschlossen. Was er in seinen hellen Tagen mit einem verächtlichen Lächeln als thörichte Hirngespinnste zur Seite geschoben hatte, das gewann in einer durch die Blindheit verdunkelten Gefühlswelt Wahrscheinlichkeit und Inhalt. Konnte nicht der unglückliche Bruder in gewissen Grenzen Recht haben, und ihm wirklich Schlimmes angethan worden sein? Hatte er nicht eine verstoßene Kindheit verlebt? War es nicht möglich, daß ihm noch heute nach dem Leben getrachtet wurde? War Don Giulio doch selbst, den die Hofintriguen immer angeekelt hatten, einem unbegreiflichen Attentat zum Opfer gefallen!

So war er nicht ferne davon, dem Bruder beizustimmen, wenn dieser die gepriesene Gerechtigkeit des Herzogs einen Abgrund der Ungerechtigkeit nannte, nicht besser als die teuflische Bosheit des Cardinals, und den Hof von Ferrara ein Geflecht sich erwürgender oder mit einander buhlender Schlangen, einen ekeln Knäuel, den es ein Verdienst wäre, zu zerhauen und zu zertreten.

Der arme Don Giulio war nicht im Stande, seine eigene entsetzliche Erfahrung anders zu erklären, als durch die allgemeine Verderbniß, und gab allmälig und unbewußt dem Bruder, welchem er sein Mitleid nicht versagen konnte, gewonnenes Spiel.

Er war von dem Wahn und den Verschwörungsgedanken Don Ferrante's mehr umsponnen, als er selbst es wußte, und ein neues Erlebniß gab den Ausschlag.

Unter dem durchsichtigen Himmel eines Herbsttages ritt auf einem der von der Polizei verbotenen Waldwege, die nach Pratello führten, eine Amazone, schlank von Wuchs und untadelig im Sattel, welche, wie aus einem Rittergedicht entsprungen, auf Abenteuer fuhr. Wie sie aber näher kam, trug ihr Antlitz den Ausdruck so tiefen und unheilbaren Leides, daß sie eher mit einem ewigen Schmerz das Kloster zu suchen schien.

Nun erreichte sie eine den Niederblick auf das Schloß gewährende Lichtung, glitt vom Pferde und schlang unter den letzten Bäumen die Zügel ihres offenbar dem herzoglichen Marstall zugehörigen Rappen um eine junge Ulme.

Dann schritt sie vor und war wiederum eine Andere. In den feurigen, von flatterndem Kraushaar beschatteten Augen wohnte Wahrheit und auf dem weichen Mund neben einem kindlichen Zuge der Trotz der Liebe, ja eine gefährliche Entschlossenheit.

Von der Höhe des Waldrandes, an dem sie stand, erblickte sie den ganzen ruhigen Reiz der Landschaft von Pratello.

Das nur mit den nothwendigsten Vertheidigungswerken umgebene Schloß lag in einer unendlichen grünen Wiese, durch welche ein breiter spiegelklarer Fluß zog, wo kleine Fischerboote ihre Segel blähten. Gondeln lagen an dem vorragenden Halbrund der bequemen Landungstreppe, die unter den Säulengang des inneren Hofes und zum Hauptgebäude führte. Statt der von der Zeit geforderten Festungsgräben hielt der Fluß die schöne Wohnstätte mit ihren Umfassungsmauern und Rundthürmen beschützend in den Armen.

Von der Schönheit Pratello's ergriffen, suchte die Fahrende eine etwas tiefer im Wiesengrunde gelegene dichte Baumgruppe zu erreichen, in deren schwarzem Schatten eine breite Steinbank stand. In dieser Verborgenheit ließ sie sich nieder, denn sie scheute sich, den Boden von Pratello zu betreten, und ließ die Stunden vorübergehen, bald das Schloß aufmerksam betrachtend, bald in ihre Gedanken versunken.

Schon stand die Sonne auf der Mittagshöhe, da sah sie, wie an der Landungstreppe von einem alten Fährmann eine Gondel gelöst wurde, an deren Steuer er sich wartend setzte.

Nun trat ein schlanker Jüngling in schwarzer Tracht aus dem Schlosse, dessen Gesicht ein breitkrämpiger Hut beschattete, ehrerbietig beobachtet von einem Häuflein ihm folgender Diener, und durchkreuzte den von Weinlaub umrankten Säulengang. Auf der Landungstreppe bot ihm der Fährmann die Hand zum Tritte in die Gondel, die er behend aber behutsam bestieg. Dann übergab ihm der Alte die Ruder, und während sie der Jüngling zu schwingen begann, lenkte der Andere das kleine Fahrzeug mit dem Steuer.

Als sie am jenseitigen Wiesenbord anstießen, war es wieder der Fährmann, der ans Ufer sprang und dem Jüngling beide Arme entgegenstreckte, den Aussteigenden eher bewahrend als ihn berührend. Dieser wandte sich ohne viel Besinnen in gerader, oder beinahe gerader Richtung über die sanft ansteigenden Wiesen nach der Bank unter den Steineichen.

Die Lauscherin blieb nach einem leichten Zusammenschrecken und Auffahren sitzen; sie errieth den Blinden, der sich eine tägliche Anstrengung und Uebung daraus machte, die Sehenden nachzuahmen, um diese und, so viel als möglich, sich selber zu täuschen, wobei ihm seine jugendliche Biegsamkeit, sein Ortssinn, sein scharfes Gehör und die Beflissenheit seines ihm jedes Hinderniß sorgfältig aus dem Wege räumenden Gesindes zu Hülfe kam.

Während zwei theilnahmvolle Augen von der Steinbank aus den sich nähernden Gang des Blinden beobachteten, strauchelte der Aermste über einen im Grase liegenden Gegenstand, den die Spähende nicht unterscheiden konnte. Er stürzte auf das Knie, schnellte sich aber, mit der vorgestreckten Linken kaum den Boden berührend, leicht und geschmeidig wieder empor, ohne nur die Gerte zu verlieren, die er in der Rechten trug. Mit dieser prüfte er nun, sie leicht in der Hand führend, den übrigen Weg, einen kleinen Verdruß auf dem blassen, vom Hute verschatteten Angesicht verwindend.

Die Hände über den Knieen gefaltet, das Haupt lauschend vorgeneigt, verfolgte sie jede seiner Bewegungen.

Er kam und setzte sich auf die bemooste Bank neben sie, von deren Dasein er keine Ahnung hatte.

Was murmelte er? Was tönte nur halblaut, nur halbverständlich ununterbrochen von seinen Lippen?

Erhob er Klage gegen das Schicksal? Beleidigte oder verneinte er die Gottheit? Beschuldigte er seine Brüder? Oder sie, die ohne sein Wissen neben ihm saß? Beweinte er seine Verirrungen?

Nichts von alle dem. Die Mittagsruhe, die Stunde des Pan träumte auf seinen Zügen. Don Giulio trieb ein seltsames Geistesspiel, das sie erst nach und nach aus seinen abgebrochenen Worten und geflüsterten Verszeilen errieth und zusammensetzte.

Nach der Zeichnung der Dante'schen Hölle, wie sie jedem italienischen Geiste innewohnte, beschäftigte er sich damit, nicht zwar den trichterförmigen Höllenabgrund zu bevölkern, sondern einen Krater des Unglücks zu graben, dessen Stufen er auch nicht mit Verdammten und Unseligen des geisterhaften Jenseits, sondern mit den Elenden, den Leidenden, den Verzweifelnden dieses irdischen Lebens füllte — immer eine Stufe unseliger als die andere, wobei er ohne Bedenken in die unterste, dunkelste Kluft die Blinden versetzte.

Mit grausamem Genusse malte er, vor sich hin singend, diesen Ort aus. Wie sich Blinde Blinden als Führer anboten und mit ihnen in den Abgrund stürzten! Blinde Jünglinge rochen Rosenduft, aber wenn sie die Hände zum Pflücken ausstreckten, stolperten sie über Todtengerippe.

Er sang die Terzinen reimlos, oder wie sie der Zufall reimte. Nun dachte er offenbar an seinen Bruder Ferrante, den er in einer höher gelegenen Kluft unter den fruchtlos Ehrgeizigen erblickte:

„Du willst, o Bruder, nach der Krone greifen!
Doch reckst Du in die Höhe Dich vergebens!
Doch wehren die Dämonen Dir den Reifen!

O harte Qual des bodenlosen Schwebens! —
Ich aber bin ein König . . . . und entthront . . . .
In Wahrheit war ich König dieses Lebens!

Ich hatte Götteraugen, war gewohnt
Zu herrschen — was sie sahen, war mein eigen.
Doch weh, der Mörder hat mich nicht verschont . . . .

Ich bin geblendet! Elend ohne Gleichen!"

„Don Giulio," sagte dicht neben ihm eine weiche Stimme, „es gibt einen noch tieferen Abgrund des Elends — es gibt Unseligere als Du bist! Das sind die, welche die Wonne ihres Lebens unbedacht und ungewollt selber auf ewig vernichten!"

Und er hörte gewaltsam schluchzen und spürte einen warmen Hauch und einen Schauer von Thränen, die auf seine Hände fielen.

Träumte oder wachte er? Er streckte bebend seine Hände aus und ergriff zwei andere, die in den seinigen zitterten.

„Wer bist Du?“ sagte er. „Wer darf sich noch unglücklicher nennen als der verstoßene Blinde?“

Und die Stimme: „Ich bin Angela Borgia, die Deine Augen über Alles liebte und sie zerstörte, dadurch, daß sie einem Bösen ihre Schönheit lobte.“

Er ließ ihre Hände fahren und sprang erbleichend auf, wie wenn er fliehen wollte, stieß sich aber an der Ecke der Steinbank und schwankte.

Mit einem Strome von Thränen stürzte sie vor ihm nieder und umschlang und stützte seine Kniee:

„Es ist unmöglich, daß Du mir verzeihest! . . . O könnte ich Dir meine eigenen Augen geben, ich risse sie mir aus dem Haupte! . . . Aber was ich Dir nahm, kann ich nie Dir ersetzen! . . . Wo ist meine Sühne? Wie soll ich büßen?“

„Arme Angela,“ sagte er sanft, indem er sich von ihr zu lösen suchte, „geschehen ist geschehen! Deine Schuld verstehe ich nicht — aber ich sehe, daß auch Du in das Thal des Unglücks verstoßen bist. — Zweimal wehe über ihn, der uns Beide gemordet hat! . . . Dich und mich! . . . Sühnen kannst Du nicht! Meine Augen kannst Du nicht neu schaffen! Laß mich allein! Gehe und vergiß!“

Dann wandte er sich und ging. Nicht einmal zu stützen wagte sie ihn, kaum mit den Augen zu begleiten.

Er schien ruhig, aber seine Schritte schwankten. Der Alte bei der Barke sah es, eilte ihm besorgt entgegen, setzte ihn über und geleitete ihn mit den anderen Dienern wie ein krankes Kind in sein Schloß.

Dort warf er sich im kühlen Saale auf sein Lager und brach in wilde Thränen aus.

So war es denn Wahrheit, was er für eine schauerliche Verzierung und phantastische Lüge Don Ferrante's gehalten, so oft ihm der Bruder die Ereignisse jenes Abends im Boskette des gefesselten Amors erzählte! . . .

Der Cardinal hatte das Lob Angela's an ihm gerächt!

Aber wo war die Schuld, die das Mädchen erdrückte?

Mit teuflischer Bosheit hatte er ihr das verderbliche Wort aus dem Munde gezwungen, und hätte sie feige geschwiegen und ihn beschimpfen lassen, der Arge hätte bald eine andere Gelegenheit gefunden, die spröde Kälte des Mädchens an ihm, dem völlig Unbetheiligten, den der Zurückgewiesene bevorzugt glaubte, satanisch zu rächen.

Und auch sie hatte der Ruchlose tödlich getroffen!

Ein rasender Zorn gegen den Schuldigen und nicht minder gegen den die Missethat ungestraft lassenden kaltherzigen Fürsten bemächtigte sich Don Giulio's, kochte in seiner Brust und brauste durch seine Adern.

Er lechzte nach dem Untergange Beider! Er sprang vom Lager auf, riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb an Don Ferrante mit zornigen, miß-gestalteten, durcheinander springenden Buchstaben, er stelle zum Morde des Herzogs und des Cardinals sich an seine Seite.

Der berittene Bote war von dannen geeilt, bevor Don Giulio's Blut sich beruhigte und er erwägen konnte, was er gethan.

In der nächsten Frühe erschien in Pratello der Oberrichter Strozzi mit bewaffnetem Gefolge und verhaftete den Este.

„Ei, schön! Dein erster Besuch, mein Freund, nach meinem Unglück!" rief ihm der Blinde bei seinem Eintritt höhnisch entgegen.

„Es war mir vom Herzog untersagt," versetzte dieser in richterlichem Tone.

„Vom Herzog untersagt? . . . Hat Dir der Herzog nicht auch untersagt, Schatz, mit seinem Weibe täglich und stündlich im Geiste, wie Du thust, die Ehe zu brechen? . . . Aber Dein Gericht erwartet Dich, Du getünchte Wand!"

Mit diesen Worten streckte Don Giulio die Hände den ihn fesselnden Schergen entgegen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Hermann von Helmholtz.

Von

Emil Schiff.

Wiederholt stoßen wir in den Schriften und Vorträgen der Generation großer naturwissenschaftlicher Entdecker, welche sich gegenwärtig dem Greisenalter zuneigt, auf ernste Klagen über eine Geistesströmung, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und vielfach noch bis zu dessen Mitte die Gewinnung einer gesunden, auf Erfahrung gegründeten Naturauffassung erschwert habe. Den Lesern der Reden E. du Bois-Reymond's werden die drastischen Beispiele naturphilosophischer Verirrung erinnerlich sein, welche uns heute nur noch ein Lächeln abnöthigen, die aber in seiner Jugend mit ernsthafter Miene vorgetragen wurden. So die Behauptung Steffen's (1822), „daß die allerwärts bewegliche, feuchtschlüpfrige Zunge ein Tintenfisch, eine Sepie sei", lediglich weil die Zunge mit keinem anderen Knochen des Skeletts zusammenhänge als mit dem Zungenbein, und auch der Tintenfisch nur Einen Knochen habe. Auch Helmholtz erörtert in seinen Vorträgen öfters in seiner ruhig kritischen, nur selten leicht ironisch angehauchten Weise, die Versuche der Naturphilosophie, den Zusammenhang der Welt aus der von ihr angenommenen Gleichheit von Object und Subject, von Natur und Geist auf dem Wege rein speculativen Denkens zu construiren. In einer Gedenkrede, welche er 1877 an der Wiege seiner ärztlichen Erziehung hielt, erzählt Helmholtz, wie er am 2. August 1842 in der Aula jener Anstalt einen Vortrag über die Operation der Blutadergeschwülste gehalten, wiewohl er nie eine solche Operation gesehen hatte. Noch heute bewahre er die ihm damals von seinen Vorgesetzten als Prämie verliehenen Bücher; er selbst aber sei mit dem lediglich aus Büchern compilirten Vortrage weniger zufrieden gewesen. Damals habe eben die Büchergelehrsamkeit in der Medicin eine ungleich größere Rolle gespielt als heute.

Daß Männer, wie Helmholtz und Du Bois-Reymond, deren Begabung sie von Haus aus auf Beobachtung und Experiment hinwies, von der Höhe ihrer Erfolge herabschauend, sich Montaigne's Wort: „Fascheuse suffisance, qu'une suffisance pure livresque" aneignen, versteht sich von selbst. Schwerer dürfte es

sein, dem begeisterten Jünger der heutigen Medicin begreiflich zu machen, daß jene von den Heroen der Wissenschaft ausgesprochene Geringschätzung der Bücherweisheit und namentlich ihre Gegnerschaft gegen die Philosophie nur mit großer Einschränkung verstanden sein will. Wohl ist es richtig, daß jene Männer nach ihrem großen Vorbild Johannes Müller die Beobachtung der Thatsachen der Natur zur Erforschung ihres gesetzlichen Zusammenhanges stets als die erste Aufgabe der Wissenschaft hinstellten; aber die Berliner Schule Johannes Müller's, die für uns heute in Helmholtz, Brücke, Du Bois, Virchow verkörpert ist, kannte und schätzte besser als viele ihrer späteren Schüler die Geschichte ihres Wissensgebietes und, was sie auch sagen möge, sie selbst war durchaus von philosophischem Geiste durchdrungen. Von keinem gilt dies mehr als von Johannes Müller und von Helmholtz.

Was diese Männer von vornherein aus ihrem Bereiche ausschlossen, war die Metaphysik, welche Kant durchaus bestimmt als die Lehre von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit umschreibt, und ebensowenig ließen sie den Anspruch der Schelling-Hegel'schen Philosophie gelten, auf dem Wege der bloßen Ableitung aus allgemeinen Begriffen ein Bild des Weltganzen und seiner Ordnung herstellen zu können. Dagegen befanden sie sich ganz auf dem Boden der Vernunftkritik Imanuel Kant's, und seine auf die Erfahrung gegründete Untersuchung der Bedingungen unseres Wissens bildete auch für ihre Forschung den Ausgangspunkt. In der gehaltvollen, bereits die Elemente seiner eigenen künftigen Philosophie enthaltenden Rede „über das Sehen des Menschen", welche Helmholtz am 27. Februar 1855 in Königsberg als junger Professor der Physiologie zum Besten der Errichtung eines Kantdenkmals hielt, erklärte er: „Kant's Philosophie beabsichtigte nicht, die Zahl unserer Kenntnisse durch das reine Denken zu vermehren, denn ihr oberster Satz war: daß alle Erkenntniß aus der Erfahrung geschöpft werden müsse, sondern sie beabsichtigte nur, die Quellen unseres Wissens und den Grad seiner Berechtigung zu untersuchen, ein Geschäft, welches immer der Philosophie verbleiben wird und dem sich kein Zeitalter ungestraft wird entziehen können".

Mit freudiger Antheilnahme begeht die wissenschaftliche Welt das siebzigste Geburtstagsfest[1]) des gefeierten Denkers, und die Art, wie dies geschieht, ist ein Beweis für das in ihr herrschende Gefühl, daß die Bedeutung dieses Mannes selbst über den herrschenden Kreis derjenigen Zweige der Naturwissenschaft hinausreicht, innerhalb dessen Helmholtz seine schönsten Lorbeeren gewann. Eben deshalb legt der festliche Anlaß auch der periodischen Presse die Pflicht auf, das

---

[1]) Hermann von Helmholtz, geb. 31. August 1821 zu Potsdam als Sohn des Gymnasialprofessors Ferdinand Helmholtz und dessen Frau Caroline, geb. Penne; besuchte das Potsdamer Gymnasium bis 1838, bezog dann das königliche Friedrich-Wilhelminstitut, sowie die Universität; 1842 zum Doctor der Medicin promovirt und Unterchirurg an der Charité, 1843 Militärarzt in Potsdam, 1848 Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie in Berlin, 1849 als Nachfolger Brücke's Professor der Physiologie an der Universität in Königsberg. 1855 wurde Helmholtz in gleicher Eigenschaft nach Bonn, 1858 nach Heidelberg und 1871 als Professor der Physik und Nachfolger von Gustav Magnus nach Berlin berufen, 1887 zum Präsidenten der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg ernannt. 1883 wurde ihm der Adel verliehen.

große Publicum darüber aufzuklären, was unser gesammtes Geistesleben Helmholtz zu verdanken hat. Die obigen Bemerkungen aber wurden vorausgeschickt, weil Helmholtz in ähnlichem Sinne wie Kant von Wichtigkeit für unsere Erkenntnißlehre ist; weil er selbst, wenn er auch in manchen Punkten über Kant hinausging, nach dem Inhalt seiner Schriften und nach seinem eigenen Bekenntniß im Wesentlichen heute noch auf Kantischem Boden steht, und endlich, weil sich, wie bei Kant, so auch bei Helmholtz eine bestimmte Reihe von Principien deutlich durch sein ganzes Wirken hindurch verfolgen läßt.

I.

Durchdrungen von Helmholtz's vielseitiger Bedeutung, hat an einer nichtdeutschen Universität eine Vereinigung von Gelehrten den sinnigen Gedanken gehabt, seine siebzigste Geburtsfeier durch eine Reihe von Vorlesungen über die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit zu begehen, und auch bei uns würde es zu einem wahrhaft würdigen, literarischen Denkmal einer solchen Verbindung von mehreren Fachmännern bedürfen, um dem Physiker, dem Physiologen, dem Philosophen in Helmholtz in gleicher Weise gerecht zu werden. Schon aus diesem Grunde muß der Verfasser der vorliegenden Skizze die Nachsicht kundiger Leser erbitten, besonders wenn der Eindruck entstehen sollte, als habe er eine Seite des Gegenstandes mehr als die übrigen betont. Indessen, wenn sich mir auch in Helmholtz vor Allem der Weltweise zeigt, so bildet dafür seine Eigenschaft als epochemachender Entdecker die gegebene, thatsächliche Voraussetzung. Er ist einer jener seltenen Menschen, welche von Jugend auf, in jeder Epoche ihrer arbeitskräftigen Jahre, grundlegende Probleme der Naturforschung in Angriff nehmen und lösen konnten, und daher gewinnt, wer heute die imposante Reihe von Helmholtz's Leistungen überschaut, den Eindruck, als habe er sich diese Reihe von Anfang an zur Aufgabe seines Lebens gesetzt. Wir besitzen keinen Beweis dafür, daß er schon im Anfang seines Wirkens einen solchen Vorsatz hatte, der allein schon auf einen ungewöhnlichen Geist würde schließen lassen. Jedenfalls hat er durch das, was er geleistet, bewiesen, daß er, anscheinend schon als Student ausgestattet mit dem mathematischen Rüstzeug des exacten Forschers und mit der Hand und den Sinnen des Experimentators, vor Allem das besaß, was Voltaire als das Kennzeichen des Genies bezeichnet, „l'esprit inventif", den erfinderischen Geist. Die umfassende Belesenheit, von welcher nicht nur seine beiden großen Hauptwerke, sondern auch schon seine frühen Arbeiten zeugen, beweist zugleich, daß er nicht den genialen Geistesblitzen allein vertraute, sondern die eigene Leistung überall auf das sorgfältigste Studium und die Kritik der Vorgänger stützte.

Die erste öffentliche Arbeit, welche wir von Helmholtz, dem Einundzwanzigjährigen, kennen, ist seine Doctordissertation vom Jahre 1842: De fabrica systematis nervosi evertebratorum, „Ueber den Bau des Nervensystems der wirbellosen Thiere". Während für die meisten akademischen Jünglinge die Doctorarbeit die bloße Erfüllung einer Formalität ist, die nur zu häufig das Gepräge der unreifen und flüchtigen Schülerarbeit trägt, tritt uns hier bereits der fertige Forscher entgegen, ähnlich wie sein Lehrer Heinrich Dove ein Viertel-

jahrhundert früher mit der Dissertation „de barometri mutationibus“ bereits auf das später so berühmte Drehungsgesetz der Winde vorbereitete, und wie Helmholtz's in demselben Jahre promovirter Mitschüler Ernst Brücke in seiner Dissertation „über die Diffusion von Flüssigkeiten durch Membranen“ Licht über ein für Physiologie und Chemie sehr wichtiges Gebiet der Molecularphysik verbreitete. Aber Helmholtz's Doctordissertation ist nicht nur eine solide, vergleichend anatomische Arbeit, worin der Verfasser mit weit geringeren Hülfsmitteln, als sie der heutigen Forschung zur Verfügung stehen, das Nervensystem einer Anzahl Typen wirbelloser Thiere, wie des Krebses, des Egels, der Schnecken lichtvoll beschreibt, sondern er hatte mit Vorbedacht für die Beantwortung einer bestimmten, von ihm gestellten Frage die geeigneten Thiere ausgewählt, und indem es ihm gelang, diese Frage zu beantworten, bot er eine Entdeckung von fundamentaler Bedeutung. Es war der Nachweis, daß die Ganglienzellen, welche die nervösen Centralorgane der Wirbellosen darstellen, sämmtlich durch Fortsätze mit den Nerven in Verbindung stehen, und so war der bisher bloß aus physiologischen Gründen angenommene Zusammenhang der Nerven mit den Centralorganen, wenigstens für die wirbellosen Thiere nachgewiesen, die allerdings kein Gehirn und Rückenmark haben, sondern bei denen die Ganglien für die einzelnen Körpertheile centrale Organe für Bewegung und Empfindung bilden. Helmholtz sprach am Schluß der Arbeit den geistreichen Gedanken aus, daß es sich wohl ebenso bei den Wirbelthieren verhalten müsse, deren Gehirn ja nur eine Zusammendrängung der gangliösen Centralorgane für den ganzen Körper sei. In der That wurde später das gleiche Verhältniß zwischen den Nerven und den Ganglien des Gehirns und Rückenmarks bei den Wirbelthieren festgestellt.

Allein trotz dieses schönen Erfolges hielt die Anatomie Helmholtz nicht fest. Er war, wie er selbst berichtet, gegen seine ursprüngliche Neigung, welche ihn zur Physik trieb, durch äußere Umstände gezwungen, in das medicinische Studium eingetreten, und zwar als Zögling des königlichen Friedrich-Wilhelms-Instituts in Berlin, dessen Einrichtungen allerdings denen, die den Vorzug haben, darin aufgenommen zu werden, abgesehen von der Abnahme der Lebenssorge, das Studium sehr erleichtern. Immerhin waren mikroskopische Studien damals noch keineswegs etwas Gewöhnliches. „Die Instrumente waren noch theuer und selten. Ich selbst,“ erzählt Helmholtz in der oben angeführten Rede von 1877, „gelangte dadurch in den Besitz eines solchen, daß ich die Herbstferien 1841 in der Charité am Typhus darniederliegend zubrachte, als Eleve unentgeltlich verpflegt, und mich als Reconvalescent im Besitz meiner aufgesparten kleinen Einkünfte sah.“ Es war dasselbe Instrument, mit welchem er die Nervenfortsätze der Ganglien auffand. Indeß blieb Helmholtz, ohne sich durch diese Entdeckung ablenken zu lassen, seinen physikalischen Neigungen treu, und widmete sich, nachdem er 1842 zum Unterchirurgen an der Charité ernannt war, physikalischen, chemischen und physiologischen Arbeiten, deren Tragweite bald zu Tage treten sollte. Auch nach seiner Versetzung als Regimentsarzt nach seiner Vaterstadt Potsdam im Jahre 1843 beschäftigten ihn alsbald große Probleme der Mechanik und mathematischen Physik.

Nur ein einziges Mal noch seit seiner Entdeckung der Ganglienfortsätze nahm, so weit wir aus der Sammlung seiner Abhandlungen ersehen können, Helmholtz eine biologische Frage in Angriff; aber auch hier war es eine der wichtigsten der Naturwissenschaft, und wiederum war er der Erste, der eine entscheidende Antwort geben konnte. Die Erscheinungen der Fäulniß und der Gährung bildete Jahrhunderte lang bis ungefähr in die Mitte des unsrigen ein quälendes Räthsel, bis Schwann, der Entdecker der Thierzelle, Ende der dreißiger Jahre durch Entdeckung des Hefepilzes Licht auch in dieses Dunkel sandte. Indeß war damit noch keine volle Aufklärung geschaffen, und die größten Chemiker mühten sich noch mit der Frage nach dem Wesen der Gährung und Verwesung. Liebig hielt den Sauerstoff der Luft für die alleinige Ursache; Mitscherlich und Berzelius zählten die Gährung zu den sogenannten Contacterscheinungen und nahmen an, daß die Gährung durch die bloße Berührung mit dem sie erzeugenden Stoffe entstehe, ohne daß jedoch dieser sich auf Kosten der gährenden Substanz verändern müsse. Für die Fäulniß gab es vollends noch keine Erklärung. Die Angelegenheit war wichtig, weil sie zusammenfiel mit der Frage, ob mikroskopische Organismen ohne organische Keime entstehen könnten, das heißt, ob eine Urzeugung (generatio aequivoca) möglich sei. Bekanntlich gilt Pasteur als der endgiltige Löser des Räthsels, und mit Recht, weil er neben dem Hefepilz noch die anderer Gährungen entdeckte, wie den Pilz der milchsauren Gährung des Zuckers, der buttersauren und der harnsauren Gährung, und weil er die noch im Jahre 1857 von Pouchet aufgestellte Behauptung der Entstehung von Mikroorganismen durch Urzeugung endgültig widerlegte. Pouchet führte nämlich gegenüber der Behauptung Pasteur's, daß solche Organismen aus der atmosphärischen Luft kämen, folgenden Versuch ins Feld. Er füllte eine Flasche mit siedendem Wasser, verschloß und versiegelte sie sorgfältig unter Abschluß von Luft, kühlte sie ab, kehrte die Flasche um und brachte sie so in ein Becken mit Quecksilber, worauf die Flasche erst unter der Oberfläche des Quecksilbers geöffnet wurde. Sodann wurde in die Flasche, behufs Ernährung etwa auftretender Mikroorganismen, reiner Sauerstoff eingeleitet, und nunmehr etwas Heu, welches vorher sorgsam ausgekocht und von der Luft abgeschlossen war, vorsichtig unter dem Quecksilber in die Flasche eingeführt. Nichtsdestoweniger entwickelten sich bald die schönsten Pilze auf dem Heu, und Pouchet glaubte seine Sache gegen Pasteur gewonnen. Pasteur widerlegte ihn aber 1864 in einer glänzenden öffentlichen Versammlung in der Sorbonne, indem er eine von seinem Gegner übersehene Fehlerquelle nachwies. „Ja wohl," rief er, „Herr Pouchet hat die organischen Keime aus dem Wasser und aus dem Heu entfernt, aber er vergaß den Staub von der Oberfläche des Quecksilbers zu entfernen." Dieser Staub ist es, der, wie Pasteur nachwies, auch die aus der atmosphärischen Luft niedergeschlagenen Fäulnißkeime enthält.

Seltsam genug, scheint es wenig bekannt zu sein, daß Helmholtz in einer kleinen, 1843 auf Grund von Versuchen, die er in Gustav Magnus' Laboratorium angestellt hatte, veröffentlichten Abhandlung über Fäulniß und Gährung die Theorie der Urzeugung, sowie der Entstehung von Fäulniß durch den bloßen Sauerstoff der Luft bündig widerlegt hatte. Helmholtz sprach auf Grund

jener mit verschiedenen fäulnißfähigen Stoffen, wie Fleisch, Leimlösungen, Traubensaft, gemachten Versuche es ganz bestimmt aus, daß nicht der Oxydationsproceß der Luft, noch, wie Gay-Lussac vermuthete, die Entbindung von Sauerstoff bei Wasserzersetzung durch Elektricität im Stande seien, Fäulniß oder Gährung einzuleiten, sondern daß es geschehe „durch Keime organischer Wesen, auf deren allgemeine Verbreitung man aus den Erscheinungen scheinbarer generatio aequivoca schließen müsse“. Es ist dabei von Interesse, daß Helmholtz damals bereits auf eine ähnliche Fehlerquelle hindeutete, wie es die von Pasteur Herrn Pouchet nachgewiesene war. Gay-Lussac hatte geglaubt, in unter Quecksilber ausgepreßtem Traubensaft mittels des elektrischen Stromes Gährung hervorgerufen zu haben, wogegen Helmholtz bemerkte: „Es kann auch bei der gewissenhaftesten Reinigung der Gefäße, des Quecksilbers ꝛc. kein Experiment bindende Kraft haben, wobei irgend ein Theil des Apparates oder irgend eine der angewandten Substanzen nicht vorher bis zur Siedehitze erwärmt ist“. Helmholtz begnügte sich auch nicht mit dem bloßen negativen Beweise, er beobachtete selbst die kleinen Organismen unter seinem, von den Typhusersparnissen erworbenen Mikroskop und wies, wenigstens für die weinige Gährung, den Hefepilz als Ursache nach. Die Lücke, welche Helmholtz noch ließ, war die, daß er nicht die einzelnen Pilze für die verschiedenen Gährungs- und Fäulnißformen nachwies und züchtete. Immerhin bleibt auch mit der Lösung dieser großen Frage sein Name dauernd verbunden, trotzdem jene Arbeit entweder unbeachtet blieb oder vergessen wurde; denn als vierzehn Jahre später die Frage von der französischen Forschung neuerdings aufgeworfen ward, scheint Niemand von den Betheiligten die Arbeit von Helmholtz gekannt zu haben. Er selbst hatte übrigens offenbar schon in seiner Doctordissertation auf seine Arbeit über die Gährung vorbereiten wollen; denn gleichsam um sich die Priorität des Gedankens zu sichern, lautete die erste der üblichen Thesen, welche er der Abhandlung „de fabrica systematis nervosi evertebratorum“ beifügte (in deutscher Uebersetzung): „Damit der Traubensaft bei geeigneter Wärme in weinige Gährung übergehe, dazu genügt die bloße Kraft des Sauerstoffes nicht“. —

II.

Wir kommen nun zu dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, zu dessen Entdeckern zu zählen stets einen der größten Ruhmestitel für Helmholtz bilden wird, wenn sich auch gerade an diese Thatsache unerquickliche Streitigkeiten um die Priorität geknüpft haben, an denen Helmholtz selbst in seiner vornehmen Natur, die nur der Erforschung der Naturgesetze, nicht eigenen Interessen zugewandt ist, keinen persönlichen Antheil gehabt hat. So gut wie es feststeht, daß der Erste, welcher jenes unsere heutige Naturauffassung beherrschende Princip aussprach, daß Wärme kein Stoff sei, sondern daß Wärme in Bewegung und Bewegung in Wärme umgewandelt werde, Julius Robert Mayer in Heilbronn war, so zweifellos ist es für jeden unbefangenen Kenner der Thatsachen, daß die berühmte, von Helmholtz am 23. Juli 1847 in der Berliner physikalischen Gesellschaft vorgetragene Abhandlung „über die Erhaltung der Kraft“ ein durchaus originales, tief durchdachtes, ohne Kenntniß der ersten Publicationen Robert

Mayer's geschaffenes Werk ist. Der Helmholtz'sche Gedankengang ist, wenn auch beide zum Theil dasselbe literarische Material benutzen und sich auf Arbeiten einiger gemeinsamen Vorgänger wie Dulong, Holtzmann, stützen mußten, durchaus von demjenigen Mayer's verschieden, und seine Beweisführung geschieht vorwiegend mit den Mitteln der höheren analytischen Mechanik, während Mayer's Gedankenfolge nicht analytisch, sondern in lebhafter Sprache geistreich dogmatisch, sein Calcül rein elementar, und daher unvollständig ist, weil er nicht jene großen Verallgemeinerungen zuläßt, wie die Helmholtz'sche Analyse. Der seinerzeit gegen Helmholtz erhobene Vorwurf der absichtlichen Ignorirung Mayer's ist, wie wir später sehen werden, völlig haltlos.

Das Ziel und der Ausgangspunkt waren der Natur der Sache nach für Mayer und Helmholtz die gleichen. Beide empfanden das Bedürfniß der Zurückführung der für verschieden gehaltenen Naturkräfte auf eine gemeinsame Quelle. Beide gingen von dem Gedanken aus, daß ohne Aufwand von Kraft keine Bewegung entstehen und daß auch keine Bewegung spurlos verloren gehen könne. Sie folgerten daher, daß, wo Bewegung aufgehört und Wärme entstanden sei, diese nur die in andere Form übergegangene Bewegung sein könne. Daß, während Bewegung von Massen lebendige Kraft ist, Wärme eine Bewegung der kleinsten Theilchen sei, ist eine spätere Folgerung. In der Darstellung und Beweisführung aber sind Mayer und Helmholtz durchaus verschieden, und Jeder bekundet dabei eine besondere Individualität. Wiewohl sie beide gegen die Naturphilosophie Stellung nehmen, ist doch Mayer, ich möchte sagen, als richtiger Schwabe, der zu Abstractionen geneigtere Kopf. Daher erklärt sich die aphoristische Form seiner ersten, nur wenige Seiten umfassenden Veröffentlichung von 1842, in der er die Umsetzung von Wärme in lebendige Kraft und umgekehrt zwar richtig und bestimmt aussprach, aber nur kurz und zum Theil rein dialektisch aus der Deutung der Begriffe Kraft, Ursache und Wirkung begründete. Es ist sehr begreiflich, wenn dieser kleine, von Liebig in die Wöhler-Liebig'schen „Annalen der Chemie und Pharmacie" von 1842 aufgenommene Aufsatz mit dem anspruchslosen und etwas metaphysisch klingenden Titel „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur", die Arbeit eines unbekannten Mannes mit einem sehr verbreiteten Namen, Helmholtz so gut wie Anderen entging. Klarer, vollständiger und die ganze Kette der unorganischen und organischen Naturerscheinungen umfassend war Mayer's zweite, seine eigentliche Hauptschrift „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel" (Heilbronn, 1845, im Verlag der Drechsler'schen Buchhandlung), worin der ganze innere Gedankenkampf, den der in der „Deutschen Rundschau" von Preyer 1889 veröffentlichte Briefwechsel R. Mayer's mit Griesinger so lebendig vorführte, bereits zu einer edlen, schriftstellerischen Form abgeklärt erscheint. Hier suchte Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder, wie er es formulirte: „bei allen physikalischen und chemischen Vorgängen bleibt die gegebene Kraft eine constante Größe," nicht nur auf Magnetismus und Elektricität auszudehnen, sondern er führte es auch für die thierische Wärme und den Stoffwechsel durch, indem er zeigte, daß nicht die Athmung allein, wie Liebig meinte, sondern der gesammte Stoffwechsel ein Verbrennungsproceß ist, bei welchem die in den Nahrungsmitteln aufgespeicherte

chemische Spannkraft in Arbeit umgewandelt wird. Die Ahnung dieses Zusammenhanges war ihm, ein echter Gedankenblitz, aufgegangen, als er, in der Eigenschaft eines holländischen Schiffsarztes in der Bai von Surabaja Matrosen, die an einem Katarrh der Luftwege erkrankt waren, zur Ader ließ. Er wußte durch die Arbeiten von Liebig, daß die dunkle Farbe des Venenblutes von dessen Gehalt an Kohlensäure, die helle Röthe des Arterienblutes von dessen Sauerstoffgehalt herrühre. Als er nun unter der Hitze der Tropen jene Aderlässe ausführte und sah, daß deren Venenblut sich wider Erwarten hellroth zeigte, während es auf hoher See bei kühler Brise die gewöhnliche dunkle Farbe hatte, folgerte er, daß der geringere Wärmeunterschied zwischen der Körpertemperatur und der Außenwärme eine langsamere Verbrennung der Nahrungsstoffe im Körper und demnach auch eine geringere Oxydation des Venenblutes bedinge, woraus er scharfsinnig auf den Zusammenhang zwischen der Sauerstoffaufnahme im Blute und der thierischen Wärme schloß.

Während also Robert Mayer die Frage physiologisch angriff, ging Helmholtz, wiewohl auch er gerade die Frage der thierischen Wärme und des Stoffwechsels ungefähr gleichzeitig mit Mayer studirte, bei seiner rein physikalischen Untersuchung über die Erhaltung der Kraft von der alten Frage nach der Möglichkeit eines perpetuum mobile, einer dauernden Bewegung ohne Arbeitsaufwand aus. Er begann mit den einfachsten Begriffen der allgemeinen Mechanik, dem Begriff beweglicher Massenpunkte, und wies streng mathematisch nach, „daß in allen Fällen der Bewegung freier materieller Punkte unter dem Einfluß ihrer anziehenden oder abstoßenden Kräfte, deren Intensitäten nur von der Entfernung abhängig sind, der Verlust an Quantität der Spannkraft stets dem Gewinn an lebendiger Kraft gleich ist, und der Gewinn der ersteren gleich dem Verlust der letzteren ist". Es ist also „stets die Summe der vorhandenen lebendigen Kräfte und Spannkräfte constant", und in dieser allgemeinsten Form nannte Helmholtz das Gesetz das Princip von der Erhaltung der Kraft. Dieses mathematische Ergebniß prüfte Helmholtz sodann der Reihe nach an den verschiedenen Erscheinungen der Mechanik fester, sowie flüssiger und gasförmiger Körper, vor Allem an der Entstehung von Wärme durch die Bewegung der Reibung, welche sich durch die Annahme, daß Wärme ein Stoff sei, nicht erklären ließ. Hier konnte er sich auf die classisch gewordenen Versuche von Joule berufen, welche dieser zur Beantwortung der Frage, ob für einen gewissen Verlust an mechanischer Kraft jedesmal eine bestimmte Quantität Wärme entstehe, angestellt hatte. Joule untersuchte zu diesem Zwecke die Wärmemenge, welche bei Reibung des Wassers in einem engen Rohre und in einem Gefäße entwickelt wurde, wo es durch ein nach Art einer Turbine bewegtes Rad in Bewegung gesetzt wurde. Er fand, daß die Wärmemenge, welche 1 Kilo Wasser um 1 Grad Celsius erwärmt, 452 Kilo um 1 Meter hebe. Dieser Werth wurde später auf etwa 426 Meter berichtigt und ist jetzt allgemein bekannt als das „mechanische Aequivalent der Wärme". Andererseits führte Helmholtz zur Beantwortung der Frage, ob bei Erzeugung mechanischer Kraft Wärme verschwinde, einen Versuch von Joule an, welcher zeigte, daß Luft beim Austritt aus einem Behälter von 136,5 Kubikzoll, worin sie unter 22 Atmo-

sphären Druck stand, das umgebende Wasser um 4 Grad Fahrenheit erkältete, sobald sie in die Atmosphäre ausströmte, also deren Widerstand zu überwinden hatte; dagegen trat keine Temperaturveränderung ein, wenn die Luft in ein luftleeres, ebenso großes Gefäß überströmte, also keine mechanische Kraft ausübte.

Helmholtz wies in der genannten Schrift dasselbe Gesetz mathematisch nach für die Erscheinungen der statischen Elektricität, für magnetische Processe, für die häufigsten Formen galvanischer Ströme und für thermoelektrische Ketten. Für chemische Vorgänge definirte er es ähnlich wie Mayer, aber doch in unverkennbar selbständiger Form dahin, „daß die bei chemischen Processen entstehende Wärme die Quantität der lebendigen Kräfte sei, welche durch die bestimmte Quantität der chemischen Anziehungskräfte hervorgebracht werden könne". Gestützt auf die schon damals immer wahrscheinlicher gewordene Identität der leuchtenden, wärmenden und chemisch wirkenden Wärmestrahlen der Sonne stellte er die Forderung der Giltigkeit des Gesetzes auch für strahlende Wärme auf, bemerkte jedoch vorsichtig, daß ihm hiefür noch keine Versuche bekannt seien, und daß das Wärmeäquivalent der chemischen und leuchtenden Strahlen ein höchst geringes zu sein scheine im Vergleich zu ihrer intensiven Wirkung auf das Auge; doch wies er auf die bekannten chemischen Wirkungen des absorbirten Lichtes, namentlich in den grünen Pflanzentheilen, hin. Hier blieb noch manche wichtige Frage offen.

Für die Vorgänge der organischen Welt ließ sich schon nach den damaligen Kenntnissen sagen, daß die Pflanze hauptsächlich chemische Vorgänge darbiete, indem sie unter dem Einfluß des Sonnenlichtes aus der Atmosphäre und dem Boden gewaltige Mengen chemischer Spannkräfte aufsammle, welche dann von den Thieren, sei es direct, wie bei den Pflanzenfressern, oder auf dem Umwege der Fleischnahrung aufgenommen und durch die langsame Verbrennung im Stoffwechsel wieder in lebendige Kraft umgesetzt werden.

Indem so die Sonnenwärme als die Quelle der irdischen Bewegungen erkannt war, lag die Ausdehnung des neu gewonnenen Princips auf die Frage nach der Entstehung unseres Planetensystems nahe, und in einer seiner späteren Vorlesungen (Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte, Königsberg 1854), in welcher Helmholtz die neue Lehre zum ersten Male vor einem größeren Publicum entwickelte, wies er die Uebereinstimmung der Kant-Laplace'schen Annahme, daß unser Planetensystem aus einem sich gemäß der Newton'schen Gravitationslehre allmälig verdichtenden und somit Wärme entwickelnden Nebelball entstanden sei, von welchem sich die einzelnen Weltkörper nach dem Gesetz der Flugkraft loslösten, um in bestimmten Bahnen im Weltraume zu kreisen, mit dem Princip der Erhaltung der Kraft nach. Allerdings ergibt sich aber aus einem der Sätze der mechanischen Wärmelehre, dem von Clausius ergänzten Carnot'schen Gesetze, wonach nur beim Uebergang aus einem wärmeren in einen kälteren Körper Wärme in mechanische Arbeit umgewandelt werden kann, auch eine kosmische Folgerung von nicht eben erquicklichem Inhalt. Es geht danach von dem gesammten Kräftevorrath der Natur der eine Theil in unveränderliche Wärme über, und dieser nimmt immer mehr zu, während der andere Theil, das Quantum der mechanischen, elektrischen, chemischen Kräfte, immer mehr abnimmt, so daß

schließlich alle mechanische Arbeit in Wärme übergehen muß und nur noch Bewegung in Form von Wärme übrig bleibt. Zu ähnlichen Folgerungen, wenigstens für die magnetischen, elektrischen und Lebensprocesse war auch Robert Mayer 1845 gelangt. Daß diese Schrift, eben jene oben genannte „Ueber die organische Bewegung im Stoffwechsel", von einem der Welt völlig fremden Autor, in dem unbekannten Verlag einer kleinen Stadt erschienen, Helmholtz unbekannt blieb, ist ebenso leicht begreiflich wie das Uebersehen des ersten Aufsatzes in den Wöhler-Liebig'schen „Annalen", obgleich zu deren Lesern Helmholtz, wenigstens so lange er vor der Versetzung nach Potsdam in Berlin war, zählte, wie aus seinen Stoffwechselarbeiten hervorgeht.

In seinen Zusätzen von 1882 zu der damals mit seinen übrigen wissenschaftlichen Abhandlungen neu herausgegebenen Arbeit über die Erhaltung der Kraft stellte Helmholtz sein Verhältniß zu Robert Mayer vollkommen klar, indem er bloß einen Brief an den englischen Physiker Tait vom Jahre 1868 wiederzugeben brauchte, worin er die Verdienste Robert Mayer's, namentlich gegenüber den Engländern, in Schutz nahm. Die Angelegenheit ist so wichtig für die Geschichte großer Gedanken, und jener Brief ist ein so sprechendes Zeugniß für den reinen Charakter von Helmholtz, daß ich mir nicht versagen kann, die wesentlichsten Sätze aus jenem Briefe hier wiederzugeben. Helmholtz erklärt sich gegen den Anspruch des englischen Forschers, das Verdienst Mayer's im Vergleich zu Joule ganz in den Hintergrund zu stellen. Er sagt:

„Der Fortschritt der Naturwissenschaft hängt davon ab, daß aus den vorhandenen Thatsachen immer neue Inductionen gebildet werden, und daß dann die Folgerungen dieser Inductionen, so weit sie sich auf neue Thatsachen beziehen, mit der Wirklichkeit durch das Experiment verglichen werden. Ueber die Nothwendigkeit dieses zweiten Geschäftes kann kein Zweifel sein. Aber der Ruhm der Erfinduug haftet doch an dem, der die neue Idee gefunden hat; die experimentelle Prüfung ist eine viel mechanischere Art der Leistung. — Robert Mayer war nicht in der Lage, Versuche anzustellen; er wurde von den ihm bekannten Physikern zurückgewiesen — noch mehrere Jahre später ging es mir ebenso — er konnte nur Raum für die Veröffentlichung seiner ersten zusammengedrängten Darstellung gewinnen. Sie werden wissen, daß er in Folge dieser Zurückweisung zuletzt geisteskrank wurde. Es ist jetzt schwer, sich in den Gedankenkreis jener Zeit zurück zu versetzen und sich klar zu machen, wie absolut neu damals die Sache erschien. Mir scheint, daß auch Joule lange um Anerkennung seiner Entdeckung kämpfen mußte. Obgleich also Niemand leugnen wird, daß Joule viel mehr gethan hat als Mayer, und daß in den ersten Abhandlungen des Letzteren viele Einzelheiten unklar sind, so glaube ich doch, man muß Mayer als einen Mann betrachten, der unabhängig und selbständig diesen Gedanken gefunden hat, der den größten neueren Fortschritt in der Naturwissenschaft bedingte, und sein Verdienst wird dadurch nicht geringer, daß gleichzeitig ein Anderer in einem anderen Lande und anderem Wirkungskreise dieselbe Entdeckung gemacht und sie freilich nachher besser durchgeführt hat als er."

Dasselbe muß man aber auch für Helmholtz geltend machen, wenn er gleich sagt:

„Daß ich selbst bei Abfassung meiner Schrift in keiner Weise nach einer mir nicht zukommenden Priorität getrachtet habe, wie mir meine Gegner metaphysischer Richtung anzudichten streben, ist, meine ich, vollständig dadurch klargestellt, daß ich die anderen Forscher, die in dieser Richtung gearbeitet hatten, so weit ich sie kannte, angeführt habe. Und schon neben diesen von mir angeführten Arbeiten, namentlich denen von Joule, konnte damals von einem Prioritätsanspruch für mich nicht mehr die Rede sein, so weit überhaupt in Bezug auf das allgemeine Princip von einem solchen die Rede sein konnte.

Helmholtz entschuldigt in jenem Briefe auch die Unvollständigkeit seiner damaligen Literaturkenntniß damit, daß er in Potsdam, wo er die Abhandlung ausarbeitete, lediglich auf die Potsdamer Gymnasialbibliothek angewiesen war.

Es ist Helmholtz der vollste Glaube beizumessen, wenn er erklärt, zur Zeit der Abfassung jener Schrift die beiden ersten Abhandlungen Mayer's nicht gekannt zu haben; seitdem er sie kannte, habe er nie unterlassen, Robert Mayer, soweit er seine Ansprüche vertreten konnte, auch gegenüber den Freunden Joule's zu vertheidigen. In der That hatte er schon in seinem ersten populären öffentlichen Vortrage über die Erhaltung der Kraft, nämlich dem oben angeführten in Königsberg „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte“ im Jahre 1854 als den „Ersten, welcher das allgemeine Naturgesetz, um welches es sich hier handelt, 1842 richtig auffaßte und aussprach“, den deutschen Arzt Robert Mayer bezeichnet; er wahrte damals zugleich das Recht eines anderen Rivalen, indem er hinzufügte, daß wenig später, 1843, der Däne Colding der Kopenhagener Akademie eine Abhandlung überreichte, welche dasselbe Gesetz aussprach.

Wir sind so ausführlich auf die Geschichte dieser Entdeckung eingegangen, weil wir gerade bei dem festlichen Anlaß, zu welchem unser Aufsatz geschrieben ist, im Sinne von Helmholtz zu handeln glauben, wenn wir jeden Schein der Tendenz einseitiger Verherrlichung vermeiden. Gerade die Anerkennung fremden Verdienstes und die Milde gegenüber dem Gegner sind mit Recht geschätzte Seiten der geistigen Persönlichkeit von Helmholtz. Es muß von tiefer Wirkung gewesen sein, als Helmholtz auf der Naturforscherversammlung von Innsbruck im Jahre 1869 in seiner schönen Eröffnungsrede „Ueber die Ziele und die Fortschritte der Naturwissenschaft“ der Versammlung den anwesenden Robert Mayer vorstellte, „als den Ersten, welcher den Begriff jenes Gesetzes rein und klar erfaßt und seine allgemeine Gültigkeit auszusprechen gewagt hatte“. Beinahe möchte man sagen, ist Helmholtz mit der Zurückdrängung des eigenen Verdienstes zu weit gegangen, um dem zu lange Verkannten späte Gerechtigkeit zu verschaffen; denn er selbst hatte seiner berühmten Abhandlung von 1847 verschiedene wichtige physiologische Arbeiten über den Stoffverbrauch bei der Muskelaction und über thierische Wärme (1845 und 1846) vorausgeschickt, in denen er sowohl die Annahme, als sei die Wärme ein besonderer Stoff, wie auch das bis dahin noch selbst von Johannes Müller angenommene — übrigens auch von Mayer bekämpfte — Princip der Lebenskraft und ihres vermeintlichen Antheils an der Erzeugung der thierischen Wärme erschütterte.

Als wahrhaft exacter Forscher hatte Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in seiner Abhandlung von 1847 keineswegs als durch sämmtliche Naturprocesse vollständig bewiesen hingestellt, sondern er begnügte sich mit der Schlußbemerkung, er glaube bewiesen zu haben, daß das besprochene Gesetz keiner der bis dahin bekannten Thatsachen widerspreche, von einer großen Anzahl derselben aber in einer auffallenden Weise bestätigt werde. Es kam ihm zunächst darauf an, den Physikern die theoretische, praktische und wegweisende Wichtigkeit des Gesetzes darzulegen, von welchem er, wenngleich noch viele Folgerungen daraus der Bestätigung durch das Experiment bedurften, doch ankündigen konnte, daß seine Bestätigung eine Hauptaufgabe der nächsten Zukunft der Physik sein

werde. Seine Ankündigung ist nicht nur eingetroffen, sondern ihm selbst war es vergönnt, zu dem Ausbau des Gesetzes in einer der wichtigsten Richtungen, nämlich in der Umgestaltung der Anschauungen über das Wesen der Elektricität, mitzuwirken, welche durch die vor einigen Jahren gemachten genialen Entdeckungen und Versuche seines Schülers Hertz in Bonn die Besiegelung durch das Experiment erhielten. Den Anstoß gab allerdings nicht Helmholtz, sondern der große englische Physiker und Mathematiker Clerk Maxwell, für dessen Anschauungen jedoch ihre mathematische und philosophische Bestätigung durch Helmholtz von großer Bedeutung war. Die Art und Weise, wie wir die Anziehung der kosmischen Massen im Weltraum nach dem Newton'schen Gravitationsgesetz auffassen, hat zwar für die Anschauung etwas Befremdendes, jedoch kann sich der Verstand dabei beruhigen, da die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen der Stärke der anziehenden Kräfte und der gegenseitigen Entfernungen ein einfaches Princip sind. Auch lautet der Newton'sche Grundsatz nicht, daß die Weltkörper einander anziehen, sondern daß sie sich bewegen, als ob sie einander anzögen im geraden Verhältniß ihrer Massen und im ungeraden Verhältniß zum Quadrat ihrer Entfernung. Viel schwieriger war nach der bisherigen Annahme der Fernwirkung eines besonderen Stoffes das Verständniß der Elektricität, namentlich der durch feste Leiter strömenden elektrodynamischen Elektricität. Faraday wollte sich nie mit der Annahme von Fernwirkungen befreunden, und es wurde daher von den Vertretern einer einheitlichen Naturauffassung sehr willkommen geheißen, als Maxwell eine Theorie aufstellte, welche die betreffenden Erscheinungen auch ohne Fernkräfte erklärte. Helmholtz war es, welcher auf die Bedeutung der neuen Lehre der elektrodynamischen Wirkungen auch für die allgemeinen Grundprincipien der Mechanik hinwies, und anerkannte, daß Maxwell eine sämmtliche elektrischen und elektrodynamischen wie magnetischen Erscheinungen erschöpfende Theorie geliefert habe, welche auch noch von den Erscheinungen des Lichtes Rechenschaft gebe. Diese Theorie wurzelte in der Annahme Maxwell's, daß die sämmtlichen magnetischen, elektrischen und elektrodynamischen Wirkungen durch Fortpflanzung molekularer Wellenbewegungen und Kräfte in einem den Raum ausfüllenden elastischen Medium in die Ferne übertragen werden. Als solches konnte aber kein anderes angenommen werden, als der Lichtäther, der Träger der Lichtwellen, und durch Professor Hertz in Bonn wurden endlich, nachdem die Maxwell'sche Lehre von Helmholtz näher begründet und in immer weiteren Kreisen angenommen war, auch die transversalen Wellen der elektrischen Bewegung erkannt und somit die Gleichartigkeit von Licht und Elektricität bewiesen.

III.

Die letztgenannten Arbeiten fallen jedoch erst in die beiden letzten Jahrzehnte von Helmholtz's Thätigkeit. Zwischen ihnen und der Abhandlung über die Erhaltung der Kraft liegen seine epochemachenden Entdeckungen über die physikalischen Grundlagen unserer wichtigsten Sinneswahrnehmungen, des Gesichts und Gehörs, welche Arbeiten erst eigentlich seinen Weltruf begründet haben und deren ungewöhnliche praktische und segensreiche Erfolge auch dem Laien ohne Weiteres einleuchten. In diesen Arbeiten, welche Helmholtz theilweise zuerst gesondert ver-

öffentlichte, deren Gesammtergebniß er aber in seinen beiden Hauptwerken „Handbuch der physiologischen Optik" (Leipzig 1867) und „Die Lehre von den Tonempfindungen" (Braunschweig 1862) vorlegte, ist eine solche Fülle von Mühe und bewunderswerthem Scharfsinn, ein so großer Reichthum an wichtigen neuen Ermittelungen enthalten, daß ihre eingehende Würdigung in dem engen Raume eines Aufsatzes, wie der vorliegende, nicht möglich ist. Es kann lediglich versucht werden, das Allerwichtigste davon herauszuheben. Die Arbeiten zur Physiologie des Gesichtssinns liegen zeitlich vor den akustischen; nur der Abschluß der physiologischen Optik verzögerte sich durch äußere Umstände länger als die „Lehre von den Tonempfindungen". Die ersteren haben für das allgemeine Publicum auch das größere Interesse. Wir werden uns daher zunächst und vorwiegend mit jenen beschäftigen.

Durch seine ersten Arbeiten muß Helmholtz bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten und der regierenden Kreise in hohem Grade erregt haben; denn er wurde schon 1849 als Nachfolger Brücke's auf den Lehrstuhl der Physiologie der Universität Königsberg berufen. Das größte Aufsehen erregte er aber 1851 mit der Veröffentlichung seiner Entdeckung des Augenspiegels: „Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge. Berlin 1851, A. Förstner'sche Buchhandlung." „Vorliegende Abhandlung," so beginnt die denkwürdige Schrift, „enthält die Beschreibung eines optischen Instrumentes, durch welches es möglich ist, im lebenden Auge die Netzhaut selbst und die Bilder leuchtender Körper, welche auf ihr entworfen werden, genau zu sehen und zu erkennen." Mit dieser Erfindung war die moderne Augenheilkunde geschaffen. Wenige Erfindungen haben eine so ausgedehnte Tragweite gehabt, wenige aber auch sind so zur rechten Zeit, wie auf ein Stichwort, erschienen. Der Helmholtz'sche Augenspiegel war gewissermaßen bloß der Punkt auf dem I; so nahe waren die in den letzten Jahren vor seiner Erfindung gemachten Fortschritte in der Erkenntniß des Auges der großen That von Helmholtz gekommen, besonders durch die glänzenden Entdeckungen Brücke's, welcher in der 1847 erschienenen „Anatomie des menschlichen Augapfels" eine bis dahin unerreichte Vollständigkeit in der Beschreibung des Auges darbot, aus welcher vor Allem die nach Brücke benannte Entdeckung des sogenannten Ciliarmuskels im Auge, durch den die Krystalllinse des Auges bei der Accommodation für das Nahe- und Fernsehen ihre Gestalt verändern kann, hervorgehoben sei. Es waren auch Brücke'sche Wahrnehmungen, welche die Erfindung des Augenspiegels vorbereiteten. Bis dahin hatte man es nicht anders gewußt, als daß das Augeninnere, wie es nach dem schwarzen Loch der Pupille den Anschein hat, vollkommen dunkel sei. Man schrieb das der Licht verzehrenden Eigenschaft des schwarzen Farbstoffes zu, mit welchem die zarte, unter der Netzhaut liegende Gefäßhaut ausgekleidet ist. Indessen hatte man doch das Augeninnere zuweilen unter ganz besonderen Umständen röthlich leuchten sehen. Auch zeigte sich beim todten Thiere oder Menschen die Netzhaut im frischen Zustande durchsichtig; die darunter liegende Farbstoffschicht verzehrte keineswegs alles Licht, und überdies besitzt das Innere des Augapfels sogar eine glänzend weiße Stelle, die Eintrittsstelle der Sehnerven, wo derselbe in seine lichtempfindliche Endausbreitung, die Netzhaut, übergeht. Außerdem

war die Erscheinung der im Dunkeln leuchtenden Augen verschiedener Thiere bekannt. Es fragte sich nun, woher das gelegentliche Leuchten der menschlichen Augen komme. Brücke hatte bereits gefunden, daß, wenn ein Beobachter ein lebendes Auge beleuchte und in dasselbe in nahezu mit den Lichtstrahlen paralleler Richtung hineinblicke, man die Pupille roth sehe. Brücke zeigte, daß die lichtbrechende Substanz der stabförmigen Körperchen der Netzhaut bei der Zurückwerfung des Lichtes eine Rolle spiele.

Für die optische Erklärung des ganzen Vorganges ging Helmholtz von folgender Erwägung aus. Lichtstrahlen, die auf einer brechenden Fläche das Bild eines leuchtenden Punktes entwerfen, können auf demselben Wege zu dem leuchtenden Punkte, der Lichtquelle, zurückgehen. Könnte mit dem Orte des leuchtenden Punktes das Auge eines Beobachters zusammenfallen, so würde dieser nun das Bild sehen, welches der leuchtende Punkt in dem fremden beleuchteten Auge entworfen hat. Das Auge des Beobachters müßte also, um etwas von dem aus dem beobachteten Auge zurückgeworfenen Lichte aufzufangen, sich zwischen den leuchtenden Körper und das beleuchtete Auge einschieben. Dies geht aber ohne weitere Hülfsmittel nicht an, weil man sich sonst mit dem Kopfe das Licht abschneidet. Man kann der Anforderung, in derselben Richtung mit dem Licht in das fremde Auge zu schauen, auch nicht dadurch entsprechen, daß man etwa das Licht zwischen sich und das zu beobachtende Auge bringt, weil man sich durch das Licht blendet. Das entscheidende Hülfsmittel, zu welchem Helmholtz nun griff, war folgendes: er nahm eine kleine durchsichtige Glasplatte, die er zwischen sich und dem zu beobachtenden Auge hielt. Hält man die Platte gerade, so sieht man einfach durch wie bei einem jeden Fenster, hat also nichts gewonnen. Hält man die Platte aber schräge unter einem Winkel von 45 Grad zur Blickebene geneigt, so wird das Licht einer seitlich vom Beobachter angebrachten Lampe von der dem beobachteten Auge zugewandten Fläche der Platte derart zurückgeworfen, daß der reflectirte Strahl geradeaus in das beobachtete Auge fällt und von hier in gerader Linie in das Auge des Beschauers zurückfällt, wo er ein, allerdings undeutliches, aber hellrothes Bild von einem Theil der Netzhaut des beobachteten Auges entwirft. Die Glasplatte dient so gleichzeitig zum Durchsehen, wie auch mit ihrer Vorderfläche als Reflexions- und Beleuchtungsspiegel. Es galt also nun bloß noch, das gewonnene Bild deutlich zu machen; dies wurde durch eine zwischen dem Spiegel und dem beobachteten Auge in passender Entwerfung angebrachte Concavlinse erzielt, wodurch man ein aufrechtes, klares Netzhautbild bekam.

Es handelte sich also, ganz populär gesprochen, um ein Mittel, ein beobachtetes Auge zu beleuchten, ohne durch das Licht gestört zu werden oder sich selbst das Licht zu verstellen. Auf den hier mitgetheilten sinnreichen Weg ist Helmholtz, wie er berichtet, eigentlich durch eine von Brücke mitgetheilte Beobachtung v. Erlach's gekommen. v. Erlach, der eine Brille trug, sah nämlich die Augen eines Bekannten leuchten, wenn Letzterer in den Gläsern der Brille das im Zimmer befindliche Licht gespiegelt sah. Es wurde also dabei unabsichtlich durchsichtiges Glas zugleich als Beleuchtungsspiegel und zum Durchsehen in das fremde Auge benützt. Vielleicht ist manchem brillentragenden Leser diese Er-

scheinung bereits aufgefallen. Ich habe sie wiederholt gesehen, allerdings erst nachdem ich den Gebrauch des Augenspiegels kennen gelernt hatte und wußte, daß das Augeninnere roth leuchte. Erst später, aus der Helmholtz'schen Originalabhandlung erfuhr ich, welche bedeutende Rolle jene Beobachtung bei seiner Entdeckung spielte. Der heute allgemein gebräuchliche Augenspiegel rührt übrigens nicht von Helmholtz, sondern von Ruete — zuerst in Göttingen, später in Leipzig — her, welcher wenige Monate nach der Helmholtz'schen Entdeckung eine nicht minder sinnreiche Vereinfachung erfand. Ruete löste die Aufgabe, durch eine Platte hindurchzusehen, die zugleich als Spiegel für ein seitliches Licht dienen konnte, einfach durch Anwendung eines mit einem runden Guckloch versehenen Spiegels, welchen der Beschauer mit der dunklen Seite nach sich zu gekehrt hält, während er, indem er zugleich hindurch sieht, die spiegelnde Seite dem Beobachteten zuwendet, aber so, daß darin das Licht der Lampe aufgefangen wird, vom Spiegel in das beobachtete Auge und von hier zurück durch das Guckloch des Spiegels in das Auge des Beobachters gelangt. Die Verdeutlichung des Bildes erzielte Ruete durch eine an einem Gestelle verschiebbare convexe Linse, mittelst welcher man ein vergrößertes umgekehrtes Bild der Netzhaut erhielt. Helmholtz erkannte selbst die werthvolle Vereinfachung der Vorrichtung durch Ruete an, welche auf seinen Vorschlag noch verbessert wurde, indem die verschiebbare Convexlinse durch eine in der anderen Hand des Beobachters frei bewegliche Linse ersetzt wurde. Für manche Fälle ist aber der Helmholtz'sche Spiegel auch heute noch vorzuziehen, zumal, da er das beobachtete Auge weniger anstrengt als die Anwendung eines belegten Spiegels nach Ruete. Jedenfalls aber gebührt Helmholtz allein der glänzende Ruhm, das Jahrtausende alte Dunkel des lebenden Auges gelichtet zu haben. Zum Glück der Menschheit fand sich gleichzeitig ein Albrecht v. Gräfe, welcher die Tragweite der neuen Erfindung alsbald erkannte und auf die Durchmusterung des gesunden und kranken Auges im weitesten Umfange anwandte. Durch ihn und Männer wie Ruete, Coccius, Donders, Arlt, Jäger, Stellwag, Liebreich, Knapp u. A. und nicht zum Wenigsten auch durch spätere Beiträge von Helmholtz selbst hat sich die neuere auf der gründlichen Kenntniß des Augeninnern, seiner physikalischen, wie pathologischen Verhältnisse beruhende Augenheilkunde entwickelt. Nun war es möglich, nicht nur die Fläche der Netzhaut und die Gefäße der Aderhaut zu erkennen, sondern aus frühen, oft ganz unscheinbaren Veränderungen der Netzhautoberfläche, der Pigmentvertheilung, der Gefäßfüllung 2c. auf erhebliche sich vorbereitende Störungen, und zwar nicht bloß der Sehkraft, sondern auch des Gesammtorganismus zu schließen, mit denen überraschende Veränderungen des Auges einhergehen. Man darf wohl sagen, daß in diesen vierzig Jahren Hunderttausende der frühen Erkennung eines Augenleidens durch den Augenspiegel Verbesserung oder Erhaltung der geschwächten Sehkraft schuldig geworden sind, der allerdings auch für manchen Unglücklichen die traurige Gewißheit eines unheilbaren Leidens um Jahre beschleunigt hat. Allein soll man den Triumph der Wissenschaft darum für geringer ansehen?

Außer dem Augenspiegel hat Helmholtz die Kenntniß der Verrichtungen des Auges noch durch zahlreiche andere Untersuchungen und Erfindungen bereichert, zu deren vollem Verständniß jedoch die Kenntniß der höheren Mathematik er-

forderlich ist, welche Helmholtz mit der gleichen Sicherheit beherrscht, wie die experimentellen Methoden und die mühselige anatomische Technik. Denn dies war von Anfang an sein Bemühen, jedes Problem der Wissenschaft von Menschen, das er sich stellte, bis zu dessen Unterwerfung unter den mathematischen Calcul zu führen und Lösungen zu erhalten, die jeden Zufall und jede Willkür ausschlossen. Dazu schien das Auge, welches als ein vollendeter und den einfachsten Gesetzen der Lichtbrechung gehorchender Apparat galt, vor Allem geeignet. Allein es gelang Helmholtz mittelst seiner sinnreichen Erfindung, des Ophthalmometers, eines Instrumentes, welches die Krümmungsverhältnisse der Hornhaut und der Krystallinse des Auges, sowie die Prüfung der Frage gestattete, ob beide für die gleiche Axe symmetrisch gebildet seien, zu zeigen, daß diese Apparate erhebliche Unregelmäßigkeiten ausweisen. So ermittelte er, daß vordere und hintere Fläche der Linse ungleich gekrümmt, ferner, daß die Hornhaut, das vorderste lichtbrechende Medium des Auges, in ihren verschiedenen Durchmessern verschieden gekrümmt sei. Die letztere Erscheinung ist die unter dem Namen „Astigmatismus“ bekannte Unregelmäßigkeit, welche, wenn sie einen hohen Grad erreicht, einer Correctur durch cylindrische Brillen bedürftig und fähig ist. Er untersuchte auch die Structur der Krystallinse, deren Mängel manche Störungen der Gesichtsempfindungen bedingen, welche, wie das sogenannte „Mückensehen“, auch im gesunden Auge stets vorhanden sind, sich aber erst lästig machen, wenn sich andere Störungen dazu gesellen. Mit einem Worte, Helmholtz' Resultat war, daß unser Auge keineswegs der ideale physikalische Apparat sei, wofür es galt, daß aber seine Mängel durch die Möglichkeit es nach allen Richtungen zu bewegen und vor Allem durch die Art, wie wir es mit unserem Verstande gebrauchen, mehr als ausgeglichen werden. Wir bitten den Leser auf diesen letzteren Punkt Gewicht zu legen, weil er für die gesammte Helmholtz'sche Auffassung der geistigen Processe von Bedeutung ist.

Die Lehre vom Sehen ist von Helmholtz durch werthvolle Erfindungen und die Feststellung vieler neuer Thatsachen bereichert worden, aber doch immerhin nur bereichert. Er war hier ein, allerdings überaus hervorragender Mitarbeiter unter vielen, und in seinem „Handbuch der physiologischen Optik“ hat er seine und die Erkenntnisse der zahlreichen Mitforscher zu einer systematischen Gesammtdarstellung zusammengefaßt. Seine eigenste Schöpfung aber ist die unseres naturwissenschaftlichen Verständnisses der Tonempfindungen. Vor Helmholtz wußte man allerdings, daß die Schallempfindung auf einer Erregung des Gehörorgans durch wellenförmige Bewegungen der Luft beruhe, welche entweder durch Bewegungen atmosphärischer Luftschichten unter einander — Wind — oder durch der Luft mitgetheilte Erschütterungen fester Körper zu Stande kommen. Man wußte auch, daß es bestimmte Körper gebe, deren künstliche Erschütterung Wellen von ganz bestimmten Schwingungszahlen hervorrufen, und daß Vereinigungen verschiedener Individuen solcher Körper auch Vereinigungen von Schällen geben, deren Empfindung vom Ohre angenehm empfunden wird, und daß diese Schallbewegungen unter einander in einem bestimmten Verhältniß ihrer Schwingungszahlen stehen. Das heißt, man kannte Jahrtausende lang Töne, tönende Körper und aus diesen zusammengesetzte Tonwerkzeuge. Man kannte auch die zahlenmäßigen Verhältnisse der Töne je eines einzelnen Instruments unter einander,

allein man kannte nicht die Ursache des Zusammentönens verschiedener Instrumente, man wußte auch nicht, wie es komme, daß dieselben Töne verschiedener Instrumente verschieden klingen, und endlich nicht, in welcher Weise diese Verschiedenheiten der Empfindung durch das Gehörorgan bedingt seien. Das Verständniß dieser Dinge ist erst durch Helmholtz eröffnet, und damit sind der Tonkunst wie der Naturlehre die größten Dienste geleistet worden. Was er auf diesem Gebiete ermittelte, ist heute wohl Gemeingut der Gebildeten, so weit man zu den Merkmalen geistiger Bildung auch das allerdings bei uns noch nicht genug verbreitete Bedürfniß zählen muß, über die Vorgänge der Natur sich Rechenschaft zu geben. Ich kann daher hier, lediglich der Vollständigkeit wegen, nur Bekanntes sagen, wenn ich die Hauptpunkte von Helmholtz' Theorie der Tonempfindungen zusammenfasse.

An mir selbst habe ich übrigens die Erfahrung gemacht, daß das Studium der Helmholtz'schen Lehre, welche neben seinem größeren Werke auch in einer volksthümlichen Zusammenfassung von ihm selbst vorliegt, doch auch dem Musiklaien ein größeres Verständniß selbst seiner ungeschulten Toneindrücke eröffnet und die Liebe zur Musik erhöht. Wenn ich den Kern der Tonlehre von Helmholtz richtig erfaßt habe, so wurzelt sie in drei Grundthatsachen: einer mathematischen, daß nach Fourier sich Wellen von verschiedenen Formen zu Einer Welle von einer anderen Form zusammensetzen lassen; daß ferner ein reiner, einfacher Ton derjenige ist, welcher der reinen Wellenform (der geschlängelten Linie mit halbkreisförmigen Bergen und Thälern) entspricht und den die Stimmgabeln in einfachen Pendelschwingungen angeben, und endlich, daß die Klänge aller anderen Instrumente, einschließlich der menschlichen Stimme, zusammengesetzt sind aus verschieden geformten Wellen, deren Hauptbestandtheil jener einfache Ton, der Grundton, ist, während ihre übrigen Bestandtheile zugleich gehörte Töne anderer Wellen sind, deren Schwingungszahlen ganze Vielfache von derjenigen des Grundtones bilden. Diese anderen, mit dem Grundton vom Ohre zugleich aufgenommenen höheren Töne, welche nach Helmholtz harmonische Obertöne genannt werden, sind es, welche die Ursache der charakteristischen Verschiedenheit im Klang der verschiedenen Instrumente, der Klangfarbe, sind. Natürlich hat man sie von jeher gehört, ohne sie zu kennen; Helmholtz aber ist es gelungen, die Obertöne auf Grund der Thatsache des Mittönens von auf gleiche Töne gestimmten Körpern durch von ihm erfundene Apparate, nämlich abgestimmte Hohlkugeln, gesondert zur Erscheinung und zu Gehör zu bringen. Auf der anderen Seite hat er gezeigt, daß die Empfindung der so zusammengesetzten Töne durch den Bau des Ohres ermöglicht wird, in dessen Schnecke das complicirt gebaute, nach seinem Entdecker Corti benannte Organ, die nöthigen Vorrichtungen dafür besitzt. Es besteht aus einer ungeheuer großen Zahl mikroskopischer Elemente, deren jedes für einen bestimmten Ton abgestimmt und mit einer Faser des Hörnerven in Verbindung ist. Wir besitzen im Ohre dergestalt die gesonderten Organe zur Empfindung von Wellen von vierzig bis solchen von sechzigtausend Schwingungen in der Secunde. Die Höhe der Töne ist von der Schwingungszahl, die Stärke von der Größe, die Klangfarbe von der Form der Schwingungen abhängig. Auf diese Weise war es Helmholtz möglich, eine voll-

ständige Lehre von der Melodie und Harmonie zu geben und auch die Geschichte der Musik in ihrer Entwicklung von der melodischen zur harmonischen Musik aufzuklären. Helmholtz gab zuerst auch eine einfache Erklärung der Erscheinungen der Consonanz und Dissonanz. Beide beruhen auf dem gleichzeitigen Erklingen von Tönen verschiedener Schwingungszahlen; kommen ihre Thäler und Berge in einem regelmäßigen Verhältnisse zusammen, so ensteht ein dem Ohre gefälliger Eindruck, die Consonanz. Ist das Zusammentreffen unregelmäßig, so haben wir einen unangenehmen Eindruck, die Dissonanz. Ebenso beruhen die Schwebungen der Töne auf Erscheinungen der Wellenbewegung, nämlich der gegenseitigen Aufhebung zusammenstoßender Wellenberge und Wellenthäler, der Interferenz; ist diese regelmäßig, so wirken die Intervalle der Schwebungen angenehm; ist sie unregelmäßig, so erhalten wir unangenehme, von uns mit dem Ausdruck der Rauhigkeit bezeichnete Töne des Knarrens, Knirschens ꝛc. Die Vocale der menschlichen Stimme beruhen auf den harmonischen Obertönen, welche durch das Mittönen der Luftsäule in der für die verschiedenen Laute von unseren Muskeln anders gestalteten Mundhöhle, während der musikalische Ton der Stimme durch die Schwingungen der Stimmbänder entsteht. Die Consonanten sind lediglich kurze, in den Pausen zwischen den Vocalen erzeugte Geräusche. Es ist Helmholtz auch gelungen, durch Verbindung von Stimmgabeln mit eigenthümlich eingerichteten Resonatoren künstliche Vocale hervorzubringen.

IV.

Somit hätten wir in großen Schritten auch die Forschungen von Helmholtz über die wichtigsten Sinnesempfindungen, die des Gesichts und Gehörs, durchschritten. Diese Empfindungen sind es vor Allem, denen wir ein Bild dessen verdanken, was wir die Außenwelt nennen, welches allerdings noch der Ergänzung durch die Eindrücke der Tast- und Geschmacksorgane bedarf. Allein jenes aus zahllosen Einzelheiten zusammengesetzte Bild entsteht erst dadurch, daß die von den Endigungen der Sinnesnerven zum Gehirn geleiteten Empfindungen zu Wahrnehmungen werden, und hier sind wir auf dem Boden angelangt, von dem wir ausgegangen. Die Wahrnehmungen der Sinne sind Thatsachen des Bewußtseins, und um zu verstehen, wie sie zu Stande kommen und wie aus ihnen Vorstellungen entstehen, bedarf es der Nachforschung nach den Gesetzen und Bedingungen des Denkens, desjenigen Geschäftes, welches auch nach Helmholtz' Anerkenntniß die bleibende Aufgabe der Philosophie ist. Wenn wir auch hier vor dem vielleicht seinem eigentlichen Wesen nach unlösbaren Mysterium stehen, daß — nach dem Ausdruck von Stokes — das Werkzeug der Forschung, die Vernunft, sich selbst zum Gegenstande der Untersuchung macht, so erweist sich diese Thätigkeit doch als ein unabweisbares Bedürfniß des Geistes. Indessen werden wir uns hier am liebsten solcher Führer bedienen, welche den Untergrund der Erfahrung möglichst wenig verlassen. So hielt es auch Helmholtz, als er im Beginne seiner Thätigkeit nach leitenden Begriffen suchte, von denen er ausgehen konnte. Hier stand er auf Kant'schem Boden. Er suchte nach einer einheitlichen Erkennung aller Bewegungen in der Natur, durchdrungen von dem Wissensverlangen, welches die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Causalitätsgesetzes, daß Alles seine Ursache

haben müsse, getragen war. Die Grundlage der Kant'schen Lehre ist aber, daß „die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen", daß, was wir sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen, nicht die Dinge selbst sind, sondern bloß Veränderungen unserer Sinne, und daß Raum und Zeit nur Formen unserer Anschauung sind. Im letzteren Punkte, der eigentlich der Kern der Kant'schen Lehre ist, steht Helmholtz ebenfalls auf dem Boden Kant's. Er trennt sich von ihm nur darin, daß Kant die einzelnen Bestimmungen unserer Sinne, also Farbe, Klang, Geruch als erst durch Erfahrung gegeben ansieht, Raum und Zeit aber als vor aller Erfahrung vorhandene, angeborene Formen der Anschauung erklärt. Helmholtz dagegen sieht zwar wie Kant Raum und Zeit als Formen unserer Anschauung an, hält sie aber als untrennbar von den Sinneseindrücken für ebenfalls erst allmälig durch Erfahrung erworben. Ihren Inhalt bilden eben die Sinneswahrnehmungen, und ihr Zustandekommen zu erklären, ist das Unternehmen der auf Kant gestützten Physiologie der Sinne, wie sie Johannes Müller und nach ihm Helmholtz durchgeführt haben. Johannes Müller stellte zur Ergänzung der Kant'schen Erkenntnißlehre eine Annahme auf, die allerdings nur Vermuthung und auch von manchen Philosophen und Physiologen bestritten ist, von Helmholtz aber angenommen und festgehalten wurde, weil sie unter allen anderen die einfachsten Voraussetzungen macht und die Erscheinungen am ungezwungensten erklärt: die Lehre von der specifischen Energie der Sinnesnerven. Sie besteht darin, daß die Empfindungen der Sinne weniger von der Art der äußeren Eindrücke, als von dem besonderen Charakter des Nerven, der gereizt worden, abhängen, und daß die Reizung des Endorgans für jeden Sinnesnerven ihm allein eigenthümliche Empfindungen hervorruft. So empfinden wir Licht, wenn unser Auge gereizt wird, gleichgültig ob dies durch die Strahlen eines glühenden Körpers oder durch einen Stoß auf den Augapfel im dunkeln Raum oder durch einen elektrischen Schlag geschieht. Wir beziehen unsere Lichtempfindungen aber deshalb auf leuchtende Körper, weil von diesen die weitaus meisten Reizungen unseres Auges ausgehen. Für die Empfindung der Farben erweiterte Helmholtz die Lehre von den specifischen Energien durch die Wiederaufnahme der bis dahin wenig beachteten Hypothese Th. Young's, eines englischen Arztes und Naturforschers (1773—1829), daß wir im Auge nur für dreierlei Grundfarben, nämlich Roth, Grün und Violett, empfindliche und zwar für jede Grundfarbe besondere Nervenfasern haben. Daher wird es erklärt, daß wir nur diese Farben und solche wahrnehmen können, die aus jenen zusammengesetzt sind. Die objective Verschiedenheit der Farben beruht auf den verschiedenen, jeder Farbe eigenen Schwingungszahlen. Die Fasern des Sehnerven vermögen aber nur durch die Wellenscala der Farben von Roth bis Violett gereizt zu werden, während das Ohr, wie wir gesehen, ein viel weiteres Gebiet der Empfänglichkeit für verschiedene Wellen besitzt und eine ungeheure Zahl von Tönen aufnehmen kann. Unsere Raumanschauung entsteht dadurch, daß das Bewußtsein die Empfindung jedes einzelnen Zäpfchens in der lichtempfindlichen Schicht der Netzhaut auf etwas außer uns bezieht. Helmholtz betont aber im Anschluß an Lotze, daß was wir auf diese Weise empfangen, nicht Abbilder der Außenwelt, sondern

lediglich Zeichen sind, woraus wir auf Gegenstände außer uns schließen. Er nennt diese Zeichen wegen ihrer Beziehung zur Raumanschauung mit Lotze die Localzeichen. Daß wir mit beiden Augen einfache Objecte sehen, führt Helmholtz ebenfalls nicht auf angeborne Fähigkeit, sondern auf die Thätigkeit unseres, die Gesichtseindrücke verarbeitenden Verstandes zurück. Wir erhalten auch durch diese Thätigkeit erst unsere Tiefenwahrnehmungen; denn wir bekommen, wie Helmholtz nach der Analogie des Stereoskops scharfsinnig gezeigt hat, von jedem Auge besondere und mit einander nicht völlig übereinstimmende Bilder. Der Verstand vereinigt diese verschiedenen Bilder zur Vorstellung Eines Gegenstandes, indem er außerdem die Wahrnehmungen des einen Sinnes durch die der anderen Sinne controlirt und ergänzt, wie wir auch Blinde einfach durch die Fortbewegung der tastenden Hände und Füße über die Gegenstände vollständige Raumanschauung bekommen sehen.

So haben wir durch Helmholtz eine vollkommen abgeschlossene Lehre darüber erhalten, wie uns, wenn auch nicht die Welt, so doch eine Welt entsteht. Es ist die Welt unserer aus Anschauungen und Erinnerungsbildern zusammengesetzten Vorstellungswelt. Wir nennen die letzteren Begriffe und der Mensch besitzt in dem Vermögen der Sprache die Fähigkeit, Begriffe durch anschaubare Symbole, Worte und Schrift, zu fixiren. Allein Helmholtz hat die Philosophie noch durch Hinzufügung der „unbewußten Begriffe" bereichert, worunter er nicht etwas Mystisches versteht, sondern solche Erinnerungsbilder, die wir nicht durch die Sprache bezeichnen können, wie z. B. das Festhalten von Gerüchen, Physiognomien, Bewegungen in der Erinnerung. Er bezeichnet dies treffend als das „Kennen", welches Wort wir anwenden, wenn wir uns einer Sache erinnern, die mit Worten nicht umschrieben werden kann oder muß, während wir unter Wissen die Bekanntschaft mit Begriffen, die sich durch Worte und Zeichen ausdrücken lassen, verstehen. Diese Anschauung, welche, wenigstens der Bezeichnung nach, in Helmholtz vielleicht durch den Philosophen Beneke angeregt wurde, zu dessen Hörern er zählte, scheint uns besonders wichtig, weil sie die Philosophen darauf hinweisen müßte, daß das Denken in Worten nur eine der verschiedenen Denkformen ist. Der Naturforscher, der Mann der Geisteswissenschaften, der Maler, Tonsetzer, Schauspieler haben, wie mir scheint, jeder für ihren besonderen Vorstellungskreis ihre besondere Form des Denkens. In dieser Beziehung hat mir in dem seinerzeit von der „Rundschau" veröffentlichten Bruchstück einer Selbstbiographie des großen Chemikers Justus Liebig, dessen Bemerkung einen tiefen Eindruck gemacht, daß er von Gay-Lussac gelernt habe, „in Erscheinungen zu denken", das heißt die Vorstellung chemischer und physikalischer Processe ohne Wortbild in Gedanken zu verbinden oder, wie wir vielleicht sagen würden, sich auszumalen. Dies nur beiläufig, zur Kennzeichnung der reichen Anregungen, welche uns Helmholtz' Philosophie gibt. Er führte sie bis zu deren letzten Problemen der Erkenntnißtheorie; aber er läßt die Frage, ob unsere Welt Wirklichkeit oder Traum sei, ebenso offen, wie die nach den letzten Ursachen. Genug, wenn unser Verstand uns in die Möglichkeit versetzt, den gesetzlichen Ablauf unserer Wahrnehmungen zu erkennen und durch das Experiment eine Herrschaft über die Erscheinungen zu erhalten.

Blicken wir zurück, so erkennen wir die von Anfang leitenden Gedanken in dem Wirken dieses großen Geistes: auf der einen Seite die Voraussetzung des gesetzmäßigen Begreifens der gesammten Natur, als deren Ausdruck Helmholtz das Causalgesetz lediglich formulirt als „das Vertrauen in die Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen". Auf der andern Seite leitet ihn das Verlangen, die Quelle unserer Erkenntnisse durch Studium ihrer Grundlage, der Sinneswahrnehmungen, die physikalischen Gesetze ihrer Organe und der einfachsten Vorgänge der Reizung kennen zu lernen; war er es doch auch, welcher zuerst durch einen genial ersonnenen elektrischen Hülfsapparat die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Leitung im Nerven gemessen hat. Wo für die Gewinnung der Wahrheit in diesen Dingen die Speculation von Nutzen sein kann, wendet er sie an; aber er folgt der eigenen Beobachtung nur dort mit der Speculation, wo mathematisch ausdrückbare Gesetze zu finden, Aussicht vorhanden ist.

Darum hat er kein Problem in Angriff genommen, welches mathematische Behandlung noch nicht zuläßt oder durch sie nicht ganz zu lösen wäre; weder über die Anfänge des Lebens in der Zelle noch über Probleme der Zeugung oder Erkrankung, noch über das Räthsel von Lust und Unlust hat Helmholtz, obschon sie ihn sicher beschäftigten, wissenschaftlich gearbeitet. Die Entwicklungslehre Darwin's hat er als eine werthvolle, Richtung gebende willkommen geheißen, sich aber begnügt, sie als solche gelegentlich in seinen Vorträgen heranzuziehen, wiewohl er selber den Begriff der allmäligen Anpassung bei der Erwerbung der Raumanschauungen verwendet. Aus denselben Gründen haben auch die Fragen der Aesthetik bei ihm nur eine beiläufige Behandlung erfahren, wiewohl seine Beschäftigung mit der Welt der Farben und Töne ihn zu jenen Fragen hinführen mußte und seine Werke von einem tiefen Verständniß der bildenden Künste und der Tonkunst zeugen. Sie sind die einzigen, die der ernsten Würde und Gemessenheit seiner durch ihre strenge Sachlichkeit den Lernbegierigen fesselnden Sprache Worte des Schwunges und der Begeisterung entlocken. Allein er geht auch hier nicht weiter, als daß er das künstlerische Wohlgefallen zurückführt auf das Bewußtwerden der Gesetzmäßigkeit des Kunstwerkes. „Die Kunst handelt absichtsvoll, doch soll das Kunstwerk als ein absichtsloses erscheinen und so beurtheilt werden. Sie soll schaffen, wie die Einbildungskraft vorstellt, gesetzmäßig ohne bewußtes Gesetz, zweckmäßig ohne bewußten Zweck." —.

Die Darstellung von Helmholtz' philosophischen Ansichten, von dem, was der literarische Sprachgebrauch die Weltanschauung nennt, führt uns zur Betrachtung des Menschen und des Schriftstellers. Daß er in der gelehrten Welt nicht bloß als Untersucher und Entdecker, sondern auch als Schriftsteller ersten Ranges gilt, hat einen bezeichnenden Ausdruck in der Thatsache gefunden, daß der hervorragende Leipziger Chemiker, Professor Ostwald, die unter seiner Leitung von einer Anzahl angesehener Gelehrter herausgegebene Sammlung, „Die Classiker der Naturwissenschaften" mit Helmholtz' Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft" begann. In der That hat Alles, was aus Helmholtz' Feder geflossen ist, das Gepräge einer edlen schriftstellerischen Form. Vor Allem aber ist die Methode, welche Helmholtz bei seinen Publicationen befolgte, ein Beweis dafür, daß auch in seiner Gedankengebung ein planvolles, zielbewußtes Vorgehen zum

Ausdruck kommt. Bei aller Bescheidenheit zeigt er sich der Tragweite seiner Entdeckungen wohl bewußt und der Nothwendigkeit, ihnen die Anerkennung der Gebildeten zu verschaffen. Er bringt seine Arbeiten zuerst einzeln vor das zunächst zuständige wissenschaftliche Publicum. Sodann vereinigt er das, was sich organisch verbinden läßt, in seinen beiden physiologischen Hauptwerken, der „Physiologischen Optik" und der „Lehre von den Tonempfindungen", von denen besonders die letztere auch schriftstellerisch den Stempel der Vollendung trägt. Daneben aber war Helmholtz von Anfang an bemüht — und auch hierin zeigt sich eine Geistesverwandtschaft mit Kant — seine Forschung und sein Denken in unmittelbare Berührung mit allen gebildeten Volkskreisen zu bringen. Er hat dadurch am besten das lediglich durch die Gediegenheit seiner Vortragsweise entstandene Vorurtheil, eine exclusive Gelehrtennatur zu sein, widerlegt. Nein, Helmholtz will verstanden sein und kann verstanden werden von Jedem, der mit ernstem Willen ihm zu folgen unternimmt. Aus diesem Bestreben hervorgegangen, sind seine „Populären wissenschaftlichen Vorträge" (Braunschweig, Vieweg & Sohn, zuerst in drei Heften 1876, neuerdings ebendaselbst unter dem Titel „Vorträge und Reden", zwei Bände). Sie zeigen sein Bemühen, Schritt für Schritt mit seinen Entdeckungen vor das Volk zu treten. Schon 1854 legt er in Königsberg in dem Vortrage „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neueren Ermittelungen der Physik" das Gesetz der Krafterhaltung volksthümlich vor. Später hält er über die verschiedenen Folgerungen des Gesetzes in Süddeutschland eine Reihe von Vorlesungen, veröffentlicht aber in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit nur die allgemeinste von ihnen, weil die übrigen Verhältnisse behandelten, die noch Gegenstand schwebender Untersuchungen waren, wie z. B. über die Bewegung der Meteore, die Natur der Kometen, die Ernährung und Arbeitsleistung der Thiere. Ja, Helmholtz hat für verschiedene Gegenstände noch das besonders dafür geeignete Publicum aufgesucht; mit seinen Entdeckungen über die physiologische Grundlage der Musik wendet er sich an das Publicum in Bonn, der Stadt Beethoven's, mit seinen optischen Untersuchungen an die Malerstadt Düsseldorf, wo er die feinsinnigen, mit einer tiefen Betrachtung über das Wesen der Kunst im Allgemeinen schließenden Vorlesungen „über Optisches in der Malerei" gehalten hat. Und als ob an dem Allem noch nicht genug wäre, hat Helmholtz den Kern seiner ganzen physiologischen, physikalischen und philosophischen Gedankenarbeit vor dreizehn Jahren in einer akademischen Festrede „über die Thatsachen in der Wahrnehmung" zusammengefaßt, welche zu dem Gehaltvollsten zählt, dessen die deutsche philosophische Literatur sich rühmen darf. Allerdings gewöhnliche volksthümliche Reizmittel darf man in seiner Art von Popularität nicht suchen; er wiegt sie weit auf durch die ihm eigenen Vorzüge seiner Darstellung. In schlichten Worten pflegt Helmholtz mit einfachen Grundbegriffen zu beginnen, bald führt er den Hörer damit in das Innere der physikalischen und physiologischen Probleme, oft an der Hand einfacher und überzeugender Versuche, um ihn schließlich auf die Höhen des weitesten Umblicks auf das Weltganze zu leiten, so daß der Hörer sich von ihm mit dem Gefühle trennt, es sei ihm eine hohe Ehre widerfahren, an solchem Gedankenfluge theilnehmen zu dürfen. Helmholtz hat auch niemals für den einseitig überlegenen Naturforscher gelten

wollen; von ihm rührt die fundamentale Unterscheidung menschlichen Wissens in Erfahrungswissenschaften und Geisteswissenschaften her, und wenn er gleich die Erkenntnisse der ersteren durch die von ihrer Natur bedingte größere Sicherheit nach seinem Ermessen bevorzugt, so hat er doch den selbständigen Werth der anderen stets ehrend anerkannt und überdies in seinem Vortrag „über Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten" (Königsberg 1853) sich auch mit der dichterischen Form, die Erscheinungen der Natur zu behandeln, auseinandergesetzt.

Ich möchte hoffen, daß die vorstehende Darstellung den Leser, welcher den Schriften von Helmholtz noch nicht näher getreten ist, zum Verlangen nach ihrer Bekanntschaft angeregt und vielleicht in ihm auch eine Vorstellung von der Persönlichkeit des großen Forschers hat entstehen lassen. Den Menschen Helmholtz könnte ich nicht schöner charakterisiren als mit den Worten, welche er selbst einst von Gustav Magnus gebraucht hat: „Die harmonische Anlage und Ausbildung seines Geistes gab sich auch äußerlich in der natürlichen Anmuth seines Betragens, in der wohlthuenden Heiterkeit und Sicherheit seines Wesens, in der warmen Liebenswürdigkeit seines Verkehrs mit Anderen zu erkennen. Es lag in allem diesem viel mehr, als die bloße Erlernung der äußeren Formen der Höflichkeit jemals erreichen kann, wo sie nicht von warmer Theilnahme und feinem Gefühl für das Schöne durchleuchtet wird."

So stehen wir unter der Schar der Tausende von Schülern, die ihn beglückwünschen, in Ehrfurcht da vor dem erfinderischen und umfassenden Geiste, in Freude darüber, daß es ihm vergönnt war, so Großes zu schaffen und die Grenze des Alters mit gesunden Sinnen, die er so meisterlich zu gebrauchen verstanden, zu erreichen und in Dank für Alles, was er leidenden Menschen durch sein Wirken Gutes bereitet und womit er unser Denken bereichert hat. Ἰητρος φιλόσοφος ἰσόθεος, „gottähnlich ist der Arzt, welcher ein Weltweiser ist," — dieses Wort des Hippokrates stellte er in einer seiner Reden als den Wahlspruch des Arztes hin. Wenige haben so wie Hermann von Helmholtz diesem Ideale nachgelebt.

Winterreise im Hochgebirge.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Die Frage, ob die höchsten Theile der Alpen im Winter betretbar sind oder nicht, läßt sich nicht kurzweg mit ja oder nein beantworten. Thatsächlich ist eine ganze Reihe von Gipfeln, höher als 4000 m, während der kältesten Jahreszeit erstiegen worden, vornehmlich in den Berner Alpen. Im Januar 1889 haben Piemontesen sogar den Montblanc (4810 m) über seinen italienischen Abfall erklettert und sind auf den Schneehängen Frankreichs glücklich zu den Grands Mulets und von da nach Chamonix gelangt. Endlich sind die Grandes Jorasses (4206 m) und der Grand Paradis (4061 m) — wie aus den folgenden Zeilen hervorgehen wird — im Januar 1891 erstiegen worden.

Bei solchen winterlichen Unternehmungen sind meines Wissens eigentliche Katastrophen nicht vorgekommen. Das erklärt sich zum Theil daraus, daß es fast ausschließlich Leute von Erfahrung waren, welche jene Expeditionen planten und durchführten; zum anderen Theil beruhte der glückliche Verlauf auf der Beständigkeit des Wetters. Gerade diejenigen Gebiete, in welchen die meisten Winterbesteigungen stattfanden, genießen während der strengen Monate häufig die Gunst langanhaltender guter Witterung. Dies gilt jedoch nicht für das Montblanc-Massiv noch für die benachbarten Ketten; hier spielen sich die meteorologischen Vorgänge rauher ab, intensiver und launenvoller. Das hat Herr Vittorio Sella am Montblanc erfahren müssen, ich selbst bei der Besteigung der Jorasses; das ist wohl auch der Grund, weshalb bis jetzt nur diese beiden Gipfel des großen Massivs im Winter erreicht worden sind.

Es war der Zweck meiner Reise, die Winter- und die Sommer-Physiognomie des Hochgebirges mit einander zu vergleichen; Zweck dieses Aufsatzes ist es, die Unterschiede vor dem Leser zu entwickeln und ihm eine möglichst klare Vorstellung von dem typischen Verlauf großer Besteigungen im Winter zu geben. Der erstgenannte Zweck konnte, trotz aller Beschwerde und aller Widerstände, erreicht werden. Anders steht es um den zweiten, denn er fällt in die Domäne des

künstlerischen Schaffens, Eindrücken, inneren Empfindungen und Reflexionen soll greifbare Gestalt gegeben werden, und die einzelnen Gestalten sollen sich zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen. Das ist eben die Aufgabe eines jeden Künstlers, gleichviel, mit welchem Material er arbeite, ob mit Thon oder Tönen, mit Farben oder Wörtern. Der Reisende, welcher die Feder in die Hand nimmt, muß sich der künstlerischen Bedeutung seiner Aufgabe bewußt sein; alsdann gelingt es ihm vielleicht nach heftigem Ringen, dieselbe zu lösen, und was in seiner Seele fertig dasteht, dem inneren Auge des Lehrers sichtbar zu machen.

II.

Die Vorstellung, daß das Hochgebirge eine starre Schöpfung sei, verläßt uns mehr und mehr, je häufiger wir mit ihm haben kämpfen müssen, je seltener wir uns haben zurückschrecken lassen; alsdann mahnt der bewegungsvolle Wechsel seiner Erscheinungen vielmehr an individuelles Leben, das sich hinter einem mysteriösen Schleier verbirgt. Von diesem Standpunkt aus, welchem das Alterthum seine Nymphen und Flußgötter verdankt, erscheint jede Bewegung als eine Lebensäußerung, und an die Stelle eines Medusenhauptes mit ewig starren Zügen tritt ein Antlitz, dessen Ausdruck von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Tag zu Tag, wechselt. Wie dasselbe im W i n t e r aussehen mochte, darauf mußte ich mir die Antwort lange schuldig bleiben; denn bisher hatten meine Alpenreisen nur im Sommer und im Herbst stattgefunden. Die letzten Besteigungen waren im September 1890 ausgeführt worden, und zwar in demselben Gebiet, das ich nun wieder aufsuchte.

Durch Wanderungen im Hochgebirge werden die Menschen je nach ihrer Individualität verschieden beeinflußt. Ganz gleichgültig bleibt aber schon deshalb Niemand, weil ein Jeder sich körperlich dabei außergewöhnlich anstrengen muß. Einigen erwächst daraus Freude, Anderen Pein; manch Einer erkämpft sich nur das Recht auf E r i n n e r u n g an eine W i l l e n s l e i s t u n g und freut sich während der Besteigung auf das Ende derselben. Für die eigentlichen Sportsmen beginnt der Sport erst, wenn Gefahr durch Geschicklichkeit bekämpft wird.

Ein anderer Reiz der Hochgebirgswanderungen liegt in der ästhetischen Beeinflussung durch die Landschaftsbilder; diese werden von wechselnden Standpunkten aus betrachtet, von Standpunkten hoch über den gewöhnlich eingenommenen. Uebersicht über weite Gebirgsabschnitte, Einblick in die Tiefen der nächst gelegenen erregen unsere Bewunderung um so stärker, als das Schauspiel ein ungewohntes ist. Es tritt eine ähnlich intensive Wirkung ein, wie sie von der nur selten offenbarten Schönheit ausgeübt wird.

Endlich theilen Hochgebirgsexpeditionen das Reizvolle mit den Forschungsreisen, daß auch ihnen Kenntnisse durch Anschauung erworben werden. Solche Kenntnisse haben nicht selten für den Besitzer einen Affectionswerth, weil sie an die besondere Arbeit und Gefahr erinnern, welche Mitbedingungen für den Erwerb waren.

Gern räume ich ein, daß die hier gegebene Auffassung von den Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Hochgebirge nur dann natürlich und wahr bleibt, wenn sie von einer angeborenen Liebe zur Natur und von der Freude an

deren Erscheinungen getragen wird. Seit meiner ersten Alpenbesteigung sind beide die unzertrennlichen Gefährten meiner Wanderungen und Studien geblieben. Aus dem Wechsel der durchlebten guten und schlimmen Situationen erblühte die Erkenntniß der mannigfachen Formen von Fels, Schnee und Eis, ihrer Gruppirung und gegenseitigen Beeinflussung. Sonne, blauer Himmel, Schneegestöber, Nebel, Sturm, Eisbrüche und fallende Steine haben zunächst meine Empfindung, dann erst meinen Verstand mit dem Wesen der klimatischen und dynamischen Vorgänge bekannt gemacht. In dem Zeitabschnitt von mehr als drei Decennien wuchs fort und fort das Streben, durch Anschauung zu lernen.

Trotz aller zu Gebote stehenden Erfahrung konnte ich nicht wissen, was die Winterbesteigungen bringen würden, und als ich Berlin am 6. Januar 1891 verließ, da war mir gerade so zu Muthe, wie in jüngeren Jahren bei dem Antritt einer Forschungsreise. Der Reiz des Unbekannten hatte die Unternehmungslust entfesselt; die unbestimmbare Gefahr entrollte der Phantasie düstere Gemälde; Hoffnung ersetzte sie durch heitere Bilder; die Sehnsucht, bald an Ort und Stelle angelangt zu sein, beherrschte alle Empfindungen.

Ein genaues Programm hatte ich nicht aufgestellt, wohl aber bestimmte Abschnitte des Alpengebirges ins Auge gefaßt: die Montblancgruppe und die Graischen Alpen. Hauptquartier sollte der piemontesische Ort Courmayeur werden, wo die Landessprache französisch ist, trotz der italienischen Zugehörigkeit. Dort wohnte der Führer Emile Rey, der mich seit Jahren auf meinen Hochgebirgsreisen begleitet. In früheren Heften der „Deutschen Rundschau" (Jahrgang 1888, Bd. LVII, S. 86 ff. und S. 255 ff.) habe ich unter dem Titel „Aus dem Hochgebirge" den Verlauf von Besteigungen geschildert, bei denen Rey eine hervorragende Rolle spielte. Ich hatte ihm brieflich meine Ankunft angezeigt und hinzugefügt: nous ne ferons ni des bêtises ni des choses vulgaires. Der Leser wird selbst entscheiden müssen, ob wir nach diesen Grundsätzen gehandelt haben.

Nur der Anfänger liebt es, schon in der Heimath die Reihe der Unternehmungen festzusetzen, welche er während der Reise auszuführen gedenkt; er stellt dadurch gewissermaßen einen Wechsel auf sich selbst aus, den er nun in der Fremde einlösen muß. Das führt — soweit es sich um Hochgebirgsexpeditionen handelt — nicht selten zu Enttäuschungen, weil die persönlichen Eigenschaften der Theilnehmer genügend den Erfolg nicht sichern, wenn schlechte Witterung über ein gewisses Maß hinaus dem Unternehmen feindlich wird. Man muß sich deshalb den Umständen anbequemen, vor Allem bereit sein, die Gunst des Augenblickes auszunutzen, zu einer Expedition greifen, welche Erfolg verspricht, und während derselben mit hellen Augen Umschau halten. Was man auf einer Expedition sieht und beobachtet, darauf kommt es an; ob dieselbe vorher auf dem Programm gestanden hat oder nicht, das ist gleichgültig.

Ein Jeder weiß, wo der Montblanc und das nach ihm benannte Gebirgsmassiv auf der Karte zu finden sind. Weder Beschreibung noch directe Anschauung allein können eine Vorstellung von dem Verlauf, der Gliederung und Eintheilung der Alpen geben; das vermag nur das verkleinerte Modell der Reliefkarte, welche in den meisten Fällen durch eine ebene Projection ersetzt wird.

Ein solches Kartenbild zeigt die Vielgestaltigkeit der einzelnen Theile und gestattet den Vergleich mit Kartenbildern anderer europäischer Gebirge. Ueber letzteren ragen die Alpen auf wie ein gothischer Dom über den Wohnstätten der Menschen.

Mit Hülfe der Karten und unterstützt durch die directe Anschauung, hat man das Alpengebirge in eine Anzahl von Gruppen aufgelöst und die Grenzlinien gezogen, längs welcher benachbarte Gruppen zusammenhängen. Eine solche Eintheilung, welche nur die Form und nicht den Inhalt, d. h. die Gesteinsbeschaffenheit, berücksichtigt, nennt man eine orographische. Ihre Grenzlinien sind durch Flußläufe, oder Stücke derselben, und durch Gebirgssättel gegeben. Wie dieselben zu wählen sind, das ergibt sich aus unserem Verständniß für natürliche Zusammengehörigkeit. Dieses wird uns davor bewahren, die Eintheilung bis zur Zerstückelung zu treiben; denn das wäre gerade so thöricht, als wollte man ein Mosaikbild nach den Umrissen der zusammensetzenden Stücke gliedern, statt nach den Umrissen der dargestellten Gegenstände.

Seit zwei Jahrtausenden und länger hat eine bestimmte Linie in den Alpen eine hervorragende Rolle für Verkehr, Cultur und Geschichte gespielt. Sie beginnt in der Nähe von Nizza und verläuft in einem weiten Bogen nach Nord, Nordost, Ost, Südost über hohe Gipfel, vergletscherte und unvergletscherte Päſſe und endigt bei Triest; sie setzt sich zusammen aus Kammlinien aneinanderstoßender Alpengruppen und bildet die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen Meere einerseit, der Nordsee, dem Schwarzen und dem Mittelmeere andererseit; sie wird von uralten Verkehrsstraßen quer geschnitten, auf denen man einst mühselig zu Fuß hinauf- und hinunter wanderte, dann zu Roß, zu Maulthier und selbst zu Elefant ritt, später zu Wagen leicht dahinrollte. Diese Linie trägt die berühmten Alpenpässe des Mont Cenis, des Kleinen und des Großen St. Bernhard, des Simplon, St. Gotthard, Splügen, Septimer, Stelvio, Brenner. Mit Ausnahme des letztgenannten, der nur 1362 m hoch ist, liegen sie sämmtlich in einem Niveau von mehr als 2000 m, die meisten zwischen 2000 und 2200 m; der Septimer liegt 2311 m, der Große Sanct Bernhard 2472 m, der Stelvio gar 2760 m hoch.

Das Ueberschreiten dieser Pässe von Norden her bedeutete zu allen Zeiten den Niederstieg zu den ersehnten Gefilden der piemontesisch-lombardischen Ebene; ein jeder von ihnen ist eine Pforte zum Glück wie zum Untergang geworden. Manches jugendliche deutsche Herz hat hier ahnungsvoll geschlagen, wenn der Blick sich in das tief eingeschnittene italienische Thal zu senken begann. Hannibal, die Deutschen Kaiser und der gewaltige Corse sind hier gewandelt. Was für welterschütternde Gedanken mögen auf jenen Paßhöhen in den Köpfen der Welteroberer aufgesprungen sein!

Es ist daher begreiflich, daß jener Wasserscheide noch heute die Bedeutung eines einheitlichen Hauptkammes beigelegt wird, trotz der Einsicht, daß ein solcher in Wirklichkeit nicht existirt und daß das Alpensystem seiner äußeren Erscheinung nach in eine Anzahl von Bergmassiven zerfällt, von denen einige nichts mit der genannten Wasserscheide zu thun haben; z. B. die Berner Alpen, deren Wasser der Nordsee und dem Mittelmeer zuströmen; die Alpen des Dauphiné, welche ganz in das Flußgebiet der Rhone fallen; die Gruppe

des Grand Paradis, welche ausschließlich dem Po tributär ist; die Glarner Alpen, deren Gebirgsflüsse sämmtlich Quellflüsse des Rheins sind.

Dagegen kann man sagen, daß, abgesehen von den Berner Alpen, die mächtigsten Gruppen mit der Hauptwasserscheide zu thun haben. Der Kammgrat einer solchen Gruppe bildet entweder in seinem ganzen Verlauf oder in einem Theil seines Verlaufes ein Stück jener Linie; letzteres ist der Fall für den Kammgrat der Montblancgruppe, wo nur das Stück zwischen Col de la Seigne und Mont Dolent mit der großen Wasserscheide zusammenfällt; diese verläuft vom Mont Dolent aus weiter über einen Seitengrat und den Querriegel des Col Ferret zum Großen Sanct Bernhard, wo der Kammgrat der Pennischen Alpen beginnt und sich über das Matterhorn zum Monte Rosa hinzieht.

Diese Bemerkungen sowie die nächstfolgenden können nur verstanden werden, wenn der Leser eine Karte zur Hand nimmt. Ohne ein Thier kann man nicht reiten, ohne eine Karte kann man nicht beschreiben; das gute Reiten macht das Pferd leistungsfähiger, das gute Beschreiben macht die Karte verständlicher. Schilderungen von Reisen sind keine Declamationen, sondern gleichen einem Theaterstück, zu welchem Coulissen erfordert werden. Der Leser sei liebenswürdig gegen den Autor und entnehme die Decoration dieses Stückes aus seinem Atlas; er wird finden, daß es nicht einmal langweilig ist, die folgende Terrainskizze im Anblick einer Karte zu prüfen.

So verschieden gerichtet die Kammgrate der einzelnen Gruppen auch sein mögen, so läßt doch das Kartenbild ihrer Gesammtheit eine mittlere Richtung erkennen, um welche das Gebirge wie um eine Axe gruppirt ist; und diese Axe ist nahezu identisch mit der oben genannten Hauptwasserscheide. Nur die östlichsten Theile der Alpen divergiren in mehrere Gebirgszüge wie ein aufgedrehtes Tauende.

In der Montblanc-Gruppe bricht sich die Richtung des großen Alpenzuges, welcher von Süden kommend hier nach Osten umbiegt. Die südlich vom Montblanc gelegene Hauptkette heißt die Gruppe des Iséran oder der Graischen Alpen; aus ihr tritt östlich die Gruppe des Grand Paradis aus. Letztere, die Graischen Alpen, die Montblanc-Gruppe und die Penninischen Alpen bilden, wie die Karte lehrt, einen im Osten durchbrochenen Gebirgskranz; sein Grund zeigt eine Entwässerungsrinne, welche sich vom Montblanc aus in gewundenem Laufe ostwärts zur Po-Ebene hinzieht. Diese Rinne wird in Wirklichkeit zu einem breiten Thal, durchströmt von den Fluthen der Dora baltea. In seinem Oberlauf, auf 60 km Länge, wird es nach dem Hauptort Aosta benannt, wo noch heute wohlerhaltene Bauten von dem siegreichen Vordringen der Römer zeugen und von der Vernichtung der eingeborenen Salasser.

Im Sommer prangt das Aostathal in italienischer Vegetation. Kastanien wechseln mit Nuß- und Obstbäumen; an den erhitzten, braunen Hängen, auch in der Thalsohle selbst, grünt die Rebe. Von steilen Felsen leuchten weiße Kirchen und die zahlreichen zerfallenen oder von Bauern bewohnten Burgen der alten Adelsgeschlechter. Ortschaften und Gehöfte finden sich in der Höhe und in der Tiefe; sie sind alle aus Stein aufgeführt, und trotz der nahen Grenzen von Schweiz und Frankreich verräth jedes Fenster, jede Thür, jedes Dach die italienische Eigenart. Denn typisch sind sie, diese Italiener. Ob man von Aegypten

kommend in Brindisi an Land geht oder, vom St. Gotthard niedersteigend, dem Laufe des Tessin folgt: mit gleicher Eindringlichkeit bezeugt der Anblick der Eingeborenen, ihrer Behausungen, ihrer Kirchen, ihrer Kramläden, daß man italienischen Boden betreten hat. Dabei besteht für das Aostathal noch die Merkwürdigkeit, daß die Bewohner französisch sprechen und vielleicht gar keine Italiener sind. Auch ohne ethnologische Kenntnisse wird man es nicht überraschend finden, daß sich in den verlorenen Winkeln mancher Alpenthäler noch Reste der Volksstämme erhalten haben, deren Hauptmasse zur Bildung neuer Völkergemische herangezogen wurde.

Dadurch, daß der Gebirgskranz des Aostathales sich gegen Osten öffnet, erhält derselbe das Aussehen eines Hufeisens, dessen vordere Krümmung, der sogenannte Bug, nach Westen gerichtet ist und etwa mit dem Col de la Seigne zusammenfällt. Der rechte Arm des Hufeisens ist also nördlich, der linke südlich von der Mittellinie gelegen, um welche die Dora baltea die sanften Schwingungen ihres Laufes beschreibt. Ein jeder ist 90—100 km lang. Auf dem nördlichen Arm, dem Bug zunächst, liegt die Gruppe des Montblanc, und dann folgen die Penninischen Alpen bis zum Monte Rosa; auf dem südlichen Arm liegen die Graischen Alpen, mit dem Ruitor und der Grande Sassière, der Grand Paradis und seine Ausläufer. Diese Gebirge stehen aber trotz ihrer Hochgipfel von 3500—4061 m an Größe hinter den Riesen des nördlichen Armes zurück; denn hier ragt eine Zahl von Gipfeln auf, deren Höhe von keiner anderen Alpengruppe wieder erreicht wird.

Man mag sich wenden, wohin man will, und man wird finden, daß fast alle Seitenthäler des Aostathales sich in Gebieten ewigen Schnee's verlieren. Nur die Zugänge zu den niedrigsten Einsattelungen des Kranzes: zu den beiden Bernhardpässen, dem Col de la Seigne, dem Col Ferret, dem Col Nicolet und zu anderen bleiben im Sommer schneefrei. Es mischen sich in der Dora baltea die Schmelzwasser der Grivola, des Grand Paradis, des Montblanc, der Grandes Jorasses, des Matterhorns, des Lyskammes und des Monte Rosa; so erhabener Herkunft kann sich höchstens der Oberlauf der Rhone rühmen.

Unter den südlichen Seitenthälern befinden sich die Thäler von Cogne und Savaranche, welche die Gruppe des Grand Paradis wie mit zwei Fangarmen umschließen. Unter den nördlichen führt das Val Gressoney zu dem Gebirgscircus, welcher von dem Lyskamm (4520 m) und von den Südspitzen des Monte Rosa-Massivs beherrscht wird. In den höchstgelegenen Ortschaften des schönen Thales wird deutsch gesprochen; die Zumsteinspitze (4560 m) trägt ihren deutschen Namen nach einer in Gressoney ansässigen Familie. Ein anderes berühmtes Thal der Nordseite ist das Val Tournanche; in dem kurzen Verlauf von 22 km führt es nordwärts an den italienischen Fuß des Matterhorns (482 m). Noch weiter oberhalb, bei Aosta selbst, mündet ein drittes nördliches Seitenthal, welches einen überraschend großen Theil der Penninischen Kette entwässert: das 32 km lange Stück vom Großen St. Bernhard bis zu der Dent d'Hérens, dem westlichen Nachbar des Matterhorns. Denn dieses Seitenthal verzweigt sich oberhalb Aosta; ein Arm geht nordwestlich zum Großen St. Bernhard,

der andere nordöstlich zu dem Col de Valpelline (3562 m), einem der höchsten Gletscherpässe der Alpen.

Als eigentliche Quellflüsse der Dora baltea müssen die drei Gebirgsbäche angesehen werden, welche von dem Col Ferret (2536 m), dem Col de la Seigne (2512 m) und dem Kleinen St. Bernhard (2188 m) niedergehen und sich in Pré St. Didier (1000 m) vereinigen. Die beiden Thäler, welche den erstgenannten Pässen entsprechen, das Val Ferret und das Val Véni, laufen in gerader Linie aufeinander los, entwässern die italienischen Hänge des Montblanc-Massivs, vereinigen sich bei Entrèves (1300 m) und bilden nun die Thalmulde von Courmayeur (1215 m), von wo aus das Wasser 200 m tief nach Pré St. Didier fällt.

Die Alpenthäler des Aosta-Gebietes habe ich oft durchwandert und bin durch ihre Wälder und Haine von Kastanien, Fichten, Lärchen, über ihre Matten und Trümmerfelder zu den krönenden Bergen aufgestiegen, oder habe die Pässe überschritten, welche nach Frankreich und der Schweiz führen, oder bin in umgekehrter Richtung zu den Wassern der Dora baltea niedergestiegen. In früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift sind einige meiner Unternehmungen geschildert, z. B. die Traversirungen des Matterhorn und des Col du Lion. Kaum minder interessant, als diese, waren die Ersteigung des Lyskamm von Gressoney, die der Dent d'Hérens von der italienischen Seite aus, des Castor (4230 m) vom Felikjoch, ferner die Traversirung der Grivola (3970 m) von Cogne nach Val Savaranche, der sehr schwierige Abstieg vom Gipfel des Grand Paradis (4061 m) nach Cogne und die Ersteigung der Dent du Géant (4010 m). Bereits im Jahre 1865 hatte ich auf dem Col du Lion gestanden, wie im Jahre 1881, wo ich mit meinem Gefährten den Abstieg nach der Schweiz bewerkstelligte und inmitten der erreichten Felsschlucht in 3300 m Höhe auf einem schmalen Vorsprung, einen heißen Nachmittag und eine bitterkalte Nacht verbringen mußte, damit die fallenden Steine uns nicht erschlügen.

Fast alle Unternehmungen, die ich in den Bergrevieren des Aostathales ausführte, tragen den Stempel des Schwierigen, und in die Eindrücke der großartigen Landschaftsbilder mischen sich für mich die Erinnerungen an überwundene Gefahren, an Kraftaufwand und an das gnädige Walten der Vorsehung. So ist mir denn jener Boden vertraut geworden, und ich verlegte den Schauplatz meiner Winterexpeditionen um so lieber dorthin, als er die Heimath des Führers Emile Rey ist.

III.

Nach Aosta war ich auf dem Wege Basel, Luzern, Gotthardtunnel, Ostufer des Lago maggiore, Novara, Chivasso, Ivrea gelangt. Ivrea ist der Punkt, wo die Dora baltea aus dem Gebirge in die Po-Ebene austritt.

Die Reise fiel in den kältesten Abschnitt eines harten Winters. Luzern sah frostig und öde aus, der See grau; auf der Reußbrücke fütterte ein junger Mann die Möven und unterhielt sich damit, sie ihre Beute in der Luft haschen zu lassen. Er erzählte mir, daß im Winter 1890/91 mehrere Arten Vögel von Norden gekommen wären, welche man früher nie gesehen habe, daß die wilden Enten sich

in ungeheuerer Zahl eingefunden hätten und die Jagd ausnahmsweise auf sie eröffnet worden wäre.

Es ist nicht zu schildern, wie anders der Anblick eines Schweizer Sees im Sommer, wie anders er im Winter wirken kann. Aus einer kühlenden Seebrise werden nicht selten feuchtkalte Winde; statt der grünlich-blauen Reflexe des Wasserspiegels sieht man langerstreckte Nebelschwaden oder die düsteren Färbungen, welche der Moorsee zeigt. Kein Sonnenstrahl dringt durch die Wolkenschicht, sie scheint an den Felswänden verfestigt, wie eine Zeltdecke an ihren Pfosten. So sah ich den berühmten Vierwaldstättersee, und erst, nachdem ich der Feuchtigkeitsquelle des Sees entflohen war und von Fluelen aus durch das eng eingeschnittene Reußthal zum Gotthard auffuhr, sandte der blaue Winterhimmel den ersten Gruß, und bot der Anblick der Hochgipfel dieselben Eindrücke wie im Sommer.

In dem Thale der Reuß wird die Bewunderung des Reisenden zweifach in Anspruch genommen: durch das Menschenwerk, welches eine der großartigsten Wegbauten schuf, und durch die Schöpfung der Natur, die nun im winterlichen Kleide prangte. Man sah die kleinen Felsschluchten ganz erfüllt mit bläulichem Eise, auch breite Mauerstücke trugen zuweilen diesen glänzenden Ueberzug; das wiederholte sich so häufig, daß es charakteristisch für die Landschaft wurde. Das Schwarz der Fichtenwälder und das Graubraun der nackten Felsen milderte die Intensität des Glanzes, den die weißen Schneeflächen ausstrahlen. Während rechts und links an den Hängen das Wasser seinen Winterschlaf hielt in der Form erstarrter Cascaden, floß es durchsichtig und schwarz in der Tiefe als ein kleiner Bach, der sich im Sommer in die tobenden Fluthen der Reuß verwandelt.

Es folgt ein Tunnel auf den andern; die schwere Maschine schleppt daselbst Wagen und Menschen im Innern der Erde gleichsam auf einer Wendeltreppe in die Höhe; bald ist man hoch über dem Fluß, bald an seinem Ufer, bald glaubt man thalauf, bald thalab zu fahren, und so nähert man sich endlich Göschenen, wo der Zug in 1111 m Höhe in das Gotthardgebirge eintritt. Mit einer Geschwindigkeit, welche die 15 Kilometer des Tunnels in 18 Minuten zurücklegt, fährt man unter hartem knatternden Geräusch und bei steigender Temperatur durch ein Stück der Erdrinde, die sich an einigen Stellen 1000—1850 m hoch über dem dahinsausenden Menschenhäuflein aufthürmt. Periodisch leuchten Feuer auf und lassen die Nacht dann wiederum doppelt schwarz erscheinen, bis es endlich dauernd Licht wird, wenn der Zug durch die südliche Pforte des Tunnels tritt und bei Airolo hält.

Die Winterlandschaft nahm nun ein ganz anderes Aussehen an; es mehrten sich die blaugrünen, in Eis verwandelten Wasserfälle, die Fichtenwälder verschwanden oder schrumpften zu kleinen Inseln ein, die Schneedecke lag nur dünn auf, viele Hänge wurden schneefrei. Der Rückblick zeigte die Gotthardkette weiß bepudert, von schönen, nicht abschreckenden Formen.

Die Uebergänge aus einer höheren Thalstufe in die nächst niedrige erwecken die Bewunderung des Reisenden für die Kunst der Ingenieure. Schnell sinkt der Zug in tiefere Niveaus; der Thalgrund wird breit und eben und zeigt sich schneelos; bei Biasca erweitert er sich zu einem Kessel; der Hintergrund eines rechten Seitenthals und die Richtung des Tessinlaufes sind durch pittoresk gestaltete Ketten abgeschlossen.

Die deutlich hervortretende Schichtung des Gesteins, die vielen bläulichen Eismassen in den Schluchten der braunen Thalhänge würden an norwegische Verhältnisse mahnen, wenn nicht die weiten Felder des Weinstocks jeden Vergleich im Keime erstickt hätten.

Kaum merklich senkt sich der Zug aus dem Niveau von 300 m zu dem Lago maggiore, dessen Spiegel 200 m über dem Meere liegt. Wenige Segel belebten seine Fläche. Dieser See, welcher im Frühling von überwältigendem Glanze ist, hinterließ mit der einbrechenden Nacht eher traurige als heitere Eindrücke.

Die in Novara unterbrochene Fahrt wurde am folgenden Tage fortgesetzt; während derselben deckte Schneefall die flachen piemontesischen Gefilde mit einem weißen Tuch, über das sich ein trostloser Himmel spannte. Auch oberhalb Ivrea, nach dem Eintritt ins Gebirge, hielt das Unwetter an; nur die unteren Hänge des Dora baltea-Thales waren sichtbar und hatten mit ihren Schneeverwehungen durchaus nichts Verlockendes.

Die Frage lag nur zu nahe, wie es auf den großen Höhen aussähe, wenn schon die Tiefe sich so unwirsch gebärdete? Aber kurz bevor der Zug in Aosta einlief, hörte der Schneefall auf; aus dem Thale, welches zu dem Großen St. Bernhard führt, leuchtete zwischen den zerreißenden Wolken ein hoher Alpengipfel auf, in scharfen Contouren gegen einen blauen Himmel absetzend. Als ich die Platform des Bahnhofs betrat, begrüßte mich Rey, dem ich nur vier Monate zuvor die Hand zum Abschied gedrückt hatte.

Fast unvermittelt änderte sich die Situation, innerlich und äußerlich. Die trüben Gedanken wichen ebenso vielen Hoffnungen. Aus den dicken Schneewolken wurde eine lichte Himmelstrübung; die Profillinien des Gebirges waren dem Blick freigegeben; nun erschienen sie auch wieder dem menschlichen Fuß erreichbar; alles Ungemach der langen Eisenbahnfahrt war vergessen. So zogen wir denn geschwätzig und froh zu Fuß durch die Stadt, wie zwei Schüler, welche eine Ferienreise antreten.

Am oberen Ende von Aosta, da, wo die große Straße thalauf nach Courmayeur und zu dem Kleinen St. Bernhard führt, liegt das Hôtel du Montblanc, in dessen steinernen Laubengängen ich oft Erholung inmitten der Gluth heißer Sommertage gefunden hatte. Hier blieb ich bis zum folgenden Morgen und entwarf mit Rey den ersten Plan für unsere Unternehmungen. Der kundige Mann hatte den Zustand der Berge von Courmayeur aus recognoscirt und unter den jüngeren Führern die drei besten ausgesucht, welche uns begleiten sollten. Wir discutirten unsere Chancen und beschlossen zunächst, die Besteigung der Grandes Jorasses (4206 m) zu versuchen.

In der nun folgenden Nacht, vom 10. zum 11. Januar wurden die Sterne zum ersten Male wieder sichtbar; der Morgen zeigte eine wolkenlose Landschaft. So hatte ich mir das Hochgebirge im Winter ausgemalt; und doch erfüllte mich die Wirklichkeit mit Staunen und Bewunderung. Aosta liegt 600 m hoch, und der Weg von hier nach Pré St. Didier steigt nur um 400 m, bei einer Erstreckung von 30 Kilometern. Während der Fahrt, welche im Wagen und nicht im Schlitten zurückgelegt wurde, zogen wechselnde Bilder an uns vorüber, denen allen die Grundstimmung vornehmer Größe gemeinsam war. Der Wintertag mit seinem

strahlenden Glanz, der Himmelsbläue und der klaren durchsichtigen Luft ließ nur die Reize der Jahreszeit empfinden, nicht ihre Unbilden. Die geringe Kälte von 5° C hatte etwas Belebendes, nichts Erstarrendes.

Während rechter Hand zwischen Aosta und Pré St. Didier kein einziges Thal zum Hauptkamm der Penninischen Alpen aufsteigt, folgen linker Hand die Thäler, welche in die Gruppe des Grand Paradis und der Graischen Alpen eindringen. Zwischen ihnen erheben sich schön gestaltete Berge, deren Linien bis in ihre Einzelheiten verfolgt werden konnten. Rückblickend sah man die Becca di Nona und den hohen Mont Emilius, zwei berühmte Aussichtsberge in der Nähe von Aosta; seitlich, zwischen den Thälern von Cogne und Savaranche, das Felsgerippe der Grivola und dahinter die Kuppe des Paradis. Dann verschwanden die Rebengelände; es verengte sich das Thal zu einer Felsschlucht, und nun erschien plötzlich, genau in der Fahrtrichtung, ein bis dahin verdeckter Berg, der mächtigste von allen: der Montblanc. Er lag unverschleiert da, vom Gipfel bis zu der Stelle, wo tiefere Ketten ihn überschnitten, kaum weiter entfernt als zwei deutsche Meilen, aber unser Niveau noch um 4000 m überragend.

In Pré St. Didier theilt sich die große Straße in zwei Arme; der nach links aufsteigende führt zu dem Kleinen St. Bernhard, der andere nach Courmayeur. Den letzteren schlugen wir ein; er steigt auf vier Kilometer etwa 200 m und führt in ein Hochthal, von dessen Grunde aus ein Stück der Montblanckette mit ihren berühmtesten Gipfeln erscheint. Hier breiten sich die kleinen Dörfer aus, welche die Commune von Courmayeur bilden. Der Hauptort hat einen städtischen Charakter und gruppirt sich um eine gewundene Fahrstraße. Es gibt daselbst ein Post-, ein Telegraphen- und ein Diligence-Büreau; auch einige kleine Läden und mehrere große Hotels.

Während des Hochsommers findet in Courmayeur ein starker Zusammenfluß von Fremden statt. Der wiederholte Aufenthalt der Königin Margarethe hat im besonderen Italiener zu längerem Aufenthalte veranlaßt. Von den übrigen Fremden pflegen die meisten die sogenannte Montblanc-Tour zu machen. Sie führt längs der südöstlichen Abstürze des Montblanc durch das Val Véni, am Combalsee vorbei, zum Col de la Seigne, wo die Grenze zwischen Italien und Frankreich verläuft. Der Weg enthüllt die ganze Wildheit der italienischen Montblanchänge, gewährt zunächst den Anblick der Glacier de la Brenva und dann des mächtigen Strebepfeilers, aus welchem die Aiguille blanche und die Aiguille de Péteret noire hervortreten. Bei einem Ersteigungsversuch ging der englische Gelehrte Balfour auf ersterer zu Grunde.

Man sieht ferner den kleinen, zwischen Felsen eingeklemmten Gletscher von Fresnay und den Glacier du Brouillard, sowie den großen Glacier de Miage, den einzigen der Südseite, welcher in seinem Unterlaufe auf eine weite Strecke hin sanft fällt; über ihn führt ein Weg zu der Aiguille grise und auf den Gipfel des Montblanc. Seine Moräne ist so mächtig in das Val Véni vorgeschoben, daß eine Thalsperre entstanden ist, oberhalb welcher sich ein Stausee, der Lac Combal, in 1950 m Höhe bildete. Dieser See verdient nicht mehr das Lob, das man ihm früher spendete; seine Wassermenge hat sich in jüngerer Zeit stark

verringert, und dadurch ist ein schlammiger Thalboden freigelegt worden, dessen Grau unangenehm absticht gegen die grünen Wiesen unterhalb des Sees.

Jenseit des Col de la Seigne windet sich der Weg über das südwestliche Ende der Montblanc-Kette und verläuft dann am Fuß ihrer nordwestlichen Abdachung bis nach Chamonix. Das Bild wird nun ein ganz anderes; große Gletscher und ihre Firnreservoire geben ihm das Gepräge; und eine einzige weiße Fläche zieht sich aus 1000 m Tiefe hinauf über den Glacier des Bossons bis zu 4810 m, wo das Gebirge culminirt. Es ist jedem Reisenden, welcher Courmayeur besucht, anzurathen, auf dem Wege des „tour du Montblanc" Chamonix zu erreichen. Selten wird der Anblick so gewaltiger Alpenscenerien so leicht errungen wie hier.

Die eigentlichen Alpinisten vereinigen sich freilich zu andern Zwecken in Courmayeur; sie nehmen den Weg nach Chamonix mit Vorliebe entweder über die Aiguille grise und den Montblanc oder über den Col du Géant, den eigenthümlichsten und schönsten Hochpaß der Alpen. Der Weg lehrt besser, als irgend ein anderer, die entgegengesetzten Landschaftscharaktere der beiden Seiten des Montblanc-Massivs kennen. Man kann im Hochsommer bis zur Höhe (3360 m) aufsteigen, ohne Schnee zu berühren, und steht dann am oberen Rand einer Firnmulde, welche sich langsam zwischen merkwürdigen Felsgebilden senkt und mit der Mer de Glace endet.

Den meisten Reisenden ist von dem Massiv des Montblanc nicht viel mehr bekannt, als der Gipfel, nach welchem die ganze Gruppe den Namen trägt, ferner Chamonix und endlich die Mer de Glace. Es mögen deshalb hier noch einige topographische Daten Platz finden.

Der Kammgrat des Massivs ist etwa sieben deutsche Meilen lang, sein südwestlicher Endpunkt ist die Aiguille du Glacier (3834 m), und ihm folgen in nordöstlicher Durchschnittsrichtung eine Reihe hoher Gipfel, von denen die Aiguille de Tré la Tête, die Aiguille de Bionassey (4061 m) und der Dôme du Goûter (4330 m) genannt werden mögen; bei letzterem buchtet sich die Kammlinie ein, genau wie ein Meeresbusen, der gegen Norden geöffnet ist; im Grunde der Bucht thront der König der Alpenwelt. Von ihm aus senken sich gegen Norden jene Firnfelder, deren weite Ausdehnung schon mancher Expedition den Untergang brachte, wenn Nebel keinen Ausgang aus der weißen Flur finden ließ. Der andere Arm der Bucht endet am Mont Maudit (4470 m), von wo aus die Kammlinie stark sinkt, undulirend den Col du Géant (3360 m) überschreitet und an der Dent du Géant (4010 m) aufbäumt. In gedrängter Folge schließen sich daran die Spitzen von Rochefort und die Grandes Jorasses (4206 m); dann halten sich die Gipfel auf eine lange Strecke zwischen 3500 und 4000 m Höhe und mit der Pointe d'Orny endet der Kammgrat zwischen zwei südlichen Seitenthälern des Wallis, etwa eine deutsche Meile südwestlich von Martigny.

Die mittlere Richtung des Kammgrates bedingt für das Montblanc-Massiv eine Nordwestflanke (Chamonix) und eine Südostflanke (Courmayeur). Oberhalb Courmayeur liegt das schon erwähnte Entrèves. Ein Tunnel, welcher diesen Ort mit Chamonix verbände, würde die Länge des Gotthardtunnels haben und gerade unter dem Col du Géant verlaufen; man würde den unterirdischen Weg in drei

Stunden durchwandern, während der Paßweg die vier- bis fünffache Zeit beansprucht. Wie schon aus den vorangestellten Bemerkungen hervorgeht, sind die beiden Flanken des Massivs nichts weniger als gleichmäßig fallende Ebenen. Vielmehr ist eine jede derselben durch Seitengrate und deren mannigfache Verzweigungen, durch eingeschaltete Mulden, Kessel und Schluchten, zu einer höchst complicirten Gebirgswelt gestaltet mit Schneekuppen, vereisten Felsgipfeln, nackten Gesteinszähnen, mit sehr steilen und mit sanftverlaufenden Gletschern. Während der Montblanc mit einer flachen Schneekuppe culminirt, ist die Dent du Géant ein Felszahn, der selbst im Winter dunkel bleibt, weil kein Schnee haften kann.

Die Durchschnittsneigung der Seitengrate, zwischen welchen Gletscher eingeschaltet sind, ist stärker auf der italienischen Flanke, als auf der französischen. Deshalb erscheint erstere wilder, letztere schöner. Fast alle Gletscher, welche auf der Südostseite liegen, sind steil, zerklüftet und gefährlich wegen der Eisstürze. Der Glacier de la Brenva und die Eispanzerung der Grandes Jorasses sind der typische Ausdruck dieser Gestaltung. Nur der Glacier de Miage, dessen bereits gedacht wurde, zeigt die Anordnung der nordwestlich fließenden Gletscher, deren es eine große Zahl gibt und von denen der Glacier de l'Argentière und die Mer de Glace besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Für diese ist das Charakteristische, daß der Anstieg am unteren Ende wenig geneigt ist und nach langem Wege zu einem Felscircus von sehr steilen Hängen führt. Für die Mer de Glace, welche durch den Zusammenfluß von drei Hauptströmen gebildet wird, existiren sogar mehrere solcher Circus; einer davon wird von den Grandes Jorasses beherrscht, und man kann sich nichts Verschiedenartigeres denken, als die Landschaften zu beiden Seiten dieses Gratberges.

Aus Kartenabmessungen läßt sich entnehmen, daß die Luftlinie vom Col du Géant nach Chamonix eine Länge von rund zehn Kilometern und einen Fall von 12° besitzt; während die Luftlinie vom Col du Géant nach Entrèves kaum die halbe Länge hat und einen Fall von 30°. Der Paß liegt etwa in der Mitte des zehn Kilometer langen Kammstückes zwischen Montblanc und Grandes Jorasses, welch' letztere gleichfalls mit einer Steigung von 30° gegen das italienische Val Ferret abfallen.

Wenn ein Berghang von 2600 m verticaler Mächtigkeit bereits im Mittel 30° steil ansteigt, so weiß der Kenner vorher, auf was für Abstürze er sich an einzelnen Stellen bei dem Erklimmen gefaßt machen muß. In der That gehört die Ersteigung der Grandes Jorasses auch im Sommer zu den schwierigeren Expeditionen. Wie sich dieselbe im Januar gestalten würde, darüber ließen sich höchstens Muthmaßungen aufstellen, weil sie niemals ausgeführt worden war. Eine wesentliche Bedingung für das Gelingen lag in der passenden Vorbereitung und Anlage der Expedition. Vor Allem mußten zwei Umstände berücksichtigt werden: die Kürze der Tage und die Fülle des Schnees in den tieferen und mittleren Zonen des Gebirges.

IV.

Während es im Hochsommer für die ankommenden Reisenden zuweilen schwer ist, eine passende Unterkunft in Courmayeur zu finden, stand mir jetzt

ein ganzes Hôtel zur Verfügung. Die drei großen Gasthäuser waren allerdings geschlossen, und wehmüthig betrachtete ich die große verriegelte Pforte des „Hôtel Royal“, dessen ausgezeichneter Keller allein eine Reise nach Courmayeur verdient. Aber oberhalb des Städtchens, in der Richtung auf Entrèves, liegt ein gutes solides Wirthshaus, das „Hotel du Montblanc“, wo ich freundliche Aufnahme fand und wo mir, dem einzigen Gaste, dieselbe Pflege zu Theil wurde, welche sonst nur dem einzigen Kinde gespendet wird. Im Erdgeschoß war ein Zimmer, das als Küche, als Familienaufenthalt und als Vereinigungsstelle der Bewohner diente; hier erschienen am Sonntag Abend (11. Januar) bald nach der Ankunft die Leute, welche Rey ausgesucht hatte. Einen davon kannte ich schon, den jungen Laurent Croux; er hatte mich im September des kaum verflossenen Jahres als Träger zur Hütte der Aiguille grise begleitet und war mir durch seine Tüchtigkeit, seine Bescheidenheit und seinen heiteren Sinn aufgefallen. Aber seine beiden Gefährten, David Proment und Fabien Croux, sollten sich ihm, auf den nun beginnenden Unternehmungen, als gleichwerthig erweisen. Außer den vier Führern wurden noch vier Träger engagirt, welche bestimmt waren, Holz, Decken und Provisionen bis zu der Schutzhütte zu transportiren; sie liegt 2810 m hoch und 1600 m über Courmayeur, an den Abhängen der Grandes Jorasses, auf einem gletscherumflossenen Felsen, und wird von dem Val Ferret aus erreicht.

Vom Grunde des Thalkessels aus übersieht man das Kettenstück zwischen dem Montblanc und den Grandes Jorasses; der Aufstieg zum Col du Géant — er liegt 2150 m über Courmayeur — läßt sich von Anfang bis zu Ende verfolgen; dasselbe gilt nahezu für die Grandes Jorasses, und deshalb konnte unsere Besteigung dieses Berges von den Bewohnern beobachtet werden. Trotz des Winters trat sein nacktes Felsgerippe deutlich hervor; weniger deutlich umgrenzt zeigten sich die steilen Gletscher der abschüssigen Gesteinsmulden, weil der bedeckende Winterschnee sich noch unterhalb der Gletscher fortsetzte. Sie werden mit einem einzigen Namen als Glacier des Grandes Jorasses bezeichnet, und haben — wie ich es in einem älteren Tagebuche, bald nach der Rückkehr aus Südamerika, ausdrückte — einen andinen Charakter, d. h. sie gleichen mehr einer Cascade als einem Strome. Aus dem Eise des Hauptgletschers ragen Felsinseln auf, vermuthlich Erhebungen eines Grates, welcher auf der Mittellinie des Gletscherbettes verläuft. Der höchstgelegene dieser Inselfelsen heißt der Rocher du Reposoir; er beginnt in 3400 m Höhe, während die Schutzhütte auf einem tiefer gelegenen Felsen errichtet ist.

Es wurde nun folgender Plan festgesetzt: die drei jungen Führer sollten am nächsten Morgen, Montag, den 12. Januar, in aller Frühe, noch begleitet von einem Träger, zur Hütte aufbrechen, dort die Nacht verbringen, und am Dienstag versuchen, bis zu dem Rocher du Reposoir vorzudringen. In jener Zone zwischen 2800 und 3400 m war der tiefe Schnee zu fürchten, und es kam darauf an, festzustellen, ob überhaupt durchzukommen sei; bejahenden Falls durfte man hoffen, auch die Gipfelzone zwischen 3400 und 4200 m zu überwinden. Ein glückliches Vordringen bis zum Reposoirfelsen hatte noch die andere Bedeutung, daß dadurch eine Schneespur, die sogenannte Trace, geschaffen wurde, welche möglicher Weise der Hauptexpedition Vorschub leisten konnte. Wenn in der Zwischen-

zeit kein Schnee fiel, noch heftiger Wind die Trace auslöschte, so war es denkbar, daß wir für unseren Aufstieg sogar die Nacht benutzen und vielleicht ebenso schnell wie im Sommer marschiren konnten. Alsdann war Aussicht vorhanden, daß wir die Hütte noch vor Sonnenuntergang wieder erreichten.

Der Schlüssel für das Gelingen — so weit es von menschlichen Maßnahmen abhing — lag also in diesem Eclaireurmarsch der drei jungen Führer, die nun in der That am folgenden Morgen in der Dunkelheit aufbrachen. Es konnte Niemand zuvor wissen, wie stark der tiefe Schnee den Aufstieg verlangsamen würde; im Sommer gebraucht man dafür 6—7 Stunden, einschließlich der Ruhepausen. Ferner war unbekannt, ob der Zugang zur Hütte in Folge von Schneefällen und Schneewehen erst durch längere Arbeit freigemacht werden mußte.

Damit ist einer der Unterschiede gekennzeichnet, welche zwischen Sommer- und Winterexpeditionen bestehen. Der Schnee belastet die letzteren mit einem unbekannten Factor, und zwar schon von Anfang an und in Regionen, welche noch ganz der Vegetationszone angehören. Indessen wird der Lauf der Erzählung die Vorstellung berichtigen, als bilde der Winterschnee des Hochgebirges stets eine lose, pulverige Schicht, in welche der Wanderer knietief einsinke. Zum Glück ist das nicht immer der Fall, dank dem bittersten Feinde, dem Winde, der hier Freundschaftsdienste leistet und die Oberfläche weiter Schneefelder härtet.

Den Tag nach der Ankunft benutzte ich mit Rey zu einem Ausflug, der uns an den Hängen des nahen Mont de la Saxe (2360 m) zu hochgelegenen, in Schnee gebetteten Sennhütten führte. Der Himmel war in der Frühe klar, die Temperatur betrug —6° C. um 8 Uhr Morgens, und —2°.5 C. um 12 Uhr in 2000 m Höhe. Oben ging ein heftiger Wind vom Montblanc her, welcher sich nun bedeckte. In Courmayeur hält man das Wetter so lange für gut und beständig, als die Spitze des Montblanc klar ist. Auch in der Thalsohle blies der Wind, und Sorge erfüllte mich wegen der vorausgesandten Leute.

Indessen ordneten wir am Abend Alles, dessen wir für die Expedition bedurften und brachen am folgenden Morgen kurz nach 6 Uhr bei Sternenlicht auf. Wir folgten der Straße des Val Ferret und hatten guten Weg, dank den Schlitten, Maulthieren und Menschen, welche im Winter das Holz hinunterschaffen und den Schnee feststampfen. Auch an diesem Tage war das Wetter ruhig und klar, die Temperatur —6° C., so daß der Beginn unserer Expedition einem angenehmen Spaziergang glich. Nach anderthalbstündigem Marsch standen wir am Fuß der Grandes Jorasses, deren Gipfel 2600 m über uns lag, in der Luftlinie nur fünf Kilometer entfernt, d. h. etwa so weit wie Courmayeur. Selbst wenn man den wirklich zurückzulegenden Weg bis zur Spitze auf acht Kilometer schätzt, so hat man doch Mühe, sich vorzustellen, daß ein Weg, welcher so viele Erinnerungen hinterläßt, nicht länger ist. Aber so geht's bei allen schwierigen Bergen. Der Weg von Courmayeur über den Montblanc nach Chamonix, der Weg von Zermatt über das Matterhorn nach Breuil würden in wenigen Stunden durchmessen werden können, wenn sie eben gefahrlos und ohne Schwierigkeiten verliefen.

An den Hütten von Planpansier schwenkten wir links von der Straße ab und begannen die eigentliche Besteigung. In diesem Augenblick erleuchteten die

Strahlen der jungen Morgensonne den unverschleierten Montblanc, von dem aus sich das Licht weiter über die Gipfel des Kammgrats verbreitete und langsam zur Tiefe stieg, bis die ganze Landschaft unter einem dunkelblauen Himmel weiß aufleuchtete. Wir stiegen an einem bewaldeten Hang auf und kamen sogleich in fußhohen pulverigen Schnee. Vergeblich sahen wir uns nach der Spur unserer jungen Führer um; wir mußten also eine neue Trace machen. Höchst mühselig zogen wir durch den Wald zur Höhe, schweigend, Einer hinter dem Anderen; ich blieb zuletzt, um alle Vortheile der Spur zu haben und ungehindert stehen bleiben zu können, wenn ich schreiben wollte. Die schwerbeladenen, stummen Leute vor mir machten den Eindruck einer Schmugglerbande, wie man sie manchmal in den Grenzgebieten der italienischen Alpen sieht; gar manche Last Tabak hat ihren Weg aus der Schweiz über die Gletscherpässe der Penninischen Alpen genommen und ist heimlich geborgen worden.

Das Zirpen eines Vogels unterbrach die Stille; ein weißer Hase sprang zwischen den Lärchenbäumen auf, Fuchsspuren zeigten sich mehrfach in dem Schnee des Waldes. Der Tag entwickelte sich wie eine schnell aufblühende Schönheit; die Luft war so frisch und stärkend, daß man die Mühsal des tiefen Schnees gern ertrug. Das aufblickende Auge traf den Montblanc, mit dem gewaltigsten aller Contreforts — dem der Aiguilles de Péteret — zur Linken und dem nach rechts verlaufenden Kammgrat.

Gegen neun Uhr machten wir eine Rast am oberen Waldesrand in 1900 m Höhe und frühstückten mit jenem Appetit, der um kein Geld dieser Erde käuflich ist. Ein fröhlicher Sinn, ein gesunder Leib, ein kräftiges Tummeln in dieser ätherreinen Luft, ein Herz voller Hoffnung macht aus dem härtesten Bissen die köstlichste Speise. Ich balancirte auf dem vorgeschobenen Ast einer Fichte über dem Schnee, der hier einer dicken Schicht geschlagenen Schaumes glich; man konnte ihn mit dem Athem aufblasen. Das Ungewohnte der winterlichen Verhältnisse, das Unbekannte einer Januarbesteigung versetzten mich in die ahnungsvollen Zeiten, wo auch der Sommer im Hochgebirge nur Geheimnisse für mich hatte. Ich träumte den Traum des Zwanzigjährigen, und als wir weiterzogen, kam noch ein Anderes hinzu, um diesen Traum festzuhalten. Denn die belebende Winterluft wirkte wie ein Jugendbronn: nicht das Gefühl der Anstrengung wurde durch die Arbeit des Aufsteigens erzeugt, sondern Freude an der Muskelbethätigung. Und eben darin liegt der Unterschied zwischen dem kräftigen Alter und der kräftigen Jugend. Beide können gleichviel leisten; sogar kann jenes diesem überlegen sein; der Vollzug der Arbeit kann sich äußerlich in demselben Tempo, mit derselben Meisterschaft abspielen: die Empfindung wird nicht dieselbe sein. Es geht dem Muskelsinn, wie es dem Geschmackssinn geht; sie ändern sich, wenn auch in verschiedener Weise, mit dem Aelterwerden des Menschen. Man trinkt eine Flasche Wein mit zwanzig Jahren so gut wie mit fünfzig Jahren, kann möglicherweise mit letzteren mehr vertragen; aber der Geschmack ist nicht derselbe.

Noch immer hatten wir die Spuren nicht gefunden, welche den Weg unseres Vortrabs vom Tage zuvor kennzeichnen mußten. Nun sahen wir aus der Ferne einen Mann schnell zu einer Schlucht niedersteigen, gegen welche unser Waldhang

nach rechts hin abfiel. Solcher Seitenthälchen des Val Ferret gibt es mehrere auf den unteren Abhängen der Grandes Jorasses. Dorthin begaben wir uns, am oberen Rande der Schlucht im Schnee nahezu versinkend, und stießen in ihrem Grunde auf die Trace. Bald trafen wir auch den Mann; es war der Träger Joseph Melica, der mit den drei jungen Führern die Nacht in der Hütte verbracht hatte und nun mit gelassener Behendigkeit nach Courmayeur zurückkehrte. Er gab uns gute Kunde und erzählte, daß seine Kameraden sich in der Frühe an die Arbeit gemacht hätten, um den Fuß des Reposoirfelsens zu gewinnen. Ich hielt den Mann, dessen offenes, fröhliches Gesicht mir wohlgefiel, noch eine Zeit lang im Gespräch; dann trennten wir uns, und ein Jeder nahm den Weg des Anderen. Mittlerweile war Rey mit den begleitenden Trägern vorausgeeilt, und ich folgte allein, die vorübergehend geschaffene Einsamkeit genießend; denn jederzeit hat das Hochgebirge mächtiger auf mich gewirkt, wenn ich seinen Anblick nicht mit anderen Menschen theilte.

Durch den Abstieg in das Thälchen hatten wir Terrain in verticaler Richtung verloren. In seinem Grunde aufsteigend, gelangten wir in 1920 m Höhe an das Ausgangsthor einer steilen Schlucht, welche sich geradlinig zu dem Niveau von 2200 m aufzieht. Oberhalb derselben sind Schneefelder, sie selbst ist eingefaßt von grauen, hohen Gesteinswänden; ihren Boden bedeckten harte Schnee- und Eistrümmer. Inmitten der Schlucht kann es dem Wanderer unheimlich zu Muth werden, weil dieses Felscouloir ein Lawinenzug ist. Dafür erleichterte die harte Beschaffenheit der aneinandergeschweißten Trümmer den steilen Aufstieg außerordentlich. Wir überwanden seine Niveaudifferenz von 280 m in fünfunddreißig Minuten, was einer stündlichen Erhebung von 480 m entspricht, während man als normales Durchschnittsmaß 300—350 m annimmt.

Das Lawinencouloir liegt etwa halbwegs zwischen der Thalsohle des Val Ferret und der Schutzhütte. Etwas Genaueres über den Weg zu letzterer auszusagen, verbot die winterliche Schneedecke. Während das Hochgebirge in den höchsten Theilen seine Physiognomie mit den Jahreszeiten wenig ändert, nicht mehr als etwa eine Tanne die ihrige, wird in den mittleren Theilen, in der Niveauzone von 2000—2800 m, die Mannigfaltigkeit des Sommers ausgelöscht und legt sich der Schnee gleichmäßig über nackte Trümmerfelder und über die Pflanzendecke der Hänge. Das Auge wird nicht länger erfreut durch den Wechsel, dem die Vegetation mit der Höhe unterworfen ist; es kann nicht länger ihr langsames Ersterben verfolgen, es trifft immer nur auf denselben Schnee; über das farbige Relief ist eine weiße Hülle geworfen.

Abwechslung boten nur die gute Beschaffenheit des Schnees auf den Gratbuckeln und einige felsige Terrassenstufen, welche den Zugang zu der Region des ewigen Eises erschweren. Aus einem Schneefeld entwickelte sich inmitten zweier Arme des Jorasses-Gletschers eine Moräne; über sie stiegen wir auf und hatten zur Rechten unter uns den Anblick blauleuchtender Eisstücke, weil dort der Gletscher über einer Felsleiste aufgebrochen war. Aus der Tiefe stiegen Nebel auf, die den Montblanc verhüllten und der Sonne das Aussehen des Vollmonds gaben, während das Zenit unverändert in tiefem Blau erstrahlte. Um Mittag betrug die Temperatur 4—5° C. unter Null; der Marsch versetzte uns alle in Trans-

piration, und die Leute marschirten in Hemdsärmeln. So gelangten wir in das Niveau von 2700 m und an den Fuß des Felsens, auf welchem die Hütte steht. Wir mußten nun die Mauer ersteigen, deren Steilheit keinen Schnee duldete. Indessen handelte es sich nicht um eine Kletterei im eigentlichen Sinne des Wortes, weil ein starkes Tau von dem oberen Mauerrand herniederhängt. Es ist das einzige Seil, welches sich an den Grandes Jorasses findet, und vermittelt den Eintritt in das eigentliche Hochgebirge.

Edler ist der Alpensport nicht geworden durch dieses häufig angebrachte Hülfsmittel, ohne welches die Mehrzahl der Matterhorn- und die Gesammtzahl der Dent du Géant-Besteigungen unterblieben wäre. Natürlich wird der Leser fragen, wie denn die Dent du Géant zum ersten Mal erklettert worden sei? Die Antwort lautet: mit künstlichen Mitteln, großer Bravour und großer Geschicklichkeit. Mit Hülfe einiger weniger, in den Fels getriebener Eisennägel löste der piemontesische Führer Jean Joseph Maquignaz das Problem. Immerhin ist es nicht so einfach, wie man etwa glauben möchte, steile Felsen längs eines Seiles zu ersteigen. Die Kunst besteht vor Allem darin, daß man stets mit den Sohlenspitzen Halt am Felsen zu gewinnen sucht und dadurch den Armen und Händen ein Stück der Last abnimmt.

Der Hüttenfelsen erinnerte ein wenig an die Dent du Géant, deren Kopf allerdings 230 m hoch ist, während wir jetzt nur etwa 30 m zu überwinden hatten. Seil und Felsen waren ganz trocken und fühlten sich nicht kalt an; dies legte die Vermuthung nahe, daß es möglich wäre, auch die Dent du Géant an einem schönen Januartage zu ersteigen.

Von den drei Trägern, welche uns begleiteten, war der Jüngste unterwegs „batäl“ geworden, wie der Beduine von einem Kameel sagt, welches seine Last nicht länger tragen kann. Die beiden anderen Träger theilten sich in die Last des Anfängers, und Jeder von ihnen erkletterte den Fels mit einer Last von dreißig Kilos. Da ich zuerst aufgestiegen war, so konnte ich dieses Kraftstück von oben verfolgen. Die Leute, statt zu murren, erreichten mich vergnügten Sinnes und schienen glücklich über die Gelegenheit zu sein, daß sie ihre gewaltigen Künste zeigen konnten.

Jetzt trennte uns nur noch ein Feld sehr tiefen Schnees von der Hütte; wir gebrauchten aber nahezu eine Stunde, um sie zu erreichen. Auf dem Wege dorthin hörten wir aus der Höhe die Rufe der drei jungen Führer, welche rasch über steile Schneehänge abwärts stiegen. Bald trafen wir zusammen und hörten gute Nachricht aus fröhlichem Munde. Die kräftigen Männer waren wirklich bis zum Reposoirfelsen vorgedrungen, hatten relativ günstige Schneeverhältnisse angetroffen und sich einen Weg im Schweiße ihres Angesichts gebahnt.

Um drei Uhr Nachmittags betraten wir die Hütte, deren Zugang Tags zuvor vom Schnee befreit worden war. Das Wetter hatte wieder den heiteren Charakter der frühen Morgenstunden angenommen und übte einen besonderen Reiz durch die Windstille aus.

V.

Von den ausgezeichneten Schutzhütten, welche der italienische Alpenclub, oft in sehr bedeutenden Höhen, hat errichten lassen, gehört die Jorasseshütte zu den

kleineren. Sie liegt an der oberen Grenze der Vegetation, was freilich im Winter nicht erkannt werden konnte; denn man hatte eher den Eindruck, in 3600 m Höhe zu sein, als in 2800. Das Refuge besteht aus zwei Compartimenten, deren eines zum Kochen dient, das andere zum Schlafen. Zu Viert kann man sich behaglich einrichten, nicht so zu Acht; und deshalb sollten die drei Träger sogleich den Rückmarsch antreten. Sie thaten es auch, aber ein neuer Schwächeanfall des maroden Jüngsten, der an dem Seilfelsen beinahe zu Schaden gekommen wäre, zwang sie, wieder zur Hütte aufzusteigen. Zwei meiner Führer waren ihnen zu Hülfe geeilt und transportirten den Kranken durch den tiefen Schnee des steilen Hanges in die Hütte.

Bei unserer Ankunft zeigte das Thermometer 6° unter Null; das Wasser in den kleinen Kesseln und Flaschen, das noch vom Morgen her übrig geblieben war, hatte sich nicht in Eis verwandelt, obwohl während des Tages Feuer nicht unterhalten werden konnte. Nach Sonnenuntergang fiel die Temperatur auf —10° C. und erhielt sich so während der Nacht. Im Innern der Hütte herrschte längere Zeit eine Wärme von 16° C., dank den kleinen Dimensionen des Schutzhauses, dem rauchlos brennenden Eisenofen und den acht lebendigen Herden unserer acht Persönlichkeiten.

Der Comfort meiner Hüttenexistenz gründete sich zum nicht geringen Theil auf einer Fußbekleidung von anerkannt philiströsem Charakter: auf einem Paar jener fußsackartigen Gummischuhe, die meines Wissens aus Rußland zu uns gekommen sind. Sie ermöglichen es, daß man auch nach der Vertauschung der Bergschuhe mit Pantoffeln vor die Hütte treten kann, ohne von dem Schnee durchnäßt zu werden.

Das that ich, um die Landschaft zu beobachten. Bei der Windstille war jede Empfindung von Kälte ausgeschlossen, im Gegensatz zum Sommer, wo die Nachtluft der Höhen oft ein Frösteln hervorruft. Es kam mir vor, als müßte ein Zauber im Spiel sein, daß eine aufziehende Januarnacht in jener hochgelegenen Region von Schnee und Eis so viel Wohlbehagen und inneres Glück zu schaffen vermochte. Die starre Schöpfung belebte sich unter dem Farbenspiel, welches den Uebergang vom Tage zur Nacht begleitete. Der westliche Horizont wurde goldbraun, darüber lagerte eine Zone lichten Gelbes; im Osten leuchtete über einem Untergrund von Dunkelblau ein breites Purpurband; in helleren blauen Tönen spannte sich das Himmelsgewölbe unbewölkt zwischen Ost und West, während im Norden das nahe Gebirge die Fernsicht deckte. Zu Füßen ruhte ein Nebelmeer über dem Gletscher und den Tiefen und empfing die letzten Strahlen der Abendsonne auf den flockigen Wellen seiner Oberfläche. Mit den allmälig aufleuchtenden Sternen erschien die zarte Sichel des jungen Mondes. Jenseit des Val Ferret ragte mächtig und klar, in schönen Umrissen, die Gruppe des Grand Paradis in die dämmernde Atmosphäre.

Einen solchen Abend zu verleben, von der Erhabenheit der Schöpfung erfüllt zu werden, in der Erinnerung daran Trost zu finden im Leide: das allein ist eine lange Reise werth. Nun sorgten meine braven Leute dafür, daß der Mensch keine Disharmonie in die Eindrücke brachte, welche die unerkannte Vernunft der Natur gewollt hatte. Bei anders gearteten Begleitern wäre ich viel-

leicht ungehalten darüber gewesen, daß der knappe Raum der Hütte uns durch einen Zuwachs von drei Mann noch knapper gemacht wurde. Denn es war so eng, daß die Leute im Stehen essen mußten. Auf dem kleinen Tisch, der gleichzeitig als Küchentisch diente, häuften sich die ausgepackten Provisionen und Flaschen; Speck, Schinken, rohes Fleisch, Zucker, Chocolade, Stearinkerzen, Zinnlöffel, Eisenblechtassen, große Papierhüllen bildeten daselbst ein Chaos, in welches meine Aneroide, das Notizbuch, ein Thermometer, Karten, der silberne Reisebecher und ein norwegisches Messer hineingezogen wurden. Aber dem Fröhlichen gereicht Alles zum Segen. Dieses enge Aneinander und Durcheinander von Menschen und Dingen, das flackernde Feuer und die brodelnde Suppe, Rey's Geschäftigkeit als chef de cuisine, die Thätigkeit der übrigen Leute, von denen keiner unbeschäftigt blieb, alles das lockte eine behagliche Stimmung herauf. Es entstand eine Vertraulichkeit, vor welcher ich nicht länger als ein Fremdling erschien. Die Leute fuhren fort, mit Höflichkeit und Respect, mir alle Dienste zu leisten, die ich verlangte; aber gleichzeitig wurden sie mittheilsam, und da sie, außer ihrem Patois, das Französische correct sprachen, so wurde die Unterhaltung sehr bald lebhaft und belehrend. Als nun gar der Träger Lanier, der nur wenige Stunden zuvor seine dreißig Kilo-Last über Fels und Schnee geschleppt hatte, ein Lied begann, stimmten die Andern ein; und damit war das Eis gebrochen. Es folgte Lied auf Lied, und ein glorioser Punch krönte dieses heiterste aller Winterfeste.

Zum Schluß wurden die Proviantsäcke für die Besteigung des Jorasses gepackt, damit am Morgen keine Zeit verloren ginge; dann suchte ein Jeder das Lager auf. Rey wickelte mich in Decken ein, und ohne die geringste Kälteempfindung ertrug ich die aufgezwungene, siebenstündige Ruhe.

Am Morgen des 14. Januar erhoben wir uns um vier Uhr. Das Wetter war völlig klar; die brennenden Kerzen in der Hütte jedoch zeigten einen Glorienschein, d. h. einen regenbogenfarbigen Ring, mit violettem Purpur als inneren, und Orangeroth als äußeren Saum; entfernt man die Flamme vom Auge, so wird der Ring größer, nähert man sie, so wird der Ring kleiner. Die Erklärung der Thatsache wird optisch aus der Interferenz hergeleitet; im vorliegenden Fall handelt es sich um die Frage, ob die Erscheinung nur abhängt von dem Zustand der Luft in der Hütte oder von dem gerade herrschenden Zustand der Atmosphäre oder von beiden gleichzeitig. Sicher ist, daß der Hof um die Kerzenflamme nur zu gewissen Zeiten beobachtet wird, zu andern nicht, während vielleicht der Feuchtigkeit- und Staubgehalt im Innern der Hütte in beiden Fällen derselbe ist. Andererseits ist es vorgekommen, daß der Mond einen Hof hatte, die Flamme nicht, — und umgekehrt. Es wäre interessant, die Frage durch Beobachtungsreihen aufzuklären. Sie ist mir erst bei dieser Winterreise als eine wissenschaftliche Frage entgegengetreten. Meinem Wetterinstinct hat der farbige Ring bisher immer als ein schlechtes Omen gegolten.

Die Temperatur war während der Nacht unverändert geblieben, und man hätte keine anderen Schutzmittel gegen die Kälte zu treffen brauchen als bei hochsommerlichen Expeditionen. Denn bei diesen sinkt die Temperatur zuweilen bedeutend.

Beispielsweise sind von mir beobachtet worden (es diente stets dasselbe Thermometer) am 31. August 1886, bei einer Montblanc-Besteigung von Chamonix

aus, um 5 Uhr 30 Minuten früh, in circa 4400 m Höhe: — 11° C.; um 7 Uhr 20 Minuten in 4810 m (auf dem Gipfel): — 8,5° C.; am 15. September desselben Jahres um 4 Uhr 40 Minuten Vormittags in 4068 m Höhe auf dem Felikjoch (zwischen Lyskamm und Castor): — 12° C., um 5 Uhr 45 Minuten in 4230 m Höhe auf dem Gipfel des Castor: — 7° C.; am 14. September 1887 6 Uhr 15 Minuten Nachmittags vor der neuen italienischen Matterhornhütte (3900 m): — 7° C. (am folgenden Morgen waren im Inneren der Hütte sogar nur — 8° C.); am 27. August 1889 um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags auf dem Gipfel des Lyskamm (4538 m): — 11° C., dagegen an derselben Stelle am 14. September 1886 um 10 Uhr Vormittags: — 5° C.

Man muß also auch im Sommer winterlich gekleidet sein, wird aber im Hinblick auf extreme Fälle bei Winterbesteigungen erhöhte Fürsorge treffen. Denn es handelt sich nicht allein um Erhaltung des Wohlbefindens, ohne welches die Beobachtung an Werth verliert, als um das Vermeiden des Erfrierens von Gliedmaßen: Zehen, Finger, Ohren, Nase. Deshalb kamen mir nun meine Erfahrungen in den Andes wohl zu Statten, wo verdünnte Luft, Kälte und Wind sich gegen den Reisenden verbünden, und zwar nicht nur während der Märsche, sondern auch während der Ruhezeiten in den ungeschützten Biwaks. Auf dem Gipfel des Maipo (5400 m) fegte der Sturm so heftig, wie später auf dem Grand Paradis, und es waren 12° C. unter Null; am Aconcagua biwakirte ich in 5300 m Höhe ohne Feuer und Zelt; wochenlang schlief ich unter freiem Himmel, dessen Heiterkeit der Ausstrahlungskälte Vorschub leistete. Trotzdem blieb ich vor Frostschaden bewahrt.

Wegen der Bedeutung, welche sie für die Praxis haben, möchte ich deshalb die folgenden Bemerkungen einschalten, obwohl es in der Natur der Sache liegt, daß nur ein kleiner Theil der Leser daraus Nutzen ziehen wird.

Das Problem, welches der Gebirgsreisende in Bezug auf seine Kleidung zu lösen hat, besteht darin, daß die Beweglichkeit des Körpers nicht durch die Schutzmittel gegen die Kälte beeinträchtigt wird. Alles, was an einen flatternden Mantel oder einen langen Ueberzieher erinnert, bleibt deshalb ausgeschlossen. Je mehr Schichten, wenn sie auch dünn sind, den Körper umhüllen, desto weniger fühlt derselbe die Unbill des kalten Windes. Die Kälte bewirkt gleichzeitig, daß man selbst dann noch das Gefühl freiester Beweglichkeit besitzt, wenn man über einer wollenen Tricotjacke ein seidenes und ein Flanellhemd trägt, dann die Weste, dann eine Jacke aus gestrickter Wolle und endlich den kurzen Rock aus starkem Stoff von der Form eines sogenannten zweireihigen Sackjackets. Dasselbe muß bis unter den Hals fest zugeknöpft werden können, die Aermel müssen eng sein am unteren Ende und die mit Pulswärmern versehenen Handgelenke fest umschließen. Die Außentaschen, am besten vier, müssen groß sein; die untere linke ist für das Notizbuch bestimmt, die untere rechte für die Handschuhe, die oft schnell ausgezogen werden müssen, wenn schwierige Stellen kommen; die anderen Taschen dienen für alle möglichen Tücher, welche je nach Bedarf um Hals und Kopf gebunden werden. Es kommt darauf an, daß Alles schnell und leicht zur Hand ist, wenn man es braucht; auf vieles Suchen in den inneren Taschen, Auf- und Zuknöpfen des Rockes lassen sich die ungelenkigen Finger nur ungern ein, am allerwenigsten bei heftigem Wind.

Ferner trägt man am besten Kniehosen, in deren einer Tasche ein Aneroidbarometer Platz findet, zwei Paar lange, wollene Strümpfe und Bergschuhe, welche den Zehen noch so viel Spielraum lassen, daß man sie gegen einander bewegen kann. Sitzen die Schuhe wie „angegossen", was an und für sich beim Klettern angenehm ist, so wird die Blutcirculation in der Kälte leicht gehemmt, und ein Erfrieren der Zehen, im besonderen der großen, kann die Folge sein. Meine piemontesischen Führer wickelten den nackten Fuß in Papier und zogen erst darüber den Strumpf. Natürlich probirte auch ich es, fand aber das Papier am Ende der Expedition in viele kleine Stücke zerfallen, so daß mir die Maßnahme wenig Zweck zu haben scheint. Die Lappen legen trockenes Gras in ihre Lederschuhe, was doch wohl besser ist. Damit ist die Beinbekleidung des Alpinisten indeß nicht erschöpft; es fehlen noch die langen, eng anliegenden Gamaschen, die vom Kniegelenk bis unter das Fußgelenk reichen und den Schuh so umhüllen, daß nur das vordere Ende frei bleibt; sie gestatten, daß man ungestraft in fußhohen Schnee versinkt, und halten jede Durchnässung fern, was von größter Wichtigkeit ist.

Am leichtesten gegen das Erfrieren sind die Ohren zu schützen; man zieht eine Kappe über den Kopf, welche nur das Gesicht frei läßt, setzt einen Filzhut darüber, schlägt die Krempe von beiden Seiten nieder und bindet um das Ganze ein Tuch, welches unter dem Kinn sehr fest zugeknotet wird.

Die Hände sind am schwersten gegen Frostschaden zu bewahren, nicht weil es an Schutzmitteln fehlt, sondern weil andere Umstände mitspielen. Man kann auf einer Bergbesteigung die Finger erfrieren, die auf einer gewöhnlichen Wanderung bei gleichen Schutzmitteln, gleich großer Kälte und gleich starkem Winde unversehrt blieben. In den Bergen ist man an allen schwierigen Stellen gezwungen, die Handschuhe auszuziehen, damit die Fingerspitzen den nöthigen Halt an Felsen gewinnen können. Ferner ist es unvermeidlich, daß man zuweilen in den Schnee greift; dann werden die Handschuhe naß; oder es sind Schneekörner in das Innere gedrungen, die nun schmelzen und zu Kältequellen werden. Das natürlichste Gegenmittel wäre kräftiges Reiben der Hände während des Marsches; aber das ist nur selten anwendbar, weil eine Hand das Gletscherbeil halten muß, d. h. einen Stock von 112—115 Centimenter Länge mit einer eisernen Axt am oberen Ende. Nun hemmt das Führen der Axt die Blutcirculation. Der Leser kann sich ohne Weiteres davon überzeugen, wenn er mit der Hand einen dicken Stock längere Zeit fest umfaßt. Dann ruhen vier Fingerspitzen auf dem kalten Holz, und nur der Daumen bleibt frei, die Fingergelenke sind in Folge der Krümmung gespannt. Aus diesem Grunde ist die Hand dem Erfrieren stärker ausgesetzt. Dazu kommt, daß sich dieselbe auch oft um das Eisen der Axt legen muß. Das Zusammenwirken von Wind, Durchnässung des Handschuhs und Halten des Gletscherbeils bei einer Kälte von 11° C. bewirkte, daß ich im August 1889 zum erstenmal durch Frost beschädigt wurde und die Mittelfinger der rechten Hand erfror; es war auf dem Lyskamm. Von den Engländern, welche gleichzeitig die Besteigung mit mir machten, blieben einige unversehrt; andere wurden sehr übel zugerichtet; darunter ein Herr, welcher vier Finger verlor.

Das gewöhnliche Schutzmittel sind Fausthandschuhe aus gestrickter Wolle; aber Leute, welche empfindlich sind, müssen sich in extremen Fällen besser versehen und Pelzhandschuhe derselben Form verwenden. Das beste Material soll das Fell des schwedischen Wolfs liefern; wahrscheinlich ist das Haar minder hygroskopisch als das des russischen. Von einem jungen Norweger, Herrn M. Ekroll, der einmal im Februar auf Schneeschuhen von Haparanda quer durch das Land nach dem Ofotenfjord in Norwegen gewandert ist, erfuhr ich, daß es sich empfiehlt, in solche Handschuhe außerdem noch Heu (norwegisch als viskethö bezeichnet) zu stecken. Das würde freilich für Alpenexpeditionen kaum angehen, wegen des häufigen Aus- und Anziehens.

Auch im Winter muß man mit einer dunkelgefärbten Schutzbrille gegen Schneeblendung versehen sein, obwohl die Lichtintensität der Sonne geringer ist, weil ihre Strahlen schräger einfallen.

Ich schließe diese Abschweifung mit der Hoffnung, daß manches zukünftige Leid dadurch erspart werde!

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft).

Die politischen und geistigen Strömungen des zehnten Jahrhunderts und das Kaiserthum Otto's III.[1])

Von

K. Lamprecht.

Das zehnte Jahrhundert ist ein Zeitraum wirthschaftlichen und socialen Gedeihens. Das voraufgehende Zeitalter hatte neben dem Verfall des Karolingerreiches und den furchtbaren Verwüstungen der Normannen und Ungarn eine der größesten socialen Revolutionen gesehen, welche unser Volk bisher erlebt hat. Die letzten Reste jener socialen Schichtung der Urzeit, welche neben Freien nur Sklaven kannte und einen gering bevorzugten Adel des Blutes, sie waren dahingeschwunden vor neuen Gebilden. Indem die Nation entschlossen eingetreten war in ein Zeitalter fast ausschließlicher Beschäftigung im Ackerbau, hatte sich eine erstmalige große Arbeitstheilung in ihr zu vollziehen begonnen auf Grund agrarischer Organisation. Neben den freien Bauer war ein landreicher Grundadel getreten, der seinen verstreuten Besitz an hörige Leute des Volkes austhat: der agrarischen Aristokratie hatte ein weit verbreitetes Grundholdenthum dienen gelernt.

Grundadelige und Grundholde: das waren die modernen Gesellschaftsclassen des zehnten Jahrhunderts; ihrer weiteren Entwicklung waren die nächsten Generationen gewidmet. Ueber den Landhörigen, welche sich in Sitte und Recht, in socialer Abstufung und gerichtlicher Organisation zu einem vollen Lebenskreise der Nation erweitern, steht ein einflußreicher, führender, herrschender Adel. Noch entbehrt er ausgesprochener Abstufung; nur die Herzöge der einzelnen Stammesgebiete sondern sich als oberste Klasse aus, als Träger oder wenigstens Vertreter der einstigen Souveränität ihres Stammes.

Um so mehr wird der Grundadel seiner Beschäftigung nach scharf in zwei Klassen geschieden, in den Laienadel und den hohen Clerus. In der Kirche war dem unentwickelten germanischen Staat, der nur die Friedenswahrung als

[1]) Antrittsvorlesung bei Uebernahme des Lehramtes der Geschichte an der Universität Leipzig.

politischen Zweck kannte, eine sociale Anstalt höchstentwickelter Civilisation einverleibt worden, mit einer Fülle allgemeiner Zwecke, mit dem Bedürfniß vergeistigten Daseins: eine Anstalt, welche auf allen Gebieten des idealen wie des realen Lebens zur Lehrmeisterin der Nation berufen war. Auch auf politischem Gebiete. Schon Karl der Große hatte ihre außerordentliche Bedeutung auf diesem Felde erkannt: seine für eine Zeit angehender Naturalwirthschaft ungemein centralistische Herrschaft ward möglich allein, indem sie die kirchliche Verwaltung für staatliche Zwecke in Anspruch nahm. Da nun aber jede derartige Ausnützung der kirchlichen Institutionen nothwendig zur Stärkung der monarchischen Gewalt führen mußte, mithin den naturgemäß partikularistischen Gewohnheiten und Interessen des Laienadels entgegentrat, so bestand von vornherein zwischen dem hohen Clerus und dem Laienadel ein gespanntes Verhältniß.

Es war der Punkt, in welchem eine zielbewußte Politik jeder Centralgewalt des zehnten Jahrhunderts einsetzen mußte, um sich zwischen den entgegenstehenden Machtbestrebungen beider aristokratischen Kreise hindurch an die erste Stelle zu schieben.

Im Beginn des zehnten Jahrhunderts freilich schien jedes Bestreben in dieser Richtung zunächst aussichtslos. Der Laienadel hatte in den elenden Verfallszeiten der karolingischen Epigonen die Kirche völlig überholt, sie in ihren specifischen wie in ihren politischen Wirkungen lahm gelegt, und sie sich möglichst einverleibt, so weit es sich um die wirthschaftlichen Grundlagen kirchlichen Lebens handelte.

König Konrad I. hatte trotzdem am Schluß seiner Regierung den Laienadel mit Hülfe der Kirche zu unterwerfen gesucht. Vergebens. Die Kirche hatte nur noch religiöse, geistige Kampfmittel zur Verfügung; man spottete ihrer.

König Heinrich, der erste des Sachsenstammes, half sich, indem er zunächst jede Hülfe der Kirche zurückwies und mit den größten Adligen des Reiches, den Herzögen, auf dem Fuß guter Kameradschaft verkehrte. Das Reich ward unter ihm zu keiner centralistischen Monarchie, sondern zu einem Bundesstaat, der auf Verträgen, vornehmlich Militärconventionen der Herzöge beruhte, mit dem Herzog der Sachsen als König an der Spitze. Weiter gelangte Heinrich im Laufe seiner Regierung nur, indem er den Beweis für die an sich überragende Stellung seines sächsisch-thüringischen Herzogthums lieferte; das ist die Bedeutung der siegreichen Ungarschlachten an der Unstrut. So zunächst persönlich allen Herzögen voranstehend, gestützt ferner auf den weitverzweigten Einfluß der fränkischen Herzogsfamilie, begann er langsam der That nach König zu werden. Und sofort stellte er sich zu den Bischöfen freundlicher, wenn auch mit äußerster Vorsicht; bis er gegen Ende seines Lebens sogar die Absicht faßte, gen Rom zu den Gräbern der Apostel zu fahren.

Otto der Große, dem phlegmatischen Temperament seines Vaters gegenüber eine cholerische Natur, begann mit einem Versuche schroffer Centralisation gegenüber den Herzögen: sofort erhob sich der Laienadel gegen ihn; mit ihm verbunden Mitglieder seiner eigenen Familie, welchen das besondere königliche Hausrecht nicht behagte, das Heinrich I. noch kurz vor seinem Tode zu Gunsten des gewählten Nachfolgers eingeführt. Es kam zu wüsten Wirren; erst nach fast

zwanzigjährigen Kämpfen siegte Otto endgültig, indem er in erneuter Vertreibung der Ungarn, diesmal aus Baiern, den Beweis des Geistes und der Kraft lieferte.

Diese Kämpfe verhalfen Otto nun zu einer ungleich volleren Gewalt über den großen Laienadel, als sie sein Vater durch Verträge je erreicht hatte. So unternahm er in den fünfziger Jahren zum ersten Male den Versuch, den hohen Clerus gegenüber dem Laienadel zu Gunsten der Krone auszuspielen. Wie einst Karl der Große, so verwendete auch er die Kirche auf dem Gebiete der Verwaltung, soweit eine solche von der Centralgewalt ausging. Allein Karl der Große hatte dabei noch vom Standpunkte der alten römischen Imperatoren gehandelt; für ihn waren die Kirchendiener zugleich absolute Staatsbeamte geworden. Eine so freie Haltung war Otto versagt. Die Kirche war nicht mehr die werdende Macht des achten Jahrhunderts, die mittlerweile völlig entwickelte Naturalwirthschaft mit ihren geringen Verkehrsmöglichkeiten erlaubte nicht mehr eine so intensive und regelmäßige Verwaltungsaufsicht, wie zur Karolingerzeit; die Kirche konnte dem Staate nur noch dienen, indem man ihre eigenen Interessen mit den staatlichen Interessen aufs Innigste verquickte. So kam es unter dem Austausch der gegenseitigen Entwicklungstendenzen zu einer vollen Durchdringung staatlicher und kirchlicher Institutionen und Lebensrichtungen. Die Bischöfe wurden halb und halb Verwaltungsbeamte des Reiches, die Kirchen Trägerinnen staatlicher Hoheitsrechte. Der König galt amtlich als fromm; er empfing die Weihe der Krone und den Vorzug dauernden Umgangs mit den höchsten Würdenträgern der Kirche; die Prälaten wurden die Förderer des materiellen und socialen Fortschrittes. Es war eine gegenseitige Verquickung, bei der es sich nur fragen mußte, welcher Seite die größeren Vortheile zufallen würden.

Otto war nicht geneigt, sie der Kirche erwachsen zu lassen. Verband er sich mit ihr, so geschah es, um durch sie zu herrschen. Der alte Drang der süddeutschen Herzöge, sich über die Alpen nach Italien auszudehnen, wie er um 950 wieder stark hervortrat, hatte den König nach Italien gewiesen und ihn zur Eroberung des langobardischen Reiches veranlaßt; bald sah er aus Gründen seiner inneren Politik über Norditalien hinaus gen Süden, nach Rom. Indem er einem völlig verlotterten Papstthum die Kaiserkrone abzwang, ward er nicht bloß weltlicher Herr der Christenheit, er umgab sich vor Allem, wie die Dinge einmal lagen, mit all der moralischen Hoheit, welche einstmals und noch im neunten Jahrhundert vom Stuhle Petri in die Lande jenseits der Alpen ausgestrahlt hatte: er ward der wahre Herrscher auch der heimathlichen Kirche.

Es war eine glänzende Politik; aber sie ließ sich nur aufrecht erhalten bei voller Abhängigkeit des Papstthums vom deutschen Herrscher. Bald zeigte sich, daß erst der Besitz auch Unteritaliens diese gewährleistete; noch Otto der Große mußte die langobardischen Fürstenthümer Mittel- und Unteritaliens dem Reiche lehnsrührig machen.

Allein der Uebergriff nach Unteritalien brachte eigenthümliche Gefahren. Hier, an der Südspitze der apenninischen Halbinsel wie in Sicilien, trafen um diese Zeit die Einflüsse der Weltmächte des Mittelmeeres, des Islams und Ostroms zusammen. Byzanz besaß Süditalien noch als letzten Rest einstiger voller italienischer Herrschaft; der Islam streckte soeben von Nordafrika aus, wo

die Fatimiden ein großes Reich aller Mittelmeerküsten errichtet hatten, begehrlich seine Arme über Sicilien her; seit etwa 970 begann er auch Unteritalien ernstlich ins Auge zu fassen.

Diesen alten Culturmächten der weltgeschichtlichen Entwicklung des Mittelmeeres trat jetzt das deutsche Reich, traten die westgermanischen Barbaren entgegen. Es war der erste empfindliche Vorstoß seit den Tagen ostgermanischer, gothischer, vandalischer Herrschaft in Italien, Spanien und Afrika: er galt jener Stellung, welche für die Völker Mitteleuropas den Weg zum Orient und Konstantinopel eröffnete; er galt den Pforten, durch welche der Islam nach Italien, in das Centrum Südeuropas einzudringen gedachte.

Die Lösung der Fragen, welche sich an diese Constellation knüpften, unternahm Kaiser Otto II., ein Jüngling von dem hitzigen, willensstarken, unbeugsamen Charakter seines Vaters. Nachdem er in Deutschland Fortschritte in der Betonung und Sicherung der monarchischen Gewalt gemacht, welche noch über die vom Vater ererbte Macht hinausgingen, zog er im Jahre 980 über die Alpen, zum Kampfe im italienischen Süden.

Sofort zeigte sich, daß Byzanz und Islam im Streit gegen die werdende Universalmacht des Occidents zusammenhielten; es war eine schlechte Vorbedeutung für den endlichen Ausgang. Doch Otto zog gegen den doppelten Feind; rasch nahm er Apulien; dann schlug er die Griechen bei Rossano, die Sarazenen bei Colonne. Calabrien lag vor ihm, in der Ferne winkte Sicilien; eifrig eilte er den Resten der Araber am Südgestade der Halbinsel nach. Da ward er von der reorganisirten Macht der Sarazenen, die von den nördlichen Bergen herabdrängten, überfallen: eine furchtbare Niederlage vernichtete sein Heer; er selbst entkam fast nur durch ein Wunder dem Schlachtgedränge und der Gefangenschaft.

Aber Otto war ungebeugt. Er ging nach Capua und Rom zurück; er berief einen Reichstag nach Verona zur Ausschreibung eines neuen Heeres; begeistert und einstimmig folgte die deutsche Nation dem kaiserlichen Rufe. Noch schien nichts verloren; da starb Otto achtundzwanzigjährig, am 7. December 983.

Sein Nachfolger war ein Kind, der dreijährige Otto III.; mitten hinein in das Fest seiner Krönung zu Aachen drang die furchtbare Kunde vom Ableben des Kaisers.

Es bezeugt die Festigkeit der Grundlagen, auf welchen die bisherigen sächsischen Herrscher das Reich errichtet, daß trotz dieser Schläge der Bau des Staates nicht schwankte. Allerdings die herrlichen Eroberungen im überelbischen Slawengebiete, welche von Heinrich I. bis auf Otto II. eine lange Kette von Erfolgen königlicher Macht und christlicher Religion aufwiesen, sie gingen verloren; Dänemark riß sich vom deutschen Reiche los; von Norden her drang altgermanisches Heidenthum wiederum bis zu den Grenzen der Trave und Elbe; Wikingszüge belästigten von Neuem die friesischen und sächsischen Küsten der Nordsee, und die Friesen, auf selbsteigene Vertheidigung gewiesen, vom König verlassen, entfremdeten sich von nun ab für immer dem Reiche. Es sind Verluste, welche der Kunde von der unteritalischen Niederlage des Reiches in unmittelbarer Folge entsprungen sind.

Nach dem Tode Otto's II. begann es aber auch in Deutschland zu gähren. Die Thronfolge Otto's III. wurde bestritten; nur mit Mühe setzten die Häupter des Episkopates und der Herzog der im zehnten Jahrhundert allzeit reichstreuen Schwaben die Vormundschaft der Kaiserin-Mutter Theophanu durch gegenüber den Thronansprüchen Heinrich's von Baiern, aus der herzoglichen Seitenlinie der Liudolfinger. Auch die starke Centralisation des Reichs, wie sie Otto II. begründet, ließ sich unter der langen Vormundschaft, die sich bis tief ins Jahr 995 hinzog, nicht aufrecht erhalten.

Aber im Ganzen blieb doch der Charakter des Reiches der alte: als der Knabe Otto III. einen Hoftag zu Quedlinburg hielt, da dienten ihm die Herzöge persönlich, wie sie seinem Großvater zu Aachen gedient hatten. Und bewährt hatte sich vor Allem für die innere Lage des Reichs die kirchliche Politik Otto's des Großen; den Bischöfen dankte Otto III. seine Thronfolge.

Freilich dieselbe kirchliche Politik Otto's des Großen hatte zur Kaiserkrone, hatte zu den universalen Bestrebungen in Unteritalien geführt; und hier war die königliche Gewalt völlig gescheitert. Und es war keine Frage, daß diese Politik erneuert werden mußte, sollte anders das Verhältniß zwischen Kirche und Reich in Deutschland sich dauernd wohlthätig gestalten. Das schien nicht möglich ohne die Beherrschung des Papstthums, die Beherrschung des Papstthums nicht möglich ohne den Besitz Unteritaliens: es ist der verhängnißvolle Zirkel, in welchem sich die Politik unserer großen Kaiser bis zum Schlusse der ersten Hälfte des Mittelalters immer wieder bewegt hat.

Doch eben jetzt schien die Gesammtentwicklung der deutschen, der westeuropäischen Cultur der deutschen Politik einen andern Weg zu eröffnen.

Indem sich der deutsche Staat mit der Kirche eng verquickt und damit zum Imperium erweitert hatte, war es in Deutschland zu einem neuen und eigenartigen Aufschwung der Cultur gekommen, zu einer kaiserlichen, ottonischen Renaissance; und ihre Aeußerungen hatten in den übrigen westeuropäischen Ländern vielfach den Widerhall verwandter Richtungen geweckt.

Die karolingische Renaissance war in Deutschland, soweit sie überhaupt bestanden hatte, früh zurückgetreten vor der elementaren Wucht, womit die nationale Cultur seit dem Verfall der Karolingermacht wieder hervorbrach. In der Bildung der Herzogthümer um die Wende des neunten und zehnten Jahrhunderts entsprießen dem germanischen Grundstock der Verfassung neue, lebenskräftige Bildungen; die Grafen werden aus Beamten zu mehr oder minder erblichen Vertretern ihrer Gaue. Eine volle Naturalwirthschaft nationalen Stils wird in den Großgrundherrschaften entfaltet, die karolingischen Verkehrseinrichtungen gehen zu Grunde; über den einfachen Großgrundherrn erheben sich die Träger der Herzogsgewalten und besonders hochstehender Grafengewalten im Sinne einer obersten Aristokratie. Das Geistesleben, stets die Blüthe der Gesammtentwicklung, nimmt jetzt in seinen höchsten Aeußerungen wieder den typischen Charakter der vorkarolingischen Zeit an, wenn auch in qualitativ höherer Erscheinungsform: die alte Thierornamentik wird durch eine nationale Pflanzenornamentik abgelöst; an Stelle der früheren heroischen Epik des sechsten bis achten Jahrhunderts tritt

jene anekdotenhaft epische Geschichtsüberlieferung, wie sie dem ersten Buche Widukind's zu eigen ist.

Es waren die höchstentwickelten Culturformen jenes Zeitalters, welches mit der Bildung der deutschen Stämme im dritten und vierten Jahrhundert eingesetzt hatte: es waren die Culminations- und Schlußjahre der deutschen Stammescultur.

Schon im Wesen dieser Cultur liegt es begründet, daß das neue Königthum des zehnten Jahrhunderts ihr entgegentreten mußte. Das geschah nun unter der eigenartigen Form des Imperiums und unter eifrigster Theilnahme der halb verstaatlichten Kirche mit ihrem engen Anschluß an die classischen Ueberlieferungen. So erhielt das neue königliche, kaiserliche Culturleben den Charakter einer antiken Renaissance: der karolingischen Renaissance folgte eine ottonische Nachblüthe wesentlich gleichen, nur etwas stärker national gefärbten Tones. Sie wird bezeichnet durch die Werke der Nonne von Gandersheim, durch die Poesien eines Heinrich von Speier, wie durch die Einkleidung deutsch-epischer Stoffe in das Gewand lateinischer Dichtung; unter ihrem Einfluß klärt sich die nationale Pflanzenornamentik zu den herrlichsten Bildungen ornamentaler Kunst ab, welche je dem deutschen Boden entsprossen; sie sieht die Anfänge des romanischen Stiles entstehen und erlebt die letzten großen Einwirkungen der antiken Malerei in den Wandmalereien der Reichenau und der zahlreichen Schöpfungen der Miniatorenschulen vornehmlich am Rheine. Unter ihrer Einwirkung erblühen die philologischen Studien und tritt eine neue Geschichtschreibung hervor; zahlreiche Schulen entstehen, und der Hof selbst wird zur Nähr- und Pflanzstätte classischer Bildung. Schon Otto der Große nahm an den ersten Bestrebungen dieser Renaissance persönlich Theil; mitten in ihren Einwirkungen lebten sein Bruder Brun, sein Sohn Wilhelm und die Töchter seines Hauses. Von ganzer Seele gehörte dann Otto II. ihr an; Otto III. aber verband mit ihr griechische Bildung: in seiner Person vereinigten sich alle Strömungen dieser Cultur, er ist der Euphorion des zehnten Jahrhunderts.

Dieser jungen Renaissance Deutschlands standen weit ältere geistige Bewegungen in Frankreich und Italien nahverwandt zur Seite. In Frankreich war vornehmlich im Norden, zu Rheims und Paris, die Tradition der karolingischen Renaissance auch im zehnten Jahrhundert noch völlig lebendig; in Italien beruhte die classische Bildung der führenden Kreise auf noch viel älterer und mehr unmittelbarer Ueberlieferung. In beiden Ländern waren aber nicht die Höfe, welche bei der Schwäche des Königthums kaum eine Rolle spielten, die Träger der Bewegung, sondern vielmehr die Bischöfe: meist fein gebildete, aber nichts weniger als religiöse Männer; keine geistlichen Fürsten, sondern kirchliche Herrscher von gutem Geschmack und oft heidnisch-antikem Anstrich. Es lag in der Natur der Sache, daß sie sich zu dem neuen Hort der Renaissance im Norden, daß sie sich zum Kaiserthum der Ottonen hingezogen fühlten; in Italien bildete der Episkopat von vornherein die Hauptstütze der deutschen Herrschaft; von Westfranken her erscheint Gerbert, der glänzendste Vertreter der französisch-classischen Bildung des zehnten Jahrhunderts, schon früh am Hofe Otto's des Großen.

War es nun nicht denkbar, diese dem sächsischen Kaiserthum ungemein günstige Strömung des occidentalen Geisteslebens politisch im Sinne eines kaiserlichen Universalismus zu nützen?

Es kam hinzu, daß sich auf specifisch kirchlichem Boden eine andere Bewegung höchst eigenartiger Natur gebildet hatte, welche bei der engen Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum einem energischen und geistig hochstehenden Herrscher nicht minder wichtige Handhaben darbot.

In Deutschland tauchten, nach der äußerlichen Reception des Christenthums während der Merowinger- und Karolingerzeit, jetzt eben, im Laufe des zehnten Jahrhunderts, die Anfänge einer verinnerlichten Annahme der neuen Lehre empor. Noch der Heliand des neunten Jahrhunderts hatte den Deutschen Christus als Herzog, die Jünger als dessen reisiges Gefolge vorgeführt; sein Verfasser hatte sich mit dem christlichen Geiste abgefunden, indem er ihn germanisirte, nicht indem er ihn in seiner eigenen Wirkung walten ließ. Wie anders im zehnten Jahrhundert! Ueber ein annäherndes Verständniß der bloßen Heilsthatsachen ging das Streben, wenigstens der geistig regsamen Kreise der Nation, nun schon weit hinaus: sie wollten fromm werden; sie wollten den innerlichen Gehalt der christlichen Lehre praktisch ergreifen. Indem sie sich über jede verstandesgemäße Erfassung der Lehre hinaus den Geheimnissen des neuen Glaubens in unmittelbarster Leidenschaftlichkeit zu nähern versuchten, bildeten sie die ersten, ungefügen Formen deutsch-christlicher Frömmigkeit aus, den naiven Wunderglauben und die Askese: jene Vorläufer der gereinigten Frömmigkeit des dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts, der inneren Vision und der Mystik. Askese und Wunderglauben führten zum Leben des Mönches, des Eremiten; überall entstanden Klausen und Klöster; Kasteiung und Buße nahmen immer groteskere Formen an; schon zeigte sich hier und da ein Gegensatz zwischen dieser neuen Frömmigkeit mit ihren weltflüchtigen Institutionen und der althergebrachten Verfassung der Kirche.

Auch auf diesem Gebiete stand Deutschland nicht isolirt unter den Nationen des Abendlandes. In Italien hatte sich in ausgesprochenster Gegenwirkung gegen das beinah heidnische Leben der großen Menge wie auch der officiellen Vertreter der Kirche eine asketische Strömung von großer Tiefe und furchtbarer Leidenschaftlichkeit herausgebildet; ihre Hauptvertreter waren der heilige Nilus von Calabrien, über dessen Grab seine Schüler das Kloster von Grotta Ferrata errichteten, und der heilige Romuald, ein vornehmer Ravennate, der Begründer des Ordens von Camaldoli. Im Gegensatz zur deutschen Frömmigkeit trug diese italienische Askese einen mehr individuellen Charakter; sie verschmähte fast ganz die eigentliche Klosterbildung, sie wandte sich vornehmlich der Gewinnung der Einzelperson zu; ihr schließliches Ergebniß war keine Besserung der verweltlichten Kirche, sondern die Production einer großen Anzahl hervorragender Helden der Weltflucht.

Noch anders verliefen verwandte Strömungen in Frankreich. Sieht man von den Bewegungen in dem der politischen Zugehörigkeit nach deutschen, der Nationalität nach französischen Lothringen ab, so bildete hier schon seit Beginn des zehnten Jahrhunderts das berühmte Kloster Cluny den Herd entsprechender

Bestrebungen: von vornherein bestand ein Centrum. Die Askese Cluny's war längst nicht so raffinirt wie die italienische, längst nicht so treu naiv wie die deutsche: sie hielt sich in den mäßigen Grenzen des Wohlanständigen, ja erleichterte theilweis sogar die asketischen Bestimmungen der Regel des heiligen Benedict. Aber sie ging auf Massenwirkungen aus. Sie liebte das gemeinsame Leben in großen mönchischen Sammlungen; und sie erzwang es durch das Gebot absolutesten Cadavergehorsams der Brüder gegenüber dem Abte. Durch diese Askese ging, sie beherrschte völlig ein jesuitischer Zug: sie wirkte darum stark auf die Kirchenverfassung; sie war hierarchisch: aus ihren Wirkungen erhob sich später, im elften Jahrhundert, das Papstthum Gregor's VII.

Im zehnten Jahrhundert, zur Zeit Otto's II. und Otto's III., war dieser Gegensatz noch nicht so ausgesprochen und anerkannt; gemeinsam aber erschien schon allen großen Nationen des Abendlandes die asketische Form der christlichen Frömmigkeit.

Es war eine Frage von weltgeschichtlicher Bedeutung, wie sich das Kaiserthum, in dieser Zeit dem Papstthum und damit der Kirche noch absolut überlegen und beide beherrschend, zu dieser elementaren Strömung des religiösen Lebens stellen würde, welche von Tag zu Tage schwoll, welche das elfte Jahrhundert erfüllen sollte.

Und diese Frage drängte sich zugleich mit den universalen Problemen der Stellung des Reiches zu Ostrom und Byzanz, wie zu der neuen Renaissance der abendländischen Welt an die jugendliche Brust Otto's III.

Im Laufe des Jahres 995 ward Otto mündig; dies und das vorhergehende Jahr benützte er zur leiblichen Sicherung der Slawengrenze seiner sächsischen Heimath, dann zog's ihn mit magischen Kräften nach Rom. Sobald er selbständig geworden, hatte er in der Wahl seiner Rathgeber eine durchgreifende Aenderung vorgenommen: eine mit der leidenschaftlichen Energie seiner Ahnen geführte Politik persönlichster Art stand in Aussicht.

Unter den Gebeten und Psalmsängen der Bischöfe zog der sechzehnjährige Herrscher im Februar 996 von Regensburg aus über die Alpen; während er in Pavia den Treueid der italischen Großen suchte und empfing, starb in Rom Johann XV., ein Papst römischer Parteiung; in Ravenna nahte eine römische Gesandtschaft, welche um die Ernennung eines neuen Papstes bat. Die erste entscheidende Handlung des jungen Königs stand bevor. Otto setzte den noch nicht dreißigjährigen Brun, seinen Vetter, einen Sohn Herzog Otto's von Kärnthen, auf den Stuhl Petri. Brun war als eifriger Pfleger jener asketischen Frömmigkeit bekannt, welcher der Reformeifer der Kirche im elften Jahrhundert entsprang; auf Otto's Gebot betrat der erste Reformpapst nach dem Zeitalter der Pornokratie, der erste deutsche Papst zugleich, den gefährlichen Boden des Erbes Petri.

Anfang Mai 996 ward Brun als Gregorius V. inthronisirt; bald darauf setzte er, ein Urenkel Otto's des Großen, dem königlichen Enkel des großen Sachsen die Kaiserkrone aufs Haupt.

Zeigte die Wahl Brun's, daß der Kaiser die elementare Triebkraft der Askese in seinen politischen Berechnungen berücksichtigte, so ergaben die Ereignisse

auf der Heimkehr nach Deutschland, daß der Herrscher auch persönlich zur Gemeinde der Frommen gezählt werden mußte. In Rom war Otto mit einem der eigenartigsten Vertreter der Askese in Verbindung getreten, mit dem Czechen Adalbert. Aus vornehmem Hause, von herrlichem Wuchs und hohen Geistesgaben, lange Zeit ein lebensfroher Kleriker, war Adalbert, eine nervöse, im höchsten Grade eindrucksfähige Natur, durch den Anblick der Todesstunden des Prager Bischofs Thietmar plötzlich der Askese gewonnen worden. Zum Bischof von Prag gewählt, unzufrieden mit sich und seiner Herde, war er ruhelos von Prag nach Italien, von Italien nach Prag gewallt, voll des weltflüchtigen Wanderdranges der einstigen Schottenmönche. In Italien hatte er schließlich in dem römischen Kloster auf dem Aventin Aufenthalt genommen, in einem Sitz uralter Askese. Hier ward er feurigster Adept der italienischen Bußfrömmigkeit; fanatisch sog der Slawe den Geist des heiligen Nilus und seines Bruders Leo, des Abts vom Aventine, in sich. Da scheuchte ihn der Aufenthalt des Kaisers empor aus seiner Entsagung; sein Metropolit, der Erzbischof Willigis von Mainz, forderte ihn für seine Diöcese Prag zurück. Adalbert gehorchte und kehrte im Zuge des Kaisers über die Alpen heim: und hier, unterwegs, fanden sich die Seelen des slawischen Mönches und des deutschen Kaisers. Aufs Engste lebten Beide miteinander in gemeinsamem Gebet und vereinter Buße; selbst die Nacht trennte sie nicht; sie theilten das Lager eines Zimmers. Es war eine von jenen schwärmerischen Freundschaften, die, länger gepflegt, an den Stößen des Lebens zerschellen, durch äußere Umstände früh abgebrochen, zu gegenseitig verklärendem Gedenken führen.

Noch auf der Rückfahrt, in Mainz, ward Adalbert durch ein Traumgesicht von der Seite seines kaiserlichen Freundes getrieben; er erblickte sich zum Märtyrertode für Christi Blut bestimmt. So zog er nach Prag, von Prag nach Polen, von Polen zu den heidnischen Pommern und Preußen. Bei Danzig ereilte ihn sein Geschick; von sieben Lanzenstichen durchbohrt, fiel er, ein Opfer seiner Weltflucht, kein Held praktischer Mission, für die ihm jede Begabung fehlte.

Bevor noch Adalbert dies Ende fand, das im höchsten Grade geeignet war, die idealen Erinnerungen des Kaisers an den verewigten Freund zu vergöttern, hatte Otto III. eine ganz anders geartete Person an sein Herz gezogen, welche ihm, dem Sohn der deutschen Renaissance, den vollen Strom der classischen Bewegungen Frankreichs vermittelte: Gerbert von Aurillac[1]). Gerbert stammte von niedrig gestellten Eltern her; er hatte, im Kloster Aurillac durch seine Bildung zu Großem vorbereitet, schon früh in seinen eminent französischen Eigenschaften volle Anerkennung gefunden: in der Klarheit und dem Schwung seiner Rede, in der besonderen Anlage für mathematisch-astronomische Studien, in der weltmännisch-glatten Verarbeitung der antiken Bildungselemente. Nicht lange litt's ihn im Kloster; fern war er aller Weltflucht; schon früh in Spanien, in Rom und am Hofe der Ottonen, verweilte er seit etwa dem Jahre 970 ein

---

[1]) Gerbert ist allerdings schon Herbst 994 an den Hof Otto's gekommen (Werner, Gerbert von Aurillac, S. 94), größeren Einfluß aber gewann er erst später.

Jahrzehnt lang in Rheims, im Mittelpunkt der französischen Renaissance, an der dortigen Domschule lehrend und lernend. Später bis zum Rheimser Erzbischof aufsteigend, ward er tief in die inneren Wirren des westfränkischen Reiches verstrickt; sie führten allgemach zu einem offenen Zwist der nordfränkischen Bischofsrenaissance mit der asketischen Reformpartei der Cluniacenser und dem durch Gregor V. vertretenen Papstthum. Aus ihnen heraus flüchtete sich Gerbert Anfang des Jahres 997 zu Kaiser Otto nach Deutschland.

Mit Gerbert's Ankunft ward eine Fülle von Idealen in der Brust des kaiserlichen Jünglings bestärkt; aus den Schmeicheleien des zudringlichen Humanisten stieg vor seinem berauschten Selbstbewußtsein die kaiserliche Herrlichkeit des alten Roms übertrieben empor. Die asketische Reform der Kirche im Sinne Adalbert's durch das Kaiserthum, das Kaiserthum nach den Worten Gerbert's Weltmacht ob allen Staaten Europa's: eine universale Gewalt in seinen Händen, eine universale Kirchenreform unter ihr und durch sie: das erschien Otto als einzig würdige Aufgabe seiner Regierung.

So verkannte er die nahen Gefahren der königlichen Regierung in Deutschland, sah nichts von Czechen und Elbslawen, von Dänen und Westfranken, und zog seinem Ideale nach, nach Italien.

Von hier aus hatte inzwischen Papst Gregor V. gezeigt, daß er die universale Gewalt seines Amtes keineswegs im Sinne einer Unterordnung unter den Kaiser verstand: in Frankreich, wie Deutschland, wie Italien hatte er fest durchgegriffen, ein nicht unwürdiger Vorgänger Gregor's VII. Es war ihm in Rom schlecht gelohnt worden. Er war unverstanden geblieben; schließlich hatte man ihn verjagt. Nun erschien Otto; ein entsetzliches Strafgericht entlud sich über der ewigen Stadt: Gregor ward zurückgeführt; doch starb er vorzeitig, im Anfang des Jahres 999.

Otto hatte inzwischen von Neuem Berührung mit der italienischen Askese gesucht, während ihm die Richtung Cluny's, deren geheime Feindschaft gegen das Kaiserthum er vielleicht ahnte, nach wie vor fern blieb. Die wunderbaren Gestalten der italienischen Büßer zogen ihn mächtig an; er wanderte zu Fuß, ein einfacher Pilger, über Monte Casino und Benevent zum einsamen Michaelskloster auf dem Monte Gargano; er besuchte den heiligen Nilus zu Gaeta; in Rom unternahm er Bußübungen in einer Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens; später lebte er in Subiaco, dem Ort des heiligen Benedictus. Aber nicht dem Vater des Mönchthums galt sein erstes Gedenken; vor ihm schwebte traumhaft die Gestalt des früh vollendeten czechischen Freundes; hier wie in Rom und später in Aachen ließ er Adalbertskirchen errichten. So genoß er das asketische Leben mit der plastischen Anempfindung des Künstlers; erläßt er doch Urkunden unter dem Ortsdatum der Klosterpfalz und redet von sich selbst, dem erhabenen Kaiser, als dem Knechte Jesu oder dem Knechte der Apostel.

Aber mit dem asketischen Ideal verschmolz sich für ihn das cäsarische. Noch bei Lebzeiten Gregor's V. hatte er die Beförderung Gerbert's, seines Berathers in dieser Richtung, zum Erzbischof von Ravenna durchgesetzt, obgleich diese Würde gar nicht erledigt war; jetzt, Anfang April 999, ernannte er Gerbert aus kaiserlicher Machtvollkommenheit zum Papst. Es war der entscheidende

Schritt zur vollen Entfaltung seines Systems; Gerbert erkannte ihn an, indem er als Papst sich Silvester II. nannte, in Erinnerung an jenen Papst Silvester, der einst neben Konstantin dem Großen gestanden.

Nun lebte der Kaiser in durchaus universellen Träumen und Plänen; seinem Reich sollte die Kirche sich einordnen; die Grenzen des Imperiums sollten reichen, soweit zum Christengotte gebetet ward. Weit hinter ihm lagen die Sorgen seines Ahnen Heinrich, die Mühen seines ottonischen Vaters und Großvaters; in reinen Zügen wollte er genießen, beleben, erweitern, was Jene erbaut und befestigt. Seinen Gedanken galt Deutschland nur noch als barbarische Provinz des Weltreichs; das Imperium konnte seine Formen nur in Anlehnung an Altrom und Byzanz entwickeln; die Heimath des Kaiserthums und seines Trägers mußte Rom werden, die Stadt der universalkirchlichen Gegenwart, der universalweltlichen Vergangenheit.

So nahm Otto mehr als je ein deutscher Herrscher vor und nach ihm die absolute Gewalt über die ewige Stadt und ihre Umgebung in Anspruch; eine neue kaiserliche Municipalverwaltung ward geschaffen und die alleinige Anwendung des Justinianischen Codex in Aussicht genommen. Diese Maßregeln wiederholten sich, ins Große gezogen, für das Gesammtreich. Nach dem Tode des Bischofs Hildibald von Worms ward Heribert, bald Erzbischof von Köln, der Archilogothet, Kanzler von Italien und Deutschland zugleich; unter ihm arbeiteten meist Notare italienischer Geburt und kaiserlichen Rechtes. In der Nähe der kaiserlichen Person verschmolzen die Abstufungen der Beamtenwelt des byzantinischen, des römischen und des germanischen Hoflebens in verschwenderischer Verwirrung; neben den deutschen Herzog trat der kaiserliche magister militiae; es gab Logotheten und Vestiarii; es diente ein Protospathar und ein Primiscriniarius.

Ueber diese Wunderlichkeiten hinaus machte der Kaiser Ernst mit der Universalpolitik in seinem Sinne. Für sie fiel die Verbreitung des christlichen Gottesreiches mit der Erweiterung der kaiserlichen Herrschaft zusammen. So ward Otto ein glühender Freund der Mission. Während der Papst die Magyaren dem christlichen Imperium gewann, zog der Kaiser dem Andenken seines Freundes Adalbert nach; in friedlichem Zuge wallte er nach Gnesen, zu seinem Grabe, und setzte hier Gaudentius, Adalbert's Halbbruder, zum ersten Erzbischof unter den östlichen Slawen ein, mit Suffraganen in Kolberg, Breslau und Krakau. Dann zog er majestätisch nach Aachen; in gefühlvoller Sehnsucht stieg er zu den Gebeinen des großen Kaisers Karl hinab, wohl nicht ohne den Wahn, daß ihm Größeres, als dem ruhmgekrönten Karolinger, gelungen. Und in der That: Außerordentliches schien um die Wende des Jahrtausends erreicht. Die östlichen Völker waren dem universalen Gottesstaat einverleibt, bald sollte der Papst ein Thüringer Kind, den h. Bruno, einen Seitenverwandten des ottonischen Hauses, zum erzbischöflichen Missionar der Heiden jenseits der Polen und Czechen weihen; im Westen herrschte Ruhe unter den Franzosen, und jenseits ihres Reiches hatte der Graf von Barcelona dem Imperium gehuldigt; im Süden schienen die unteritalischen Schwierigkeiten unbedeutend, und Silvester trug sich, als erster aller

Päpste, mit dem Gedanken einer christlichen Kreuzfahrt zu den heiligen Stätten des Orients.

Unter diesen Umständen litt es Otto nicht in der Heimath. Er strebte nach Rom, das Reich zu vollenden. Ein furchtbares Schicksal wartete seiner.

Im langobardischen Unteritalien waren längst Wirren ausgebrochen; ohne schwere Folgen waren sie nur geblieben, weil auch Sarazenen und Griechen unter sich uneins waren. Jetzt, seit 991, sammelte sich der Islam von Neuem, bald darauf auch Byzanz; die langobardische Empörung gegen das Reich dehnte sich nach Norden zu aus, und der sanguinischen Gewaltthätigkeit des Kaisers gelang es nicht, sie in gütlichem Austrag zu beschwichtigen. Ehe der Kaiser sich dessen versah, schlug der Aufstand in die Campagna, nach Rom über. Otto ward in seiner Pfalz auf dem Aventin drei Tage lang belagert; am 16. Febr. 1001 mußte er heimlich aus der ewigen Stadt, dem goldenen Haupte des Imperiums, flüchten.

Nun stürzte er sich mit fast übermenschlicher Hast auf die Regelung der lang vernachlässigten unteritalischen Dinge. Er ging nach Ravenna, ein deutsches Heer zu erwarten; er sandte den Mailänder Erzbischof zur Brautwerbung nach Byzanz, zur Verbindung der christlichen Weltreiche gegen den Islam; er suchte in abenteuerlicher Geheimfahrt nach Venedig die kriegerische Meereshülfe der Stadt.

So ganz Feuer und Thätigkeit erfährt er von Schwierigkeiten in Deutschland: die nationale und deutschkirchliche Partei unter Erzbischof Willigis von Mainz sinnt auf Verschwörung; langsam, lückenhaft erscheint der deutsche Heerbann in Italien. Auch Rom, die theure Stadt, dankt dem Kaiser nicht unendliche Wohlthaten; als er nach Süden eilt, begegnen ihm die Bürger mit Trotz und Verachtung.

Diese Schläge brachen das Herz des leidenschaftlichen, hochgesinnten Jünglings. Im Begriff, den Kampf mit Rom aufzunehmen, ist er am 24. Januar 1002 zu Castel Paterno auf dem Soracte verschieden.

Und nun stand Rom auf; in Vergessenheit starb Papst Silvester sechzehn Monate nach seinem kaiserlichen Herrn und Genossen; ganz Italien rüstete gegen die deutsche Herrschaft. Deutsche Mannen aber trugen mitten durch die Drohungen des Aufstandes den Leichnam des letzten Ottonen sichern Schrittes und in Treuen fest zur Heimath, nach Aachen, in die barbarische Hauptstadt des Weltreichs. —

Dem deutschen Geschichtschreiber mag es schwerer fallen, als andern, Otto III. gerecht zu werden; er ist der einzige Kaiser, der sich seiner Nationalität geschämt hat [1]). Nur von kosmopolitischer Höhe aus wird man sein Wirken, seinen Charakter begreifen.

Vater und Großvater hatten das deutsche Reich zum Universalstaat zu erweitern gewußt; ihr Weg war dabei der des äußeren Kampfes gegen Langobarden, Griechen und Sarazenen gewesen. Weder Otto I. noch Otto II. hatten auf diesem Wege das in der Natur der Dinge gegebene nothwendige Ziel, den vollen Besitz Unteritaliens erreicht.

---

[1]) Gerberti ep. No. 208. Von Gerbert wird Otto III. ep. No. 209 genere Graecus, imperio Romanus genannt.

Otto III. versuchte diese Politik zu verlassen. Er ging von den inzwischen mächtig geschwollenen, geistigen Strömungen Westeuropas aus, die er ganz kannte, und deren wichtigste er voll in sich aufnahm. Indem er das Kaiserthum in deren Dienst stellte, glaubte er, das Papstthum beherrschen zu können. So angesehen, hatten die unteritalischen Dinge nur nebensächliche Bedeutung.

Das Unglück Otto's war, daß die geistigen Strömungen, deren Gewalt er an sich selbst erfuhr, in ihrem Kerne nicht nationalen, deutschen Charakters waren. Indem er sie erfaßte, entfremdete er sich der Nation, der er angehörte, aus deren kriegerischer Kraft das Imperium bisher alle Bedingungen seines Bestandes hergeleitet hatte. So versagte diese Kraft im entscheidenden Augenblick, und Otto III. ging zu Grunde.

Handelte die Nation mit richtigem Instinct, als sie den Universalherrscher fallen ließ? Ich bin geneigt, die Frage zu bejahen. Nicht vom deutschen, nur vom römischen, italienischen Centrum her war ein wahrhaftes Universalreich des Mittelalters zu leiten; die Päpste seit Gregor VII., die Kaiser seit Heinrich VI. haben es wohl begriffen. Ein von Deutschland aus beherrschtes Reich konnte nur mitteleuropäisch sein, ein römisches Reich deutscher Nation, bestehend aus Deutschland, Burgund und Italien. Nur ein solches Reich, und ein solches allerdings, lag auch im deutsch-nationalen Interesse: in der größten Zeit unseres Kaiserthums, von Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. ward es begründet.

Erinnerungen an Gottfried Keller.

Von
Adolf Frey.

I.

Den 22. Juni 1876 feierten die Schweizer zu Murten am See gleichen Namens den glorreichen Sieg ihrer Ahnen, die vier Jahrhunderte vorher an diesem Tage Karl den Kühnen von Burgund aufs Haupt schlugen. Eingedenk dieser folgenschweren Entscheidung, die den Eidgenossen die Unabhängigkeit erhielt und das damals verlotterte Deutsche Reich vor unabsehbarem Schaden behütete, erschloß der Nachfahr die alten Rüsthäuser, holte Waffen, Harnische, erbeutete Banner und Geschütze hervor, entwarf, rathschlagte, zeichnete und führte eifrig Schere und Hammer, so daß auf den angesagten Tag ein großer Zug, bestehend aus den Contingenten der schweizerischen Cantone und Städte, im Kriegsgewand der vergangenen Zeitläufte zu Murten sich einfand.

Frühzeitig auf dem Schauplatz der Begebenheiten angelangt, that ich mich behaglich bei den einzelnen herumstehenden oder heranrückenden Abtheilungen um, bald bei den blau-weißen Zürchern, bald bei den schwarz-gelb gehosten Urnern, bald bei dem Hauptharst der schwarz-roth bewamsten Berner mit ihren langen Spießen und kurzen Degen; ich besah auch das heute noch florirende Wirthshaus, wo die Mannschaft von Thun nach gewonnener Schlacht dem Weine so unbändig zugesprochen hatte, daß sie sich außer Stande sah, die Zeche zu berichtigen.

Aber zwischen den wehenden Fahnen und den gleißenden Harnischen hegte ich die stete Hoffnung und den Wunsch, der dem jungen Studenten über allen Festglanz ging, endlich einmal Gottfried Keller von Angesicht zu erblicken. Er hatte sich, wie ich erfuhr, als Abgeordneter der Zürcher Regierung zu der Feier eingefunden. Nachdem sich der Zug endlich in Bewegung gesetzt, hielt ich mich standhaft auf der Lauer, und wie es hieß: jetzt kommen die Abgeordneten! stellte ich mich nach Kräften auf die Zehen und spähte über die Schultern der vor mir Stehenden. Allein ich bekam nichts zu sehen: denn der Staatsschreiber von Zürich war eines Hauptes kleiner als alles übrige Volk.

Ehe ein Jahr verging, stand ich doch am Ziel. Der Dichter hatte sich über meine poetischen Erstlinge freundlich geäußert, und so beschloß ich, nachdem ich die Universität Zürich bezogen, ihn heimzusuchen, und an einem schimmernden Frühlingstag, der einen krystallhellen Himmel über den See und die blühenden Bäume spannte, setzte ich mein Vorhaben ins Werk. Nicht ohne ein fühlbares Bangen, dessen ich mich heute noch gar wohl entsinne, klingelte ich auf dem „Bürgli", wo Keller damals hauste; denn ich war sattsam bedeutet worden, daß seine Stunden nicht immer gleich freundliche waren und Sonnenschein und Gewölk bei ihm unweit von einander wohne. Von der Schwester eingelassen und kurzer Hand angemeldet mit dem durch irgend eine Thüre hineingesandten Ruf: „Gottfried, es will ein Herr zu Dir!" betrat ich den kleinen Flur, als auch schon schlurfende Schrittchen erschallten und eine kleine, ziemlich dicke Gestalt erschien, in einem grauen, bis auf den Boden reichenden, merklich verschossenen Schlafrock gehüllt. „Was wünschen Sie?" fragte er barsch und machte dazu ein paar Augen, als ob er mich unverweilt wieder vor die Thüre stellen wollte. Ich nannte meinen Namen, und das drohende Gesicht hellte sich auf. Er führte mich in sein Zimmer, wo Alles drüber und drunter stand, weil, was ich erst jetzt erfuhr, eben der Umzug in das oberste Stockwerk vor sich ging. Als ich mich sogleich entfernen wollte, gab er es nicht zu, sondern forderte mich zum Sitzen auf, da die Werkleute die nöthigen Anweisungen bereits empfangen und wir somit hinreichend Zeit hätten, ein wenig zu plaudern. Er erkundigte sich freundlich nach meinen Studien und Plänen und lud mich zur Wiederholung des Besuches ein, so daß ich fröhlich von dannen ging.

Als ich nach Verlauf weniger Wochen wieder bei ihm vorsprach, saß er behaglich an seinem Schreibtisch, eine ansehnliche Rauchwolke um und über sich. Nach Gruß und Handschlag bot er Cigarren an, was er niemals unterließ, und begann ein Gespräch in Gang zu setzen. Während der Pausen, die in seiner Unterhaltung nicht selten einzutreten pflegten, sah ich mich zuweilen an den Wänden des hellen und geräumigen Zimmers um, von der Neugier geplagt, was für Bilder der Mann täglich vor Augen haben möchte, der selber Maler gewesen war. Da hingen unter Anderem einige große Photographien nach den Rafael'schen Tapeten, ferner zwei Oelskizzen, Andenken eines verstorbenen, dem Dichter befreundet gewesenen Landschafters, und eine hübsche Radirung von Neureuther, den Festzug der Münchener Künstler darstellend, den Keller im „grünen Heinrich" beschrieb. Längere Zeit paradirte über dem Schreibtisch auch eine Rembrandt'sche Radirung, die letzte Oelung der Maria, gerade nichts sehr Schönes, aber flott wegradirt und, wie mir Keller nachwies, unzweifelhaft echt. Wohl einen reicheren und mannigfaltigeren Genuß als diese Bilder bot seinen Blicken die herrliche Rundsicht auf Stadt, See, Gebirg und Glanz des Firnschnees, wie er denn oft einen Feldstecher zur Hand nahm, um sich irgend eines der leuchtenden Farbenspiele näher zu besehen, die in besonderer Fülle und Schönheit gerade an den Gestaden und über den Fluthen des Zürcher Sees den Beschauer anmuthen und locken.

Nun fand ich auch Anlaß und Muße, das Aeußere des Dichters zu betrachten. Eine sehr hohe Stirn schwang sich mit einer Linie von vollendeter

Schönheit unter die schlichten, schwarzen Haare hinauf, die oben links und rechts ziemlich weit zurückwichen und in der Mitte einen Büschel vorschoben. Die Schläfen waren gewölbt, die Brauen fein und dünn, die Augenhöhle von einer seltenen Ausdehnung. Die gegen den äußeren Augenwinkel beträchtlich nach abwärts gezogenen unteren Lider, die gebogene, etwas starke Nase und die ziemlich ausgeprägte Falte um Nase und Lippen verliehen dem Antlitz etwas Entschiedenes und Ernstes, während der schöne Mund ihm einen freundlichen Zug gab. Die schön geschnittenen rothen Lippen, so weit sie der Schnurrbart nicht verdeckte, sahen gleichsam wie zum Kuß gespitzt aus, wie es, der Mode ihrer Zeit folgend, deutsche Maler im sechzehnten Jahrhundert darstellten. Der dichte, ziemlich kurz gehaltene Vollbart begann um das sechzigste Lebensjahr des Dichters zu ergrauen, die schwarzen Haupthaare blieben bis gegen sein Ende ungebleicht und ungelichtet, so daß sich die helle Haut der Stirn und des übrigen Gesichtes lebhaft davon abhob. Ganz weiß waren die vollen und mit Grübchen ausgestatteten Hände, wahrhaftige schöne Frauenpatschhände ins Männliche umstilisirt.

Nach dem Zeugniß Gleichaltriger war Keller's Erscheinung, ehe seine Leiblichkeit der Fülle anheimfiel, eine sehr anziehende. „Ich habe mich," scherzte er einmal, „immer über die Bauchle (Dickbäuche) lustig gemacht; aber bei Gott, so gegen das vierzigste Jahr kam es auch an mich." Seine Beleibtheit war keine übermäßige, aber sie fiel ihm wegen seiner kleinen Statur beschwerlich: denn er maß vom Scheitel bis zur Sohle nicht über 1,40 Meter. Sie wurde vielleicht geradezu verhängnißvoll für ihn, weil sie ihn während der drei letzten Jahrzehnte beinahe von jeder körperlichen Bewegung abhielt und darum wohl nicht jenes Ziel des Lebens erreichen ließ, das seine von Haus aus kräftige Constitution in Aussicht zu stellen schien. Diese Schwerfälligkeit fand noch Förderung durch eine gewisse Schwäche der kurzen Beine, die, offenbar angeboren, den Siebenundzwanzigjährigen, der damals noch schlank und mager war, einen Marsch von wenigen Stunden, den er als Freischärler unternahm, zu vollenden verhinderte, so daß er sich auf einem Wagen weiter bringen lassen mußte.

Wenn nach meinem Dafürhalten nur die Auffassung und der Pinsel eines Vandyk dem geistvollen Cavalierskopf Conrad Ferdinand Meyer's gerecht zu werden vermöchte, so wünschte ich, ein Künstler von der Art eines Hals oder Rembrandt hätte Keller gemalt, wie denn auch Einer, der ihn zu schildern unternimmt, meines Erachtens ein gewisses niederländerndes Verfahren nicht entbehren und selbst dem Anekdotischen nicht aus dem Wege gehen darf, wenn er auf eine deutliche und zugleich gerechte Vorstellung von der Persönlichkeit des Dichters abzielt. Denn wie in seinen Werken, so zeichnete er sich auch als Mensch durch eine reiche Eigenheit aus, die selbst da, wo sie für den ersten Blick des Fernerstehenden einen wunderlichen Anstrich gewinnen konnte, doch auf die Ganzheit und Geschlossenheit einer ursprünglichen und ungewöhnlichen Natur zurückleitete. Unter den vorhandenen Bildern gilt wohl mit Recht eine Oelstudie Karl Stauffer's für vorzüglich, und seine Radirung verdient schon deswegen hervorgehoben zu werden, weil sie allein, meines Wissens wenigstens, eine Ganzfigur bietet, deren großer Treue man wohl etwas mehr Pietät beigesellt wünschen

möchte. Die schöne, feingefühlte Zeichnung Böcklin's in Keller's gesammelten Werken, sowie das Bildniß auf seiner herrlichen Medaille drücken das Verträumte in Keller's Gesicht sehr gut aus, während sie vielleicht in etwas einen Zug der Entschiedenheit vermissen lassen, der dem Dichter bis in die schweren Tage des Siechthums eigen war. Dagegen scheint mir auf allen Photographien aus den letzten Jahren und in noch höherem Grade auf ihren Reproductionen dieser Zug allzu stark hervorzutreten. Im Allgemeinen hat wohl die Photographie den Dichter nicht sehr glücklich getroffen; ich nehme eine sehr schöne in Visitenkartenformat nicht aus, die etwa 1871 aufgenommen sein mag und ihn fast ganz im Profil zeigt.

II.

Wenn ich mich in stillen Augenblicken jetzt nach dem Entschwundenen zurückwende, so mischt sich mit dem Gefühl des Schmerzes dasjenige tiefer und unauslöschlicher Dankbarkeit für die reiche Förderung, die ich von ihm empfing und die ich wohl zur heutigen Stunde noch nicht in ihrem ganzen segensreichen Umfang zu ermessen im Stande bin. Denn wer vermöchte zu sagen, wie eindringend und nachhaltig die Eindrücke des Verkehrs mit einem großen Dichter wirken, der zugleich ein bedeutender und ganzer Mann war und zu dessen Füßen man sich mit der hingebenden Verehrung der bildsamen Jugend setzt?

Es liegt auf der Hand, daß unsere Gespräche sich vorwiegend um Kunst und Literatur drehten. Er entzog sich der Erörterung solcher Gegenstände nicht, sobald er Verständniß oder doch aufrichtiges Interesse voraussetzte. Freilich neigte er auf diesem Gebiete meistens sehr zur Kürze und war ausführlichen kritischen und ästhetischen Untersuchungen und Auseinandersetzungen gründlich abhold; er konnte für seine Person und Sachen Alles nicht leiden, was nach Fachgelehrsamkeit und schulmäßiger Weisheit aussah, und ging den Schlagwörtern, wie Pessimismus, Romantik u. s. w. geflissentlich aus dem Wege. Um die Erkenntniß der Kunst und ihrer Technik auf das Ernstlichste und Unermüdlichste bemüht, musterte er zwar Aesthetiken und dergleichen mit Aufmerksamkeit, aber er verlor dabei nie aus den Augen, daß im Grunde nur der Kunstrichter etwas taugt, der im einzelnen Falle weiß, worauf es ankommt und was schön und poetisch ist; und in dem herrlichen Glückwunsch zu Fr. Th. Vischer's achtzigstem Geburtstage unterdrückte er die Andeutung nicht, er habe sich mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut, die der Freund über das Gebälk des Systems gehängt, als an dem ästhetischen Gebäude selbst. Er bezog völlig auf die literarische Kritik, was er einmal von der über bildende Kunst äußerte: „Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an noch ist etwas von ihnen zu lernen“ [1]). Ueberhaupt schlug er Werth und Wirkung kritischer Besprechungen gering an und bemerkte mir einmal: „Im Grunde ist es doch eine trübselige Sache, den Leuten zu sagen, was gut ist, wenn sie es nicht selbst einsehen.“ An literar-historischen Arbeiten schätzte und suchte er das Substantielle, die Biographie, die eventuellen Aeußerungen des Schaffenden über das Wesen

[1]) Ein bescheidenes Kunstreischen. Neue Zürcher Zeitung vom 22. und 23. März 1882.

und Werden seiner Arbeit, die Quellen und ihr Verhältniß zu dem geschöpften und ausgestalteten Stoff u. s. w. Aber das Alles liebte er kurz und sachlich und womöglich ohne die „zudringlichen" Meinungsäußerungen der Gelehrten, von denen er in erster Linie Bescheidenheit forderte. Ausgrabungen von Entwürfen, poetischen Jugendsünden und Altersschwachheiten und von nebensächlichen Producten, die Ruhm und Bedeutung eines Dichters zum mindesten nicht mehrten, waren ihm ein Greuel. Indessen ließ er Aerger und Verdruß über Solches und Aehnliches weder brieflich noch vor der Oeffentlichkeit verlauten, und nur eine Strophe, die er dem schon 1846 veröffentlichten Gedichte „Poetentod" in der Ausgabe seiner gesammelten Gedichte beifügte, enthüllt seine Ansicht:

Werft jenen Wust verblich'ner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zu Grunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so theuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

An Keller bewahrheitete sich die alte, selten unstichhaltige Erfahrung, daß nur die Inhaber eines schöpferischen Vermögens die richtigen Verweser einer sicheren und fruchtbaren Kritik sind. Der im Leben von Zuneigung und Widerwillen so stark bewegte Mann zeigte gegen alle Verschiedenheiten der Zeit, des Stils und der Kunstübung eine merkwürdige Ruhe und Gerechtigkeit des Urtheils. Er neigte überhaupt zur Anerkennung, und es widerfuhr ihm leichter, daß ihm etwas Neues oder noch Unbekanntes einen zu günstigen Eindruck erweckte, als daß er seine Tugenden übersah, während er gegen Pfuscher und Nichtskönner entschieden Front machte und kein Erbarmen kannte.

Gegen lebende und todte Dichter, deren fördernden Einfluß er je empfunden, beseelte ihn eine unwandelbare Dankbarkeit. Der Kenner seiner Werke erinnert sich z. B. der schönen Worte über Goethe und Schiller im „Grünen Heinrich" und vergegenwärtigt sich, was er im „Sinngedicht" über Lessing äußert. Neben diesen Zeugnissen wird vielleicht die Stelle über Shakespeare im „Pankraz dem Schmoller" nicht hoch genug angeschlagen, wiewohl sie die wichtigste und aufschlußreichste ist. Sie bedeutet nicht nur eine Dankerstattung, sie beurkundet auch, daß ihm bei dem großen Briten der Unterschied zwischen Kunst und Wirklichkeit klar wurde, daß er hier erst in ganzem Umfange die von ihm später mit ebenbürtiger Meisterschaft geübte Handhabung des Contrastes und der Parallelfiguren begriff. Das sagt er freilich nicht so handwerksmäßig, sondern mit jener frischen Bildlichkeit, die ihm allezeit ungesucht und auf den ersten Wurf zu Gebote stand, er mochte reden, worüber er wollte:

„Er (Shakespeare) schildert nämlich die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr, wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigungen vollständig und charakteristisch betreiben, und dabei durchsichtig wie Krystall, jeder vom reinsten Wasser in seiner Art, so daß, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farblosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausend unbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen seiner Art, d. h. wie es sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wieder zu finden glauben .... Doch eigentlich sind, wie gesagt, alle solche Leute wohl in der Welt, aber nicht so hübsch beisammen, wie in jenen Gedichten; nie trifft ein ganzer Schurke auf einen ganzen wehrbaren Mann, nie ein vollständiger Narr auf einen unbedingt

klugen, fröhlichen, so daß es zu keinem rechten Trauerspiel und zu keiner guten Komödie kommen kann."

Einzelne Werke seines zeitverwandten Landsmannes und Zeitgenossen Jeremias Gotthelf, auf dessen Wege und Gaben er manchen bewundernden Blick warf, begrüßte Keller mit kleineren Recensionen, zum Theil polemisch-politischer Natur, um dann nach dem Tode des bernerischen Landpfarrers in einer Charakteristik, die das Haupt und die Krone seiner übrigens wenig zahlreichen Besprechungen bildet, ihn als das größte epische Genie seit Jahrhunderten zu bezeichnen. Auch Mörike stellte er hoch. „Er ist doch ein famoser Poet," sagte er einst, „von einer unvergleichlichen Feinheit und Anmuth; es ist gerade, wie wenn er der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin wäre." Uebrigens gewann er von ihm zweifelsohne eine fühlbare Wegleitung für den „Grünen Heinrich", hinter dessen Prachtgestalten deutlich die zarteren, aber darum nicht minder bestimmenden Linien des „Maler Nolten" schimmern. Hier wie dort eine Künstlergeschichte, ein junger Maler, der durch widrige Fügung des Schicksals und unzureichendes Talent untergeht, mit der Gabe phantastischer Gestaltung und starker Empfindung ausgestattet, aber außer Stande, das Technische der Kunst sich hinlänglich anzueignen. Nolten schwankt zwischen der blonden Agnes und der dunklen Else, Heinrich zwischen der blonden Anna und der schwarzhaarigen Judith; hier steht die Gräfin Constanze, dort das Grafenkind Dorothea. Die wichtigste und durchschlagendste Aehnlichkeit will ich nur andeuten, nämlich die geradezu erstaunliche Uebereinstimmung zwischen den Parallelfiguren Larkens und Lyß, und übergehe eine Reihe sehr verwandter Züge, weil sie directe Abspiegelung einzelner Ereignisse aus Keller's Leben sein können und daher nicht beweiskräftig sind, wiewohl ich nicht außer Acht setze, daß ein Erlebtes oft erst darum Gegenstand dichterischer Bearbeitung wird, weil ein Anderer vorher ein gleiches oder verwandtes Motiv verwerthete.

Zufällig gerieth unsere Unterhaltung nie auf Cervantes, den er verehrte und durch dessen „Don Quixote" er in jungen Jahren eine bestimmende Weisung erhielt; seine novellistische Kunst spürt man wohl im „Sinngedicht" noch deutlich genug. Jean Paul errichtete er in der ersten Auflage des „Grünen Heinrich" eine glänzende Gedenktafel, die er in der zweiten wieder entfernte. Als ich ihn darüber befragte, erklärte er: „Es gab eine Zeit, wo ich selten einschlief, ohne Jean Paul's Werke unter dem Kopfkissen zu haben. Aber in jenen späteren Tagen, da ich zu schreiben anfing, that ich längst keinen Blick mehr in seine Schriften, und von einer Wirkung auf meine Production kann daher in der von einigen Literarhistorikern angenommenen Weise durchaus nicht die Rede sein."

Immer von Neuem erging er sich in älteren und neueren Meistern und Lieblingen, je nach Lust oder Anregung, so — um Einiges herauszugreifen — in den Gedichten Storm's, Geibel's und Hebel's, auch in Scheffel's „Ekkehard", den er ein herrliches Buch nannte. Einmal sagte er zu mir: „Gestern hatte ich einen schönen Nachmittag; ich saß wieder stundenlang über Conrad Ferdinand Meyer's Gedichten. Ich bin überzeugt, das Publicum weiß diese Feinheit und Grazie noch lange nicht nach Gebühr zu würdigen. Wie wunderbar z. B. sind

diese Liebesgedichte." An Platen schätzte er die Liederkunst, die schönen Verse und „daß er es nicht vertrug, ein Sänger und ein Held zu sein". Die Gedichte des Plateniden Leuthold, für deren Herausgabe er mit gesorgt, empfing er mit einer vorzüglichen Recension in der „Neuen Zürcher Zeitung", ebenso die Werke des Berner Staatsmannes, Dichters und Malers Niklaus Manuel in der Ausgabe Bächtold's.

In seiner ansehnlichen Bibliothek standen eine stattliche Reihe älterer Schriftwerke und auch sonst viel Gutes; denn für Bücher ließ sich der Herr Staatsschreiber das Geld nicht reuen. Er war nicht nur ein starker, sondern auch ein sehr genauer Leser, so daß er, unterstützt von einem treuen Gedächtniß, in den Classikern z. B. besser Bescheid wußte als mancher Literarhistoriker. Eines Tages, kurz nach Erscheinen der Gildemeister'schen Dante-Uebersetzung, traf ich ihn, wie er sich bemühte, Urtext und Nachbildung miteinander zu vergleichen, welches Unterfangen für ihn beschwerlich genug sein mußte, da er, im vierzehnten Jahre aus der Schule weggewiesen, ausschließlich durch private Anstrengung eine beschränkte fremdsprachliche Kenntniß erworben hatte. Legte man ihm irgend Etwas zur Prüfung vor und ging ihn um sein Urtheil an, so unterwarf er das betreffende Stück einer sorgfältigen Musterung und wollte sich nicht vorlesen lassen, um nach Bedürfniß bei einer Stelle zu verweilen oder zu einer anderen zurückkehren zu können. Dann las er halblaut oder vielmehr er brümmelte mit verdrießlich klingender Stimme vor sich hin, zuweilen ganz innehaltend oder nur die Lippen bewegend; dabei zog er die Augenbrauen in die Höhe und heftete die Blicke mit einem schläfrig verträumten Ausdruck aufs Papier, so daß es den Anschein gewann, als ob er mit wahrer Abneigung von Zeile zu Zeile wandere. Erst wenn er zum Ende das erlösende und anerkennende Wort sprach und auf Einzelnes eintrat, wurde man gewahr, wie genau er verfahren.

III.

Ueber Arbeiten, die er just in der Mache hatte, ließ sich Gottfried Keller wohl aushorchen, doch nicht von Jedem, und in der Regel erhielt auch der genehme Frager nur kurzen Bescheid. Aus eigenen Stücken fing er von seinen Sachen kaum zu reden an, es sei denn, daß er gegen irgend eine Behauptung eines Kritikers oder Literarhistorikers vom Leder zog. Gewöhnlich deutete seine Auskunft auf eine Geschichte von geringer Ausdehnung, von der er sich anscheinend selber nicht viel versprach, oder er griff irgend einen charakteristischen Zug auf, wie ihn Motiv oder Studien darboten; so verbreitete er sich, als er an der „Ursula" schrieb, über die den Quellen entnommenen Kindereien und Thorheiten der Wiedertäufer. Nur von der geplanten Fortsetzung zum „Martin Salander" gab er ausführlicheren Bericht und erzählte unter Anderem von allerlei Fährnissen und Nöthen, aus denen der kluge Sohn die bedrängte Familie befreite; die Salanderfräulein sollten nochmals unter die Haube und diesmal an die Rechten kommen. Mit besonderem Vergnügen schilderte er mir eine Feuerwehrmusterung, wo allerlei freche Anarchistenbürschlein sich ungebärdig benahmen und kräftig zur Ruhe verwiesen wurden, und zeigte mir ein Blatt, worauf er die

komisch klingenden Namen dieser Maulhelden aufgezeichnet hatte. Während die Art seiner Auskunft den Hörer zur Annahme führte, daß das Meiste dieses zweiten Bandes schon geschrieben und das Ganze bald druckfertig sei, fand sich in dem Nachlaß, aus dem er offenbar auch nicht ein einziges Blatt entfernte, davon nichts vor, und es scheint, er habe, wie auch aus anderen Fällen hervorgeht, gleich Lessing eine Arbeit schon als eine vollendete behandelt und erörtert, sobald er mit sich darüber mehr oder weniger im Reinen war oder doch zu sein glaubte.

Ueber die Herkunft seiner Vorwürfe und die Empfängniß des schöpferischen Gedankens den Schleier wegzuziehen, konnte man Keller unschwer bewegen. Zu den „gerechten Kammmachern" z. B. gab der Ausspruch von Peter Bayle in seinem Dictionnaire den Anstoß, ein Staat von lauter Gerechten könnte nicht bestehen; das theilte er Conrad Ferdinand Meyer[1]) mit, wie auch, den Stoff zu den „Berlocken" im „Sinngedicht" habe er in der literarischen Correspondenz von Grimm, des Freundes von Diderot, gefunden und versucht, ob sich das Histörchen vertiefen lasse. Das Motiv zum „Dietegen" stöberte er in Schuler's „Thaten und Sitten der Eidgenossen" auf. Wie das kleine Vorwort zum „Apotheker von Chamounix" besagt, entnahm er die drollige Fabel des ersten Theils einer Zeitungsnachricht. Die eigentlichen Kindererlebnisse im „Grünen Heinrich" bezeichnete er mehrfach als ziemlich getreue Abspiegelungen der Wirklichkeit und versicherte mir, die Geschichte z. B. mit dem Meierlein sei wörtlich wahr und der Schelm habe Meier geheißen; selbst das Haus, von dessen Gerüste der schlimme Geselle zu Tode stürzte, bezeichnete er mir. Dagegen diente ihm als Handhabe zu der wundersamen Figur des Meretlein nichts Thatsächliches als ein Kinderbildniß, das er in Zürich sah, und eine geistig gestörte Bürgertochter, die um ihres Zustandes willen von den Angehörigen nach Glattfelden aufs Land gebracht worden war, wo sie mit den Bauernburschen allerlei Liebeshändel anzuspinnen suchte. Anna und Judith bezeichnete er als freie Erfindungen. Das Todtenvolk, das im „Apotheker von Chamounix" zu sechsen und zwölfen bis zum Morgen=Vesperläuten heranmarschirt und hinter welchem betrübte Nachzügler einherwandern, sowie die einfache, unsäglich traurige alte Weise, die vor ihren Fahrten tönt, stammen aus dem Schatz der Walliser=Sage. Diese kennt auch, eine ihrer eigenthümlichsten Gestaltungen, die Verbannung der büßenden Seelen ins Eis der Gletscher, und so lag es nahe, daß ich das krystallene Gefängniß Clärchen's und Heinrich Heine's auf jene Schöpfung der Sage zurückführte. Allein der Dichter erhob entschiedene Einsprache und erklärte, so auffallend es mir auch erscheinen möge, schon zur Zeit, da er am „Apotheker" schrieb, nach dem Erscheinen des „Romancero", spontan auf die fragliche Erfindung gerathen zu sein, und berief sich darauf, daß die „Walliser=Sagen"[2]) erst 1872 erschienen seien und somit vorher außerhalb ihres heimischen Standortes Niemandem hätten bekannt sein können. So wenig er nämlich dem Ruhm oder der öffent=

---

[1]) Erinnerungen an G. Keller in „Deutsche Dichtung", 1890, erstes Heft.

[2]) Walliser=Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Sagenfreunden. Sitten 1872. (Aus diesem Buche stammt auch das Motiv zu Keller's Gedicht „Aroleid".)

lichen Auszeichnung nachjagte, so wachte er doch mit zuweilen fühlbarer Eifersucht über die geringsten Rechtsame seiner Erfindung. Ungefähr zwei Jahre vor seinem Tode theilte er mir mit, daß er ein kleineres autobiographisches Schriftwerk niederzuschreiben vorhabe, wobei es weniger in seiner Absicht liege, gewisse Erlebnisse und Lebenslagen fest zu halten und ins Licht zu rücken, als vielmehr manch ein von etlichen Kritikern bestrittenes Stück Feld mit aller Entschiedenheit für sich in Anspruch zu nehmen. Er, hinter dessen schön gewölbte Stirn das Geschick eine so unendlich reiche Schatzkammer der Erfindung gelegt hatte, empfand es, daß Recensenten und Verehrer da und dort in seinen Werken nur ein Abschreiben der Wirklichkeit oder lediglich Ausschöpfung der Quellen annahmen, wo er ganz frei erfunden oder eine magere Ueberlieferung mit gesegneter Fülle ausgestattet hatte.

Gerne wies und pries er die Fundgrube der sinnfälligen und bezeichnenden Einzelheiten, womit er seine Fabeln bekleidete und ausstaffirte, und beutete sie von früh an sorgfältig aus. „Man muß sich Zeit nehmen und Studien machen," hörte ich ihn mehrmals sagen. In der That suchte er das Reale mit äußerster Sorgfalt. Er that sich, berichtet C. F. Meyer, etwas darauf zu gute, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Correa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre, und sagte wichtig, er habe Rohlfs darüber berathen. Es geht die Mär, er sei trotz seiner schwer in Fluß zu bringenden Reiselust nach einem bekannten Schweizerstädtchen gefahren, wo man bis vor Kurzem lustig wie die Seldwyler lebte, um seine Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als man, Mitte der achtziger Jahre, in Zürich lebende Bilder aus seinen Werken aufführte, warf die Vergleichung der in geschichtlicher Treue hergestellten Costüme mit den betreffenden Schilderungen in den „Zürcher Novellen" ein helles Licht auf seine enge Anlehnung an die Vorlagen. Erzählungen, Schwänke und Anekdoten, die in realistischer Weise den Charakter gewisser ihm nicht bekannter Gegenden und Menschenschläge der Schweiz schildern, studirte er eingehend und hob sie wohl auch auf, ebenso dergleichen Geschichten in einer literarisch vorher nicht verwendeten Schweizer Mundart; abgesehen von anderen gewaltigen Vorzügen, stand ihm Jeremias Gotthelf so hoch, weil er im hintersten Winkel seiner Emmenthaler Bauernhäuser genauesten Bescheid wußte. Traten ihm das Localbedingte und der Erdgeschmack in literarischen Neuheiten, über deren Minderwerth er eigentlich nicht in Zweifel sein konnte, stark und auffallend entgegen, so griff er wohl mitunter, wenigstens im ersten Augenblick, im Lob zu hoch. Gelegentlich verführte ihn der Zug nach dem Realistischen sogar zur Pedanterie. Als ihm einst ein Dichter ein im Stil einer Vision gehaltenes Gedicht vorlegte, worin ein Goldstück mit Cäsar's Bildniß vorkam, meinte er: „Das ist schön und gut; aber man müßte doch erst nachsehen, ob Goldstücke mit Cäsar's Kopf geprägt wurden."

Wie Adolf Menzel in einer gewissen Periode seiner Entwicklung erklärte, von nun an nur noch zeichnen und malen zu wollen, was er mit eigenen Augen gesehen habe, so steigerte sich auch Keller's Neigung für das Realistische mit den Jahren, und vor C. F. Meyer verredete er die historischen Stoffe einmal ganz und gar, da er ihrer Wirkung bei Weitem nicht so sicher sei wie der von

ihm selbst geschauten, und nie wisse, ob er in der Wahrheit stehe. In seinem letzten Buche, im „Martin Salander", beruht so zu sagen Zug für Zug auf dem genauesten Studium. Aber hier gerade mußte er gewahren, daß für ihn im Evangelium des Realismus das ausschließliche Heil nicht lag. Er äußerte sich voll Unzufriedenheit über das Buch und verfiel während seiner Niederschrift, zumal während der letzten Partien, in manche trübe Stimmung. „Was haben Sie denn nur gegen das Werk?" fragte ich, „Sie sind ungerecht." — „Was ich habe —? Es ist nicht schön! Es ist nicht schön! Es ist zu wenig Poesie darin!" Die Strömung unserer Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und er glaubte, abgewichen zu sein von dem sein Lebtag standhaft befolgten Wahlspruch: „Wahr und schön!"

IV.

Meines Erinnerns traf ich den Meister ein einziges Mal an der Niederschrift einer poetischen Arbeit. Es waren Verse, wie mich ein flüchtiger, aus der Entfernung auf die ungleich langen Ausgänge der Zeilen geworfener Blick belehrte, und ich wollte mich mit einer Entschuldigung unverweilt wieder zurückziehen. „Bleiben Sie doch nur," forderte er freundlich, „ich habe ja keine Fabrik und fahre morgen einfach da fort, wo ich heute stehen geblieben bin." Ob das geschah, ist in diesem wie in manchem ähnlichen Falle fraglich, weil er sich an keine bestimmten Stunden band und geduldig die gute Stimmung abwartete. Es war und blieb ihm unfaßlich, wie andere Dichter, die Herren ihrer Zeit und durch keine Stellung gefesselt seien, eine strenge Tageseintheilung befolgen und sich regelmäßig mit dem gewohnten Glockenschlag an den Schreibtisch setzen könnten, um ein gewisses Quantum zu Papier zu bringen. Er hatte lange Pausen des Stillstandes und empfand es sehr, als ihm ein deutscher Freund und Poet eine Stelle aus einem lateinischen Dichter citirte, die ihm eine Aufforderung zu größerem Fleiß zu bedeuten schien. Er trug seine Pläne lange mit sich herum, ohne sie im Einzelnen oder gar bis in den Satzbau auszuarbeiten. „Zwei Jahre," sagte er, „habe ich den Salander überdacht und überträumt." Im Bewußtsein, daß er der Huld der Stunde viel, ja das Beste zutrauen durfte, zwang er sich niemals dazu, nach einem ins Kleine festgestellten Plane zu arbeiten. „Ich habe einige meiner Sachen vorn angefangen und in einem Zuge zu Ende gebracht" — das gilt wesentlich von der ersten Sammlung der „Leute von Seldwyla" — „andere begann ich irgendwo und sah dann zu, wie ich weiter kam. Im Allgemeinen wußte ich nie Etwas mit Sicherheit vorher als den Schluß, und danach habe ich mich natürlich eingerichtet. Das Beste fällt mir immer erst über dem Schreiben ein."

Ein gut Theil von dem wohligen Behagen und der goldenen Erdenfreude, die dem Leser aus Keller's Schöpfungen entgegenlachen, muß er selber gefühlt haben, wenn er also zuversichtlich die Feder ergriff, obgleich es ihm beim Arbeiten nie so gut wurde, wie er irgendwo wünscht: „während schöner Frühlingswochen in seinem Gartenhause, ein Glas alten Landweins zur Rechten und einen Strauß junger Feldblumen zur Linken." Er wollte beim Schreiben ganz allein sein und hat niemals etwas dictirt. „Es wäre mir," meinte er gelegentlich, „ganz un-

leidlich, einen Menschen vor mir zu haben, der wie eine Schildwache mit geladenem Gewehr dasteht und aufpaßt, was jetzt zum Vorschein kommt." Auch alle Copien fertigte er eigenhändig an. Er schrieb freilich, wenn ihm die Muse lächelte, oftmals zu einer Zeit, wo kein Schreiber aufzubringen gewesen wäre: in späten Stunden, weit über Mitternacht hinaus. Dann schlief er reichlich nach, wie er überhaupt kein Frühaufsteher war.

Weil er nur aus dem Gefühl aufgespeicherter Kraft heraus schrieb, so finden sich bei ihm nirgends dürre und matte Stellen, vielmehr zeigt Alles eine solche ebenmäßige Sättigung und Fülle und die Sprache insbesondere eine so große Menge von Eigenheiten und leuchtenden Farbenspielen, daß man seine Werke an jedem beliebigen Orte aufschlagen und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang sich ergötzen und erbauen kann. Diesen Reichthum guter und origineller Wendungen erzielte er nicht durch mehrfache Ueberarbeitung und nachträgliche Zusätze, sondern setzte fast Alles aus erster Hand hin, was sich auch ohne sein Zeugniß aus den ziemlich glatten und wenig corrigirten Manuscripten ergibt. In den Prosaschöpfungen brachte er, den „Grünen Heinrich" ausgenommen, behufs neuer Auflagen kaum Aenderungen an und nahm die 1851 und 1854 erschienenen „Neuen Gedichte" dreißig Jahre später beinahe ohne Weiteres in die Sammlung seiner Lyrika auf; selbst die 1846 in seiner, wie er oft klagte, noch kritiklosen Periode ans Licht getretenen Erstlinge wurden formell wenig angetastet und umgeformt, sondern erlitten wesentlich nur Streichungen und Zusätze, die einer erweiterten und umgestalteten Weltanschauung entsprangen. Gerieth ihm Etwas auf den ersten Wurf nicht nach Wunsch, so versuchte er selten sofort nachzubessern, sondern legte die Sache zur Seite, oft für lange Zeit. Dabei war es nicht seine Art, durch häufiges Ueberarbeiten und Umformen einen Stoff zu bändigen, um das Gewollte zu erlangen. Die Stunde mußte es bringen. Selbst kleine und nebensächliche Arbeiten, sogar Briefe, sparte er gerne auf den wohlgelaunten Tag. Darum sind sie auch ein so anziehendes Spiegelbild seiner reichen Persönlichkeit, seiner Stimmung und seines strömenden Humors.

Da er Fülle von der Kunst verlangte und die Poesie geradezu als die mit größerer Fülle vorgetragene Wirklichkeit definirte, so erscheint es begreiflich, daß er durchschnittlich auch vom einzelnen Satze eine gewisse Rundung und Ausdehnung forderte und nicht häufig kurze Perioden und Sätze bildete, es sei denn, daß er einem Anderen das Wort ließ. „Dabei," erklärte er, „ist mir weit weniger das Ohr maßgebend, als das Auge des Malers, das nach einer gewissen Rundung strebt." Um zu füllen und zu stärken, machte er sich gelegentlich den Schatz der heimischen Mundart und früheren Schriftthums zu Nutzen, wobei er die Wirkung im Neuhochdeutschen ungebräuchlicher Wörter und Bilder mit untrüglichem Sprachgefühl abwog; er vermerkte es übel, wenn deutsche Kritiker ein solches Vorgehen wohl gar unter der Annahme tadelten, die landläufige und abgeschliffenere Wendung sei ihm unbekannt gewesen.

Nicht bloß darum, weil ihn Stimmung und völlige Reife des Geplanten unerläßliche Güter dünkten, producirte Keller stockend und stoßweise, es lag ihm auch alle Unruhe des Gemüthes und jegliches Hasten fern, und im unbewußten Gefühl einer festen Gesundheit und wohl eines langen Lebens trieb er es ge-

mächlich und stellte dem Schicksal auch Etwas anheim. Dabei fiel seine Bescheidenheit mit ins Gewicht, die ihn denken und gelegentlich sagen ließ, es sei ja schließlich für Niemanden ein Verlust, wenn er schon mit diesem oder jenem Project nicht zu Stande komme. Im Jahre 1878 sprach er des Oefteren davon, die Feder einmal einen Sommer lang auf die Seite zu legen und, unbekümmert um Schriftstellerei und Welt, ausschließlich zu seinem Behagen wieder einmal Landschaften zu malen. Dieser liebe und langgehegte Wunsch ging ihm so wenig in Erfüllung, wie etliche in Aussicht genommene Reisen und Badeaufenthalte, denn die Lebenskraft und Sicherheit einer, wie es schien, vor der Hand noch verfügbaren Zukunft, verließen ihn, ehe er sich's eigentlich recht versah, und wenn wohl auch nichts unvollendet blieb, was zu seiner Wesenheit und endgültigen Kennzeichnung gehört, so erlosch doch mit ihm noch manches Vorhaben, dem, gerade weil es ihn auf neuen Wegen gezeigt hätte, die Verehrer des großen Dichters bedauernd nachdenken. Ich glaube nicht, daß er sich als Dramatiker — er dachte an eine Agnes Bernauerin, einen Johann von Schwaben und trug sich lange mit der Figur des Savonarola — noch versucht hätte, wie er denn einige Stoffe dieser Art schließlich episch zu verwenden gedachte. Ueber die Ausdehnung der schon erwähnten Schrift, die eine Art Vertheidigung seiner Erfindungen bilden sollte, läßt sich selbstverständlich nichts sagen, während man sich aus seinen Mittheilungen über den zweiten Band des „Salander" doch eine annähernde Vorstellung machen kann. Längere Zeit überlegte er sich eine kleinere Schrift gegen Lessing's Laokoon. Der um seine Bildung Verkürzte hatte den Segen des unvergleichlichen Buches doppelt empfunden, weil er ihn erst spät empfing, erst gegen das dreißigste Lebensjahr, und sah immer mit hoher Bewunderung und Dankbarkeit zu dem „tapferen" Lessing empor; aber gerade das hohe Gewicht des Werkes schien ihm eine energische und rückhaltlose Einsprache gegen die unbilligen Uebertreibungen und drakonischen Härten zu fordern — „aber nicht durch einen Schulmeister, denn die verstehen nichts."

Fast am meisten war ich gespannt auf eine Sammlung epischer Sachen in gebundener Rede, worüber er sich so ausführlich und in einem Tone äußerte, daß ich mich nach der Zeit der Drucklegung und des Erscheinens erkundigte, worauf er lächelnd erwiderte: „Ja, es muß zuerst geschrieben sein!" Dahin gehörte wohl jener neutestamentliche Stoff, den er C. F. Meyer anläßlich des letzten Beisammenseins erzählte: „. . . Sehen Sie den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Scene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!" Die englische Geschichte bot ihm ferner ein erwünschtes Motiv in der Heirath zwischen einem Sproß des Hauses Stuart und Cromwell's, wobei ihn nicht nur der Gedanke an die endliche Versöhnung, sondern auch die Schilderung der farbenreichen Zeit lockte. Irre ich nicht, so trieb er in der

Zimmer'schen Chronik folgende Ergötzlichkeit auf: Die Mutter eines Frauenhauses findet sammt ihren Dirnen kein Auskommen mehr und verläßt die Stadt, wo sie gewohnt, begleitet von ihrem ganzen Schwärmlein. Mit vielem Humor malte sich Keller aus, wie die Alte den Hausschlüssel über die Stadtmauer wirft, und die Abziehenden, ein wehendes Tüchlein an den Stock gebunden, unter dieser Standarte singend durch das mit goldenen Kornfeldern bedeckte Land reisen. Eine andere Nummer sollte die Ueberschrift tragen: „Am Rande des Vaterlandes" und das Treiben in einer kleinen Schießbude schildern, wo ein armes und verkommenes Völklein, das am großen eidgenössischen Schützenfest nicht theilnehmen kann, in später Stunde ein kleines Wettschießen veranstaltet, gleichsam „am Rande des Vaterlandes". Als eine Art Sing- oder Festspiel, wohl im Stile seiner „Johannisnacht", gedachte er die Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossen zu behandeln, welches Ereigniß im Jahre 1501 unter allerlei charakteristischen Begebenheiten vor sich ging.

Vielleicht blieb mancher Plan liegen, weil in höherem Maße, als Fernerstehende ahnten und der sein Innerstes selten erschließende Mann verrieth, dunkle Stunden ihn heimsuchten, in deren getrübtem Spiegel sein Vollbrachtes und Entworfenes nicht im vollen Werthe glänzte. Er liebte es zwar nicht, mit Anderen verglichen zu werden, welchen Ranges sie immer waren, und äußerte einmal, es müsse ungefähr Jeder selber wissen, in welchen Schuhen er stecke; aber Bescheidenheit und Ernst zwangen ihn im Stillen doch zu Vergleichen und konnten ein Mißtrauen in die eigene Kraft oftmals nicht bemeistern. Namentlich gegen seine lyrischen Schöpfungen fühlte er sich zu manchem Einwand gedrängt und wies darauf hin, wie die Classiker „in einem Distichon unübertrefflich auszudrücken wußten, wozu wir Neueren ein ganzes Gedicht von Nöthen haben." Er klagte sogar, seine Novellen ständen seinen Gedichten im Wege, und kam selbst zu der quälerischen Behauptung, wenn ihm Freund Baumgartner das „Vaterlandslied" nicht mit der herrlichen Composition vergoldet hätte, so würde man auch danach so wenig fragen wie nach seinen übrigen Versen.

V.

Als ich auf dem Bürgli eines Tages bei Gottfried Keller saß und wir schon einen recht erklecklichen Rauch zusammengebracht hatten, ging die Thüre leis und langsam auf. Darunter erschien die Fräulein Regula Keller und sagte, ganz mit der verdrießlichen Stimme ihres Bruders: „O, was habt Ihr da für einen Rauch! Macht doch die Fenster auf!" Der Herr Alt-Staatsschreiber hob den gesenkten Kopf um ein Weniges, die Augen aber nicht, und erwiderte trocken: „Wir machen dann schon auf, wenn wir ersticken."

Sie war an Haltung, Gang, Antlitz und Gebärden dem Dichter ähnlich, nur fehlte ihr sein schöner Mund, und der starke Unterkiefer war etwas vorgeschoben. Sie theilte mit ihm den schweren, langsamen Aufschlag der braunen Augen und das eigenthümliche Lächeln, das in den Mundwinkeln anhob und wie ein stilles Leuchten über das ernste Gesicht hinaufwanderte. Sie mochte übrigens in ihrem Leben gar viel mehr sorgenvoll geblickt, als gelächelt haben, denn ihre Tage waren nicht eben sonnige gewesen. Während der Mädchenjahre

half sie der Mutter das kümmerliche Hauswesen besorgen, dann verlegte sie sich auf die Schneiderei und bewährte sich als eine fleißige und tüchtige Meisterin ihres Handwerks, die allmälig großen Zuspruch gewann und über ein ganzes Trüpplein von Lehrtöchtern gebot, so daß sie nicht nur sich und die Mutter durchbrachte, sondern auch dem Bruder beispringen konnte, dem sie jeden Batzen zukommen ließ, welchen sie zu erübrigen vermochte. Als Keller, arm wie eine Kirchenmaus, von Berlin zurückkehrte, fand er bei ihr Unterkunft, wie später umgekehrt Schwester und Mutter zu ihm in die Amtswohnung zogen, nachdem er „der Herr Staatsschreiber" und ein geborgener Mann geworden. Nun hing sie Schere und Ellstab an den Nagel und führte ihm bis an ihren Tod die Haushaltung in untadeliger Weise, wie sie es verstand und wußte, und nach ihrem Kopfe; so lange sie sich auf den Beinen halten und regieren konnte, kam keine Magd ins Haus, höchstens etwa eine Aushülfe.

Sie ging daheim wie die geringste Magd gekleidet oder noch unansehnlicher; denn sie, die Hunderte gewandet hatte, hielt nicht viel auf die eigene Ausstaffirung, wogegen sie ihrem Gottfried nachdrücklich für Kleider und einen ansehnlichen Vorrath der schönsten Wäsche sorgte.

Sie war der Bruder ohne seine hervorragenden Gaben, aber auch ohne seine Schwächen. Wiewohl als Tochter eines unbemittelten, kleinbürgerlichen Handwerkers mit geringer Schulbildung ausgestattet, vergnügte sie sich gerne an Büchern und besaß, wie der Dichter, einen ausgeprägten Natursinn. So oft es Wetter und Hausgeschäfte erlaubten, weilte sie in dem zur Staatsschreiberei gehörigen Garten und setzte sich später, als das Pärchen die Staatswohnung verlassen, mit Vorliebe unter das grüne Dach irgend eines Baumes, um still ins Land hinauszublicken. Ein geistiger Verkehr zwischen den Geschwistern und eine Unterhaltung über das Innere von Meister Gottfried's dichterischen Angelegenheiten blieb ausgeschlossen; aber sie trug ihm zweifelsohne manchen charakteristischen Zug zu, da sie sich, ohne selber viel zu sagen, mit weiblicher Neugier um die Historien und Geschehnisse ihrer Bekannten und Anderer kümmerte. Sie las seine Sachen, jedoch ohne Eile, und wartete, bis sie jeweilen gedruckt und eingebunden vorlagen. Uebrigens erhob sie Klage, daß sie der Bruder im „grünen Heinrich" unterdrückt und ihre Existenz ignorirt hatte.

Die Beiden führten ein einträchtiges Leben, indem Jedes den Besonderheiten des Andern den möglichst weitgemessenen Spielraum gönnte. Wenn Gottfried Abends ausging, so blieb sie zuweilen bis tief in die Nacht auf, um dem Heimkehrenden in einem an eine Schnur gebundenen „Finken" — so heißen in der Schweiz die aus Stoffresten geflochtenen Hausschuhe — den Hausschlüssel hinunter zu lassen. Indessen gab es Fragen, wo sie nach ihrem Gutdünken entschied und allen Stürmen des andern Theils sieghaft Stand hielt. In der Schule eines kärglichen Lebens sparsam geworden und diese Kunst immer weiter ausbildend, kämpfte sie mit den Gemüseweibern und dem Fleischer, wie weiland ihre Mutter, die Frau Lee im „grünen Heinrich", nur mit etwas mehr Ausdauer und Schärfe; aber diese Sparsamkeit besserte zur Zeit der ersten Dienstjahre die finanzielle Lage des Staatsschreibers, der zwar nichts weniger als ein Verschwender, aber doch auch kein Horthüter war. Am Essen und sonst ließ sie

ihm nichts abgehen, außer daß sie diese oder jene Speise vom Tisch verbannte, wie sehr sie ihm auch munden mochte.

Uebrigens war Keller ein tüchtiger Esser, der Hunger und ungenügende Sättigung — bis zum Staatsdienst keine seltene Sache — bei seinem gesunden Magen schwer empfand und in einer, später allerdings getilgten, Gedichtstelle auch berührte. Beim schwarzen Kaffee forschte einst ein Bekannter: „Ach, Herr Staatsschreiber, heute Vormittag, bei dem herrlichen Wetter, haben Sie gewiß etwas recht Schönes und Poetisches gedichtet!" — „O ja," erwiderte er trocken, „ich habe einen großen Topf voll Senf eingemacht!" Nicht umsonst wird in seinen Werken so oft und so gut geschmaust, und man fühlt wohl, mit welchem Behagen der Verfasser das leckere Mahl des Schneiders Strapinsky auftragen und verschwinden läßt.

Unter den Bekannten wünschte einer die brüderliche Anerkennung durch eine poetische Urkunde bekräftigt zu sehen und stellte an den Dichter die Forderung: „Herr Staatsschreiber, Sie sollten doch einmal ein Gedicht auf die Schwester machen!" Er entgegnete: „Meine Schwester ist mir ganz recht, aber begeistern thut sie mich nicht!" Sie war ihm freilich recht, und er hätte nicht der tiefe Menschenkenner und ganze Mann gewesen sein müssen, um so viel tapfere Tüchtigkeit nicht zu würdigen. Doch sah gerade sie vielfach richtiger in andere Menschen hinein, weil ihr keine Phantasie in die Quere kam, und er räumte ihr in der Beurtheilung seines Umgangs ein gewichtiges Wort ein. Wenn sie warnte, wenn sie von einem vielleicht schon seit Jahren gepflegten Verkehr abrieth, dann brach er meistens kurzweg, und der Betroffene trollte sich, ohne jede Ahnung, daß das unscheinbare, alte Wesen, das ihn unter der Thüre empfing und mit dem er vielleicht ein kleines Gespräch anzuknüpfen versucht hatte, die Anstifterin des Umschwungs war.

Die Jahre des Alters mit ihrem Gefolge von Beschwerden und Krankheiten, die den Gedanken an ein letztes Scheiden in drohende Nähe rückten, offenbarten erst die Macht der Anhänglichkeit zwischen den Geschwistern, deren kurz angebundene Sprödheit das tiefste Fühlen maskirte. Da der Schwester die Ausgänge in die Stadt zu mühsam wurden, zog Keller ihr zu liebe von dem schönen Bürgli herunter in das am Zeltweg gelegene Haus zum „Thaleck", wo er statt der Stille einen beständigen Gassenlärm und statt des Ausblicks über See und Gebirge eine Aussicht auf wenige Häuser fand. Als er später nach den Ragazer Heilquellen fahren sollte und zur anberaumten Stunde ein Freund als Reisebegleiter sich eingestellt hatte, weigerte sich der Dichter, mitten unter den eingepackten Reisesachen stehend, die Kur anzutreten. „Die Schwester hat die ganze Nacht geweint, daß ich sie verlassen wolle. Ich bleibe. In Ragaz fände ich doch keine ruhige Minute. Wenn es an die Thüre pochte, müßte ich immer denken: Jetzt kommt eine Depesche und meldet, daß es mit der Schwester schlimm stehe!" Ihr Leiden gestaltete sich gegen den Herbst 1888 stetig qualvoller und gefährlicher, so daß man das dunkle Ende vorher sah und ihr eine baldige Hinwegnahme wünschen mußte. Der Greis waltete lange Nächte hindurch seines Amtes als Krankenpfleger, ohne Klagen und ohne sich selber die nöthige Ruhe zu gönnen. Am 10. October erhielt ich die vom vorhergehenden Tage datirte

Traueranzeige: „Sonnabends, den 6. October, Nachmittags $3^{1}/_{2}$ Uhr, verschied nach längerer Krankheit und zuletzt schweren Leiden meine liebe Schwester Regula Keller im 67. Altersjahre. Zu ihrer wohlverdienten Ruhe eingehend, wurde sie heute dem Grab übergeben." Durch die Regenschauer eines frühen Herbstes fuhr er mit der Entschlafenen hinaus nach dem Kirchhof auf der „Rehalp", wo auch Heinrich Leuthold von seinem Erdenleid ausruht. Nur wenige Freunde begleiteten ihn, kein Pfarrer war zur Bestattung geladen. Der Bruder trat noch an die Grube heran, in welche eben der Sarg versenkt wurde, warf einen langen Blick hinunter und sagte mit tiefem Seufzer: „Nun, in Gottes Namen!" Das war die Leichenrede, die über dieser Gruft ertönte. Dann feuchtete eine Thräne sein Auge, und er wandte sich still ab.

Der Schlag, den er erwartet, warf ihn nicht nieder, und selbst über der Bahre behielt der Greis ein Stück seines Humors, indem er den Leiter des Bestattungsgeschäftes, dem er die nöthigen Anordnungen übertrug, den „Todtenmajor" nannte. Aber die Freunde, denen der Heimgang der Schwester als ein Verhängniß für den Bruder erschien, behielten recht. Er sprach nicht viel von der Entschwundenen, denn alles Klagen und Jammern widerstrebte seiner gelassenen Tapferkeit. Mitunter verrieth sich der Schmerz seiner Seele: er nahm, ein Jahr vor seinem Tode, das Sparbüchlein der Schwester nach Seelisberg mit und wollte sich durchaus nicht davon trennen. „Du gutes Regele," sagte er mit nassen Augen, „wie hast Du für mich gespart! Es wäre besser gewesen, Du hättest es für Dich gebraucht."

Noch deckte sie der Hügel nicht zwei Jahre, so schlugen die Flammen des Crematoriums über ihm zusammen.

VI.

Mit Unrecht wurde dem Dichter schon vorgeworfen, er habe sich gegen seine Mutter lieblos benommen, indem man den „grünen Heinrich", der das kranke Mütterlein ohne Briefe und Kunde von sich sterben läßt, auch hierin als Keller's getreues Abbild nahm, während doch dieses Verhalten Heinrich's ganz auf Erfindung beruht und Keller's Mutter die Augen erst zwanzig Jahre nach seiner Heimkehr von München schloß, von dem Kinderpaar gepflegt und betrauert. Noch auf dem letzten Krankenlager sprach er von ihr, und seine Gedanken verweilten oft bei der Lebenden und Todten. Frühere, doch immer spärliche Aeußerungen deuteten an, die kleine Frau, die ihren Gottfried zärtlich liebte, habe dem Sohne noch weicher und nachgiebiger gegenüber gestanden, als er es im „grünen Heinrich" darstellte.

Eine andere Anklage, er habe für seine Freunde wenig Anhänglichkeit an den Tag gelegt und es in etlichen Fällen an Dankbarkeit mangeln lassen, steht auf nicht minder schwankem Grunde. Unbestritten bleibt freilich eine gewisse Schroffheit und unvermittelte Eile, womit er die Auflösung alter Verbindungen bewerkstelligen konnte, wenn er bei dem Andern ethische Unzulänglichkeiten entdeckte, deren Vorhandensein ihm vielleicht lange Jahre verborgen geblieben war. Er sah oft geraume Frist zu, höchstens sein Betragen etwas ändernd und mehr an sich haltend, was man seiner Launenhaftigkeit zur Last legte; dann aber,

wenn der letzte Tropfen die Schale seines Zorn zum Ueberfließen brachte, leerte er sie mit hitzigen Worten über dem Erstaunten aus, der anscheinend ein Recht hatte, wegen harter, ja wegwerfender Behandlung Beschwerde zu führen. Andererseits trat er für seine Freunde entschieden und oft leidenschaftlich ein, indem er mitunter die Kritik eines Dritten rundweg von der Hand wies, mochte sie inhaltlich noch so berechtigt und formell noch so mild sein.

Die Briefe an Berthold Auerbach und der dem Aesthetiker Vischer zum achtzigsten Geburtstage gespendete Glückwunsch erhärten, wie er Freundschaft und erkenntliches Andenken zu bewahren wußte, auch nachdem räumliche Trennung den persönlichen Verkehr abgeschnitten hatte. Ob er mit Semper nach dessen Wegzug von Zürich correspondirte, vermag ich nicht zu sagen; sicher ist, daß sie in Zürich häufig beisammen saßen und sich trefflich verstanden. Der Abschied setzte Beiden zu: sie blieben fast den ganzen Abend stumm, bis sie sich beim Auseinandergehen umhalsten. Diese Scene wiederholte sich an einigen Abenden, da Semper's Reise um eine Reihe von Tagen verzögert wurde. Zu Keller's liebsten Genossen gehörte der Componist Wilhelm Baumgartner. Er erzählte mir, wie ihn bald nach dem Erscheinen der ersten Gedichte ein Unbekannter unter dem Helmhaus in Zürich ansprach, sich als Musikus Baumgartner vorstellte und mittheilte, er habe das Lied: „O mein Heimathland, o mein Vaterland" componirt. Als Keller fast ein Decennium später von Berlin zurückkehrte, nahmen sie den Verkehr wieder auf und blieben sich herzlich zugethan bis zu Baumgartner's allzu frühem Ende, das Keller nahe ging, wie es das in des Freundes Todesjahr 1867 entstandene Gedicht „Gedächtniß an Wilhelm Baumgartner" bezeugt. Neun Jahre vorher, als der Gesangverein der Züricher Studenten seine heute noch in jedem Frühling stattfindende Maifahrt nach der Insel Ufenau ausführte, wurde auch Keller eingeladen, der sich noch zwei Decennien später des Tages erinnerte, „als ob es erst gestern gewesen wäre". Ohne Wissen des Poeten hatte Baumgartner das schöne Gedicht „Ufenau" („Hier unter diesem Rasengrün") in Töne gesetzt und von der akademischen Jugend, deren Gesang er leitete, einüben lassen. Nun erscholl auf der grünen Insel, wo Hutten begraben liegt, das ihm zu Ehren gedichtete Lied, und Keller konnte die Thränen nicht mehr bemeistern, nachdem die letzten Töne verklungen waren, und fiel seinem lieben Baumgartner um den Hals.

Doch das sind Geschehnisse, die vor meinem ersten Zusammentreffen mit Meister Gottfried liegen und deren Wissenschaft mir bloß durch seine und Anderer Mittheilung zukam. Er war achtundfünfzig Jahre alt, als ich ihn kennen lernte, ich zweiundzwanzig. Er mochte mich wohl leiden und bezeigte mir väterliches Wohlwollen. Vom Frühling 1877 bis zum April 1879 besuchte ich ihn häufig, und wir waren nicht selten acht bis zehn Stunden beisammen; nach dreijähriger Abwesenheit aus dem Auslande zurückgekehrt, fand ich ihn auffallend gealtert, die Haltung gebückter, den Nacken etwas eingesunken, das Antlitz öfter verschattet, die Zunge schärfer. Fast immer, wenn ich nach Zürich kam, sprach ich bei ihm vor und fand allezeit das gleiche Interesse für mein Ergehen, meine Pläne und Arbeiten, sowie eine stetig zunehmende Neigung, mich in seine Projecte und Entwürfe blicken zu lassen. Ueber jenen Zeiten unseres ersten Ver-

kehrs schwebt für mich ein goldner Schimmer. Vom warmen Abendlicht des Alters umflossen, stand Keller noch in voller Kraft da, und der Gedanke, daß er hinweggenommen werden könnte, drängte sich noch nicht auf. Weltfroh und doch in versöhnter und verhallender Leidenschaft entsagend, glich er dem Landvogt von Greifensee, in dessen junggesellenhafte Liebesangelegenheiten er die eigenen mitklingen ließ. Von persönlichen Angelegenheiten sprang die Rede über auf seine Pläne; er besah Neuheiten des Büchermarkts, pries alte und moderne Meister, sprach von Malerei und bildender Kunst, hieb nach literarischen und politischen Strebern und musterte alles Mögliche, was die Stunde just ins Netz zog. Meistens ging es dabei aber kurz zu, und nur geringfügige Dinge, bei denen er ganz oder theilweise außer Betracht fiel, behandelte er zuweilen mit einer gemächlichen, fast kleinstädtischen Breite, als ob er ihren erzählerischen Werth zu erproben wünschte. Oft brannte eine halbe Cigarre herunter, ohne daß er ungefragt ein Wort sprach, indem er offenbar einen eingeschlagenen Weg im Stillen verfolgte. Dann konnte er wohl, aus seiner Versunkenheit aufwachend, ein liebenswürdiger Plauderer sein und dieses und jenes zum Besten geben.

Waren ein paar Stunden mit Reden, Schweigen und Rauchen verbracht, so stiefelte er sich, vertauschte den Schlafrock mit dem Rock und setzte den großen schwarzen Filzhut auf: jetzt wurde „ein Lauf gethan“, d. h. wir steuerten einer Bierwirthschaft oder einem Zunfthaus zu und zwar selten mit bedeutenden Umwegen. Da er indessen schon damals sehr langsam vorrückte und zum Marschiren mindestens das Dreifache eines einigermaßen rüstigen Gängers brauchte, so mochte dieser „Lauf“ füglich einen Spaziergang darstellen. Erst wenn er, langsam dahinschreitend, den Arm fast horizontal auf den senkrecht stehenden Spazierstock ausstreckte, fiel die Kürze seiner Leiblichkeit vollkommen ins Auge.

VII.

Auf einem solchen Gang begriffen, wanderten wir einst gemüthlich durch den stillen Glanz der Herbstlandschaft dahin, als um die Krümmung des Weges mit klingendem Spiel eine Abtheilung Soldaten bog. Der Dichter blieb stehen, einen freundlichen Schein über der Stirn, und wartete, bis der Letzte vorüber war. Trommel und Trompete oder der Tactschritt Marschirender zog ihn allemal ans Fenster. Von der glücklicherweise nie ganz erloschenen und seit Jahren wieder erheblich gekräftigten Freude der Schweizer an allem Kriegerischen fühlte er sich ganz beseelt und trug ein waffenfreudiges Herz, ohne als Schütze oder Fechter je eine Waffe geführt zu haben. In „Dietegen“ und in der „Ursula“ funkelt es überall von Harnischen und Wehren, und der dumpfe Lärm der Schlacht dröhnt gewaltig herein. Für das Jahresfest der schweizerischen Officiersgesellschaft dichtete er 1857 ein schönes Tischlied: „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“, nachdem er schon im vorhergehenden Jahre die schweizerischen Cadetten mit einem Marschlied bedacht hatte. Noch im Testament äußert er sein Bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, dem Vaterlande als Wehrmann zu dienen.

Er sah streitbares Geräth und Thun mit Lust, weil er ein tapferer und beherzter Mann war, ein Ritter ohne Furcht, der sich gegen die Stürme und Nöthen eines mitunter rauhen Lebens wacker wehrte und wohl schalt und murrte, aber das Klagen als eine unmännliche und nutzlose Hantirung unter-

wegen ließ. Hundert und tausend Andere setzten gleich ihm, der einst als Freischärler auszog, das Leben für ihre Ueberzeugung aufs Spiel; Wenige jedoch führen während eines langen Daseins für das, was sie als recht und gut erachten, einen so unerschrockenen Kampf, wie Keller ihn geführt hat. Ohne Ansehen der Person griff er muthig zu, wo er glaubte, einer Sache beispringen zu müssen, wo sich öffentliche Fäulniß aufthat oder ungesunde Zustände offenkundig wurden, und bedachte sich nicht, mochte er offene oder versteckte Feindschaft gewärtigen. So Manchen er kränkte oder verletzte, er war von Haus aus kein Schimpfer oder Nörgler, dazu trug er einen zu großen Wuchs an sich. Das söhnte Viele wieder aus, zumal, wenn sie bei tieferer Erkenntniß seiner Art oder in seinen Schriften auf den eigentlichen Grund dieses Wesens blickten und zur Einsicht gelangten, daß es ihm am Ende um die Sache und nicht um die Person zu thun war.

Vor wenig Jahren sprach in einer Bierwirthschaft, wo Keller nicht selten einkehrte, ein Ausländer wegwerfend von der Schweiz, ein starker, baumlanger Mann; da erhob sich der graubärtige, kleine Gottfried, bog das Haupt in den Nacken zurück, um dem Unbekannten unter die Augen sehen zu können, und kanzelte ihn dermaßen ab, daß er ohne eine Ahnung, wen er vor sich habe, kein Wort zu erwidern wußte und sich still vom Tisch wegdrückte. Tastete ihm einer das Vaterland ungebührlich an, dann loderte sein Zorn und verrieth einen reichlichen Tropfen jenes Blutes, der unsere Ahnen beseelte, als sie einst einen Kriegszug ins Werk setzten, den Mann und seine Zugehörigen zu strafen, der eine Schweizermünze mit einem ehrenrührigen Namen belegt hatte. Er liebte die Heimath innig, Alles liebte er: Land und Leute, Einrichtungen und Geschichte. Es kann nicht meines Ortes sein, an den goldnen Schrein seiner Werke heranzutreten und auf alle die unvergänglichen Kleinodien hinzuweisen, die er in den Ehrenschild der Schweiz eingesetzt hat; ich rufe nur sein Vaterlandslied an, das gleichsam der Psalm seines Volkes wurde: „O mein Heimathland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb' ich dich!"

So mannhaft er Mißgeschick und schwere Fügungen auf sich nahm, er erklärte, daß er den Untergang oder die Zerstückelung der Schweiz durch fremde Mächte nicht würde ertragen können, und sprach entschieden den Vorsatz aus, mit seiner alten Pistole sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn jenes Unglück hereinbrechen sollte, das angesichts der drohenden Weltlage der letzten Jahre mitunter erwogen wurde.

Die Vorstellung, daß seine Heimath einmal nicht mehr die Stätte der Freiheit sein könnte, war ihm tödtlich widerwärtig, denn er war ein geborener und von Haupt zu Fuß ein überzeugter Republikaner. Schon der Münchener Kunstjünger disputirte leidenschaftlich über Politik, und es waren die inneren Gährungen der Vierziger Jahre, die sein poetisches Talent weckten, so daß er, im Beginn seiner Künstlerlaufbahn, unversehens zum eifrigsten Parteisänger gerieth, der gegen Jesuiten, Zöpfe und Sonderbund entschlossen Front machte und sich ungetheilt in den Dienst der Freiheit und des Fortschritts begab.

Keller genoß als ein richtiger Achtundvierziger die theilweise Erfüllung all der schönen Träume und hochfliegenden Hoffnungen eines solchen, aber auch die bittern Enttäuschungen. Als er 1855 nach einem mehrjährigen Aufenthalt aus

der frostigen Dunkelkammer der deutschen Reaction in das treibende und fortschreitende Vaterland zurückkehrte, das sich unter dem Segen der neu errungenen Bundesverfassung von 1848 fröhlich und gedeihlich entwickelte, da durchströmte ihn ein wonniges Behagen an den erfreulichen schweizerischen Verhältnissen, und „das Fähnlein der sieben Aufrechten konnte", wie er sich äußerte, „als Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen gelten, als Freude über den Besitz der neuen Bundesverfassung. Es war der schöne Augenblick, wo man den unerbittlichen Consequenzen, welche alle Dinge hinter sich schleppen, nicht bewußt wird und die Welt für gut und fertig ansieht" [1]). Die neuen Zustände schienen ihm damals so vollkommen, daß er sich gegen die begehrte Erweiterung der Bundesgewalt auf Kosten der Cantone sträubte, indem er sich dahin ausdrückte, die Schweiz würde nach Beseitigung der letzteren aussehen wie eine leergefressene Schüssel. Bald nachher wurde er freilich ein entschiedener Anhänger der Centralisation, in der er ein unbedingtes Erforderniß für das Heil des Vaterlandes erblicken lernte.

Noch saß er nicht manches Jahr auf dem Staatsschreiberstuhl, den er 1861 erhielt, so gerieth die liberale Partei des Cantons Zürich, der er angehörte, ins Wanken und wurde von den Demokraten hinweggefegt. Dabei benutzten einige der siegenden Gegner beim Sturm neben den guten Gründen und gerechtfertigten Anklagen eine so maßlose und der Maßlosigkeit entsprechend wirksame Verleumdung öffentlicher und privater Personen und Verhältnisse, daß Keller in einem entrüsteten Gedicht „Die öffentlichen Verleumder" diesem Unwesen auf den Leib rückte und das Oelweib im „Verlorenen Lachen" als den Typus desselben hinstellte und brandmarkte. Die späteren politischen Erfahrungen waren nicht geeignet, seine Stimmung zu heben. Der gegen den Schluß seines Lebens erschienene „Martin Salander" zeigt nur zu deutlich, wie sehr aus dem hoffnungsfreudigen Fortschrittsmann ein ernüchterter und beinahe skeptischer Beurtheiler der Zustände geworden war. Der doktrinäre Optimist, den er im „Salander" belächelt, ist Niemand anders als er selber, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter seine Anschauungen im Lauf der Jahre gründlich corrigirte, während der Held des Romans sie beibehält.

Was ihn bekümmerte und erzürnte, war die Verschlechterung des Materials „der Ober-, Mittel- und Unterstreber", der Einfluß und die Gewalt der Demagogen, nicht die Wünsche der Fortschreitenden und die Erweiterung der Volksrechte, die er fast ausnahmslos begrüßte. Denn so sehr ihn die üble Wendung im politischen Gebahren weiterer Kreise stutzig gemacht hatte, so hielt er doch das schlimme Treiben nur für eine Art von vorübergehender Trübung und Verdunkelung, wovon der innerste Kern der Bevölkerung unberührt geblieben sei, wie denn der Dichter als weiland Pfadläufer der Romantik sich nie völlig von einer etwas mystischen Vorstellung des Volkes frei machte. Er stellte die, wie er meinte, bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen eingerissene Verwilderung neben die Zuchtlosigkeit der Schweizer nach den Burgunderkriegen und leitete den politischen Niedergang unserer Vorfahren fälschlich aus jener Zuchtlosigkeit her, während er doch mit dem Mangel eines Staatsgedankens zusammenhing. Er betrachtete die Mißstände

[1]) Chronik der Gemeinde Neumünster. Herbst 1889.

in seiner Nähe gleichsam als die Folgen einer vorübergehenden sittlichen Störung, weniger, wie gesagt, des Volkes, als Einzelner, ohne daran zu denken, daß diese Störung einigermaßen den neuen Institutionen und dem Jagen nach denselben entspringen könnte. In einem kleinern politisch-satirischen Kranz von Gedichten, „Nacht im Zeughaus", deutet er ebenfalls auf die Hauptschäden des Landes hin, die er alle nur auf sittlichem Gebiete glaubte suchen zu müssen: Schwätzerei, Verleumdung, Neid, Eigenruhm u. s. w. Wie die meisten Achtundvierziger besaß er für die praktisch wirksamen Faktoren der Politik ein weniger lebhaftes Verständniß, als für die ethischen Momente.

Es fiel ihm auf, daß dieser Cyklus in der Schweiz so gut wie unbeachtet blieb. Sonst verwunderte er sich über die Wirkungslosigkeit seiner politischen Gedichte und des „Salander" nicht, allein es that ihm weh, alle die Schäden im Vaterlande, die ihm allzu dunkel erschienen, machtlos ansehen zu müssen, und es gehörte zu den Bitternissen seines sinkenden Lebens, daß sich, wie ihn bedünkte, eine Wendung zum Guten nicht zeigen wollte. Wie Albrecht von Haller, der in jungen Jahren sein Vaterland vor ganz Europa gerühmt, als alter Mann die gepriesene Sitteneinfalt der Aelpler schwinden sah, so war, nachdem er seiner Heimath hohes Lob gesungen, Keller gezwungen, manchen schönen Traum fahren zu lassen und manches Gute fallen zu sehen. Das ging ihm um so näher, als er, der sein Vaterland nicht blind liebte, immer munter und wachsam auf der Warte stand, wobei ihm dann bald unter den Rotten der Widersacher, bald unter den Gezelten der eigenen Partei etwas unangenehm in die Augen stach. Nachdem der „Salander" erschienen war, fabelte eine gegnerische Zeitung, Keller habe mit dem Zwillingspaar Weidelich gewisse Anhänger seiner eigenen Partei gezeichnet. Da brauste er auf: „Den Kerl will ich wie einen todten Hühnerweih ans Scheunenthor nageln!" Aber seiner Abneigung gegen persönliche Veröffentlichungen folgend, setzte er die gespitzte Feder wieder ab und würgte seinen Zorn hinunter, wie noch so manchen Aerger, dem er bloß im Gespräch mit Freunden Luft machte.

Mochte er auch überzeugt sein, daß es anderwärts in der Welt nicht besser, sondern meist noch schlimmer zugeht, als bei uns, das ist gewiß, die innerpolitischen Zustände vergällten ihm manche Stunde. Indessen entschwand ihm die Hoffnung nie völlig, denn in diesen Kümmernissen glänzte ihm ein helles und stetes Licht, die Zuversicht auf das junge Geschlecht, das er in Arnold Salander verkörperte, ein Geschlecht, welches die Utopien der Väter zum alten Eisen werfen sollte, damit es vorurtheilsfrei an den Staat und seine Aufgaben heranzutreten befähigt sei. Als er einmal Nachts dem Thaleck zuwanderte, erkannte ihn ein Trüpplein des Wegs daherziehender Gymnasiasten, die ihrer Verehrung unverweilt dadurch Ausdruck verliehen, daß sie sein Vaterlandslied anstimmten. Das gefiel ihm ausnehmend wohl, eben weil es die Jungen waren. Er stellte seinen Stock vor sich hin und hielt ihnen eine kurze Standrede, die in der Ermahnung gipfelte, allzeit des Vaterlands eingedenk und gute Bürger zu sein.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft).

Die geographische und ethnographische Unterlage der orientalischen Frage.

Von

Theobald Fischer.

Als Oskar Peschel, den wir nach A. von Humboldt und K. Ritter als den Neubegründer der geographischen Wissenschaft in Deutschland verehren, im Frühjahr 1871 seine Vorlesungen über europäische Staatenkunde auf dem neu begründeten Lehrstuhle für Geographie, dem ersten in Deutschland, an der Universität Leipzig eröffnete, stellte er als letztes Ziel derselben hin: das Verständniß der Zeitgeschichte. Er sprach die Hoffnung aus, daß seine Zuhörer, namentlich etwaige zukünftige Staatsmänner oder Volksvertreter unter ihnen, alle aber als Wähler und Zeitungsleser der Zeitgeschichte besseres Verständniß entgegenbringen und beispielsweise die orientalische Frage mit ganz anderen Augen ansehen würden als vorher, so daß sie, wenn sie den Beruf dazu fühlten, als Publicisten — Peschel war selbst Jahrzehnte lang ein hervorragender und einflußreicher Publicist gewesen — ein ernstes Wort mitsprechen könnten. Peschel war also der Meinung, daß für einen Staatsmann, für einen Volksvertreter, für einen Zeitungsschreiber, ja für jeden gebildeten Zeitungsleser eine gründlichere geographische Vorbildung nöthig sei. Heute, nach zwanzig Jahren, ist dies Wort noch weit zutreffender, denn die Welt ist seitdem noch viel kleiner geworden, die Wege des Weltverkehrs kürzer, seine Mittel wirkungsvoller; unterseeische Kabel verbinden uns heute nicht nur mit den verschiedenen Theilen der Neuen Welt, der Ostrand der Alten, die Südspitze Afrikas, das antipodische Neu-Seeland sind uns auf Stunden nahe gerückt; die innersten Geheimnisse der gewaltigen Festlandsmassen von Asien und Afrika sind uns erschlossen; ja der bis vor Kurzem dunkle Erdtheil spielt in der europäischen Politik eine große, geradezu gefährliche Rolle! Er beschäftigt seit Jahren die Staatsmänner fast ganz Europa's und hat die einsichtsvollsten, vaterlandsliebendsten Kreise einzelner Länder schon wiederholt in die höchste Erregung versetzt. Nicht nur fließen heute Nachrichten der verschiedensten Art und von den entlegensten Erdgegenden, oft von entscheidender Wichtigkeit, täglich dem gebildeten Zeitungsleser zu und bleiben bei ungenügenden

geographischen Kenntnissen gänzlich ohne Verständniß, nein, auf jeden Einzelnen von uns üben jene Länder mit ihren Stoffen und Kräften, häufig ohne daß wir es merken, bei dem riesig entwickelten Weltverkehr ihren Einfluß aus; die Völker schaffen sich heute in Gegenden, die vor Kurzem kaum dem Namen nach bekannt waren, neue Machtmittel, die bei der Entscheidung europäischer Fragen in die Wagschale geworfen werden. Täglich tritt daher an uns die Mahnung heran, unsere Kenntniß der Erde und ihrer Völker zu erweitern und zu vertiefen. Aber nicht bloß etwa die Kenntniß fremder Erdtheile, wie dies vor Kurzem noch mit Vorliebe geschah. Beim Zunächstliegenden, bei der Heimath, beim eigenen Vaterlande muß man beginnen; denn der Staat stellt heute Anforderungen an die Person und das Gut jedes Staatsbürgers, denen zu entsprechen es einer großen, nicht nur im Herzen, sondern auch im Verstande begründeten Vaterlandsliebe bedarf. Und ohne Kenntniß des Vaterlandes, nicht nur seiner Geschichte, sondern seiner ganzen Landesnatur ist eine tiefer begründete Vaterlandsliebe nicht denkbar. Um aber die Geschichte unseres Vaterlandes zu verstehen, bedarf es auch einer Kenntniß seiner Weltstellung, seiner Beziehungen zu fast allen Ländern und Völkern Europas, denn fast alle haben wir zu unmittelbaren Grenznachbarn. Genau aus denselben Gesichtspunkten, aus denen mit Recht bei den Berathungen über die Verbesserung des preußischen Unterrichtswesens größeres Gewicht auf die Pflege unserer Sprache und der Geschichte unseres Vaterlandes gelegt worden ist, müßte dies auch mit der Geographie der Fall sein. Leider scheint diese Ueberzeugung aber bis heute noch nicht durchgedrungen zu sein.

Wie vor zwanzig Jahren ist auch heute noch die von Peschel als Beispiel angeführte orientalische Frage die brennendste Frage der europäischen Politik. Die seitdem ganz außerordentlich fortgeschrittene Kenntniß der südeuropäischen Halbinsel, die darum als wichtigster Gegenstand der Verhandlungen auf der neunten Tagung der deutschen Geographen zu Wien in der Osterwoche angesetzt worden war, hat auch unser Verständniß der orientalischen Frage wesentlich vertieft, und wir wollen daher versuchen, auf Grund jener auch unseren Lesern dieses näher zu rücken.

Man versteht gewöhnlich, um es kurz zu sagen, unter der orientalischen Frage die Gestaltung der Geschicke der südosteuropäischen und der kleinasiatischen Halbinsel und ihrer Bewohner, namentlich des türkischen Staats und Volks. Vor Allem gibt es eine orientalische Frage nicht erst seit hundert Jahren, fast jede Periode der Geschichte hat eine solche gehabt. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die unter den Ereignissen aufgezählt wird, von welchen an man den Beginn der neuen Zeit datirt, was ist sie anders, als die nach Jahrhunderte langen Kämpfen für ein halbes Jahrtausend gelöste orientalische Frage? Der Umstand, daß dieselben Gegenden immer erneut den Hauptbrennpunkt der europäischen Politik bilden, muß sofort die Vermuthung wachrufen, daß bei dieser Erscheinung geographische Gesetze mitspielen, die der Mensch wohl zeitweilig außer Kraft setzen, aber niemals ganz aufheben kann. In der That herrschen in jener Erdgegend geographische und, durch sie bedingt, ethnographische Verhältnisse, welche dieselbe naturnothwendig immer wieder zu einem Herde bald

nur die Umgebung, bald weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehender Beunruhigung machen müssen.

Die südosteuropäische, oder wie man sie meist noch immer, einen seit einem halben Jahrhundert widerlegten Irrthum verewigend, nennt: die Balkan-Halbinsel steht zu Kleinasien in den engsten geographischen, geschichtlichen und politischen Beziehungen. Keine der beiden Halbinseln besitzt für sich eine centrale, beherrschende Landschaft, einen Punkt, an welchem sich die natürliche Hauptstadt, geographisch begünstigt, entwickeln könnte; beiden ist Konstantinopel die gemeinsame natürliche Hauptstadt, neben welcher nur noch Mittelpunkte kleiner Sonderlandschaften in Betracht kommen; keine der beiden vermag für sich allein eine politische Einheit zu bilden und hat jemals in der Geschichte eine solche gebildet. Nur als Glied des großen Weltreichs der Römer ist die europäische Südosthalbinsel politisch geeint gewesen und sonst nie mehr. Der Grund dazu ist in geographischen Verhältnissen zu suchen. Sie besteht, die Grundzüge ihrer südeuropäischen Schwesterhalbinseln in sich vereinigend, aus zwei nach Entstehung, innerem Bau, Oberflächengestaltung und Beziehungen zu den Bewohnern grundverschiedenen Theilen: dem illyrisch-griechischen Faltenland im Westen, dem rumelischen Schollenland im Osten. Die kleinere schmale Westhälfte, Griechenland, Albanien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien und Dalmatien, besteht aus lauter langgestreckten, schmalen, einander parallelen Bergzügen, welche in südöstlicher und südsüdöstlicher Richtung streichen und noch in den drei Spitzen der Peloponnes zu erkennen sind. Dieselben sind dadurch entstanden, daß durch seitlichen Druck von Westen her die obersten, vorwiegend aus Kalksteinen der Kreide- und der älteren Tertiärformation bestehenden Schichten der festen Erdkruste zusammengeschoben, zusammen- und emporgefaltet wurden. Dies ganze somit der Apenninen-Halbinsel entfernt ähnliche Gebiet trägt überall mehr oder weniger den Charakter eines Karstlandes; arm an Wasser und Ackererde, felsig, rauh, schwer zugänglich, bildet es einen breiten Wall, welcher die Adria vom Innern und Osten der Halbinsel scheidet. Montenegro, das sog. Sandschak Novipazar, ein Theil von Bosnien und der Herzegowina bilden dort ein im Mittel etwa 1000 m hohes rauhes, von tiefen Flußthälern zerschnittenes Karsthochland von etwa 30 000 qkm Flächeninhalt, das ausgedehnteste Hochland von dieser Höhe in Europa. Wenig anlockend, verschlossen nach außen, wenig wegsam im Innern, arm an Hülfsquellen und Bewohnern, reich an kleinen Sonderlandschaften und natürlichen festen Zufluchtsstätten bildet das ganze illyrisch-griechische Faltenland bis nach Aetolien und Arkadien südwärts ein Gebiet des Verharrens, ein Gebiet geringer Veränderlichkeit der Zustände, wo sich besiegte Völker, wie die Serben in Montenegro, die Albanesen und Zinzaren zu behaupten und ihre nationale Eigenart in die Gegenwart hinein zu retten vermochten. Nur dem Schutz ihrer unwirthlichen Berge verdanken es die bis heute culturlosen Albanesen, die Nachkommen der alten Illyrier und wohl neben Basken und Kelten das älteste Volk Europa's, daß sie in römischer Zeit nicht romanisirt, im Mittelalter nicht slawisirt, seitdem nicht turkisirt wurden. Urväterliche Sitten und Einrichtungen haben sich bei ihnen erhalten; wie vor dreitausend Jahren befahren sie noch heute ihren nationalen

Fluß, den Drin, auf aufgeblasenen Ziegenhäuten; noch heute besitzen sie keine nationale Schrift. Albanien ist heute das unbekannteste Land Europa's.

Diesem illyrisch-griechischen Faltenlande steht die größere Osthälfte der Halbinsel mit ganz anderen Verhältnissen gegenüber. Sie bildet, der iberischen Halbinsel vergleichbar, mit vorwiegend westöstlicher Erstreckung zwischen der Donau und dem Archipel den ältesten Theil der Halbinsel, eine alte Urgebirgsscholle, deren Oberfläche in späteren geologischen Zeiten durch Bildung zahlreicher Bruchlinien, welche die ganze Scholle zerstückten, reicher ausgestaltet worden ist. Faltung spielt hier eine ganz untergeordnete Rolle. Durch solche Bruchlinien und auf denselben erfolgende Vertikalverschiebungen der einzelnen Schollentrümmer bildeten sich die Gebirge dieses Theiles der Halbinsel, die Rhodope, ein um 1000 m über die Umgebung aufragendes Urgebirgsmassiv, vor Allem der Balkan, ein echtes Bruchgebirge und zwar genauer ein einseitiges Schollengebirge, dessen Kamm, dem Erzgebirge ähnlich, von der aufragenden Kante der Scholle gebildet wird, die weiter nordwärts unter die ihr aufgelagerten Schichten der bulgarischen Kreidetafel untertaucht. Wie in Bulgarien, so sind auch anderwärts Theile der Scholle später wieder vom Meere und den sich in demselben ablagernden Sedimenten bedeckt worden, während auf den Bruchlinien lange Zeit eine großartige vulkanische Thätigkeit, von welcher noch heute zahlreiche heiße Quellen zeugen, Trachytgesteine, bald in großen Decken, bald in Kegeln, an zahlreichen Punkten und in großer Ausdehnung zu Tage förderte.

Ganz anders geartet ist also die geologische Geschichte dieses Theiles der Halbinsel, ganz anders daher sein innerer Bau, ganz anders demnach sind auch seine Oberflächenformen, seine Bodenarten und Wasseradern, demnach auch die Beziehungen des Landes zum Menschen, seine Geschichte. Das rumelische Schollenland ist aufgebaut aus einer überaus großen Mannigfaltigkeit der Formationen und Felsarten, von den ältesten eruptiven und sedimentären bis zu den jüngsten; es wird daher gekennzeichnet durch eine große Mannigfaltigkeit der Bodenarten unter Vorkommen fruchtbarster junger vulkanischer und jüngster Schwemmgebilde. Auch an inneren Schätzen ist es reich; im Mittelalter gehörte es zu den reichsten Bergbaugebieten Europa's, und hat vielleicht als solches noch eine große Zukunft. Vorwiegend gebirgig, aber mit Gebirgen von mäßiger Höhe, ist es doch, im Wesentlichen weil Faltung hier nur als Nebenerscheinung in Betracht kommt, überall wegsam, reich an offenen Landschaften, fast überall bewohnbar, ja dichter Besiedelung fähig. Die Aufgeschlossenheit nach allen Seiten, die Leichtigkeit des Verkehrs, die Möglichkeit der Verdichtung der Bevölkerung und der Bildung von Großstädten, raschere und höhere Kulturentwicklung, größere geschichtliche Bedeutung kennzeichnen das rumelische Schollenland gegenüber dem illyrisch-griechischen Faltenlande. Dasselbe ist ein Gebiet der Bewegung, der Veränderlichkeit der Zustände, ja selbst der ethnographischen Verhältnisse wie kein anderes Gebiet Europa's. Dort im Westen verharrt Alles in Ruhe, hier ist Alles in beständigem Fluß und Bewegung; dort findet sich, — selbst vom Westen des durch spätere Bewegungen der festen Erdkruste zertrümmerten, reicher ausgestatteten und dadurch individualisirten Griechenland gilt dies, — keine geschichtlich wichtigere, keine Großstadt; von dort ist keine die Menschheit beeinflussende Leistung ausgegangen; hier dagegen ent-

wickelten sich in Vergangenheit und Gegenwart, noch mehr gewiß in einer überaus verheißungsvollen Zukunft, mehrere Punkte zu Brennpunkten geschichtlichen Interesses und der Gesittung: Belgrad, Nisch, Salonichi, Philippopel, Adrianopel, Konstantinopel. Alle großen geschichtlichen Ereignisse der Halbinsel vollziehen sich auf dem Boden des rumelischen Schollenlandes.

Der wichtigste geographische Factor jenes Landes ist seine Oberflächengestaltung. Diese wird hier gekennzeichnet durch das Auftreten einer großen Zahl von Kesselthälern, tiefen mit jüngerem Schwemmland gefüllten, meist elliptischen Becken, die von hohen Bergen umwallt diesem Theile der Halbinsel ein schachbrettartiges Ansehen geben. Diese Kesselthäler sind wohl meist als auf jenen Bruchlinien entstandene, nur in einzelnen Fällen als auf Auslaugung zurückzuführende Einsturzkessel aufzufassen; viele von ihnen besitzen noch heiße Mineralquellen, künftige Badeörter. Die meisten waren lange Zeit von Seen gefüllt, die aber heute bis auf wenige in Macedonien von den Flüssen entwässert sind, die sich in engen, meist ungangbaren Schluchten, wie der Isker aus dem Becken von Sofia durch den Balkan, einen Ausweg gebahnt haben. Doch sind manche noch sumpfig, und in einigen stauen sich in regenreichen Zeiten die Gewässer vor den engen Ausflußschluchten zu Seen an. Bei ihrer großen Zahl kann keines von hervorragender Größe sein; schwer über Gebirge mit einander verkehrend, kann auch keines die Rolle einer centralen beherrschenden Landschaft spielen. Eine solche fehlt also der Halbinsel und damit auch eine Grundbedingung einer großen politischen Einheit. Es fördern diese Kesselthäler, indem sie der Entwicklung zahlreicher Punkte als Mittelpunkte kleiner Sonderlandschaften günstig sind, vielmehr die politische Zersplitterung. Das Kesselthal von Sofia z. B., der jetzt so viel genannten, rasch aufblühenden Hauptstadt Bulgariens, eines der größeren und begünstigteren, hat bei der immerhin beträchtlichen und ein im Winter recht rauhes Klima hervorrufenden Meereshöhe von 550 Meter eine Größe von nur 290 Quadratkilometern, soviel wie das Gebiet von Lübeck! Dabei unterhält dasselbe leichteren Verkehr, aber auch da noch über Pässe von 726 bezw. 745 Meter Höhe, nur nach Nordwest, gegen Serbien und die Donau, und nach Südost, gegen Thrakien, den Archipel und den Bosporus. Durch jene Bruchlinien und Kesselthäler sind nun aber auch die Flüsse in ihrer Entwicklung und Laufrichtung beeinflußt, und ihnen müssen naturnothwendig in einem Gebirgslande, als welches die Halbinsel in ihrer Gesammtheit erscheint, auch die Verkehrswege folgen. In dieser Hinsicht ist von entscheidender Wichtigkeit das Vorhandensein von zwei die ganze Halbinsel, aber innerhalb des rumelischen Schollenlandes, durchsetzende Furchen, die eine in meridionaler, die andere in diagonaler Richtung. Der großen Meridionalfurche folgen die Morawa zur Donau, der Vardar zum Archipel, in der Diagonalfurche entwickelt sich der größte selbstständige Fluß der Halbinsel, die Maritza, die an Lauflänge unserm Main entspricht. Beide Furchen vereinigen sich im Becken von Nisch, das daher eines der wichtigsten Knotenpunkte des Verkehrs und eines der Hauptschlachtfelder der Halbinsel ist. Die Meridionalfurche, in welcher man in der Thalwasserscheide von Preschowo, ohne es zu merken, in nur 500 Meter Meereshöhe aus dem Gebiet der Donau in das des Archipels gelangt, folgt heute schon die wichtige

Eisenbahnlinie Belgrad-Saloniki, die sich in Dampferlinien nach Klein-Asien, Syrien, Aegypten und durch den Suez-Kanal nach Süd- und Südost-Asien wie nach Ostafrika fortsetzt, heute schon die kürzeste Linie von Mittel-Europa nach jenen Ländern, die zu ihrer vollen Entwicklung nur noch größere Schnelligkeit der Eisenbahnzüge und Hafenbauten in Saloniki erfordert. Sie wird danach in Kurzem eine der wichtigsten Verkehrslinien der Erde werden, namentlich für unser Vaterland. Der Diagonalfurche folgt die Eisenbahn Belgrad-Konstantinopel, die in weiterer Zukunft, wenn sie durch Klein-Asien fortgesetzt sein wird — deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Geld schaffen bekanntlich eben diese Fortsetzung — der kürzeste Weg nach Indien sein wird. Beide Linien setzen sich längs der Donau über Pest und Wien bis in das Herz von Mittel-Europa fort, und die südosteuropäische Halbinsel erscheint so mit Klein-Asien als eine große Landbrücke, welche die Festlandsmassen von Europa und Asien mit ihren dicht gedrängten Volksmassen verbindet. Nur durch den Salzwasserstrom des Bosporus, der an der engsten Stelle wenig breiter ist als der Rhein bei Mainz, von einander getrennt, bilden die beiden Halbinseln Hälften eines Ganzen; beide, und in höherem Maße die europäische Südosthalbinsel, tragen so den Charakter von Durchgangsbrücken des Weltverkehrs, d. h. von Ländern, auf welche Einfluß auszuüben, alle Culturvölker bemüht sein müssen. Damit ist eine der geographischen Grundlagen der orientalischen Frage gegeben, welche sofort erkennen läßt, daß auch das Deutsche Reich, trotz eines gegentheiligen Ausspruch unsers großen Staatsmannes, in hohem Grade von der Lösung derselben berührt wird.

Die Wichtigkeit jener beiden Verkehrswege prägt sich auch darin aus, daß alle eben genannten Großstädte der Halbinsel an derselben liegen. Außer jenen beiden bildet aber an der Nordgrenze entlang die Donau eine dritte große Verkehrslinie, die von dem hohen bulgarischen Ufer völlig beherrscht wird, ja in der abkürzenden Eisenbahnlinie Rustschuk-Varna die Halbinsel selbst schneidet. Eine vierte internationale Verkehrslinie lief im Alterthum, zum Theil auch noch im Mittelalter, als Via Egnatia der Donaulinie am Südrande der Halbinsel parallel von Konstantinopel über Saloniki nach Durazzo und von da über die Adria nach Italien. Heute verödet, wird auch diese Linie in nicht ferner Zukunft wieder große Bedeutung erlangen; dieselbe deutsche Gesellschaft, welche die kleinasiatischen Bahnen baut, hat auch bereits den Bau der Linie Saloniki-Monastir in Angriff genommen, d. h. die Umwandlung des auch für den örtlichen Verkehr wichtigsten Stückes der Via Egnatia in einen Verkehrsweg der Neuzeit. Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die große Verkehrslinie von Triest und Venedig nach Aegypten und weiter unter der hohen Westseite der Halbinsel hinläuft, wie die Linie Odessa-Konstantinopel an der Ostseite. Vor Allem aber: diese zuletzt genannte Linie, die Linie Belgrad-Konstantinopel, die alte Via Egnatia, die Donaustraße mit der Seitenstraße Rustschuk-Varna, ja alle Verkehrswege des Schwarzen und Kaspischen Meeres von Süd-Rußland bis nach Turkestan und Nord-Persien am Nordrande Klein-Asiens entlang, alle Wege nach und durch Klein-Asien nach Persien, Mesopotamien, Syrien, Indien und Arabien verknoten sich radienförmig zusammenlaufend in dem einen Konstantinopel, das

für sich allein manches Königreich aufwiegt. Seit griechischer Zeit ist Konstantinopel durch alle geschichtlichen Wechselfälle hindurch eine der größten Welthandelsstädte gewesen und wird es in Zukunft in höherem Maße als jemals werden. Die ungeheure Lebenskraft dieses Punktes prägt sich am besten darin aus, daß der tiefe Verfall des byzantinischen und in der Gegenwart des türkischen Reiches, die Volkszahl, die Handelsthätigkeit, die ganze Bedeutung von Konstantinopel nicht zu beeinflussen vermocht hat. Als die Thatkraft der Byzantiner zu erlahmen begann, traten an ihre Stelle in ihrer Hauptstadt selbst, fast als Herren des Staates die Italiener. Byzanz gegenüber blühte die italienische Schiffslände Galata empor, deren gewaltige Mauern und Thürme es noch heute als eine Stadt in der Stadt erkennen lassen. Genau so ist mit dem Verfall der Türkenmacht in unserm Jahrhundert, aber namentlich seit dem Krimkriege, Stambul gegenüber das europäische Pera über dem mittelalterlichen Galata emporgewachsen. Aller Handel und Verkehr, alle Geldmittel liegen in den Händen der 130000 dort, und heute schon über Pera hinaus, angesiedelten Angehörigen fast aller Nationen Europas, die gleich den Genuesen des Mittelalters auf ihre Vorrechte und ihre politischen Vertreter gestützt, einen Staat im Staate bilden.

In herrlicher Umgebung, an einem Salzwasserstrome gelegen, der, zwei Meere und ihre Gestadeländer verbindend, unserm Rheine vielfach, auch an landschaftlichen Reizen ähnlich ist, im buchtenreichen Bosporus und im Goldenen Horn im Besitz eines Hafens, welcher alle Flotten der Welt aufzunehmen vermöchte, ist die Lage dieser Stadt auf der Grenze zweier Erdtheile geradezu einzig. Dazu kommt noch die natürliche Festigkeit dieses Punktes, der mitten zwischen Meer- und Landengen gelegen ist. Die Engen des Bosporus im Norden, der Dardanellen im Süden sind leicht zu sperren; im Osten, von wo bisher die Gefahr seltener gedroht hat, gilt das Gleiche von dem Eingange in die bithynische Halbinsel bei Ismid; noch größer ist die natürliche Festigkeit im häufiger und heftiger bedrohten Westen auf der Wurzel der thrakischen Halbinsel, die sich dort zwischen den von Norden und von Süden eingreifenden Strand- (Liman-) Seen von Terkos und Groß-Tschekmedsche auf 25 Kilometer verengt. Dort liegt die Wasserscheide nahe dem Schwarzen Meere, und von derselben rinnt in tief eingeschnittenem, steilwandigem Thale trägen Laufes mit versumpften Ufern ein danach benanntes Schwarzwasser (Karasu) zu dem letztgenannten See, mit diesem eine natürliche Vertheidigungsstellung schaffend, die unser Landsmann Blum Pascha 1877 durch eine Reihe 1879 noch verstärkter Vesten fast unbezwinglich gemacht hat. So fast unnahbar, hat Konstantinopel an den Gestaden des Marmara-Meeres ein ausgedehntes, an Hülfsquellen reiches Gebiet zur Verfügung, das lange Zeit seine 800000 Einwohner zu ernähren vermag. Auch darin prägen sich die engen Beziehungen beider Schwesterhalbinseln aus, daß ihre gemeinsame Hauptstadt in Europa gelegen ist, ihre unmittelbaren Lebensadern aber in Klein-Asien hat, denn von Thrakien ist sie durch weite Steppe getrennt, die dort das neue Rom menschenleer und öde umschließt, fast wie die Campagna das alte. Konstantinopel ist ein überaus werthvoller, aber schwer zuerringender Besitz; es vermag sich dort, wie die Geschichte des byzantinischen Reichs zeigt, auch eine schwache Macht, selbst wenn beide Halbinseln bis an jene Vertheidigungsstellungen verloren sind,

noch lange Zeit zu behaupten; in den Händen einer starken aber bedeutet es die Herrschaft über beide Halbinseln und das östliche Mittelmeer, über ein ungemein wichtiges Netz von Verkehrswegen und bildet einen Machtfactor von ganz unschätzbarer Größe.

Der Westen und Nordwesten der Halbinsel, ja fast das ganze, auch von innen schwer zugängliche Faltenland, sind allerdings dem Machtbereiche von Konstantinopel etwas entrückt, und nur in Zeiten starker Machtentfaltung vermag der Herr von Konstantinopel auch den Westen zu erobern und zu behaupten. Das durch die dinarischen Faltenzüge vom Innern abgeschlossene Küsten- und Inselland Dalmatien haben die Türken niemals zu erobern vermocht, ebenso wenig die felsige Gebirgsfeste von Montenegro; auch in Albanien hat ihre Macht immer auf schwachen Füßen gestanden, obwohl gerade dort die einzigen beiden verhältnißmäßig leicht gangbaren Wege quer durch das Faltenland an die Adria führen, die Via Egnatia im Süden von Makedonien her durch die Becken der dessaretischen Seen, eine andere im Norden vom Amselfelde her durch das Dringebiet nach Skutari. Griechenland schließlich, ein zerstücktes Gebirgsland mit maritimem Charakter, ähnlich Norwegen, vermochten sie nur zu erobern und zu behaupten, so lange sie auch zur See mächtig waren. Einige Theile Griechenlands sind sehr lange, andere (Jonische Inseln) dauernd im Besitze Venedigs geblieben, eine in der Landesnatur begründete Thatsache, die für die Geschicke des griechischen Volkes von allergrößter Tragweite gewesen ist; denn dadurch blieb dasselbe stets in Beziehungen zur abendländisch-christlichen Gesittung; es konnte durch die türkische Zwingherrschaft nicht so völlig aus der Reihe der geistig lebenden Völker gestrichen werden, wie z. B. die Bulgaren.

Die nordwestlichen Theile der Halbinsel dagegen, Bosnien und Serbien, öffnen und neigen sich nach dem großen Donaubecken, wie ja auch namentlich Bosnien schon wiederholt von Ungarn abhängig gewesen ist. Wenn sich die türkische Herrschaft in Bosnien so lange zu behaupten vermochte, so beruhte dies lediglich darauf, daß es dort, wie ähnlich in Albanien, gelungen war, den einflußreichsten Theil der Bevölkerung zum Islam zu bekehren. Beide Länder sind mit ihrem ganzen wirthschaftlichen Dasein, wohin immer ihre nationalen und politischen Neigungen auch gehen mögen, auf den Donaustaat angewiesen, wie sich dies bei Serbien vor Kurzem in dem sogenannten Schweinekriege gezeigt hat, in welchem dasselbe, Ungarn gegenüber, eine schwere Niederlage erlitten hat. Gegen Nordosten streckt sich die Halbinsel an der unteren Donau, die ganz Bulgarien mit Südrußland verbindet, halbinselartig gegen letzteres hin; selbst die Landesnatur nimmt in der Dobrudscha südrussischen Charakter an. Von dort sind auch einst die Bulgaren eingewandert. Die Beziehungen Bulgariens zu Rußland erscheinen als ethnographisch und geographisch beeinflußt; nur das ganz besondere Ungeschick russischer Diplomaten hat hier geographische Gesetze, hoffentlich für lange Zeit, außer Kraft zu setzen vermocht. Einen vierten halbinselartigen Zipfel streckt schließlich die Halbinsel im Südosten Klein-Asien entgegen, zu welchem sich auch die Thäler der größten selbständigen Flüsse, Maritza und Vardar, breit öffnen.

Fassen wir die wichtigsten geographischen Charakterzüge der Südosthalbinsel zusammen, so lernten wir als solche kennen: die Gegensätze der Oberflächen-

gestaltung des Westens und des Ostens mit den sich daraus ergebenden Folgen, den Mangel einer centralen Landschaft und eines natürlichen Mittelpunktes, dagegen das Vorhandensein zahlreicher abgeschlossener, schwer zugänglicher Sonderlandschaften und eines geographisch wunderbar bevorzugten Punktes, eines Punktes von erdrückender Wichtigkeit, der aber excentrisch liegt und der natürliche Mittelpunkt eines größeren, mindestens Klein-Asien mit umfassenden Gebietes ist; schließlich die Vielseitigkeit der Beziehungen, die sich aus dem Charakter als ausgezeichnetes Durchgangsland des Weltverkehrs und aus der wagerechten Gliederung ergeben.

Diese geographischen Charakterzüge, namentlich letzterer, spiegeln sich am deutlichsten in der großen ethnographischen Mannigfaltigkeit der Südosthalbinsel wider, die, weil geographisch bedingt, zu allen Zeiten bestanden hat und selbst von den Römern, diesen Meistern in der Aufsaugung und Anähnlichung noch so verschieden gearteten Volksthums, nicht bewältigt werden konnte. Auch in der römischen Zeit wurden mindestens drei Sprachen dort gesprochen, wahrscheinlich mehr: Lateinisch, Griechisch und Illyrisch. Die Nähe und leichte Zugänglichkeit von Asien her, der Wiege der Völker, führte immer neuen Zuzug herbei; die Oberflächengestaltung, namentlich im westlichen Faltenlande, bewirkte, daß sich selbst schwache Völker, die Buntheit der Karte mehrend, zu erhalten vermochten. So die Albanesen, bei denen bis auf den heutigen Tag das Bewußtsein nationaler Eigenart und Zusammengehörigkeit kaum zu dämmern beginnt; so die Griechen, die sich, wenn auch durch übermächtige Feinde überwältigt und anscheinend dem Untergange als Nation verfallen, immer wieder emporrangen, wie heute nach der Türkenzeit, so im Mittelalter nach der slawischen Ueberfluthung; so die romanisch redenden Wlachen, die sich in den Gebirgen als Hirten, wenn auch an Zahl geschwächt und nur verstreute Trümmer des einst auf der Halbinsel so weit verbreiteten romanischen Volksthums, doch durch mehr als ein Jahrtausend ihre nationale Eigenart und Sprache zu wahren vermocht haben. Zu diesen drei ältesten Völkern der Halbinsel, von denen Griechen und Wlachen als ethnisch überaus gemischte anzusehen sind und nur durch die Sprache als Nation erscheinen, kommen nun Einwanderer mit Beginn des Mittelalters hinzu, die ungehindert durch die breiten, offenen Eingänge im Nordwesten, Nordosten und Südosten hereinströmen konnten. Von Nordwesten kamen die Slowenen und Serben, von Nordosten die ursprünglich nicht slawischen Bulgaren, von Südosten die osmanischen Türken, in ihrem Gefolge, zum Theil gewaltsam angesiedelt, Tataren, Armenier, Tscherkessen, dann Zigeuner, deren Zahl sehr groß ist; seit dem vorigen Jahrhundert auch Rumänen, noch früher spanische Israeliten, im neunzehnten Jahrhundert auch polnische.

Bei einer Bevölkerung von etwa 14½ Millionen auf 490 000 qkm der ganzen Halbinsel — dieselbe steht also dem Deutschen Reich an Größe beträchtlich, an Volksdichte um das Dreifache nach — zählt man, nur diejenigen gerechnet, welche mit mindestens 200 000 Köpfen vertreten sind, elf verschiedene Völker, zu denen aber noch mehrere andere hinzukommen, von den, wenigstens in der Weltstadt Constantinopel, nach Tausenden zählenden Vertretern fast aller Culturvölker Europa's abgesehen. Wie Constantinopel noch heute aus türkischen,

griechischen, armenischen, jüdischen und europäischen Stadtvierteln besteht, von denen namentlich jedes der vier ersteren in der Mehrzahl auftritt, jedes meist schon seinem äußeren Charakter nach unterschieden und gesondert, so fast jede größere Stadt der Halbinsel. Ueberall herrscht das bunteste Völker- und Sprachengemisch.

Erhöht wird aber diese Zersplitterung dadurch, daß bis auf die Griechen — von denen nur wenige Mohammedaner — und die Türken alle übrigen Völker noch durch Religion und Confession gespalten sind, die im Orient eine fast größere Scheidewand bilden, als verschiedene Nationalität. Nach Religion und Confession richten sich auch die politische Zu- und Abneigung und die politischen Beziehungen. Die Serben, abgesehen davon, daß Theile dieses Volkes dem ungarischen, dem österreichischen (Dalmatien), dem serbischen, dem montenegrinischen und türkischen Staate angehören, Bosnier und Herzegowiner auch noch provinziell geschieden sind, zerfallen in griechische und römische Katholiken und in Mohammedaner. Aehnlich sind die Albanesen dreifach religiös gespalten. Bei den Bulgaren tritt dies weniger hervor, da die Zahl der römischen Katholiken und der Mohammedaner (Pomaken) bulgarischer Nationalität beschränkt ist. Die Zahl der Mohammedaner ist noch in diesem Jahrhundert auf Kosten der Albanesen, Bulgaren, Serben und Makedonier gewachsen. Die Bekenner des Islam halten sich und rechnen sich fast immer zu den Osmanli. Keines dieser Völker ist so zahlreich oder den andern an Gesittung und Tüchtigkeit so überlegen, daß es die übrigen zu beherrschen vermöchte; ja, bis auf Albanesen und Bulgaren hat jedes einen großen Bruchtheil seiner Volksgenossen außerhalb der Halbinsel und in derselben nicht angehörigen Staatsverbänden. Es ist klar, daß in allen diesen Verhältnissen von dem Augenblicke an, wo die Türken nicht mehr im Stande waren, mit roher Gewalt die übrigen Völker zur arbeitenden und steuerzahlenden Herde herabzudrücken, inneren Reibungen der verschiedensten Art und Eingriffen von außen Thür und Thor geöffnet war. Während bis zu Beginn unseres Jahrhunderts, von Dalmatien, Kroatien, den jonischen Inseln und etwa Montenegro abgesehen, noch die ganze Halbinsel der türkischen Gewaltherrschaft gehorchte, begannen seitdem die Empörungen gegen dieselbe, zum Theil durch Hülfe von außen, Erfolge zu erzielen; Serben und Griechen, schließlich auch die Bulgaren gelangten zu eigener Staatenbildung. Wie Lage, Weltstellung, wagerechte und senkrechte Gliederung jene große ethnographische Mannigfaltigkeit hervorgerufen hatte, so hat diese im neunzehnten Jahrhundert wieder die heutige Staatenbildung verursacht. Nicht weniger als vier selbständige Nationalstaaten bestehen heute auf der Halbinsel: Serbien, Bulgarien, Montenegro, Griechenland; drei andere, die Türkei, Rumänien, Oesterreich-Ungarn besitzen größere oder kleinere Theile derselben. Die Albanesen haben auch ihrerseits eine gewisse Selbständigkeit erlangt. Alle diese Staaten und Völker, abgesehen von der Wichtigkeit der Halbinsel für alle europäischen Mächte und der sich daraus ergebenden gegenseitigen Ueberwachung, stehen einander eifersüchtig und mißtrauisch gegenüber; jeder hegt angemessene Ansprüche und Ausdehnungsgelüste; ja, heute streiten sich sogar Bulgaren und Serben um die Nationalität der slawischen Bewohner von Makedonien, die die Bulgaren für Bulgaren, die Serben für

Serben erklären, die die fortschreitende ethnographische Erforschung aber als einen dritten slawischen Stamm mit wesentlich slowenischer Grundlage erweisen dürfte. Wir bezeichnen sie daher als Makedonen. Zu der großen orientalischen Frage kommen daher noch verschiedene Fragen zweiter Ordnung hinzu, jede geeignet, in jedem Augenblicke einen Brand zu entzünden, der sofort zu einem europäischen werden muß. Jedes dieser Völker trachtet auch im Frieden dem anderen Boden abzuringen; Serben, Griechen und Bulgaren machen in jeder Weise nationale Propaganda und suchen namentlich durch Schulgründungen, für welche die beiden letzteren Völker große Opfer bringen, sich die Zukunft zu sichern, während die Albanesen, ihrer Volksart und ihrem Gesittungsstande entsprechend, die Serben gewaltsam zurückdrängen. So hoch ist die nationale und religiöse Abneigung gestiegen, daß jeder Krieg, abgesehen von einer gewaltigen Minderung der Volkszahl, durch den Krieg selbst und die verheerenden Seuchen, die ihm hier unfehlbar zu folgen pflegen, wenn er eine Aenderung der politischen Karte zur Folge hat, auch eine völlige Verschiebung der ethnographischen Verhältnisse hervorruft. Seit der doch friedlich erfolgten Abtretung von Thessalien an Griechenland hat eine so rasche Auswanderung der dort seit dem zehnten Jahrhundert schon angesiedelten Türken begonnen, daß in wenigen Jahren die ethnographische Einheit wieder hergestellt sein wird. In noch größerem Maßstabe, zu Hunderttausenden, wandern Türken und Tataren aus Bulgarien aus, wo ganze Städte und Landschaften dadurch entvölkert werden. Eine ethnographische Karte von Donau-Bulgarien wird in Zukunft wohl nur noch Reste jener ausgedehnten türkischen und tatarischen Gebiete der östlichen Landestheile zeigen. Sehr viele der verdrängten Türken sind nach Kleinasien hinüber gewandert, viele aber haben sich in der Hauptstadt und in dem noch türkischen Drittel der Halbinsel niedergelassen und das mohammedanische Element, auf welchem allein der Bestand der türkischen Herrschaft beruht, so weit verstärkt, daß heute, eine politisch hoch bedeutsame Thatsache, die Bekenner des Islam dort etwa 53 Procent der Bevölkerung bilden.

Die Beseitigung der türkischen Herrschaft in dem heute noch türkischen Theile der Halbinsel wird daher wesentlich schwieriger sein. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Rückzugsbewegung der Türken, oder richtiger der Mohammedaner, schon seit Langem begonnen hat. Aus Ungarn, aus Serbien, aus Griechenland mußten sie nach Abschüttelung des türkischen Joches auswandern, weil sich in ihnen die furchtbare Zwingherrschaft verkörperte; ja, in Bulgarien selbst war dieser Vorgang schon vor dem letzten Kriege eingeleitet. Städte, welche zu Beginn des Jahrhunderts ganz türkisch waren, sind allmälig bulgarisch geworden; in heute völlig bulgarischen Landschaften des oberen Maritzabeckens zeugen alle Namen der Dörfer, Felder, Waldungen, Bäche u. s. w. von den ehemaligen türkischen Bewohnern. Das Dahinschwinden der türkischen Bevölkerung, das selbst in Kleinasien so schreckenerregend rasch vor sich geht, hatte in Europa schon vor dem letzten Kriege begonnen. Die ungeheure Last des Kriegsdienstes lag allein auf den Türken, sie allein zahlten die furchtbare Blutsteuer. Seit Aufhebung der Janitscharen, die sich, wie bekannt, meist aus bekehrten Christenknaben selbst ergänzten, den Niederlagen im Felde und dem gesunkenen Ansehen

des türkischen Namens, womit ein bedeutender Rückgang des Zustromes von Renegaten eintrat, wurden diese Lasten dem Volke selbst immer fühlbarer. Die kräftige junge Mannschaft wurde dem Lande und dem Erwerbe entzogen; die unaufhörlichen Kriege rafften sie dahin; die Ueberlebenden kehren erst nach Jahren, oft als Kranke oder Krüppel, zurück und finden ihr Gut in materiellem, ihre Familie in sittlichem Rückgang. Die ungleiche und ungerechte Besteuerung, die Willkürherrschaft, die heillose Verderbtheit der türkischen Verwaltung trifft das eigene Volk am Empfindlichsten, das wenig rührig, bieder und ehrlich in den unteren Schichten, sich nicht dagegen zu schützen vermag. Die Verarmung gerade der Türken ist allgemein. Dumpfe Verzweiflung hat den größten Theil des türkischen Volkes ergriffen; eine natürliche Vermehrung findet fast nicht mehr statt; die früher überaus wichtige, mehr oder weniger gewaltsame Einverleibung fremden Volksthums, die wir jetzt die Stammverwandten der Türken, die Magyaren, auch in Ermangelung eigener natürlicher Vermehrung, so erfolgreich, namentlich auf Kosten des Deutschthums, betreiben sehen, hat fast aufgehört. Es erscheint das türkische Volk unaufhaltsam, nicht nur in Europa, sondern überhaupt dem Untergange geweiht. Die Verstärkung, welche dasselbe seit dem vorigen Jahrhundert durch Zuwanderung mohammedanischer Tataren aus Süd-Rußland und der Krim, dann wieder durch Tscherkessen aus dem Kaukasus erhalten hat, war bedeutungslos, beide theilen die Geschicke der Türken. An ihre Stelle treten namentlich Bulgaren, im Süden auch Griechen. Diese steigen aus den Gebirgen, in die sie früher zurückgedrängt worden waren oder sich geflüchtet hatten, immer mehr herab. Im Gebiet von Varna sind seit dem letzten Kriege 135 bulgarische Dörfer neu entstanden, und schon 1881 zählte man im Fürstenthum vierzigtausend neue, ackerbauende Ansiedler. Auch aus den noch türkischen Gebieten findet Zuwanderung statt, namentlich diese Tausende von makedonischen Arbeitern, Maurern und dergleichen, die allsommerlich nach Bulgarien strömen und hier den Unterschied der Verhältnisse in noch türkischem Gebiet und im Fürstenthum beobachten können, dienen als freiwillige, bulgarische Agitatoren. Wenn wir noch darauf hinweisen, daß nach den russischen Kriegen, namentlich 1812 und 1829, eine starke Auswanderung von Bulgaren nach Südrußland, schon früher nach dem ungarischen Banat, nach den österreichischen Kriegen 1690 und 1740 eine sehr starke, serbische Auswanderung nach Ungarn stattfand, — Albanesen setzten sich an Stelle der Auswanderer und machten Altserbien vorwiegend albanesisch — so sehen wir, wie veränderlich in der That im Schollenland der südosteuropäischen Halbinsel selbst die ethnographischen Verhältnisse sind, wie dort alles in Fluß und Bewegung ist. Einwanderungen, Auswanderungen, Ansiedelungen aus den offenen, fruchtbaren Landschaften in die Gebirge und umgekehrt, waren dort zu allen Zeiten an der Tagesordnung.

Es ergibt sich aus diesen Betrachtungen, daß die große ethnographische Mannigfaltigkeit der Halbinsel durch die Gesammtheit der eigenartigen geographischen Verhältnisse bedingt ist. Sie ihrerseits bedingt oder begünstigt, im Verein mit jenen, staatliche Zersplitterung und gegenseitige Eifersucht der einzelnen kleinen Nationalstaaten. Jeder derselben, außer den Bulgaren, hat Nationsgenossen außerhalb seiner Grenzen, ja, außerhalb der Halbinsel. In der Vielseitigkeit

ihrer Beziehungen, in ihrer Eigenschaft als wichtiges Durchgangsland des Weltverkehrs, im Besitz eines der geographisch am meisten begünstigten Punkte an der Erdoberfläche, schließlich in dem großen Reichthum an natürlichen, wenn auch unentwickelten Hülfsquellen, liegen dann noch weitere Gründe, welche die Aufmerksamkeit der Mächte und die Neigung zur Einmischung wach erhalten müssen, zunächst die des angreifenden Rußlands, Oesterreich-Ungarns und Englands, welche große Interessen zu vertheidigen haben. Nur in Zeiten, wo die Halbinsel Glied eines sich über beide Erdtheile erstreckenden Weltreichs, Constantinopel dessen Hauptstadt ist und die ethnographische Mannigfaltigkeit zurücktritt, sei es weil die nationale Idee überhaupt in der betreffenden Periode wenig Bedeutung hat, oder das herrschende Volk alle übrigen durch überlegene Gesittung ihrer Eigenart entkleidet, oder durch Alles niedertretende Gewalt zur völlig recht- und willenlosen Herde herabdrückt, — nur in solchen Zeiten wird es keine orientalische Frage geben. Sobald die Macht des herrschenden Volks zu schwinden beginnt, wie die byzantinische im spätern Mittelalter, die türkische seit dem vorigen Jahrhundert, treten jene geographischen und ethnographischen Factoren wieder in Wirksamkeit, und entwickelt sich eine orientalische Frage, die Europa so lange in Athem erhalten wird, bis die Südost-Halbinsel und Kleinasien mit Constantinopel wieder in e i n e r starken Hand vereinigt sind. Diese wird dann aber, wie sich die Verhältnisse in der Neuzeit entwickelt haben, einen erdrückenden Einfluß auf einen großen Theil der Alten Welt ausüben.

Daß Rußland den Besitz von Constantinopel und damit beider Halbinseln anstrebt, unterliegt keinem Zweifel. Zu verhindern, daß es dieses Ziel erreiche, wäre am besten gelungen durch möglichste Aufrechterhaltung der Türkei, natürlich unter allmäliger Ueberführung derselben in die europäische Staaten- und Fürstenfamilie. Nur dem flüchtigen Beobachter kann der Eindruck werden, als sei die deutsche Politik bemüht, eine Wiederbelebung der Türkei herbeizuführen; denn eine solche ist, so sehr man sie wünschen mag, nach dem Urtheil aller Kenner völlig ausgeschlossen. So viel rohe Kraft in den unteren Schichten des osmanischen Volkes, so reiche, unentwickelte Hülfsquellen auch noch in den türkischen Ländern schlummern: die dumpfe Verzweiflung, das Dahinschwinden der Massen, die Verkommenheit der oberen Schichten ist zu weit vorgeschritten, um ein wirkliches Wiederaufleben als denkbar erscheinen zu lassen, um so weniger, als zu viele Factoren vorhanden sind, die ein Interesse haben, dies zu verhindern. Auch der tüchtigste Herrscher wäre dazu nicht im Stande, da es ihm völlig an brauchbaren Werkzeugen zur Ausführung seiner Pläne und an Verständniß für dieselben im Volke fehlen, ja die berufenen Werkzeuge ihm vielfach absichtlich entgegenarbeiten würden. Immerhin ist die Widerstandskraft des türkischen Reiches noch eine sehr große, und die Auflösung desselben wird bei Weitem nicht so rasch erfolgen, wie der nach dem äußeren Schein Urtheilende glauben mag. Da zugleich die nationale Idee, heute fast allein der entscheidende Factor in der Politik, wie sich die Dinge gestaltet haben, Rußlands Bestrebungen hier feindlich sein muß und eine gemeinsame Niederhaltung der zahlreichen kleinen Störenfriede, die hier die nationale Idee geschaffen hat, seitens der Mächte undenkbar ist, so wird die Lösung der orientalischen Frage des neunzehnten Jahrhunderts noch

auf lange Zeit die Völker Europa's in Athem erhalten; noch Generationen werden durch die Ausbrüche des orientalischen Kraters in Mitleidenschaft gezogen werden. Zwischen Rußland und Constantinopel liegen heute der erstarkte rumänische und der sich rasch entwickelnde bulgarische Nationalstaat; ein Weg dahin ist heute leichter durch Kleinasien. Eine Lösung der orientalischen Frage, die wohl allen Mächten, außer Rußland und vielleicht Bulgarien, genehm sein und am Weitesten den Forderungen der europäischen Gesittung entsprechen dürfte, scheint sich jetzt ethnographisch anzubahnen und muß auch als geographisch begünstigt erscheinen: die Schaffung eines großen Griechenlands, in welchem Constantinopel eine durch Verträge gesicherte, besondere Stellung einzunehmen hätte. Dasselbe hätte, außer dem heutigen Königreiche, Epirus, vielleicht unter Anschluß Albaniens durch Personalunion, die Inseln des Archipels mit Chalkidike und den Westrand Kleinasiens nebst dem europäischen Ufer des Marmarameeres zu umfassen. Dieser durchaus maritime Staat würde in hohem Grade geeignet sein, als neutrale Schicht zwischen den sich widerstreitenden Interessen zu dienen. Ethnographisch bahnt sich diese Lösung insofern an, als schon heute das Fünf-Millionen-Volk der Griechen in dem solchergestalt umschriebenen Gebiete bei Weitem das Uebergewicht hat, Constantinopel und Smyrna die größten Griechenstädte sind. Jugendfrisch sich vermehrend, an Besitz und Gesittung wachsend, wird in fünfzig Jahren das dann zehn Millionen zählende Griechenvolk ohne Eingriffe von außen jenes Gebiet allein bewohnen. Die Enkelin des ersten deutschen Kaisers auf dem Throne von Byzanz! Freilich, für das deutsche Volk würde dieser vom Fluge der Phantasie getragene Ausblick in die Zukunft kaum irgend welche specielle und praktische Bedeutung haben. Jedenfalls aber, wie immer sich die Dinge im Orient gestalten werden, das erkennt man schon heute, daß dort drei Völkern, Griechen, Bulgaren und Rumänen, eine größere Zukunft blühen wird.

Die Reise nach Tripstrill.

Märchen
von
Isolde Kurz.

Es war einmal eine arme, alte Frau, der wurde das Leben arg sauer gemacht, denn wo sie sich sehen ließ, kamen die Gassenjungen, verhöhnten sie, weil sie so alt war, und jagten sie mit Steinwürfen fort. Sie konnte kaum über die Straße wanken, daß ihr nicht ein ungezogener Junge Schmutz an den Mantel warf oder ihr im Vorübergehen schnell ein Bein stellte, darüber sie zu Boden fiel. Dann sprangen alle Kinder des Ortes um sie her, schlugen ein Gelächter auf und schrieen: „Fort mit Dir, Alte, fort in die Pelzmühle!"

Das alte Weiblein nahm sich diese Mißhandlungen sehr zu Herzen, denn sie hatte Niemandem ein Leids gethan, und daß sie alt und häßlich war, dafür konnte sie nichts, sie wäre selber viel lieber jung und schön gewesen. Hätte sich auch am liebsten in einen Winkel verkrochen und wäre gar nicht mehr zum Vorschein gekommen; aber sie mußte die Einkäufe besorgen, denn ihr Mann saß daheim und brummte, wenn das Essen nicht bei Zeiten fertig war. Von dem Manne bekam sie auch manches rohe Wort über ihre Runzeln und zittrigen Glieder zu hören, obwohl er selber ein alter Knasterbart war, nach dem kein junges Mädchen mehr umschaute, aber daran dachte er nicht, sondern es schien ihm, als wäre die Jüngste und Schönste eben recht für ihn.

Wenn das arme alte Weiblein nach Hause kam und weinend erzählte, daß es die Gassenjungen ihr wieder so wüst gemacht, dann fuhr er sie an: „Erwartest auch noch Flattusen, alte Hutzel, gerade als ob Du ein heuriges Häslein wärst!" —

Darüber wurde die Alte vollends so verschüchtert und ängstlich, daß sie sich fast nicht mehr zu reden getraute und am Ende selber glaubte, das Unrecht sei auf ihrer Seite. Wenn sie auf der Straße nur von Weitem junge Leute sah, nahm sie gleich einen großen Umweg, um sie nicht durch ihren Anblick zu ärgern; nun aber wurden ihr die erst recht aufsässig; sie lauerten ihr an allen Ecken auf und verfolgten sie unter Hohngeschrei bis an ihr Haus.

Da stand gerade einmal ihr Mann unter der Hausthüre und sah, wie sie von einem Rudel wilder Jungen gehetzt wurde; der hob den Stock auf und trieb

die Kinder auseinander, aber nachher sagte er: „Man kann's den Jungen nicht übel nehmen, Du siehst auch aus, daß die Gäule vor Dir scheu werden. Es wird Zeit, Alte, daß ich Dich nach der Pelzmühle schicke."

Die Frau, die dieses Wort heute schon zum zweiten Male gehört hatte, fragte, was es mit der Pelzmühle für eine Bewandtniß habe, denn sie war nicht aus der Gegend gebürtig, und der Mann belehrte sie, daß man in der Pelzmühle aus alten Weibern junge macht.

Dem Weiblein leuchtete der Vorschlag ein. „Wo liegt die Pelzmühle?" fragte sie eifrig.

„In Tripstrill."

„Ist's weit bis dahin?"

„Hm, wenn Du heut' noch aufbrichst und immer zugehst, so kommst gerade auf den Sanct Nimmerleinstag an."

„Wann ist der Sanct Nimmerleinstag?" fragte die Alte, denn von diesem Kalenderheiligen hatte sie auch noch nie gehört.

„Wenn die Eulen bocken," war die Antwort.

„Und wann bocken die Eulen?"

„Am Sanct Nimmerleinstag."

„Da will ich mich sputen, daß ich fortkomme," dachte die Alte und machte sich schleunig auf die Beine. Sie war so eilig, daß sie sogar vergaß, ihren Mann zu fragen, wo der Weg nach Tripstrill gehe; aber kaum hatte sie ein paar Schritte gemacht, so begegnete ihr der ewige Jude mit einem Kramkasten auf dem Rücken, den redete sie an:

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Weg nach Tripstrill führt?"

„Gleich rechts um die Ecke," antwortete der, ohne sich aufzuhalten, „und dann immer der Nase nach!"

So trippelte die gute Frau weiter und kam ganz unbehelligt aus dem Flecken hinaus; denn sobald die Gassenjungen des ewigen Juden ansichtig wurden, vergaßen sie die alte Frau und schrieen: „Sehet den Mauschel! Sehet den Bendelesjud!"

Sie pflanzten sich zu beiden Seiten der Landstraße auf, um den ewigen Juden Spießruthen laufen zu lassen. Der aber war pfiffiger als sie; er hob seinen Kasten vom Rücken, stellte ihn mitten auf den Weg und öffnete den Deckel. Als die Kinder alle diese Herrlichkeiten sahen, blinkende Taschenmesser und buntgeflochtene Peitschen für die Knaben, für die Mädchen aber seidene Tüchlein, Spiegelchen und Halsbänder von falschen Granaten, da kamen sie lüstern herzu, fingen an zu kramen und zu feilschen, riefen auch die Erwachsenen herbei, und der ewige Jude schmierte sie Alle an mit seiner Waare, die keinen Pfifferling werth war und die er ihnen um theures Geld verhandelte.

Unterdessen war die alte Frau rechts um die Ecke gegangen und kam auf eine Straße, die gerade aus nach Mitternacht führte. Sie ging und ging immer zu und spürte weder Hunger noch Müdigkeit; nur zuweilen beschlich sie die Sorge, ob sie auch nicht den Weg verloren habe, aber sie fand sich an ihrer Nase zurecht, wie ihr der ewige Jude gerathen hatte.

So war sie schon seit mehreren Tagen auf der Reise, als sie an eine Stelle kam, wo der Weg sich spaltete. Jetzt war guter Rath theuer, denn ihre Nase zeigte ebenso gut nach rechts wie nach links. Die eine Straße war mit schönen Obstbäumen bepflanzt, an der anderen wuchsen nur Hagedornen; aber die Alte wählte den letzteren, weil sie von dort her das Dröhnen eines Hammers vernahm. Sie fand auch nach wenigen Schritten schon eine offene Schmiede, wo ein bildhübscher junger Mensch unter Feuerfunken auf dem Amboß ein Hufeisen zurecht hämmerte.

Die alte Frau blieb stehen und fragte: „Bin ich hier recht nach Tripstrill?"

„Freilich seid Ihr's," sagte der junge Mann mit Lachen. „Nur immer grad aus — Ihr könnt nicht fehlen."

Als sie schon eine Strecke weiter gegangen war, rief ihr der lustige Bursche nach: „He, Mütterlein, Ihr geht wohl nach der Pelzmühle?"

„Ja freilich."

„Wenn Ihr zurück kommt, will ich Euch freien," rief er und lachte dazu.

Die alte Frau nickte vergnügt, und im Weitergehen hüpfte ihr das Herz im Leibe, daß der stattliche Bursch sie freien wollte, und daß sie nicht nöthig hatte, zu ihrem alten Mann zurückzukehren.

Sie wanderte weiter gen Mitternacht, an vielen Feldern und Dörfern vorüber, ohne von Jemandem angeredet zu werden, bis sie durch einen kleinen Flecken kam, wo bei einem der letzten Häuser ein altes Bauernweib unter einem Ziehbrunnen stand und einen Kübel voll grünen Salat wusch.

Die sah die alte Frau an ihrem Stab vorübertrippeln und rief: „Wo hinaus, gute Frau, so allein bei Euren Jahren?"

„Nach Tripstrill in die Pelzmühle," war die Antwort, „wo man aus alten Weibern junge macht."

„He, da seid doch so gut und wartet auf mich, ich gehe auch mit, muß nur noch meinen Kindern den Salat anrichten."

„Kann nicht warten, muß zeitig dort sein, wenn die Eulen bocken," entgegnete die Erste und ging weiter.

„Ist es so eilig?" dachte die Zweite, ließ ihr Grünzeug stehen und ging der Ersten nach.

Jetzt wanderten sie zu Zweien, und das war viel kurzweiliger.

„So ein altes Weib ist doch zu nichts mehr nütze," sagte die Zweite; „es war besser, daß ich fortgelaufen bin. Wenn ich zurück komme, kann ich wieder tüchtig Hand anlegen auf dem Felde."

Da erzählte ihr die Erste, daß ein hübscher junger Schmied sie freien wolle, sobald sie aus der Pelzmühle zurück sei.

„Wenn's so steht," sagte die Bäuerin, „da kann ich auch noch einen finden. Ihr müßt wissen, daß ich in meinen jungen Jahren die sauberste Dirne im Ort gewesen bin."

„Ei, denkt Ihr denn, ich habe immer die lange Nase und das zahnlose Maul gehabt wie jetzt," antwortete die Erste. — „Ich war Euch ein dralles Ding, wie Milch und Blut, und die jungen Burschen liefen mir auf der Straße nach — aber nicht um mich mit Steinen zu werfen, sondern, weil ihnen das Herz im

Leibe lachte, wenn sie mich sahen. Und mein Mann, der meinte damals, er müsse sterben, wenn er mich nicht bekomme. Jetzt, nach einem langen Leben voll Müh' und Arbeit, was hab' ich von ihm als Zank und Spott, daß ich nicht achtzehnjährig geblieben bin?"

Während sie so klagten über die Ungerechtigkeit der Welt, hatten sie einen großen Tannenwald voll düsterer Pracht betreten. Die Sonne schien gedämpft durch die Zweige, aber köstlicher Harzduft drang erfrischend auf sie ein, und sie schritten mühelos auf dem schwellenden grünen Moose. Ein murmelndes Bächlein, dem sie nachgingen, führte sie an die schönste Stelle im Walde: ein lichter, grüner Rasenplatz wie von geschorenem Sammet, mit vielen bunten Waldblumen besät, und unter hohen Edeltannen ein Gebäude mit zackigen Mauern, nicht unähnlich einer Burgruine, nur daß das Gemäuer nicht vom Alter geschwärzt war, sondern gar weiß und lieblich durch die dunkeln Tannensäulen schimmerte.

„Sollte das schon der Eingang von Tripstrill sein?" dachten die Frauen und wollten sich froh der schönen Waldlichtung nähern. Aber widerlicher Geruch drang ihnen entgegen, und Eine stolperte über einen Pferdeknochen.

„Pfui, Schinder!" sagte sie mit Ekel. „Da sind wir fehlgegangen. Das ist die Kleemeisterei."

So nennt man nämlich in jener Gegend die Wohnung des Abdeckers, und man wählt dafür immer im Walde die schönste Stelle aus, vermuthlich damit die armen Bestien sich ohne Widerstand herbeiführen lassen und nicht ahnen sollen, daß hinter dieser einladenden Schwelle das Beil auf sie wartet.

Die beiden alten Weiber kehrten schleunig um und stolperten über Tannenwurzeln auf die Waldstraße zurück.

Da begegneten sie einem alten siechen Mütterlein, das an einem Strick einen lahmen Esel daherführte, und man wußte, wenn man dieses Pärlein sah, nicht, wer von Beiden wackliger auf den Beinen war.

Der Esel bückte zuweilen matt den Kopf, um duftende Kräuter am Waldrand auszuraufen, und das alte Weiblein ließ den Strick nach und blieb geduldig dabei stehen.

„Laß dir's schmecken," sagte sie traurig, „es ist ja doch dein Henkersmahl. Armes Thier, du hast's am Ende noch besser als deine Frau."

„Was fehlt Euch, gute Mutter?" fragten die beiden Pilgerinnen und blieben stehen.

„Da schicken sie diesen Esel in die Kleemeisterei, weil er alt ist und nicht mehr arbeiten kann. Und ich wollte nur, die Menschen wären so barmherzig und errichteten auch Kleemeistereien, wo man die alten Weiber abthut, wenn sie zu nichts mehr nütze sind."

„Arme Frau," sagte die Eine, „haben Euch die Gassenjungen mit Schmutz beworfen oder hat Euer Mann Euch eine alte Hutzel genannt?"

„Ich habe keinen Mann mehr, und aus den Gassenjungen wollte ich mir nichts machen. Aber meine Kinder, die ich mit Schmerzen geboren und mit noch mehr Schmerzen aufgezogen habe, sind in alle Welt gegangen und fragen nicht mehr nach mir. Nur der Jüngste, dem ich bisher Haus gehalten, wohnt noch

im Ort. Vor acht Tagen hat er geheirathet, und die junge Frau hat mir den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Jetzt schlafe ich in meinen alten Tagen auf der Streu und drücke mich zwischen dem Vieh herum, denn auf der Ofenbank ist kein Platz mehr für mich."

„So kommt nur," sagten die beiden Anderen, „wir nehmen Euch mit in die Pelzmühle, wo man die alten Weiber jung mahlt."

Das alte Weiblein machte große Augen. „In die Pelzmühle?" sagte sie. „Von der habe ich schon als Kind reden hören, aber ich wußte nicht, daß es so was wirklich gibt. Ja, da gehe ich gern mit, wenn Ihr's erlaubt."

Sie band schnell ihren Esel los, der sich auch gleich am Waldrande zum Verenden niederlegte, dann zog sie mit den beiden Anderen ihre Straße, und die frohe Aussicht stärkte ihre Glieder, daß sie die Mühen des Weges nicht spürte.

Im Weiterwandern fanden sie noch mehrere alte Frauen, die auf der Welt keinen Platz mehr hatten und sich gerne anschlossen zur Reise nach Tripstrill. Sie klagten alle einander ihr Schicksal, und Jede meinte, sie sei am schlimmsten daran, die Eine, weil sie von Mann und Kindern mißhandelt worden, die Andere, weil sie nie Mann und Kinder gehabt. Aber Alle hatten sie ob ihres Alters den Spott der Jungen erduldet und freuten sich nun, was die für Augen machen würden bei ihrer Rückkehr.

Da sie jetzt schon zu einer stattlichen Schar angewachsen waren, erregten sie großes Aufsehen, wo sie vorüber zogen, und der Ruf flog ihnen weit voran. „Die alten Weiber kommen!" hieß es in den Flecken und Dörfern. „Kommt und seht die alten Weiber, die nach der Pelzmühle ziehen, wo man sie jung mahlt!"

Und überall wurden die Thüren und Fenster aufgerissen, und manches alte Weiblein kam ihrem Zug eilig am Stecken nachgehinkt, während Anverwandte und Gefreunde hinter ihr her riefen: „Glückliche Reise, Mutter Urschel! Glückliche Reise, Jungfer Bärbel! Glückliche Reise nach Tripstrill!"

Da fürchteten sie, daß es ihrer am Ende zu Viele werden möchten und daß sie der großen Zahl wegen nicht mehr rasch genug vorwärts kämen, um die Eulen bocken zu hören, und sie beschlossen darum, sich künftig abseits der Heerstraße zu halten und menschliche Ansiedelungen zu vermeiden. Sie nährten sich von Beeren und Wurzeln, die sie am Wege fanden, stillten ihren Durst aus klaren Waldquellen und gönnten sich nur die allernöthigste Rast, aber keine von Allen verspürte Ermattung, so groß war das Verlangen nach Tripstrill.

Nur waren sie nach Art der alten Frauen immer voll Unruhe, ob sie sich denn auch wirklich auf dem rechten Wege befänden, und obgleich sie genau der Nase nachgingen, hielten sie doch jeden Vorübergehenden an und fragten: „Sind wir gewiß auf dem Weg nach Tripstrill?"

Viele antworteten ihnen gar nicht, sondern nahmen Reißaus, weil sie glaubten, sie seien einem Hexenheer in den Weg gerathen, andere gingen lachend vorbei; nur ein Spaßvogel sagte: „Ja, aber Ihr dürft Euch sputen, wenn Ihr noch vor dem Nimmerleinstag hinkommen wollt."

Diese Nachricht versetzte die Frauen in große Aufregung, sie zappelten und drängten, um schneller vorwärts zu kommen; die Hintersten stürzten über die

Vorderen herein, wie eine Gänseherde thut, der man ihr Futter vorwirft, und Jede beschuldigte die Andere, daß sie durch ihre Langsamkeit den Zug aufhalte.

So unter vielem Lärm und Gezänk erreichten sie endlich ein düsteres Mitternachtsland, wo keine anderen Bäume mehr wuchsen als schwärzliche Nadelhölzer, mit triefendem Tannenbart behängt, und die holperigen Pfade feucht und weich waren von dem Wasser, das allenthalben unter dem Moosgrund hervor quoll. Aber kein Vogel sang mehr zwischen den Zweigen, und weit und breit war nichts Lebendiges wahrzunehmen.

„Wir können nicht mehr weit von Tripstrill sein," sagte die Führerin, denn eben sah sie auf einem moosigen Felsblock zwischen hängenden Farnkräutern und Flechten die erste Eule sitzen. Alle Weiber machten Halt und drängten sich um die Eule her, ob sie wohl bocke, aber sie bockte nicht.

„Das ist noch nicht Tripstrill," entschied die Erste, und so zogen sie weiter. Aber immer feierlicher und einsamer wurde die Gegend; nackte Felsen und finstere föhrenbewachsene Schluchten wechselten mit kahlen Waldblößen, wo nichts gedieh als dorniges Buschwerk; dann nahm sie abermals tiefes Tannendunkel auf. Am Stamm einer blitzgespaltenen Eibe war ein Täfelchen mit einer Inschrift angebracht. In der Dunkelheit konnten sie die Schrift nicht entziffern, aber den Weibern kam es vor, als sei das der Wegweiser nach Tripstrill.

Sie gingen also der Weisung nach und kamen bald an eine finstere Schlucht, wo es tief unten gurgelte und rauschte.

„Das muß der Mühlbach sein," sagte Eine, und eine Andere rief: „Seht, seht, dort drunten im Thal die Stadt mit den weißen Häusern und Thürmen, das kann nichts anderes sein als Tripstrill."

Wirklich öffnete sich hier eine Fernsicht, und jenseits der Schlucht im Thale schimmerte es herauf wie lauter Granit und Marmor, aber Qualm und Höhenrauch braute darüber.

Da sagte Eine: „Ich sehe den Rauch schon von den Schornsteinen steigen!"

Und die Andere rief: „Nein, so schön hätte ich mir Tripstrill meiner Lebtage nicht gedacht."

Und Alle waren voller Freude, daß der Weg zu Ende sei, und daß sie nun bald in Tripstrill ihren Einzug halten würden.

„Ist denn heute vielleicht Sanct Nimmerleinstag?" sagte die Aelteste. „Seht doch nach, Gevatterin, ich hab' den Kalender zu Haus gelassen."

„Ich auch, aber mir ist, ich höre eben die Eulen bocken."

Alle spitzten die Ohren. „Ja, ja, die Eulen bocken! Ich hör' es deutlich! — Ich auch! Ich auch!" riefen sie alle durcheinander, und die Harthörigsten waren ihrer Sache nach am sichersten.

Da sagte die Führerin: „Sollen wir zuerst Tripstrill besichtigen oder lieber gleich in die Pelzmühle gehen?"

„In die Pelzmühle!" riefen die Frauen wie aus einem Mund. — „Wir wollen doch nicht als garstige alte Schachteln in den schönen Straßen von Tripstrill herumlaufen, da müßten wir uns ja schämen," sagte Eine.

„Und wenn wir aus der Pelzmühle kommen, so gehen wir gleich nach Tripstrill hinein und kaufen uns schöne Kleider und Bänder und Schmuck," sagte die

Andere. „O die prächtigen Läden von Tripstrill! Mir wässert schon der Mund."

„Voran also," sagte die Führerin, „haltet Euch dicht zusammen, damit wir einander nicht verlieren, und geht immer meiner Nase nach."

Sie bahnte sich rüstig den Weg durchs Gestrüpp abwärts die Schlucht entlang, und die Weiber folgten, eine dicht auf den Fersen der anderen; die Erwartung verjüngte schon ihre Kräfte, und es war, als ob lauter achtzehnjährige Beine sie trügen.

Endlich standen sie auf ebenem Boden und erblickten den Bach, der schäumend aus seinem Felsenthor hervorbrach und sich nach kurzem Lauf wieder hinter dem Gestein verlor. Ein Baumstamm war quer über das Wasser geworfen und führte zu einem grauen Gemäuer, worin eine kleine Pforte eingelassen war. Ueber der Pforte stand: „Eingang zur Pelzmühle."

Auf ihr Klopfen öffnete sich die Pforte, und ein baumlanger Kerl mit grobknochigem Gesicht und weißer Schürze, wie sie die Müller tragen, kam hervor.

„Was soll's, Weibervolk?" schrie er barsch. „Soll man Euch jung mahlen?"

„Ach ja, Herr Müller, wenn Ihr das versteht," antworteten die Frauen ängstlich.

Der Müller war ein Grobian, der nicht mit sich reden ließ. „Dummes Geschnatter!" gab er rauh zur Antwort, „ich werde wohl verstehen, wie man alte Weiber jung mahlt, ich thue ja das ganze Jahr nichts Anderes. — Heda, Müllersbursche," rief er zu der kleinen Pforte hinein. „Hier ist ein neues Schock Weiber. Tummelt Euch! Rüstet die Säcke!"

Eine von den Frauen wollte durch das angelehnte Pförtchen hineinspähen, aber der Müller stieß sie weg und pflanzte sich breit vor den Spalt, indem er, das Gesicht nach innen, sagte: „Ah, da stecken sie eben eine hinein, ein scheußliches altes Gerüst. Pfui, zahnloses Wackelmaul, das ist die Wüsteste, die ich je gesehen habe. — So, jetzt fangen sie an zu mahlen — Ahi! Ahi! — Nur ruhig, wir sind gleich fertig. — Ah, da kommt ihr Köpfchen heraus! Langsam, langsam, daß die Zöpfe nicht hängen bleiben! — So, da ist sie ganz. O, Du herzigs Goldmädel, gieb mir auch ein Schmätzchen mit Deinem Rosenmund. Ja, Du hast gut tänzeln und schwänzeln, Du bist die Schönste von allen."

„Laß uns hinein, laß uns hinein!", stöhnten die Weiber, die beinahe vor Begier vergingen und rannten alle mit einander gegen die Thüre, daß diese aufflog.

Aber der Müller stellte sich mit ausgebreiteten Armen davor. „Halt, Halt!" sagte er lachend. „Was fällt Euch ein! Das Korn geht auch nicht auf eigenen Füßen in die Mühle. Kriecht nur in die Säcke. Aber fein langsam, Eine um die Andere! — Ihr kommt Alle dran."

Eine, ehe sie hineinkroch, zupfte ihn am Rock und sagte: „Herr Müller, Ihr werdet mir doch nicht weh thun?"

„Ei, wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß!" sagte der Müller ärgerlich. „Wie kann ich Euch denn mahlen, wenn ich Euch nicht anrühren soll? Nur nicht zimperlich, Du bist nicht die Erste. — Wenn ich den Sack aufbinde,

dann kriecht Ihr heraus und werdet gleich ins Mühlwerk gethan. Nur keine Furcht Ihr Weiblein! Sind schon Tausende vor Euch dagewesen."

Endlich war auch die Letzte eingekrochen, der Pelzmüller lächelte vergnügt, warf die Säcke einen um den andern seinen Knechten zu und sagte: „So, die wären versorgt!"

Dann schlug er das Pförtchen hinter sich ins Schloß. —

Es war schon eine geraume Weile seit dem Auszug der Weiber verflossen, da fingen die Männer an sich zu fragen, was wohl aus ihren Frauen geworden sei. Sie hatten schon gemerkt, daß die Jungen doch nichts von ihnen wollten, und es war ihnen auch leid um ihre Alten, die so gut für sie gesorgt hatten und gegen die sie zum Dank den ganzen Tag nach Herzenslust mürrisch sein durften.

Da machten sich Viele von ihnen auf, Andere schlossen sich an, und es zog jetzt eine ganze Procession wackliger Greise gen Tripstrill, um zu sehen, was aus ihren Frauen geworden sei.

In jedem Flecken fragten sie, ob man keine Weiber gesehen hätte, die nach der Pelzmühle reisten. Da konnte man ihnen ganz genau den Weg weisen, den Jene eingeschlagen hatten, und während des Wanderns kamen die Männer überein, daß sie die Weiber zurücknehmen wollten, auch wenn das Jungmachen nicht geglückt sei.

Sie fanden auch wirklich das Mitternachtsland und jene Schlucht, in welcher der Mühlbach floß, aber sie hörten keine Eulen bocken und konnten auch nirgends den Eingang zur Pelzmühle entdecken. Sie mußten allein und sehr betrübt zurückkehren und haben von ihren Frauen niemals wieder etwas erfahren.

Nach der Zeit soll es viele schöne junge Mädchen in der Gegend gegeben haben, aber man konnte keine Auskunft über die Pelzmühle von ihnen bekommen, auch wußte man nicht genau, ob es dieselbigen waren, denn sie wollten sich auf nichts besinnen. Wahrscheinlich hat man ihnen mit den Runzeln auch das Gedächtniß weggemahlen, denn was nützte einem die Jugend, wenn man sich an das, was nachher kommt, erinnern müßte!

Gewiß ist, daß noch alljährlich immer Tausende von Weibern nach der Pelzmühle wandern, und wenn wir alt werden, gehen wir auch hin.

Die Dürer-Fenster im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Vor etwa einem Jahre brachten die Tageszeitungen eine Mittheilung, welche etwas romanhaft klang. Auf dem Boden eines Hauses in Leipzig sei eine Kiste voll farbiger Glasscheiben gefunden und diese Scheiben hätten sich bei näherer Untersuchung als ein unbekanntes Meisterwerk Albrecht Dürer's herausgestellt. Das Merkwürdigste an dieser Mittheilung ist der Umstand, daß sie im Wesentlichen richtig war, und als ebenso bemerkenswerth und erfreulich dürfen wir es wohl auch bezeichnen, daß die aufgefundenen Kunstwerke ohne irgend welche Irrfahrten sofort in die beste Lage für ihre technische und wissenschaftliche Behandlung geriethen und mit dankenswerthestem Entgegenkommen des Besitzers den heimischen Kunstsammlungen angetragen wurden. Durch Gewährung außerordentlicher Mittel von Allerhöchster Stelle ist dieser Schatz nunmehr für Berlin geborgen und seit Anfang August der Sammlung des Kunstgewerbe-Museums einverleibt.

Die ersten sachgemäßen Nachrichten über den Fund verdankten wir Dr. Jaro Springer, welcher in der „Kunstchronik" im December 1890 über das berichtete, was bis dahin aus den Trümmern zusammengestellt war. Auf dem Bodenraume eines schlesischen Schlosses, welches in den letzten Decennien mehrfach seine Besitzer gewechselt hatte, waren diese in ihrem damaligen Zustande werthlosen Fragmente aufgefunden worden. Die verbindenden Bleibänder hatten sich gelöst, man hatte nur zusammenhangslose Stücke vor sich. Es war das Verdienst des Herrn Rittmeister von Philippsborn, zuerst erkannt zu haben, daß sich hierunter Theile von großer Schönheit befanden und daß sich wohl noch ein Zusammenhang herstellen lasse. Besonders glücklich war es, daß die Fragmente dem berufensten Künstler auf diesem Gebiete, Professor Haselberger, dem Lehrer der Glasmalerei an der Kunstschule in Leipzig, übergeben wurden, welcher die Wiederherstellung und die nöthige Ergänzung mit hingebender Liebe und glänzendem Erfolge durchgeführt hat.

Haselberger erkannte sofort, daß es sich hier um Fragmente von einer Arbeit ersten Ranges aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts handele; sehr bald fand er die Jahreszahl 1508 und, was besonders wichtig war, das ihm wohlbekannte Wappen der Nürnberger Familie Landauer. Hiermit war eine Spur gegeben, welche in Gemeinschaft mit Haselberger zunächst der vorzügliche, vor wenigen Monaten verstorbene Kunsthistoriker der Leipziger Universität Professor Anton Springer und sein auf gleichem Gebiete arbeitender Sohn Dr. Jaro Springer verfolgten. Es fand sich bald, daß auf einem der Fenster der Patricier Matthäus Landauer genau ebenso dargestellt ist, wie auf dem herrlichen Altarbilde, welches Albrecht Dürer für die Capelle des Landauerklosters 1508 begonnen und 1511 vollendet hat, jenes „Allerheiligenbild", welches jetzt eine der vornehmsten Zierden der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien bildet. Der Rahmen dieses Gemäldes, für welchen Dürer gleichfalls die Zeichnung gefertigt, befindet sich noch in Nürnberg im Germanischen Museum.

Das Landauerkloster ist richtiger als ein Bürgerhospital zu bezeichnen. Matthäus Landauer begründete es unter dem Namen eines Zwölfbrüderhauses als Zufluchtsstätte für ehrbare verarmte Bürger, welche in klösterlicher Gemeinschaft, aber ohne bindende Gelübde zu leben hatten. Der 1507 errichtete Bau ist bis zum heutigen Tage

gut erhalten, er beherbergt die blühende Nürnberger Kunstschule, der alte Capellenraum bildet eines der Ateliers. Sobald die Scheiben in Leipzig aus ihren Trümmern so weit erstanden waren, daß sich ihre Maße erkennen ließen, konnte man auch ohne Weiteres feststellen, daß sie genau in die Fenster jener Kapelle hineinpaßten, deren Maßwerk noch völlig erhalten ist. Ein fester Beweis dafür, daß die Leipziger Scheiben wirklich dereinst jene Fensteröffnungen geschmückt, ergab sich aus einer handschriftlichen Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg vom Jahre 1705, auf welche der Director am Germanischen Museum, Boesch, hinwies. Diese Beschreibung erwähnt allerdings nur „Fenster so mit Figuren geziehret", aber sie verzeichnet die lateinischen Verse, welche sich als Unterschriften unter unseren Fenstern finden. Hiermit ist jeder Zweifel über die Zugehörigkeit gehoben.

Wir haben es also in dieser Capelle mit einem Raum zu thun, für welchen der Stifter, Matthäus Landauer, den vornehmsten Maler seiner Stadt, Albrecht Dürer, herangezogen hatte, um das Altarbild nebst seiner decorativen Einrahmung herzustellen. Die Vermuthung liegt nahe genug, daß der Schmuck der Fenster, welche sich dereinst mit dem Altar zu einem einheitlichen Bild zusammenschlossen und welche zu gleicher Zeit wie das Gemälde angefertigt wurden, derselben künstlerischen Hand anvertraut worden sei. Anton Springer, dessen Geschichte Albrecht Dürer's als werthvolles Vermächtniß demnächst erscheinen wird, hat nicht angestanden, Dürer selbst als den Schöpfer dieser Glasfenster zu bezeichnen. Ein bindender Beweis für die Urheberschaft würde sich allerdings nur beibringen lassen, wenn es gelänge, Handzeichnungen und Studien Dürer's für diese Compositionen aufzufinden. Die feste Ueberzeugung, welche man auch ohne dieses Beweismaterial bei ausgeführten Gemälden aus der Behandlung, aus der Strichführung schöpfen kann, läßt sich bei den Glasfenstern nicht gewinnen, da für diese Dürer doch immer nur die Zeichnung, entweder eine Skizze oder einen fertigen Carton gemacht haben könnte. In der Arbeit des Glasmalers entstehen dann unwillkürlich Veränderungen, so daß die eigentliche Hand des Meisters nicht unbedingt nachweisbar ist. Aber was diese Bilder als Compositionen geben, steht so durchaus auf der Höhe des größesten Meisters deutscher Kunst, zeigt so vieles selbst von seinen kleinen Eigenthümlichkeiten, daß man durchaus veranlaßt ist, zunächst an diesem Namen festzuhalten. Und selbst, wenn sich herausstellen sollte, daß einer der Genossen Dürer's mit der Zeichnung dieser Bilder beauftragt war, so bleibt der maßgebende Einfluß des großen Meisters unverkennbar bestehen. Diese Glasfenster gehören in Zeichnung und in Ausführung zu dem Herrlichsten, was die religiöse monumentale Kunst in Deutschland geschaffen; in mäßig begrenzten Rahmen geben sie Compositionen von gewaltiger Kraft und zugleich von einer Einfachheit der Darstellung, wie sie durch die eigenthümliche Technik der Glasmalerei jener Zeiten bedingt ist.

Die Compositionen selbst sind merkwürdiger Weise ganz unberührt von dem Aufgebot der Heiligen, welches gerade in jener Zeit beliebt war und welches in dem zugehörigen Altarbilde dem „Allerheiligenbilde" besonders stark hervortritt. Die Darstellungen der Fenster beruhen durchweg auf dem alten Testament und den Evangelien und sind dadurch mit ihren typischen Gestalten ohne Weiteres verständlich. Mit Hülfe der ornamentalen Einrahmungen und der erwähnten, auf Schrifttafeln am Fuße der Scheiben angebrachten Hymnen hat sich die Zusammengehörigkeit und Aufeinanderfolge der Scheiben mit Sicherheit feststellen lassen.

Erhalten ist uns die vollständige Altarwand. Die Fenster waren nur im unteren Theile, 90 cm hoch, mit den Malereien ausgefüllt, die oberen Theile enthielten eine Zierverglasung von hellem Glas, in welche vielleicht noch kleinere runde Platten, Wappen oder Aehnliches, eingefügt waren. Außer der Altarwand hatte die Capelle noch an der einen Seitenwand ein Fenster, von dem ebenfalls die Malereien erhalten sind; ferner an der anderen Wand zwei Fenster, für welche aber ein ähnlicher Schmuck nicht anzunehmen ist. In der Altarwand befindet sich in der Mitte ein dreitheiliges, zu jeder Seite ein zweitheiliges Fenster, so daß wir also hier sieben Flügel zu suchen haben und auch besitzen.

Das künstlerisch gewaltigste Stück ist das dreitheilige Mittelfenster, welches gerade über dem Altar emporragte. Es stellt die Dreieinigkeit dar, umgeben von Scharen anbetender Engel. Während auf dem gleichzeitigen Altarbilde die Trinitas in der Weise erscheint, daß der thronende Gottvater das Kreuz mit dem Sohne vor sich hält, und die Taube über seinem Haupte schwebt, haben wir hier noch eine mittelalterliche, in jener Zeit schon seltene Form. Es ist eine Figur im Typus des Gottvaters, dessen Gesicht aber als ein dreifaches ausgebildet ist, ohne daß jedoch der Umriß des Kopfes sich über die gewöhnlichen Grenzen erweitert. Der Anblick eines solchen Kopfes wirkt beunruhigend, und man versteht wohl, daß die entwickelte Kunst der Renaissance diesen Typus aufgab und die Kirche ihn sogar schließlich verbot. Die Majestät der Erscheinung auf unserem Fenster wird aber durch diese Absonderlichkeit nicht beeinträchtigt. Dieses Bild der Gottheit von wunderbarer männlicher Kraft und Hoheit thront mit Scepter und Apfel, in einen Purpurmantel von tiefster Farbengluth gehüllt, auf dem Weltall, das als Abschnitt einer mächtigen, mit Sternen übersäeten Himmelskugel erscheint. Sein Schemel ist die Erde, die hier als weißer Ball mit einer zierlichen Landschaft ganz in Dürer's Art gebildet ist. Die Kugel, die er in der Hand hält, erscheint von lichtem Glase, in welchem sich die Fenster des Raumes spiegeln — eine echte Spielerei des engen deutschen Malstübchens. Aber wie weit eröffnet sich der Horizont in der Darstellung der himmlischen Heerscharen! Mit welcher grandiosen Feierlichkeit schweben diese Engel heran in den einfachen wallenden Gewändern, von jeder Seite nur einer in ganzer Figur und begleitet von den kleinen, aus Wolken hervorleuchtenden Köpfen. Gleich an dieser Stelle sei der Einfluß betont, welchen die Technik der Glasmalerei nicht bloß auf die farbige Erscheinung, sondern auch auf die Composition ausübt. Zunächst ist der Maler genöthigt, das steinerne Maßwerk der Fenster zu berücksichtigen, zwischen den Stäben möglichst geschlossene Bilder zu geben oder, wenn die Composition größere Flächen erheischt, das Ganze so zu gliedern, daß die Figuren nicht durchschnitten werden. In der Scheibe selbst kann der Maler auch nicht frei schalten. Es gibt allerdings eine Art von Glasmalerei, welche Farben auf das Glas aufträgt und einbrennt, aber hiermit erreicht man immer nur eine schwächliche Wirkung; die eigentlich feurige Gluth der Farbe, welche alle Glasfenster des Mittelalters auszeichnet, wird nur erzielt, wenn man das Bild aus farbigen Glasstücken zusammensetzt, die Bleistreifen, welche die Stücke binden, geben zugleich die kräftigen Contouren, deren das Auge bedarf, um sich in dem leuchtenden Glanze zurechtzufinden. Wirklich gemalt wird dann nur mit Schwarz, welches die inneren Linien der Figuren hergibt und welches, fein verblasen, gewisse Schattentöne hervorbringt. Eine besondere Merkwürdigkeit unserer Scheiben ist es, daß mit schwarzen Linien hineinschraffirt ist, wie in einem Holzschnitt; die Zeichnung bekommt hierdurch einen ganz ungewöhnlichen Grad künstlerischer Vollendung, und es gewinnt den Anschein, als ob an dieser Arbeit nicht der gewöhnliche Glasmaler, sondern der Schöpfer des Cartons — sei es nun Dürer oder einer seiner Genossen — thätig gewesen sei. Neben den eingebrannten schwarzen Linien und Tönungen sind auch noch solche bemerkt, welche nachträglich — auf kaltem Wege — aufgetragen sind. Außer diesem Schwarz steht dem Glasmaler jener Zeit dann nur noch ein goldgelber Ton zur Verfügung, den er — zumeist auf die Rückseite des Glases — aufträgt und mit dessen Hülfe er auch farbige Gläser umstimmen, z. B. in das Blau grünliche Töne hineinbringen kann. Dann hat er noch die Möglichkeit, farbig, z. B. roth überfangenes Glas anzuwenden, aus dem er an einzelnen Stellen den Ueberfang herausschleift, so daß dann ein helles Muster auf rothem Grunde entsteht. Von allen diesen Hülfsmitteln hat unser Glasmaler den geschicktesten Gebrauch gemacht, ja er hat sogar Gläser verwendet, bei welchen der farbige Ueberfang ungleichmäßig geflossen ist, und hat diese zufälligen Schattirungen für künstlerische Wirkungen benutzt.

Aber trotzdem ist es klar, daß die Farbengebung auf diese Weise eine sehr beschränkte bleibt. Der Maler stellt eine Art von Mosaik her, bei welchem er jedes Stück durch einen Bleistreifen binden muß, und er muß daher eine möglichst einfache

Zeichnung haben, bei welcher die Farbenflecken übersichtlich, ohne erhebliche Ueberschneidungen und Verkürzungen nebeneinander stehen. Je unbehülflicher eine Kunst ist, je weniger sie auf geistigen Ausdruck zielt, je mehr sie sich damit begnügt, typische Gestalten ruhig nebeneinander zu stellen, um desto leichter kommt sie mit diesem beschränkten Material aus. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht erst, wenn innere Bewegung in die Figuren hineinkommen soll, wenn sie nicht nur ihr Zettelchen in der Hand halten, auf dem angegeben ist, wen sie darstellen, sondern wenn sie durch selbständiges seelisches Leben erhebende Empfindungen erwecken sollen. Hierfür darf der Maler auf die Hülfe des Gesichtsausdruckes sehr wenig rechnen, die Bewegung der Figuren ist das eigentliche Wirksame, und diese Figuren muß er einzeln der Art entwerfen, daß sie als klare, möglichst in sich geschlossene Farbenmassen mit einem ganz verständlichen Contour in der Fläche stehen. Es bedarf also einer besonderen Kunst, eines ganz ausgebildeten Verständnisses für diese technischen Vorbedingungen, um einen brauchbaren Carton für eine Glasmalerei zu entwerfen. Wenn der Carton feststeht, ergibt sich die weitere Schwierigkeit, diese leuchtenden Glasmassen harmonisch zusammenzustimmen. Der Maler hat keineswegs alle erwünschten Farben zu seiner Verfügung, Abtönungen kann er nur durch Schwarz, Uebergänge gar nicht herstellen; für Gesicht und Fleischtheile hat man niemals ausreichende Farben besessen. Die Färbung bekommt dadurch — nicht zu ihrem Schaden — etwas Conventionelles. Aber auch hier macht sich der Umstand fühlbar, daß bei den mittelalterlichen, rein conventionellen Zeichnungen diese Färbung ohne Weiteres hinreicht, während bei reichen belebten Darstellungen auch die Farbenscala eine weitere, die Annäherung an die wirkliche Farbenerscheinung der Dinge eine größere sein muß.

In allen diesen Anforderniſſen finden wir die Fenster des Landauerklosters auf einer vielleicht einzigen Höhe. Die Schöpfer dieser Fenster, der entwerfende Künstler und der Glasmaler, stehen beide noch auf dem festen Boden der mittelalterlichen Kunstüberlieferung; sie erfüllen das erprobte edle Gefäß mit neuem Geiste, ohne die Schale zu zerbrechen. Es ist nicht möglich, dieses Mittelbild, die Trinitas mit den heranschwebenden Engeln, hoheitsvoller und einfacher zu gestalten: die thronende Gottheit in der Mitte in dunkelrothem Gewande, der Engel von rechts heranschwebend in goldgelbem, der von links in silberweißem Gewande, jede Gestalt groß und übersichtlich, auf weiteste Entfernung deutlich erkennbar und bei nahester Betrachtung noch überraschend durch die Fülle liebevoll durchgeführter Einzelheiten.

Die drei zusammengehörigen Scheiben des Fensters sind durch einen mit Weinlaub ausgefüllten Flachbogen nach oben hin abgeschlossen.

In dem Fenster zur Linken sehen wir in gleicher Weise durch einen Ornamentbogen zwei Darstellungen verbunden. Zunächst den Stifter der Fenster, Matthäus Landauer, in weißem Haar und Bart, knieend niedergesunken, das Haupt betend erhoben. Um ihn versammelt sind Männer und Frauen, Mitglieder seiner Familie, ein Engel von oben herschwebend hat ihm und einer der Frauen die Hand gereicht, vor ihm eröffnet sich der weite Garten des Paradieses.

Daneben die Parabel von den weisen und thörichten Jungfrauen. Der himmlische Bräutigam in königlichem Ornate sitzt unter einem farbenprächtigen Baldachin, dessen Vorhänge Engel in die Höhe heben; von den Jungfrauen erscheinen nur einzelne, die weisen in schlichten Gewändern mit Rosenkränzen im Haar, die thörichten in prächtiger Gewandung und reichem Kopfputz.

Das andere Fenster enthält eine der herrlichsten Compositionen der ganzen Reihe, den Kampf der apocalyptischen Engel mit dem Satanas. Der große Drache, die alte Schlange, mit vielfachen Köpfen seltsam ausgestattet, stürzt zur Erde nieder unter den Schwertstreichen der vier Engel, die in weißen Gewändern und mit farbenstrahlenden Flügeln heraneilen. Ganz wunderbar ist die Gewalt und zugleich die Anmuth dieser Engelsgestalten, vielfach gemahnend an das gleiche Blatt aus Dürer's Apocalypse von 1498, aber weniger herbe und doch kaum weniger machtvoll.

Von ganz hervorragender Schönheit ist auch die hiermit gepaarte Darstellung der

Opferung Isaak's. Die Gestalt Abraham's, der erstaunt nach oben blickt, als er sein geschwungenes Schwert durch den Engel festgehalten fühlt, beherrscht das ganze Bild. Zu der dramatischen Bewegung dieser Figur steht die Schlichtheit des knieenden Knaben in rührendem Gegensatz.

Mit diesem Bilde schließt die Fensterreihe der Altarwand.

Den Zusammenhang der Darstellungen wird man wohl in dem mittelalterlichen lateinischen Hymnus zu suchen haben, dessen — übrigens recht schlechte — Distichen unter den Bildern geschrieben sind. Die Verse bestehen lediglich aus Anrufungen der Dreieinigkeit, der Engel, der Erzväter u. s. w., jedem Verse entspricht die Darstellung.

Außer den Fenstern der Altarwand besitzen wir nun noch eines der Seitenwand, in gleicher Weise zweitheilig und durch Ornamentzwickel oben abgerundet. Von den beiden Scheiben ist nur die eine übersichtlich erhalten, aber vielfach ergänzt; sie zeigt die Krönung der Maria, welche inmitten einer Schar kleiner Engelsgestalten zum Gebete in die Knie gesunken ist. Die zugehörige Scheibe enthält die vier Evangelisten mit ihren Symbolen und die beiden Kirchenfürsten Petrus und Paulus; an dieser einstweilen nicht ausgestellten Scheibe fehlen leider wesentliche Theile, so daß es noch zweifelhaft ist, ob sie sich völlig wieder herstellen lassen wird.

Hiermit schließt der Bestand dessen, was uns von den Fenstern der Landauercapelle erhalten ist.

Gewiß dürfen wir es als eine glückliche Fügung preisen, daß dieser Schatz herrlichster deutscher Kunst, von dessen einstigem Bestande wir nicht einmal etwas wußten, jetzt nach völligem Verschwinden wieder aufgetaucht und in allen wesentlichen Theilen wohl erhalten ist. Auf welche Weise er nach Schlesien gerathen, wird sich nicht leicht feststellen lassen. Es scheint, daß die Fenster erst um 1820 aus dem Gebäude entfernt worden sind, vielleicht waren sie schadhaft, vielleicht wurden sie auch nur herausgenommen, um in dem für profane Zwecke bestimmten Raume mehr Helligkeit zu gewinnen. Die weitere Verschleppung wird der Kunsthandel besorgt haben. Irgend ein Vorbesitzer hat sie gekauft, behufs späterer Zusammenstellung bei Seite gesetzt und schließlich vergessen.

Jetzt aber sind sie zu neuem Leben auferstanden. Man hätte wünschen können, daß sie für Nürnberg erworben und an die alte Stelle eingefügt worden wären. Gewiß wären sie dort in den für sie bestimmten Raumabmessungen am richtigsten zur Geltung gekommen. Aber sicherlich ist die erziehende Bedeutung, welche sie für unsere Stadt Berlin haben können, eine weit größere. Gerade jetzt regt sich in Berlin die Bauthätigkeit auf kirchlichem Gebiet. Das Bedürfniß ist lebendig, die neu entstehenden Gotteshäuser, wenn auch ohne Prunk, so doch in voller Würde monumentaler Kunst auszustatten. Dieses Bestreben knüpft vorzugsweise an die mittelalterlichen Formen an, in denen der Kirchenbau seine weihevollsten Werke geschaffen; aber die mittelalterlichen Schmuckformen und noch mehr die figürlichen Darstellungen des Mittelalters haben einen Zug herber Unbeholfenheit, welcher dem modernen Kunstgefühl leicht als Verzerrung erscheint, während die Formenwelt der Renaissance mit ihrer prächtig ausgebildeten Körperschönheit als ein zu sinnliches Element in der protestantischen Predigtkirche empfunden wird. Für die moderne Kunst, die nach Vorbildern für den Schmuck der protestantischen Kirche Umschau hält, wird es kaum möglich sein, ein herrlicheres zu finden, als diese Schöpfungen aus Dürer's Zeit, die, an der Schwelle der Reformationszeit entstanden, die ganze Würde mittelalterlicher Kunst sich bewahrt haben und doch schon in vollem Maße die seelischen Elemente der modernen Kunst enthalten; sie beleben die Ueberlieferungen der Schrift mit frisch quellender Empfindung, um nicht nur dem Worte, sondern auch dem Geiste zu genügen.

Mit dieser, durch die Munificenz des Kaisers ermöglichten Ueberführung der Dürer-Fenster nach Berlin ist in unsere Stadt ein hehrer Baum verpflanzt, der hoffentlich reiche und edle Früchte tragen wird.

Julius Lessing.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Die großen Manöver, die gegenwärtig in den verschiedenen Ländern stattfinden, erregen besonders dadurch ein lebhaftes Interesse, daß die neuen Waffen, das neue Pulver in großem Maßstabe die „Feuerprobe" bestehen sollen. Während in Frankreich mit den in den Ostdépartements veranstalteten Truppenübungen von vier Armeecorps nach der Ansicht der Chauvinisten die Perspective auf spätere Eventualitäten eröffnet wird, hatte die Theilnahme des deutschen Kaisers an den österreichischen Manövern einen durchaus friedlichen Charakter. Das enge Bundesverhältniß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gelangt eben auch bei dieser Gelegenheit zum Ausdrucke, wie denn auch der unmittelbare Meinungsaustausch der beiden Monarchen und der leitenden Staatsmänner, des Grafen Kalnoky und des Reichskanzlers von Caprivi, dazu beitragen wird, die innigen Beziehungen der beiden Nachbarstaaten zu betonen, deren politische und wirthschaftliche Interessengemeinschaft mit Italien in den Ergebnissen der gegenwärtig geführten Handelsvertragsunterhandlungen eine neue Bestätigung finden soll.

Mit vollem Fug wies die „Wiener Abendpost", das Organ der österreichischen Regierung, aus Anlaß des Eintreffens des deutschen Kaisers und des Königs von Sachsen in Oesterreich auf die überaus innigen und freundschaftlichen Beziehungen hin, die zwischen den drei Monarchen bestehen. Zugleich wurde in diesem die Auffassung der in Oesterreich-Ungarn maßgebenden Kreise widerspiegelnden Begrüßungsartikel betont, wie es bei dem auf wechselseitiger Sympathie und unzerstörbarer Interessengemeinschaft beruhenden Allianzverhältnisse zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche nur natürlich sei, daß die österreichische Bevölkerung die beiden befreundeten Herrscher auf das herzlichste willkommen heiße und in ihrem Erscheinen eine neue Bürgschaft dafür erblicke, auf wie festen, sicheren Grundlagen das zum Heile der beiderseitigen Völker seiner Zeit geschlossene mitteleuropäische Friedensbündniß beruhe. Durchaus zutreffend erscheint auch der Hinweis auf das gleichzeitige Eintreffen des Kaisers Wilhelm und des Königs von Sachsen, weil dieses gewissermaßen symbolisch darstellt, wie fest und geschlossen die Monarchen Deutschlands in dem wohlgefügten Reiche zusammenhalten. In diesem Zusammenhange wurde auch aus Anlaß der Truppenschau der beiden bairischen Armeecorps, die vor dem Kaiser Wilhelm und dem Prinzregenten von Baiern stattfand, hervorgehoben, daß nur klare Erkenntniß von dem, was Deutschland noththut, sowie der feste Wille, in Einigkeit für das gemeinsame Vaterland einzutreten, ein Band zu knüpfen im Stande sind, wie es in dem persönlichen Verhältnisse zwischen dem deutschen Kaiser und dem Prinzregenten zur Erscheinung gelangte. Daß Deutschland im Bewußtsein der eigenen Kraft voll Zuversicht seiner hohen Kulturaufgabe obliegen kann, zeigte sich auch bei dem erwähnten Anlasse, so daß die Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten gegenüber einem solchen thatsächlichen Beweise für die Einheit All-Deutschlands verschwinden müssen.

Im Vollbewußtsein ihrer Stärke dürfen daher die zum europäischen Friedensbündnisse vereinigten Mächte der Zukunft ruhig entgegensehen; mögen immerhin die berufsmäßigen Schwarzseher am politischen Horizonte bereits allerlei dunkles Gewölk erblicken, das sich nach ihrer Auffassung in nächster Zeit in schweren Gewittern entladen müßte. In diesen Blättern ist stets die nicht zu unterschätzende Bedeutung des französisch-russischen Einvernehmens hervorgehoben worden. Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß dieses Einvernehmen, das bereits geraume Zeit vor der Kronstadter Flottenzusammenkunft in den allgemeinen politischen Verhältnissen begründet lag, eine unmittelbare Bedrohung des europäischen Friedensbündnisses bedeute. Freilich hieße es einem allzu weit gehenden Optimismus huldigen, wollte man in der französisch-russischen entente cordiale gleichfalls eine Garantie des Friedens erblicken, weil der Chauvinismus in Frankreich nunmehr durch die Rücksichten auf das Verhältniß zu Rußland gezügelt würde. Vielmehr müssen vor Allem die realen politischen Verhältnisse in Betracht gezogen werden, wenn die wahre Bedeutung der durch die Kronstadter Vorgänge geschaffenen Situation mit annähernder Richtigkeit beurtheilt werden soll. Sowohl Frankreich als auch Rußland mußte die vollständige Isolirtheit erkennen, in der sich ein jeder der beiden Staaten befand, als die Tripelallianz erneuert und überdies in authentischer Weise festgestellt wurde, daß England eine Interessengemeinschaft mit Italien hinsichtlich der Aufrechterhaltung des status quo im Mittelländischen Meere anerkenne. Aus diesem Gefühle der Vereinsamung gegenüber den vier zielbewußten Mächten, die sich zum europäischen Friedensbündnisse gruppirt hatten oder doch, wie England, dessen Zweck billigten, erklärt sich vom völkerpsychologischen Gesichtspunkte aus der maßlose Enthusiasmus, mit dem in Frankreich die Beseitigung eines für die Eitelkeit der grande nation unerträglichen Zustandes begrüßt wurde. In Rußland wiederum glaubte man ebenfalls ein Gegengewicht gegen die Politik der mitteleuropäischen Mächte schaffen zu müssen.

Von einer solchen Auffassung der allgemeinen politischen Lage ist jedoch noch ein sehr weiter Weg bis zu einer gemeinschaftlichen Action gegen ein so festes Bollwerk wie die Tripelallianz, zumal die zu dieser vereinigten Mächte nicht wie Rußland und Frankreich geographisch von einander getrennt sind. Eine gemeinschaftliche militärische Action beider Staaten gegen Deutschland ist nach allen vernünftigen Voraussetzungen höchst unwahrscheinlich, da eine unmittelbare Bedrohung russischer Interessen durch Deutschland ausgeschlossen erscheint. So wäre, um einmal die Hypothese gelten zu lassen, ein combinirtes Vorgehen Frankreichs und Rußlands in der Weise möglich, daß das eine sich gegen Deutschland, das andere gegen Oesterreich wendet. In diesem Falle würde nun Frankreich sofort mit dem dritten Verbündeten der Tripelallianz zu rechnen haben, um so mehr als die maßgebenden Kreise in Italien sehr wohl wissen, daß der allerdings höchst unwahrscheinliche Triumph Frankreichs die Zertrümmerung der italienischen Einheit bedeuten müßte. Was andererseits den Angriff Rußlands auf Oesterreich-Ungarn betrifft, so könnte es sich dabei nur um die Aufrollung der orientalischen Frage im großen Stile handeln, eine Eventualität, durch die Englands Streitkräfte unverzüglich auf den Plan geführt werden würden.

Muß daher bis auf Weiteres angenommen werden, daß die chauvinistischen Organe in Frankreich, die panslawistischen in Rußland um so lauter sich gebärden, je ohnmächtiger sie sich fühlen, und daß wir in Deutschland der Zukunft desto ruhiger entgegensehen dürfen, je vertrauensvoller wir auf die militärischen und moralischen Machtmittel des eigenen Landes und der Bundesgenossen zählen dürfen, so kommt doch noch eine Reihe gewichtiger Argumente in Betracht, wenn die Gefahr eines Weltkrieges nach wie vor nur mit einer gewissen Skepsis ins Auge gefaßt wird. Gerade weil Rußland die Eventualität des Mißlingens nicht außer Betracht lassen darf, während in Frankreich l'année terrible unvergessen geblieben ist, werden hier wie dort auch die Consequenzen gezogen werden, die ein solcher Mißerfolg haben müßte. Um nicht in Conjecturalpolitik zu gerathen, verzichten wir darauf, diese Folgen näher bestimmen zu wollen; daß sie aber für beide Länder verhängnißvoll sein müßten, bedarf keiner

weiteren Ausführung. Vor Allem läßt sich jetzt bereits schwer absehen, wie das Eindringen der radicalen französischen Ideen in Rußland verhindert werden soll, wenn in den höchsten officiellen Kreisen anerkannt wird, daß Rußland mit der auf breitester demokratischer Grundlage beruhenden französischen Republik in eine Ideengemeinschaft getreten ist, die allerdings zunächst ein anderes Ziel erstrebt, schließlich aber doch eine völlig unerwartete Tragweite erhalten könnte. Trügen nicht alle Anzeichen, so ist in Rußland diese Gefahr bereits erkannt worden; auch könnte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, in welchem sich in Frankreich selbst die Ueberzeugung Bahn bricht, daß Rußland zwar bereit ist, die französische Politik für seine eigenen Bestrebungen im Oriente nutzbar zu machen, jedoch keineswegs gewillt ist, die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen, um die französischen Revanchepläne zu unterstützen.

So darf denn auch als gewiß gelten, daß die Kronstadter Zusammenkunft, wenn anders sie überhaupt zu irgend welchen positiven Vereinbarungen geführt hat, durchaus nicht eine gemeinsame Action gegen Deutschland zum Ziele hatte. Die russischen Staatsmänner wissen überdies sehr wohl, daß für einen Krieg gegen Deutschland Frankreich ohne Weiteres jeder Zeit zu haben wäre, so daß, um eine solche Eventualität zu erörtern, es des großen Apparates nicht bedurft hätte, der in Kronstadt unter den Auspicien des Zaren selbst aufgeboten worden ist. Dagegen wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß ein Ideenaustausch über die orientalische Frage sowohl den Russen als auch den Franzosen weit näher gelegen hat. Hier könnten die Russen den Franzosen für deren Unterstützung hinsichtlich des Kernpunktes der Frage ein Aequivalent in Aegypten in Aussicht stellen. Aus diesem Zustande der Dinge ergibt sich zunächst, daß England, obgleich dessen öffentliche Meinung vielfach daran festhält, das eigene Land sei an der Continentalpolitik nicht direct interessirt, vielmehr gezwungen ist, mit den Bestrebungen des europäischen Friedensbündnisses enge Fühlung zu erhalten. Die jüngsten Vorgänge in den Dardanellen haben denn auch gezeigt, daß England in der That durch das gemeinschaftliche Vorgehen Rußlands und Frankreichs an erster Stelle bedroht ist. Allerdings handelt es sich um eine diplomatische Action, die, falls sie zum Ziele führt, für Rußland jedenfalls erwünschter und minder gefahrdrohend ist als militärische Operationen. Die Meldung des dem englischen Cabinette nahe stehenden „Standard", daß der Sultan, im Widerspruche mit dem Berliner Vertrage, eine Vereinbarung mit Rußland getroffen habe, nach welcher die Dardanellen in Zukunft für russische Kriegsschiffe offen, für die Kriegsschiffe aller übrigen Mächte dagegen geschlossen bleiben sollten, mußte die volle Aufmerksamkeit aller Politiker in hohem Grade erregen, obgleich es wenig glaubhaft erschien, daß der Sultan gewissermaßen selbst das Todesurtheil der Türkei unterzeichnete. Nach der amtlichen türkischen Version über das zwischen der Türkei und Rußland wegen der Durchfahrt russischer Schiffe durch die Meerengen getroffene Abkommen sind jedoch die Dinge keineswegs so weit gediehen, wie das erwähnte Toryblatt behauptet. Vielmehr soll die zwischen der Pforte und dem russischen Botschafter in Constantinopel, Nelidow, erzielte Verständigung nur den Mißverständnissen ein Ende machen, die sich ergaben, wenn russische, der „Freiwilligen-Kreuzerflotte" des Schwarzen Meeres angehörende Paketboote, die den Handel zwischen Odessa und Wladiwostock am japanischen Meere versehen, die Dardanellen passirten. Wie harmlos ein solcher Zweck auch klingen mag, muß doch zunächst hervorgehoben werden, daß Wladiwostock nicht bloß einen stetig wachsenden Handel aufweist und seit dem Jahre 1871 die Endstation des sibirischen Ueberlandtelegraphen, sondern auch eine bedeutende russische Kriegshafenstadt ist. In der amtlichen türkischen Version über das zwischen der Pforte und Rußland getroffene Abkommen wird daher hervorgehoben, daß die bisherigen „Mißverständnisse" dadurch entstanden, daß die Schiffe bisweilen von Soldaten begleitete Sträflinge oder auch Rekruten an Bord führten, die für die im äußersten Osten belegenen russischen Besitzungen bestimmt waren, oder daß diese Rekruten nach Beendigung ihrer Dienstzeit auf demselben Wege wieder nach Rußland zurückkehrten. Die nunmehr getroffene Vereinbarung setzt deshalb fest, daß, so oft solche Soldaten oder Sträflinge in einem

russischen Hafen des Schwarzen Meeres eingeschifft werden, die russische Botschaft in Constantinopel davon Mittheilung an die Pforte gelangen lassen soll, welche letztere dann die Durchfahrt der Schiffe durch die Dardanellen genehmigen würde. Ebenso wird die Türkei den nach Rußland zurückkehrenden verabschiedeten Soldaten, die unbewaffnet sein müssen, auf die einfache Erklärung der Schiffscommandanten hin die Passage gestatten.

Wenn jedoch in der amtlichen türkischen Version behauptet wird, daß die bestehenden Verträge nicht nur keine Verletzung erfahren, vielmehr die jüngste Vereinbarung einfach gewisse Einzelheiten der Situation regelt, die seit vielen Jahren in Bezug auf die zur russischen „Freiwilligen-Flotte“ gehörenden Schiffe bestanden hat, so darf das allerdings nicht ohne Weiteres zugegeben werden. Anfechtbar erscheint vor Allem, daß Schiffe, welche auch Soldaten zum Transporte dienen, weil sie die Handelsflagge führen, als Handelsschiffe angesehen werden sollen. Der Hinweis, daß die Soldaten nur Gefangene transportiren oder Rekruten wären, kann schon aus dem Grunde nicht als ausreichend gelten, weil die Controlle in jedem einzelnen Falle schwierig sein wird, zumal da ausdrücklich betont wird, daß die einfache Erklärung des russischen Schiffscommandanten genügen soll. Erscheint dies bereits in Friedenszeiten nicht unbedenklich, so wären Conflicte sicherlich unvermeidlich, sobald erst die Situation eine gewisse Spannung erhalten hätte. Nach dem geltenden Völkerrechte werden zu der Kriegsmarine ausdrücklich auch diejenigen Transportschiffe gezählt, welche den Schlachtschiffen Material nachführen oder zur Beförderung von Landungstruppen oder der Truppen nach den Colonien dienen. Daher kann das zwischen Rußland und der Pforte über die Durchfahrt durch die Dardanellen getroffene Abkommen nicht ohne Weiteres bestimmen, daß Schiffe mit Militärs an Bord, weil sie die Handelsflagge führen, als Handelsschiffe angesehen werden sollen, zumal in gewissen Zeiten die Versuchung nicht gering sein könnte, außer Rekruten und „Soldaten, die Gefangene transportiren“, auch andere Soldaten durch die Dardanellen befördern zu lassen.

In einem Artikel der „Hamburger Nachrichten“, von dem wohl mit Fug angenommen wurde, daß er die Auffassung des Fürsten Bismarck widerspiegele, wurde ausgeführt, Rußland, wenn es sich über die Beschlüsse des Pariser Friedens hinweggesetzt haben sollte, könne sich darauf berufen, daß auch der Berliner Vertrag zu Ungunsten Rußlands unter stillschweigender Duldung und Zustimmung verschiedener Mächte durch Bulgarien verletzt worden sei. Allerdings muß in diesem Zusammenhange betont werden, daß die Gesammtheit der Mächte, welche den Pariser Friedensvertrag unterzeichneten, nicht für die Verletzung des Berliner Vertrages durch Bulgarien verantwortlich gemacht werden könnte, selbst wenn diese Verletzung „unter stillschweigender Duldung und Zustimmung verschiedener Mächte“ erfolgte, um so weniger, als Rußland im Stande gewesen wäre, die Wiederherstellung des Berliner Vertrages mit den geeigneten Mitteln durchzusetzen. Der Artikel der „Hamburger Nachrichten“ enthält noch eine ganze Reihe beachtenswerther Betrachtungen, deren Richtigkeit ohne Weiteres einleuchtet. Daß Rußland naturgemäß danach strebt, die südliche Haupteinfahrt in sein Inneres zu erlangen und, bis dieses Ziel erreicht ist, den Eingang wenigstens für seine Kriegsschiffe durch die Dardanellen zu sichern, ist nicht das einzige Moment, welches in Betracht kommt. Vielmehr würde Rußland sich durch die Erlangung des Durchfahrtsrechtes auch bedeutsame strategische Vortheile verschaffen. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß alle diese Möglichkeiten noch in weiter Ferne liegen, da die „Enthüllungen“ des „Standard“ allem Anscheine nach zunächst bezweckten, als Schreckschuß zu wirken. Gerade weil Rußland, wenn lediglich die eigenen Kriegsschiffe in Friedenszeiten die Dardanellen passiren könnten, Constantinopel im Bereiche seiner Kanonen haben würde und in jedem Augenblicke mit starker Flotte im östlichen Mittelmeere und vor dem Suezcanale, dem Wege nach Aegypten und Indien, zu erscheinen im Stande wäre, darf angenommen werden, daß England eine Eventualität zu verhüten wissen wird, die für seine Machtstellung geradezu ver-

hängnißvoll werden könnte. Deshalb wird auch betont, daß England, welches in den Dardanellen ebenso wie in Aegypten seinen asiatischen Besitz vertheidigen zu müssen glaubt, im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge gewiß nicht geneigt sein wird, die Räumung Aegyptens in absehbarer Zukunft in Aussicht zu stellen.

Hier liegt auch der Fehler in den Berechnungen Frankreichs, welches die russische Politik in Constantinopel unterstützt, um selbst in Aegypten ein Aequivalent zu erhalten. Muß doch selbst der geringste Erfolg der russischen Politik in der Orientfrage der englischen Regierung die Gefahr zeigen, die mittelbar ihren asiatischen Besitzungen droht, so daß es erst recht geboten erscheint, Aegypten zu behaupten. Andererseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Englands Interessen vorzugsweise berührt werden, während Deutschland keinerlei Veranlassung hat, sich in der einen oder der anderen Richtung bei einem Conflict zwischen Rußland und England zu engagiren, so lange der casus foederis, der sich aus dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien ergibt, nicht eintritt. Dagegen hat die erste gemeinsame diplomatische Action Rußlands und Frankreichs nach der Kronstadter Zusammenkunft von Neuem gezeigt, wie die Mächte der Tripelallianz in der That die friedlichen Bestrebungen in Europa repräsentiren, während die friedenstörenden Elemente anderwärts gesucht werden müssen. Nicht minder werden jetzt auch die Anhänger des laisser faire auf dem Gebiete der hohen Politik in England, zum Theil wenigstens, überzeugt werden, wie verfehlt es wäre, den Tendenzen des Dreibundes entgegenzuwirken. Das französisch-russische Einvernehmen braucht nur zum ersten Male in die Erscheinung zu treten, um sogleich die berechtigten Empfindlichkeiten Englands hervorzurufen, während Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien in ihrer abwartenden Stellung beharren dürfen. Für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens ist dies ein höchst erfreuliches Symptom; denn es zeigt, daß im Ernstfalle, bei dem die russische Orientpolitik vermuthlich eine große Rolle spielen wird, die englische Flotte die gewaltigen Machtmittel der Tripelallianz verstärken würde. Diese Wahrnehmung kann auch den Staatsmännern Rußlands und Frankreichs nicht entgehen.

Wie wenig die Franzosen selbst, trotz ihrer seit der Kronstadter Flottenzusammenkunft geflissentlich zur Schau getragenen Siegeszuversicht, an einen unmittelbaren Erfolg ihrer Revanchepolitik glauben, ergibt sich aus den Versuchen, bald mit Spanien, bald mit Italien, ungeachtet aller früheren Fehlschläge, Fühlung zu gewinnen. Die Ankündigungen französischer Organe, nach denen Spanien bereit wäre, seine Zurückhaltung aufzugeben und mit Frankreich und Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen, erfuhren freilich unverzüglich eine scharfe Abfertigung von competenter spanischer Seite. Für Jeden, der die auswärtige Politik der spanischen Regierung auch nur einigermaßen zu beurtheilen vermag, konnte es denn auch von Anfang an keinem Zweifel unterworfen sein, daß ein Staatsmann von der hohen Bedeutung Canovas' del Castillo die Interessen seines Landes sicherlich nicht den Wünschen der französischen Chauvinisten unterordnen würde.

Was andererseits Italien betrifft, dessen treues Festhalten an dem europäischen Friedensbündnisse unlängst in der geraume Zeit vor dem Ablaufe des alten Vertrages vollzogenen Erneuerung der Tripelallianz zum charakteristischen Ausdrucke gelangt ist, so empfiehlt es sich, die von den französischen Widersachern versuchte Taktik zu zergliedern. Da die Letzteren sich nachgerade überzeugen mußten, wie aussichtslos es sei, bei der italienischen Regierung selbst ihre Hebel anzusetzen, gehen ihre Bemühungen dahin, die italienischen Radicalen immer wieder zu einem Ansturme gegen das Ministerium zu veranlassen, mag dieses von Crispi oder, wie augenblicklich, von dem Marchese di Rudini geleitet werden. Die öffentliche Meinung in Italien soll für Frankreich günstiger gestimmt werden, wobei den französischen Chauvinisten nur das Mißgeschick widerfährt, daß die französischen Kammern mit ihrer ausgeprägten Schutzzollpolitik die italienischen Interessen auf handelspolitischem Gebiete auf das Empfindlichste verletzt haben. Mit ihrem gesunden Menschenverstande, dem Erbtheile der Italiener, sehen diese trotz allen volltönenden Worten der Franzosen klar genug, welche Bedeutung sie

dem Liebeswerben ihrer Nachbarn auf der anderen Seite des Mont Cenis beimessen dürfen. Die italienisch-französische Verbrüderung, die bei Gelegenheit der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals in Nizza geplant ist, erscheint gleichfalls wenig geeignet, in den wirklichen Beziehungen Frankreichs zu Italien Wandel zu schaffen. Wenn jemals eine derartige Feier den vollendeten Stempel der Unwahrheit getragen hat, so ist es diese Denkmalsenthüllung in Nizza, der Geburtsstadt des italienischen Nationalheros, der es bis zu seinem Tode nicht verzeihen konnte, daß Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten worden sind. Wenn der Irredentismus der Italiener jemals eine berechtigte Form angenommen hat, so war es diejenige, in welcher Garibaldi, der seinem Vaterlande ganze Provinzen erobern half, die Rückkehr seiner Geburtsstadt zu Italien ersehnte. So fehlt es denn auch nicht an vollgültigen Zeugnissen, aus denen erhellt, daß Garibaldi die seiner Vaterstadt zugefügte Schmach niemals vergessen hat. Um den Franzosen die Feier in Nizza annehmbarer zu machen, weisen die Radicalen jenseits der Vogesen darauf hin, daß Garibaldi zwar bis zum Sturze Napoléon's III. mit den „Preußen" sympathisirt, daß er dann aber sein volles Interesse der französischen Republik zugewendet habe.

Nun veröffentlichen aber gerade französische Blätter, nachdem Emile Ollivier im Pariser „Figaro" die ganze Feindseligkeit Garibaldi's gegenüber Frankreich authentisch erwiesen hat, Schriftstücke, die keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß jener auch nach dem 4. September kein Freund der Franzosen gewesen ist. Nahm Garibaldi an dem Feldzuge Theil, so war das eben eine der zahlreichen Thorheiten des alten condottiere, der die Herausgabe von Nizza und Savoyen an Italien als Siegespreis erhoffte und sich durch höchst unklare Vorstellungen über die Freiheitsbestrebungen der französischen Republik leiten ließ. „Unser Ziel ist nicht," schrieb Garibaldi am 11. September 1870, „die deutschen Brüder zu bekämpfen, das Werkzeug der Vorsehung, um die Tyrannei niederzuschlagen, sondern die Aufrechterhaltung der Republik, welche das einzige Mittel zur Sicherung des Friedens und des Wohlstandes der Nation ist." Als dann diese „friedliche" Republik unter dem Vorwande, die nur in der Phantasie der Franzosen existirenden wilden Horden der Krumirs zu züchtigen, Tunesien besetzte, welches recht eigentlich zur italienischen Interessensphäre gehörte, verhehlte Garibaldi keineswegs seine tiefe Entrüstung über diesen Gewaltstreich. „Eure Pfaffenrepublik" (La vostra Repubblica a calotte) schrieb er, „wird Niemanden mehr täuschen. Die Liebe und Verehrung, die ich für sie hegte, haben sich in Verachtung verwandelt. Euer tunesischer Krieg ist eine Schmach. Ihr ließet euch eine niedrige Handlungsweise zu Schulden kommen. Die vollzogene Thatsache anerkennen, verdiente Verachtung."

Es gehört ein hoher Grad politischer Hypocrisie dazu, dem Manne, welcher die Franzosen in dieser Weise brandmarkte, gerade in Nizza zu huldigen. Die französische Regierung will sich sogar bei der Feier officiell durch den Finanzminister Rouvier vertreten lassen; man ist eben edelmüthig in Frankreich. Allerdings werden die Italiener nicht ermangeln, bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, daß Garibaldi, als er, in die Nationalversammlung von Bordeaux gewählt, in derselben seinen Sitz annahm, nach seiner ersten Meinungsäußerung derartig mit Beleidigungen überhäuft wurde, daß er, aufs Tiefste gekränkt, sein Mandat niederlegte. War er doch in den Augen der Franzosen ein Verräther, da er, nach der Vernichtung der Armee Bourbaki's, Dijon geräumt hatte.

Literarische Rundschau.

Ein neues französisches Werk zur Preußischen Geschichte.

E. Lavisse, La Jeunesse du Grand Frédéric. Paris, Hachette & Cie. 1891.

In den letzten zehn Jahren haben sich nicht wenige französische Historiker dem Studium der Preußischen Geschichte zugewendet. Zumeist sind es Schüler von Professor Ernest Lavisse, die in dieser Beziehung den Wegen nachgegangen sind, welche zuerst ihr Lehrer, einer der beliebtesten Geschichtschreiber des heutigen Frankreichs, eingeschlagen hat. Im Jahre 1885 erschienen die „Études sur l'histoire de Prusse“, in denen Lavisse den Versuch machte, die innersten Gründe für den so überraschend schnellen Aufschwung Preußens zu erforschen; als besonders gelungen wird man den Versuch nicht bezeichnen können, doch wurde das Buch, um seiner schriftstellerischen Vorzüge willen, von der französischen Akademie mit dem Preise bedacht. Es folgten die „Essais sur l'Allemagne impériale“ und 1888 die Schrift „Trois empereurs d'Allemagne“, Arbeiten, in denen mit Verständniß und meist auch ohne Vorurtheil die preußische und deutsche Entwickelung gewürdigt wird. Das neueste, jetzt vorliegende Werk des Pariser Professors beschränkt sich, anders als die früheren Schriften, auf einen einzelnen Abschnitt der Preußischen Geschichte, es bietet eine sehr eingehende Darstellung der Jugendzeit Friedrich's des Großen; es gibt sich als ein wissenschaftliches Werk, aber als ein solches, das sich nicht bloß an den Fachmann, sondern an alle Gebildeten wendet. Die Lectüre des in der Form vortrefflich gelungenen Werkes gewährt einen wirklichen Genuß; kein Zweifel, daß das Buch große Verbreitung, und wohl nicht bloß in Frankreich, finden wird.

Mit der ganzen Kraft französischer Darstellungskunst und zugleich mit feiner psychologischer Beobachtung schildert Lavisse den Conflict zwischen Vater und Sohn. Aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihrem innersten Wesen sucht er nachzuweisen, daß der Zwiespalt mit Nothwendigkeit eintreten mußte. Die Keime des Zerwürfnisses findet er in dem fest ausgeprägten, jede andere Eigenart verwerfenden Wesen Friedrich Wilhelm's I. und in der Erziehung des Kronprinzen, die, wider den Willen des Vaters, nicht bloß eine militärisch-politische (durch Finckenstein und Kalkstein) ist, sondern zugleich eine humanistisch-litterarische durch den vom Vater verkannten Duhan und indirect durch dessen Lehrer Naudé und La Croze, d. h. also durch französische Refügiés. Auch hier findet Lavisse, wie schon früher in den „Études“, Gelegenheit, seine Lieblingsanschauung von der bestimmenden (gewiß überschätzten) Einwirkung der französischen Refügiés auf die Entwickelung des preußischen Staates hervorzuheben. Um den Conflict ins Leben zu rufen und ihn zu verschärfen, tritt weiter hinzu der verhängnißvolle Einfluß der Mutter auf den Kronprinzen. Sie ist es, die den Prinzen gegen den Vater einnimmt, die durch fortdauernde leidenschaftliche Klagen, durch ihr charakterloses, unstetes Gebahren, durch den „hannoverschen“ Hochmuth, mit dem sie

auf das Treiben und auf die Lieblingsneigungen des Königs herabblickt, in dem Sohne die Keime des Gegensatzes fortentwickelt; sie gewöhnt ihn, den Urtheilslosen, daran, grundsätzlich Alles, was vom Vater ausgeht, zu verwerfen, zu verachten, zu verhöhnen; sie lehrt ihn auch, während der Vater abwesend ist, den Genuß verbotener Freuden kennen. Auch Lavisse sucht, wie seine Vorgänger in der Forschung, die Verschuldung zu theilen zwischen Vater und Sohn; aber mehr noch als ihnen Beiden wird der Welfin, der preußischem Wesen fremden Frau, die unheilvolle Verschärfung des Conflicts zur Last gelegt. Den schwersten Fehler des Prinzen findet Lavisse — ähnlich wie Koser, der sonst manches anders auffaßt — in seiner Verbindung mit den fremden Diplomaten, mit den Gegnern der Politik des Vaters. Ob der Plan, eine revolutionäre Hofpartei zu bilden, eine Verschwörung gegen den Vater zu stiften, wirklich dem Prinzen zugeschrieben werden kann, das scheint auch Lavisse nicht bestimmt bejahen zu wollen. Die Berichte der französischen Gesandten, welche der Verfasser hier benutzt, sind schwerlich ganz zuverlässige Quellen; die Gesandten haben wahrscheinlich manche in der Erregung gefallenen Worte zu einem wohl überdachten Plan aufgebauscht.

In dem Conflict zwischen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sieht Lavisse die entscheidende Krisis des preußischen Staates. Es handelte sich, nach ihm, nicht bloß um persönliche Differenzen, sondern um die wichtige Frage, ob die einseitig militärische Richtung des Vaters oder die einseitig literarische des Sohnes in Preußen zur Herrschaft kommen sollte. Der Kampf schließt mit einer Versöhnung der beiden Bestrebungen. Das Militärwesen und die allgemeine Bildung sind fortan die zwei Grundkräfte, auf denen das schnelle Erstarken des preußischen Staates beruht. Das Ergebniß des Conflictes faßt Lavisse in den Worten zusammen: „Le prince royal, vaincu par son père, apprend qu'il est né non pour les lettres, mais pour l'action et le commandement . . . Frédéric mêle à l'étude des lettres celle de la politique; c'est la veille du règne.“

Vergleicht man Lavisse's Darstellung mit dem fünf Jahre zuvor erschienenen Werke von R. Koser, „Friedrich der Große als Kronprinz“, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Buch von Koser wissenschaftlich höher steht. In neuen Forschungen und neuen Ergebnissen, in der kritischen Abwägung des Werthes der einzelnen und der Verwendung unbekannter Quellen, in der Richtigstellung früherer Irrthümer, in alle dem ist der deutsche Forscher dem französischen weit überlegen. Ganze Capitel bei Lavisse beruhen auf Koser's exacten Untersuchungen; sie hätten ohne diese kaum geschrieben werden können. Koser ist knapper, vorsichtiger, zurückhaltender; Lavisse wirkt mit vollen kräftigen Tönen, mit schwungvoller Rhetorik. Wo Koser mit fein überlegter Selbstbeschränkung nur andeutet, wo er skizzirt und zeichnet, da schildert Lavisse in breiter malerischer Ausführung und gestaltet mit großer plastischer Kunst. Auch bei Koser hat die äußere Form ihre bedeutenden eigenartigen Vorzüge; aber daneben wird man doch mit reicher Befriedigung auch das Buch von Lavisse zur Hand nehmen.

Besonders gelungen erscheint die Zeichnung Friedrich Wilhelm's, das Capitel „Le père du Grand Frédéric“, welches durch vorangegangene Veröffentlichung in der „Revue des deux mondes“ bereits weiten Kreisen bekannt geworden ist. Bei einem Franzosen muß es doppelt rühmend anerkannt werden, wenn er, einzelne harte Urtheile ausgenommen, dem schwierigen und so völlig unfranzösischen Charakter Friedrich Wilhelm's gerecht zu werden versucht hat, wenn er mit solchem Verständniß die außerordentliche Bedeutung gerade dieses Königs für die Entwickelung und für das Wesen des preußischen Staates hervorzuheben weiß. Die Abschnitte über die Verwaltung, über das Beamtenthum, über das Heer und das Generaldirectorium möchte ich zu dem Besten rechnen, was über Friedrich Wilhelm I. und seinen Einfluß auf Preußen gesagt worden ist. Nicht daß neue Thatsachen, neue Forschungen von Lavisse gegeben werden (im Gegentheil, er betont mehrfach, wie er besonders von den Arbeiten Schmoller's abhängig sei), vielmehr deshalb erscheinen diese Ausführungen beachtenswerth, weil kaum an anderer Stelle mit so treffenden Worten, in so wuchtiger,

markiger Sprache das Preußen Friedrich Wilhelm's I. charakterisirt worden ist. (Vgl. S. 49—78 des Buches.)

Diesen Vorzügen stehen allerdings auch erhebliche Mängel gegenüber. Es ist hier nicht der Platz, mit Lavisse kritisch abzurechnen. Nur eins mag erwähnt sein. Die Berichte der französischen Gesandten am preußischen Hofe bilden für manche Abschnitte die Hauptquelle des Verfassers, der er fast blindlings folgt; diese Berichte aber sind in hohem Grade einseitig und parteiisch und geben vielfach ein ganz schiefes Bild.

Mit Bedauern muß auch darauf hingewiesen werden, daß selbst Lavisse, einer der höchstgeachteten Geschichtsschreiber und Gelehrten Frankreichs, trotz vielfacher Anerkennung preußisch-deutschen Wesens, sich doch nicht ganz frei zu halten vermocht hat von Beeinflussung durch die Tagespolitik. Selbst Lavisse muß zuweilen der französischen Eifersucht und der Nationalfeindschaft einigen Tribut zahlen. So wird z. B. als politischer Grundsatz des jungen Friedrich die „Verachtung jedes menschlichen und jedes göttlichen Gesetzes" angeführt, ein ander Mal das Bestreben, durch scheinheilige Reden von angeblichen Rechtsansprüchen den wahren Kern, die preußische Ländergier, zu verhüllen. Bei diesem „ton prussien très particulier" ist dann hinzugefügt, daß man hier aus des jungen Kronprinzen Munde die Reden des Herrn v. Bismarck und Wilhelm's I. zu hören glaube. — Doch glücklicherweise einen Trost, eine Genugthuung weiß Lavisse seinen Landsleuten zu bieten: er weissagt ihnen als rückwärts schauender Prophet den baldigen Untergang Preußens. Denn, so führt er, der Historiker, aus, die hervorragenden persönlichen Eigenschaften Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. hätten zwar vermocht, so überraschend schnell aus dem kleinen Königthum den großen Militärstaat, jetzt die erste Macht Deutschlands und Europa's zu schaffen; aber die Geschichte lehre, wenn die Kräfte, die den Staat groß gemacht, überspannt werden und zu weit in die Ferne wirken, daß dann gewöhnlich auch die Reaction, die Katastrophe ganz nahe sei. Seinen Landsleuten mag dieses historische Gesetz als willkommener Trost genügen. Aber dem gelehrten Kenner preußischer Geschichte kann die Schwäche seiner Argumentation doch nicht unbemerkt geblieben sein. Wohl hat er recht, daß die persönlichen Eigenschaften Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. Preußens Größe sehr befördert haben; wohl auch recht damit, daß solche rein persönlichen Kräfte nicht auf ewig einen Staat erhalten können, daß ihrer überspannten Anwendung ein Gegenstoß, eine Katastrophe folgen muß. Aber diese Katastrophe, sie **wird** nicht in nächster Zeit erfolgen, wie Lavisse seine Landsleute hoffen läßt, sie ist vielmehr längst erfolgt, schon vor fünfundachtzig Jahren, im Jahre 1806. Das heutige Preußen und Deutschland hingegen beruht nicht mehr, wie Lavisse annimmt, ausschließlich auf den gleichen Kräften wie das Preußen des 18. Jahrhunderts. Auch hier hat Lavisse, ebenso wie an anderen Stellen, sein Urtheil zu sehr verallgemeinert. Was der Geschichtsforscher ganz richtig für das 18. Jahrhundert, für Altpreußen fand, das hat der Politiker ohne Weiteres auch auf den heutigen Staat übertragen.

Zwei Seelen streiten in der Brust des Verfassers, sie reißen nach entgegengesetzten Seiten ihn fort. Hier der Gelehrte, der die grundlegenden deutschen Forschungen zu würdigen und trefflich zu verwerthen weiß, der Historiker, der klar erkennt, daß die gewaltigen Erfolge Preußens doch nicht bloß durch Lug und Betrug, sondern auch durch ungewöhnliche Tugenden gewonnen sein müssen; — dort der Franzose, der Politiker, der heute herrschende Tagesanschauungen auf seine Darstellung einwirken läßt, der die scharfen Aeußerungen in parteiischen französischen Gesandtschaftsberichten ohne Einschränkung wiederholt und ihnen breiten Raum zuweist. Indem auch Lavisse nicht zu rein wissenschaftlicher, ganz vorurtheilsfreier Geschichtsbetrachtung sich zu erheben vermochte, hat er den Werth seines Buches vermindert. Seine ausgedehnte Kenntniß der deutschen Literatur und seine glänzende schriftstellerische Begabung hätten sonst wohl ein allseitig gelungenes Werk hervorbringen können.

Berlin. Albert Naudé.

γ. **Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger.** Von Ludwig von Hirschfeld. Zwei Bände. Leipzig. Dunker & Humblot. 1891.

Der am 28. Februar 1823 in Ludwigsluft geborene, am 7. März 1842 zur Regierung gelangte und am 15. April 1883 gestorbene Großherzog Friedrich Franz II. hat in der deutschen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, so daß eine Beschreibung seines Lebens schon aus diesem Grunde gerechtfertigt war. Es gesellt sich aber zu dem allgemeinen Gesichtspunkt noch der besondere, daß wir in dem Großherzog einen vortrefflichen, durch und durch deutsch und fromm gesinnten Mann zu verehren haben, dessen Charakterbild bei Niemandem eines sympathischen Eindrucks verfehlen kann. Das Buch L. v. Hirschfeld's ist mit Benutzung des besten Materials (der Staatsacten, Tagebücher und Briefe) gearbeitet und in würdigem, durchaus objectivem Tone gehalten; die Sprache ist schlicht und doch schön. Bedauerlich will uns nur erscheinen, daß der Verfasser, welcher so vortrefflich zu erzählen versteht, es unterlassen hat, am Schlusse des Ganzen einen zusammenfassenden Rückblick auf das Leben, die Thaten und Gesinnungen des Großherzogs zu werfen; so harmonisch der im christlichen Geist ertragene Tod das ganze Leben abschloß, so ergreifend also auch die Schilderung dieses Todes wirkt, so vermißt doch der Leser, daß nicht die Summe aus all den vielen Einzelheiten gezogen wird. Wenn wir unsererseits einige Hauptzüge hervorheben sollen, so war Friedrich Franz II. schon 1848 ein treuer Anhänger Preußens; als die ersten Sturmvögel der Revolution kreischend aufflogen, schrieb er an Friedrich Wilhelm IV.: „auf Preußens Adler steht unser Vertrauen!" Dagegen war er ein Gegner des repräsentativen Systems und hielt dafür, daß die „constitutionelle Schablone", welcher er sich freilich zunächst auch fügen mußte, an sich falsch sei und das erwartete Heil nicht bringen werde: er war deshalb auch bei den Dresdener Conferenzen gegen die Gewährung einer repräsentativen deutschen Volksvertretung, und in den bekannten Streitigkeiten, welche vor und nach 1870 über die Reform der mecklenburgischen Verfassung entbrannten, war seine Meinung die, daß die zu schaffende Volksvertretung nicht auf allgemeinen Wahlen beruhen, sondern aus dem Großgrundbesitz, den Städten und den Bauern hervorgehen sollte, wobei die Grundbesitzer, die Magistrate und Stadtverordneten und die Gemeindevorstände mit dem Wahlrecht zu betrauen seien (II., 318). An einer Reform der Verfassung aber hat er sein Leben lang mit Treue und Redlichkeit, obschon ohne Erfolg, gearbeitet. Wie ernst es ihm mit seinem deutschen Patriotismus war, das sieht man daran, daß er, welcher sonst stets der Eigenart seines Landes sorgfältig Rechnung trug, doch in allen militärischen Fragen für eine einheitliche Organisation und ein bedingungsloser Anhänger des preußischen Heerwesens war (II, 17), dessen Fortschritten er, von Hause aus zum Soldaten geboren, mit steter Aufmerksamkeit folgte; es konnte bei seinem Eifer für das Kriegswesen vorkommen, daß er in einem Jahr an fünf verschiedenen Manövern theilnahm (II, 19). Die kriegerischen Leistungen des Großherzogs 1866 und 1871 werden uns von Hirschfeld gutentheils nach den persönlichen Niederschriften und Briefen des Fürsten erzählt, wobei dessen Persönlichkeit durchweg ins beste Licht tritt. Er war wohlwollend, von gleichmäßigem Benehmen, meist ernst, aber ohne Kälte, zu Zeiten auch heiter und für Scherz empfänglich (II, 280). Die persönliche Tapferkeit brachte ihn mehr als einmal in Lebensgefahr: auch die schwersten Befehle, deren Ausführbarkeit er innerlich bezweifelte, nahm er ohne ein Zeichen von Sorge kaltblütig in Angriff. Seine beste Stütze war die Religion: als er 1870 sich unter tiefer Gemüthsbewegung von seiner dritten Gemahlin trennte (II, 254), da gab er ihr als Mittel zur Ueberwindung des Schmerzes den Rath: „Bete und arbeite!" und sein letztes Wort (II, 394), während man ihm den Choral sang: „Jesus, meine Zuversicht!" war: „Zuversicht!" Alles in Allem ist er ein echter deutscher Fürst von gutem Schrot und Korn gewesen, und die Geschichte wird stets seinen Namen denen der Paladine unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. anreihen.

εγ. **Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben.** Zweiter Theil: Leopold von Ranke, die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Von Dr. Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Berlin, W. Hertz. 1891.

Schon vor einigen Jahren hat Ottokar Lorenz im ersten Theil seines Buches „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" den Sturmlauf gegen die übliche Eintheilung der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit unternommen, an Stelle deren er die Eintheilung nach Generationen zu setzen, vorschlug. Jetzt kommt er auf diesen Punkt zurück, und er thut es in Form einer fast enthusiastisch zu nennenden Analyse von Ranke's historischen Principien. Vollständig pflichtet er Alfred Dove bei, welcher Ranke hinsichtlich der Ursprünglichkeit und Allseitigkeit seines Geistes mit Goethe verglichen hat. Gegenüber der großen Auffassung, welche Ranke von der Geschichte hatte, nehmen sich nach Lorenz die Kleinigkeitskrämer sehr ärmlich aus, welche das Mittelalter — denn hier eben fehlte Ranke's Führung — zum Tummelplatz ihrer „müßigen Untersuchungen" wählten: durch solche Quisquilien wurde der historische Blick nur abgestumpft, und Lorenz betrachtet es deshalb als ein wahres Glück, daß Sammelstätten solcher Nichtigkeiten wie die „Forschungen zur deutschen Geschichte" eingegangen sind. Was die überlieferte Form der Eintheilung der Geschichte in drei Perioden angeht, so sucht Lorenz ihre Sinnlosigkeit von neuem — namentlich durch eine Polemik gegen Heinrich von Eicken's „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" — zu erweisen: gerade weil auch dieses von ihm als „umfassend und vortrefflich" bezeichnete Werk es nicht zu Stande bringe, den Begriff des Mittelalters zu retten, so sieht Lorenz denselben als endgültig verloren an. Besonderes Gewicht legt er darauf, daß Ranke in seiner Weltgeschichte von dem Begriff Mittel-

alter absieht, insofern er „eine tausendjährige Unterbrechung der Cultur“ vom universalhistorischen Standpunkt aus nicht gelten läßt. Ranke nimmt nach Lorenz anstatt des überlieferten Schemas vielmehr an, daß der weltgeschichtliche Fortschritt sich in Generationenreihen vollziehe, deren Dauer Lorenz — Vater, Sohn und Enkel auf dem Höhepunkt ihres Wirkens in Anrechnung bringend — je auf etwa hundert Jahre ansetzt. Lorenz sucht die Richtigkeit dieses Eintheilungsgesetzes (S. 211 ff.) für das Mittelalter in einer geistvollen Erörterung nachzuweisen. Wir können indeß auf Weiteres an dieser Stelle nicht eingehen und bemerken nur, daß aus jenen Worten Ranke's doch noch nicht gefolgert werden kann, er habe den Begriff des Mittelalters deshalb ganz verworfen, weil er die Gleichstellung des Mittelalters mit einer „tausendjährigen Unterbrechung der Cultur“ ablehnte. Gewiß endlich wird das Buch von Lorenz die wohlthätigste Anregung hervorbringen und manchem alten Schlendrian, manchen hergebrachten schiefen Ansichten ihr Ende bereiten: daß es aber mit seiner Haupttendenz durchdringt, möchten wir noch bezweifeln.

ξ. **I migliori libri italiani consigliati da cento illustri contemporanei.** Milano, Ulrico Hoepli. 1892.

Hoepli theilt „dem Leser“ mit, seine Absicht sei gewesen, ein Buch herzustellen, das, ohne Gedanken an buchhändlerische Speculation, die Blüthe der italienischen Literatur enthielte. Er weist auf ähnliche Unternehmungen in England und Deutschland hin. Mit Hülfe des Bibliothekars Giuseppe Fumagalli wurden dann die „drei Fragen“ redigirt, welche an hundert ausgezeichnete Schriftsteller versandt, die 100 Antworten ergaben, aus deren Mittheilung die erste Abtheilung des Buches besteht. Diese drei Fragen lauten: 1. welche Werke auf den Empfänger der drei Fragen den tiefsten Eindruck gemacht; 2. welche am geeignetsten für einen jungen Mann von guter Erziehung erscheinen; 3. welche Bücher für einen jungen Mann die besten seien, der eine bestimmte Carrière einzuschlagen beabsichtigte. In der zweiten Abtheilung des Buches ist aus dem Inhalte aller Antworten ein systematischer Katalog mit Preisangabe hergestellt, in der dritten ein allgemeiner alphabetischer Katalog gegeben worden. Im Ganzen sind die Werke von etwa tausend Autoren so systematisirt worden, gewiß zum Nutzen derer, welche als junge Leute ohne fachmännische Bildung sich für eine Lebensaufgabe selbständig vorbereiten wollen.

Die in der ersten Abtheilung gegebenen Beantwortungen der drei Fragen und Urtheile über Bücher und Autoren gehen von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus. Rodolfo Lanciani, Professor der römischen Topographie an der Universität zu Rom, gibt kurz und ohne Weiteres nur die Werke von vier Autoren an, welche die für sein Fach neueste Literatur enthalten. Nicht also die besten Bücher, welche über die Sache handeln, sondern die, welche die brauchbarsten bibliographischen Mittheilungen geben. Die Antwort entspräche also nur etwa der dritten Frage. Ruggiero Bonghi gibt für 1. Plato, Thukydides und Aristoteles an; für 2. Manzoni, Dante, De Amicis, Carducci; für 3. eine gute Uebersetzung der Methaphysik des Aristoteles. Salvatore Farina gibt für 3. folgenden Rathschlag: Keiner solle Schriftsteller werden, der sich nicht in unabhängiger Lebensstellung befinde. Den „Unverbesserlichen“ empfehle er Dickens, Sandeau, Victor Hugo, den älteren Dumas, Manzoni als Muster. Außerdem zum Lesen La Bruyère, Pascal, Chamfort, Alibert, Jubert. Angelo de Gubernatis beginnt für 1. die Reihe mit den Uebersetzungen des Canonicus Christoph Schmidt, geht über auf Ignazio Cantù, Parravicini, Lambruschini, Collodi und Ida Baccini, lauter Autoren seiner frühesten Kinderlectüre; läßt für seine reifere Jugend Plutarch, Alfieri, Benv. Cellini, Alfieri, Baretti, Carlo Botta, Cesare Cantù, Silvio Pellico, Manzoni, Shakespeare, Schiller und Vinc. Gioberti folgen und sagt, später hätten die Ricordi von Massimo d'Azeglio den größten Eindruck auf ihn gemacht. Mantegazza gibt folgende Auskunft: für 1. das große Buch der Natur; für 2. das große Buch der Natur; für 3. das große Buch der Natur. Costantino Nigra, Botschafter in Wien, verdankt das Meiste der Uebersetzung der Biographien des Plutarch, dem Verkehre mit Camillo di Cavour und dem Corpus juris des Justinian. Giosuè Carducci antwortet folgendermaßen. Auf 1. die Frage scheint mir zu allgemein gehalten, als daß sie scharf beantwortet werden könnte. Ich nenne Dante und Petrarca; auf 2. wüßte nichts zu sagen; auf 3. für Literaturgeschichte, überhaupt für historische Kritik kommt es weniger auf Bücher als auf Methode an. Bei Dichtung und Prosa-Schriftstellerei folge man seinem Instincte. Soll ich Bücher empfehlen, so muß ich vorher wissen, wie derjenige beschaffen sei, und welche Lebenspläne er habe, dem sie dienen sollen, und selbst wenn ich das wüßte, würden mir Rathschläge sehr bedenklich erscheinen.

Uns will scheinen, als hätte der Unternehmer dieses nachträglich erst gelieferte und deshalb die letzte Stelle einnehmende Votum des größten unter den heute lebenden italienischen Dichtern und Schriftstellern zum Motto des Buches machen sollen.

ξ. **Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa.** Von Prof. Dr. H. Nabert. Glogau, Carl Flemming.

Die Karte, von der bis jetzt drei Sectionen vorliegen, ist ein sehr verdienstliches Unternehmen. Es ist von Wichtigkeit, daß das Bild, welches das heutige Deutschland darbietet, allen Schichten des Volkes klar und deutlich vor Augen stehe. Übersichten dieser Art, verbunden mit anderen von anderen Gesichtspunkten aus aufgenommenen (Religion, Bevölkerungsdichtigkeit, Hauptzweige der Production), sollten die Wände unserer Schulzimmer bedecken und den Kindern zeigen, wie das Vaterland beschaffen sei, das sie unter den Füßen haben. Nabert's Karte macht auch, was die zur Bezeichnung der Sprachen ausgewählten Farbentöne anlangt, einen vorzüglichen Eindruck.

λμ. **Grundriß der Schulhygiene.** Für Lehrer und Schulaufsichtsbeamte zusammen-

gestellt von Otto Janke. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Dies außerordentlich praktische, mit steter Rücksicht auf das Erreichbare abgefaßte Werkchen handelt vom Bauplatz, vom Schulgebäude, von den Nebenanlagen, vom Schulzimmer und seiner Ausstattung und vom Unterricht; ein Anhang gibt eine Maßtabelle für Schulbänke. Es ist trotz des geringen Umfanges (96 S.) nichts Wesentliches vergessen; es ist auch kaum eine Forderung gestellt, über deren Nothwendigkeit nicht ziemlich alle Autoritäten einig wären. Ein vorzüglicher Rathgeber für die Betheiligten!

μλ. **Hauswirthschaftliche Chemie.** Die Lehren und Fortschritte der Chemie in ihrer Anwendung auf das Hauswesen. Leichtfaßlich dargestellt für gebildete Leser von Dr. G. Heppe. Dritte verbesserte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

In der Vorrede zur ersten Auflage dieses Werkchens von 1881 erwähnt der Verfasser, ihm sei nicht bekannt, daß es irgend ein Buch gebe, welches die Anwendung der Chemie auf das Hauswesen lehre. Das ist zu bedauern, denn aus den weitverbreiteten „Chemischen Bildern aus dem Alltagsleben“ von Johnstone, bereits 1855 ins Deutsche übersetzt und erst kürzlich von Dr. Dornblüth neu bearbeitet, sowie aus dem „Chemischen Koch- und Wirthschaftsbuch“ von Dr. H. Klencke hätte er für die Behandlung seines Stoffes wohl Einiges lernen können. Bei aller Anerkennung seiner Sachkenntniß und seiner verständlichen Ausdrucksweise, sowie der Nothwendigkeit, chemisches Wissen auf die Vorgänge in der Hauswirthschaft anzuwenden, ist doch nicht recht zu sagen, wem man das Büchlein eigentlich empfehlen soll. Die Nächstbetheiligten wären die Hausfrauen, und sie können ohne Frage auch sehr Nützliches aus dem Werkchen lernen. Aber für die große Mehrzahl deutscher Hausfrauen selbst in den gebildeten Kreisen, denen der Zusammenhang zwischen den paar Chemiestunden, die sie etwa in der Schule gehabt haben, und ihrer praktischen Wirksamkeit in Küche und Keller gewöhnlich so dunkel ist, wie den Erdbewohnern die hintere Seite des Mondes: ist voraussichtlich so viel rein wissenschaftliches Beiwerk, wie der Verfasser gibt, chemische Analysen, Experimente, statistische Nachrichten u. s. w. ein Abschreckungsmittel, das Buch überhaupt zu verwerthen. Wer nicht bereits chemische Kenntnisse hat und sich für Chemie interessirt, was fängt der mit Sätzen wie die folgenden an: „Der Talg ist . . . ein Gemenge von verschiedenen neutralen Fetten oder, chemisch ausgedrückt, Triglyceriden, d. h. Körpern, in denen je drei Molecüle wasserfreier Fettsäure mit dem Aether des Glycerylalkohols, gewöhnlich Glycerin genannt, verbunden sind. Die Fettsäuren, die nun in den genannten Talgarten in Form von Anhydriden (d. h. im wasserfreien Zustande) als Triglyceriden enthalten sind, heißen Stearinsäure, Palmitinsäure und Oelsäure (Oleïnsäure); diese Talgarten sind demnach ein Gemisch von Tristearin (stearinsaurem Glyceryloryd oder stearinsaurem Glyceryläther), Tripalmitin (palmitinsaurem Glycerylorhd oder Glyceryläther) und Trioleïn (ölsaurem Glycerylorhd) in schwankenden Verhältnissen.“ Gewiß, klarer und bündiger kann man das nicht ausdrücken; aber nun denke der Leser sich eine beliebige Hausfrau seiner Bekanntschaft, die diese Sätze mit der Absicht sie zu behalten liest oder ohne diese Absicht, weil sie doch so anziehend zu lesen sind! Welche „gebildeten Leser“ außer den Hausfrauen der Verfasser ins Auge gefaßt hat, läßt sich überhaupt nicht erkennen. Was Trockensubstanz ist, wird erklärt, was fractionirte Destillation ist, nicht. Vom Rechtstraubenzucker und Linksfruchtzucker heißt es: „Die Bezeichnung Rechts und Links bei diesen Zuckerarten bezieht sich auf ihr Verhalten zum polarisirten Licht, auf welches jedoch hier nicht näher eingegangen werden kann.“ Was „polarisirtes Licht“ ist, muß also jeder gebildete Leser wissen! Trotzdem hat das Büchlein in neun Jahren die dritte Auflage erlebt, und das ist ein Erfolg, den man dem Fleiß und der Gründlichkeit des Verfassers von Herzen gönnen mag. Ehe er eine vierte veranstaltet, wäre zu wünschen, daß er es etlichen in der Hauswirthschaft erfahrenen, aber nicht chemisch gebildeten Leuten vorlegte und sich von ihnen alles Das streichen ließe, was nur für den Mann der Wissenschaft Interesse hat. Denn daß chemische Einsichten mehr und mehr in der Hauswirthschaft verwendet werden, ist in der That ein Bedürfniß der Zeit.

φλ. **Brehms Thierleben.** Dritte gänzlich neubearbeitete Aufl. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Vögel. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1891.

Ein neuer Band Brehm ist für den Naturkundigen stets eine neue Freude. Um wieviel mehr, wenn es in dem prächtigen und gediegenen Gewande erscheint, wie der eben ausgegebene vierte Band „der allgemeinen Kunde des Thierreichs“, der zugleich den ersten Band der „Vögel“ bildet. In ihm werden die Baumvögel geschildert, und wer sich für das Leben unserer Nachtigallen, Drosseln, Zaunkönige, Meisen, Lerchen, Sperlinge, Finken, Staare, Krähen, Spechte, Schwalben auch nur ein klein wenig interessirt, der findet in diesem Buche eine anregende, fesselnde Lectüre. Dem Naturforscher ist es unentbehrlich, der gebildete Landmann, der Jäger, der Züchter, der Lehrer hat es längst in seinen Bücherschatz als festen Bestand aufgenommen. Die neue Ausgabe bietet abgesehen von der vorzüglichen Revision des Textes noch durch die Vermehrung der Illustrationen besondere Vorzüge dar. Die farbigen Tafeln sind einzig in ihrer Art. Ein Blick auf diejenigen der Kolibri's, Wasserschwätzer, Ammern zeigt dies unwiderleglich. Möge auch diese neue Abtheilung des berühmten Werkes die große Verbreitung finden, die sie verdient. Dann wird nicht bloß die Kenntniß des Vogelreiches gefördert werden, sondern auch die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Vogelschutzes in die weitesten Kreise dringen. Und wie zeitgemäß die Einsicht davon ist, zeigt u. a. auch der Umstand, daß die diesjährige deutsche Naturforscher-Versammlung in Halle über den Vogelschutz in einer ihrer allgemeinen Sitzungen zu verhandeln beschlossen hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bahnsch. — Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien. Vortrag von Dr. Fr. Bahnsch. Konitz, Druck und Verlag von Wilhelm Dupont. 1891.

Baumann. — Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner. Auf Grund einer im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise von Dr. Oskar Baumann. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Original-Kartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin, Dietrich Reimer. 1891.

Bösch. — Das menschliche Mitgefühl. Ein Beitrag zur Grundlegung der wissenschaftlichen Ethik von J. M. Bösch. Winterthur, M. Kieschke. 1891.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. 1. Lieferung. Leipzig, Berlin u. Wien, F. A. Brockhaus. 1892.

Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe. Heft 2: Lebenserinnerungen von Klaus Groth. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 1891.

Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe. Heft 2: Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit. Von Karl Walcker und E. v. Schenckendorff. — Heft 3: Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschthum im Auslande zu stützen? Von Karl Pröll. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1891.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Heft 84/85: Wandlungen der Geschichtsauffassung und des Geschichtsunterrichts besonders in Deutschland. Von Richard Mahrenholtz. — Heft 86: Zur Reformfrage des Personentarifs der Eisenbahnen in Deutschland. Von Otto Odrich. — Heft 87: Die Gefängnißstrafe und die bedingte Verurtheilung im modernen Strafrecht. Von Dr. Rudolf Mumm. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Du Bois-Reymond. — Naturwissenschaft und bildende Kunst. Rede von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp. 1891.

Fleischmann. — Wider die Socialdemokratie. Eine Streitschrift von Otto Fleischmann. Kaiserslautern und Leipzig, J. J. Tascher's Buchhandlung (A. Gerle). 1891.

Franzl. — Nationale und soziale Zustände im deutschen Böhmerwalde von Hans Franzl. Mit einem Vorworte von A. H. Stuttgart, Kommissionsverlag von Adolf Bonz & Comp. 1891.

Glock. — Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker. Von Joh. Ph. Glock. Heidelberg, Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung (Theodor Groos). 1891.

Greif. — Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Martin Greif. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

Hammer. — Die Hauptprincipien des Geld- u. Währungswesens und die Lösung der Valutafrage. Von Eduard Hammer. Wien, Carl Konegen. 1891.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Erster Halbband. Hamburg, Hoffmann & Campe's Verlag. 1891.

Heyn. — Der Kaiser. Dichtung aus dem Mittelalter von Erich Heyn. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1891.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. Vierter Band: Zeitgedichte. Berlin, F. Fontane. 1891.

Hülgerth. — Ein Jägergulden. Jagdliche Humoresken, Skizzen und Gedichte von Heribert Hülgerth. Brünn, R. Knauthe's Buchhandlung (August Bartel). 1891.

Jonas. — Prosaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Uebersetzt von Emil Jonas. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1892.

Kettler. — Gleiche Bildung für Mann und Frau! Von Frau J. Kettler. Weimar, Weimarer Verlagsanstalt.

Khull. — Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. IV. Deutsches Namenbüchlein. Ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung bearbeitet von Ferdinand Khull. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn. 1891.

Koch. — Nationalität und Nationallitteratur. Ein Vortrag von Dr. Max Koch. Berlin, Walther & Apolant's Verlagsbuchhandlung (Hermann Walther). 1891.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Kreyenberg. — Theodor Körner. Ein Lebens- und Charakterbild. Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage des deutschen Sängers und Helden. Von Dr. Gotthold Kreyenberg. Dresden, Verlag von L. Ehlermann. 1891.

Langwerth von Simmern. — Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil: Kunst und Leben. Zwei Bände. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1891.

Lesimple. — Bilder aus der Musikwelt. Studien und Erlebnisse von August Lesimple. Köln, Verlag von Ferdinand Sohn (J. G. Schmitz'sche Buchhandlung). 1891.

Merkel. — Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Von Fr. Merkel. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1891.

Moltke. — Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Dritter Band: Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. 1891.

Mühlbrecht. — Denkschrift betreffend die Errichtung eines Centralbüreaus zum Schutze des Urheber- und des Verlagsrechtes in Leipzig. Von Otto Mühlbrecht. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1891.

Pestalozzi. — Der Ernst in Wort und That gegen M. v. Egidy und seine „Ernsten Gedanken“ gerichtet von J. Pestalozzi. Kiel, Ernst Homann. 1891.

Popp. — Der Glaube eine Illusion. Von Hermann Popp. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger (B. Winckler). 1891.

Reimann. — Die Behandlung der Krankheiten des Blutes. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. E. Reimann. Stuttgart, Otto Weisert. 1891.

Ritter. — Longinus. Trauerspiel von C. G. Ritter. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1892.

Schulte vom Brühl. — Sei deutsch! Mahnrufe in den Kampf der Zeit von Schulte vom Brühl. Wiesbaden, Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei.

Seidlitz. — Raphael's Jugendwerke. Zugleich eine Antwort an Herrn Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedr. Bruckmann. 1891.

Stephan, der Kleine. Ein Hilfsbuch fürs Publikum. Band I.: Post- und Telegraphenhandbuch mit farbigem Anhang. Bearbeitet von C. H. Schmidt. Ausgabe 1891/92. II. Auflage. — Band II.: Orts- und Zonenverzeichnis zur Berechnung des Postpaket- und Geldbriefportos innerhalb Deutschlands und zur zweckmäßigen Anwendung der bezüglichen Postvorschriften, in Einzelausgaben für jeden Ort des deutschen Reiches, enthaltend ca. 14000 Postorte und eine Zonentabelle. Herausgegeben von G. Harder. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann. 1891.

Tolstoj. — Warum die Menschen sich betäuben. Von Leo N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte Uebertragung von R. Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Topf. — Andromeda. Rekonstruktion eines verloren gegangenen Dramas des Euripides, in fünf Aufzügen für die deutsche Bühne bearbeitet. Von Guido Topf. Leipzig, Druck und Verlag von Oswald Mutze. 1891.

Vogel. — Handbuch der Photographie von Prof. Dr. H. W. Vogel. IV. Theil: Photographische Kunstlehre oder die künstlerischen Grundsätze der Lichtbildnerei. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1891.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1892. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 55. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz).

Vortmann. — Lyrisch-satyrische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. Wiedergegeben von Thusnelde Vortmann. Graz, Druck und Verlag „Leykam“. 1891.

Weber. — Die Universität Marburg unter preußischer Herrschaft. Festrede gehalten vom Rector der Universität Heinrich Weber. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Wetz. — Ueber Litteraturgeschichte. Eine Kritik von ten Brink's Rede „Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte“ von Dr. W. Wetz. Worms, Verlag von P. Reiß. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Angela Borgia.

Novelle
von
Conrad Ferdinand Meyer.

Achtes Capitel.

Wenige Tage nach der Verhaftung Don Giulio's, welcher die von Don Ferrante vorangegangen war, wurden beide Brüder vor ein vom Herzog ausgewähltes Gericht gestellt. Er schied aus dem zwölf Glieder zählenden höchsten Gerichtshof die sechs jüngeren aus, so daß ein Tribunal von Silberbärten übrig blieb unter dem Vorsitze eines Jünglings; denn daß der rechtskundige Römerkopf des Herkules Strozzi die Verhandlungen leitete, verstand sich von selbst.

Das strengste Geheimniß war in dem Hochverrathsprocesse vom Gesetze geboten und vom Herzog noch besonders eingeschärft. Aber es wurde, wie die meisten Geheimnisse, nur unvollständig bewahrt. Es ist anzunehmen, daß das eine und andere der beschneiten Häupter gegenüber der quälenden Neugier einer Frau, der seinigen oder einer anderen, nicht vollkommen widerstandsfest blieb.

So geschah es, daß sich über den Proceß sowohl als über das Leben der Brüder im Kerker eine Legende mit ziemlich deutlichen Zügen bildete, und diese erzählte: Die Verschwörung sei aus sehr verschiedenen Elementen herausgewachsen. Neben einigen beleidigten oder sich vernachlässigt glaubenden vornehmen Geschlechtern, den Boschetti von San Cesario zum Beispiel, habe daran mancherlei abgehaufter und auf alle möglichen Auskünfte und Einkünfte erpichter Hofadel theilgenommen. Auch unbezahlt gebliebene Künstler, ein Maler, ein Bildhauer, ein stimmlos gewordener Hofsänger, vor Allem aber der durch das Spiel zu Grunde gerichtete Hauptmann der Schloßwache und ein gewisser zweideutiger Kämmerer des Herzogs, der, halb in Ungnade gefallen, noch im Amte stehen geblieben war. Diesen hatte Don Ferrante mit einer hohen Summe gekauft und dieser verrieth die Verschwörung, als ihm, dem zunächst Stehenden, die gefährliche Rolle zugewiesen wurde, den Herzog Alfonso auf einem Maskenballe zu erdolchen. Er warf sich ihm reuig zu Füßen und bekannte. Der Herzog gerieth über das Complott in flammenden Zorn und vergaß sich ausnahmsweise so weit, daß er

dem Menschen mit einem Stocke, den er in der Hand führte — der Auftritt fand in einem Garten statt — das Haupt blutig schlug. Dann besann er sich, begnadigte ihn und betraute den Verräther mit der Rolle des Spions unter den Verschworenen. Im Palaste Ferrante's glückte es dem Kämmerer der einwilligenden Zeilen des Blinden habhaft zu werden, die Don Ferrante den Verschworenen triumphirend mittheilte. So gerieth das entscheidende Beweisstück, Don Giulio's unförmliche, zornige Schriftzüge, in die Hände des Herzogs, und dieser wies es dem Gerichte zu. Mit den Schuldigen von geringerem Range wurde kurzer Proceß gemacht. Albertino Boschetti und der Hauptmann der Schloßwache wurden nach erlittener Folter enthauptet, die drei Künstler aufs Rad geflochten.

Mehr Umstände machte man mit den Brüdern des Herzogs. Sie wurden eingehend und in höflichen Formen verhört, obgleich ihre Schuld von Anfang an durch das unselige Schriftstück erwiesen war.

Don Giulio war vor Gericht einfach in seinen Worten, mäßig im Ausdruck seiner Gefühle und von niedergeschlagener Haltung. Er verklagte weder sich noch Andere, sondern nannte seine Geschichte ein Verhängniß, jedoch ohne die Absicht, damit seine Schuld zu mindern. Er habe, sagte er, sich den Haß des Cardinals zugezogen durch seine unabhängige Art und seinen wilden Wandel, nicht aber durch Beleidigung der brüderlichen Person. Er räume ein, daß ihm der Cardinal über seinen Mangel an Ehrgeiz Vorwürfe gemacht, ihn wiederholt seiner Antipathie versichert und ihn davor gewarnt habe.

Dessen erinnere er sich jetzt.

Damals aber habe die an ihm verübte That ihn schlimmer als Mord, eine unmenschliche Ungerechtigkeit, eine höllische Grausamkeit gedäucht. Am tiefsten habe ihn getroffen, daß sie vom Herzog ungeahnt geblieben sei. Die Gleichgültigkeit des regierenden Bruders habe sein Herz gebrochen, und er habe nur noch an Rache gedacht. Jetzt aber sei ihm weit lieber, daß diese mißlungen sei, als daß Blut an seinen Händen klebte, zumal das vergossene Blut seiner Brüder, seines Fürsten!

Don Ferrante dagegen, erzählten sich die Ferraresen, habe zwar ebenso wenig geleugnet, aber nach seiner cynischen Art nicht nur das Gericht, sondern auch die Hoheit des Herzogs und den Cardinal mit Schimpf und Hohn überschüttet. Jenen habe er einen engen Hirnkasten, diesen einen Philosophen des Verbrechens genannt. Dann habe er an das Gericht das Ansinnen gestellt, ihm aus seinen confiscirten Schätzen Purpur und Gold zu einem kostbaren Hofnarrenkleide mit einer Schellenkappe auszuliefern und durch den Hofschneider dieses tolle Gewand für ihn anfertigen zu lassen. Denn es sei, so begründete er seine Bitte, der Narr, welcher von jeher in ihm gekauert, in die Tagesklarheit herausgebrochen, und diese seine intime Persönlichkeit wünsche den Sprung ins Nichts in gebührendem Gewande und mit Schellengeläute zu vollziehen.

Dies Gesuch wurde ihm aus Rücksicht auf den Herzog verweigert.

Ganz andere Bitten habe Don Giulio gestellt. Dieser habe sich im Kerker so schlicht benommen wie vor Gericht. Zuerst habe er wie ein Kind geweint, bis der Quell der Thränen völlig versiegt war. Dann, nachdem er lange Tage seinen Bruder ertragen, dessen gottlose Lästerungen und grelle Possen ihn bis

zur Qual angriffen und ermüdeten, habe er um ein eigenes Gelaß gebeten und um die Gesellschaft seines Beichtigers, des Capuzinerpaters Mamette von Pratello. Das sei ihm gewährt worden. Nun lasse er sich von dem Pater, der seit Jahren, aber früher vergeblich, an seinem Gewissen gerüttelt, auf ein christliches Ende vorbereiten, das er eher ersehne als fürchte, da, wie er sage, das einzige Licht, das ihm in seine Nacht heruntergestreckt werden könne, das ewige sei.

Und er that wohl daran, sich auf den Tod gefaßt zu halten.

Die Richter hatten nach dem in Ferrara gültigen römischen Recht, welches das Majestätsverbrechen mit dem Tode bestraft, einstimmig das Urtheil gesprochen zu Block und Beil in Ansehung des hohen Ursprunges der Schuldigen. Aber der Herzog zögerte noch, es vollziehen zu lassen. Er zögerte, doch Niemand in Ferrara, der ihn kannte, zweifelte daran, daß der Aufschub der Hinrichtung nur eine Anstandsfrist von einigen Wochen sei.

Dieses Hangen und Harren verursachte Don Giulio schlimme Tage und schlaflose Nächte. So wendete er sich wiederum an das Gericht mit dem Bekenntniß, die Geister des Dunkels mißbrauchten seine Blindheit, um seine Seele zu zerrütten, und mit der Bitte, ihm, um die langen Stunden zu täuschen, eine Handarbeit zu erlauben, wie sie ein armer Blinder betreiben könne, ein Gewebe oder Geflecht oder etwas Aehnliches. Da beauftragte das Gericht den Kerkermeister, von Pratello ein paar Wellen Stroh bringen zu lassen, wie man es zum Flechten von feinen Matten verwendet.

Nun zogen eines Tages vor den ergötzten und gerührten Augen der Ferraresen ein Dutzend Bauern von Pratello in ihrem Festgewand, die Schultern mit Garben des feinsten und glänzendsten Strohes beladen, ernsthaft durch die Straßen Ferraras nach den Kerkern im Schlosse, wo ihre Gaben zwar in Empfang genommen, sie selbst aber zurückgewiesen wurden mit einziger Ausnahme des Findelkindes Strappovero. Diesen Jungen nämlich behielt der Kerkermeister, damit er Don Giulio flechten lehre. So hatte der Blinde wieder Gesellschaft, eine harmlosere als Anfangs, mit der man ihn oft kindlich lachen hörte. Aber nur für kurze Zeit.

Sobald er die leichte Kunst ergriffen hatte, schloß der Kerkermeister den von Don Giulio reich belohnten Jungen aus dem Gefängniß. Dieser aber sperrte sich dagegen wie ein Verzweifelnder und klammerte sich an die Gitterstäbe, ein jämmerliches Geschrei erhebend, so daß er einen kleinen Auflauf des Mitleids verursachte in dem stillen und wohl gehüteten Ferrara.

Es war unglaublich, wie die Leute von Pratello ihren geblendeten Herrn zu lieben begannen! Sei es, daß sie seine vergangenen Uebertretungen für reichlich gesühnt hielten, sei es, daß für sie auf dem dunkeln Hintergrunde seines Unglücks das Grundbild seines warmen und ehrlichen Gemüthes fesselnd und blendend hervortrat.

Allen diesen aufregenden Ereignissen war die Hauptperson am Hofe des Herzogs, der größte Schuldige aber in den Augen des Volkes, vollständig fern geblieben; denn es war Wahrheit, der mächtige Cardinal rang im Dämmer eines Krankenzimmers mit seinem Gewissen und dem Tode.

An jenem Unglücksabend in Belriguardo, da Don Giulio das blutende Haupt in den Purpur des Cardinals vergrub, die erschrockenen Gäste auseinanderstoben und der erste Windstoß durch die Wipfel fuhr, hatte Ippolito nach seinen Dienern und seinen Pferden gerufen, sich auf seinen Leibhengst geworfen und war, Belriguardo verlassend, wo er sich für längere Zeit eingerichtet hatte, unter den sich kreuzenden Blitzen des Gewitters, ohne sich nach dem Gefolge und den stürzenden Pferden umzusehen, nach Ferrara geflohen. Dort in seinem Stadtpalaste im Fackelschein der Halle fiel sein Blick auf seinen von den verwüsteten Augen des Bruders befleckten Purpur, den die Gewitterströme nicht hatten rein waschen können, und ein Schauder schüttelte sein Gebein.

Er aber raffte seine Geister zusammen und verschloß sich in seine Kammer. Er verfiel in bleiernen Schlaf, der gegen Morgen in unheimliche Fiebergefühle überging. Dennoch verließ er das Lager und begann wie sonst seine Tagesgeschäfte. Er erzwang es, sie zu verstehen und zu beherrschen wie zu anderen Zeiten. So trieb er es eine Weile. Kein Verhaftbefehl erschien, ebenso wenig der Herzog selber. Täglich wuchs seine Ungewißheit und seine Unruhe. Ihn ekelte vor jeder Speise, ihm graute vor den Kissen seines Lagers; denn seine Nächte wurden immer schauerlicher, und seine Träume jagten auf immer wilderen Rossen.

Es kam eine Sonne, die ihn nicht mehr zu vollem Bewußtsein aufweckte. Er fuhr ein in einen dunklen Schacht, der sich mit flackernden, sich drängenden Visionen bevölkerte.

Da schritt ein feierlicher Zug. Je Zwei und Zwei! Männer und Weiber! Das sind die vielen, vielen Opfer seines unerbittlichen und unersättlichen ferraresischen Ehrgeizes, mit den minder zahlreichen seiner seltenen, aber rasenden persönlichen Begierden.

Da gehen ermordete Boten, verschwundene Gefangene, erdrosselte Zeugen, und jetzt nebeneinander zwei schöne traurige Frauen, die Blonde mit triefenden Haaren, geschwollenem Hals und auf dem Rücken gefesselten Armen, die Dunkle mit einer blutenden Herzwunde.

Aber während Alle je zu Zweien schritten, wandelte allein in der Mitte des gräßlichen Zuges ein Riese mit blutigen, leeren Augenhöhlen. Da plötzlich ergoß sich eine blendende Helle, ein stechend blauer Himmel breitete sich aus, in dessen Mitte eine ungeheure Wage schwankte. Sie schwankte lange. Da wuchsen, immer deutlicher werdend, aus dem Himmel zwei große Augen hervor und ließen blutige Thränen in die eine Wagschale fallen, deren Becken mit metallenem Klang in die Tiefe stürzte, die andere Schale wie einen Federball hoch in die Lüfte schleudernd.

Endlich verschwand ihm Alles in Angst und Nacht.

Eines Morgens, nach Monaten, erwachte er mit bis auf das letzte Mark verzehrten Kräften, aber trotz seiner Todesschwäche mit völlig klaren Sinnen.

Da sah er neben sich seinen Bruder den Herzog sitzen, der ihn mit besorgten Blicken behütete.

„Wo bin ich? Was geschah mit mir?“ hauchte der Kranke.

Der Herzog erwiderte vorsichtig, der schwere Vorfall in Belriguardo habe, wie die paduanischen Aerzte sagen, das Gemüth des Cardinals angegriffen. Gleichzeitig entdeckte der Kranke mit seinen wieder schärfer werdenden Augen in einer Fensternische zwei sich zusammen berathende würdige Männer im dunkeln Professorentalar, von denen er sich erinnerte, daß sie sich unter seine Traumgestalten gemischt hatten.

„Eminenz ist gerettet!“ sagte jetzt der Eine, und der Andere nickte zustimmend mit dem Haupte.

„Ich danke den gelehrten Herrschaften für ihren Beistand,“ flüsterte Ippolito mit versagender Stimme, „und ersuche sie, mich eine kurze Weile mit der Hoheit des Herzogs allein zu lassen.“

„Einen Moment!“ erinnerte der eine der Paduaner und erhob warnend den Finger. Beide verließen die Kammer.

„Was war es in Belriguardo? Ist es wahr, habe ich den Bruder geblendet?“

Der Herzog bejahte betrübt.

„Lebt er?“

Wiederum bejahte der Herzog.

„Sieht er schrecklich aus?“

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Zuerst, weil ich nur an Dich dachte, und dann, weil er mit Ferrante sich gegen uns verschwor, da er sich rächen wollte.“

„Und Du entdecktest das ohne mich?“

„Man verrieth sie. Sie liegen Beide im Thurme, zum Tode verurtheilt.“

Jetzt wurde leise die Tapete gehoben, und eine ärztliche Stimme bat mit Ehrfurcht um Schluß der ersten Unterredung.

Der Herzog küßte die herabhangende Hand des Bruders mit Zärtlichkeit; denn nicht nur liebte er den Bruder, die Rettung Ippolito's gab ihm auch den unentbehrlichen Rathgeber zurück.

„Es ist ein kalter Novembertag,“ sagte er, sich erhebend. „Ich gebe Befehl, Feuer in Deinem Kamin anzufachen.“

So geschah es.

Der Cardinal starrte in die steigende Gluth.

„Lodert auf, ihr Flammen und Peinen! . . .“ seufzte er und sank in Schlummer zurück.

Der Kranke erholte sich langsam, oder eigentlich, er erholte sich nicht, denn seine Kraft war gebrochen.

Täglich wurde er von Don Alfonso besucht und erhielt nun auch von den Aerzten die Erlaubniß, die an ihn einlaufenden Briefe zu öffnen.

Einen derselben hielt er sinnend in der Hand, da der Herzog eintrat. Er kam von dem Sforza in Mailand, Ludovico Moro, und hatte einen merkwürdigen Inhalt, den Ippolito dem Bruder nicht vorenthielt.

Der Fürst bot dem längst ihm befreundeten Cardinal sein Mailand zum Asyl an. Er redete ihm mit Bedauern, aber ohne Vorwurf, von dem blutigen Vorgang in Belriguardo, welcher ihm nach seinem Dafürhalten ein längeres

Bleiben in Ferrara und an der Spitze der dortigen Staatsgeschäfte unmöglich mache; denn es habe sich wunderbarer Weise in einer Zeit, die der Gewaltthaten nicht entrathen könne, ein unverständlicher Zorn über die Blendung Don Giulio's an den italienischen Höfen erhoben. Dagegen gebe es keine Waffe, und er erwarte ihn bei sich auf seinem Castell in Mailand. Er wisse, daß Ippolito die Hoheit des Herzogs seines Bruders und die Politik Ferrara's durch seine Gegenwart nicht schädigen wolle, und auch in Mailand seien genug politische Verstrickungen, deren Lösung einer geschickten Hand bedürfe.

„Der alte Fuchs hat Recht," sagte der Kranke ruhig. „Du wirst Dich, Bruder, ohne mich behelfen müssen."

Der Herzog erschrak. „Davon hoffe ich Dich abzubringen," antwortete er. „Wie sollte ich Dich entbehren! . . . Oder ersetzen?"

„Durch Deine Herzogin," lächelte der Cardinal.

Zu wiederholten Malen kam er mit dem Herzog auf die Unmöglichkeit zurück, daß er im ferraresischen Staatsdienste bleibe.

„Ich wundere mich selbst darüber," sagte er, „doch sehe ich aus meinen Briefen, daß ganz Italien annimmt, ich werde nach der Blendung Giulio's nicht mehr bei Dir, dem gerechtesten Fürsten Italiens, mich halten können, sondern freiwillig die Verbannung suchen, um es Deiner Gerechtigkeit zu ersparen, mich zu bestrafen oder ungestraft zu lassen.

„Gebrochen, wie ich mich fühle, gehorche ich der öffentlichen Stimme.

„Aber so lange will ich noch bleiben, bis wir den Dämon wieder gefesselt oder vernichtet haben, der in Kürze Italien verstören wird. Alle meine Schreiben sind voll von Don Cesare. Aus Neapel, aus Rom, aus Frankreich wird mir berichtet, Cäsar rüttle an den Gittern seines Kerkers und habe sie zerbrochen. Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Gerücht, das die Geister durch die Luft tragen und nicht müde werden auszustreuen, sich endlich verwirklicht.

„In dieser Gefahr werde ich noch neben Dir stehen, dann gehe ich."

Endlich kam der Tag, da der Kranke sich erhob und Lust äußerte, am Arme eines Dieners seine Schritte zu versuchen. Dieser führte ihn in einen großen anstoßenden Saal, dessen kalte Fliesen man aus Vorsorge für den Cardinal mit feinen Strohteppichen belegt hatte.

Während er, auf den Diener gestützt, Fuß vor Fuß setzte, haftete sein Blick auf der langen Strohmatte, über die er wandelte, und deren reinliche und geschmackvolle Arbeit ihm auffiel.

„Wo wurde sie gekauft? . . . Wer hat sie geflochten?" fragte er.

Und der Diener antwortete verlegen: „Beim Kerkermeister. Prinz Julius liebt solche Arbeit."

Da war es dem Cardinal, als sehe er feine, königliche Hände webend über die Matten huschen. Zu seiner Rechten und Linken, vor ihm, neben ihm, aller Enden webten und regten sich zu Hunderten die weißen, fleißigen Geisterhände.

Ihm schwindelte und er fiel dem begleitenden Diener in die Arme.

Neuntes Capitel.

Es gab in dem ältesten und untersten Stockwerk des herzoglichen Stadtschlosses, das ein schweres, an mehrere Bauarten und Jahrhunderte erinnerndes Gebäude war, einen niedrigen Saal, der auf einen inneren Hof blickte, ein wenig benütztes, einsames Gelaß, das man die römische Kammer nannte. Denn die Büsten der sieben römischen Könige standen auf ehernen Säulen längs den Wänden. Sie sahen roh und abenteuerlich aus, hatten aber einen anderen als künstlerischen Werth, da sie, aus dem reinsten Silber gegossen, einen beträchtlichen Hausschatz ausmachten.

Sie blinkten seltsam in dem frühen Halbdunkel, denn es war heute der kürzeste Tag des Jahres, und den Hof verschleierte ein frühes Schneegestöber.

Den selten geöffneten Saal machte ein im mächtigen Kamin flackernder Holzstoß auf ein paar Stunden wohnlich. Offenbar wurde ein feierlicher Act vorbereitet, denn ein Tisch mit Schreibzeug war dem breiten dreitheiligen Fensterbogen gegenüber in die Mitte des Raumes gestellt und zwei mit Wappen gekrönte Lehnstühle waren zugerückt.

Gerade über dem Tische im mittleren Felde der mit Malerei geschmückten Täfeldecke ragte über einem scheuenden Zweigespann die verbrecherische römische Tullia und zerquetschte unter den Rädern ihrer Biga die Leiche des eigenen gemordeten Vaters. Aus dem nächsten Bilde aber streckte der von seinem Bruder Romulus erstochene Remus einen colossalen Fuß heraus.

Unter dieser Tullia und über sie pflegten Lucrezia und Angela, wenn sie im Sommer die Kühle dieses Saales suchten, in scherzhaften Streit zu gerathen.

Angela drohte dann in ihrer kindlichen Weise zu der blutigen Römerin empor und klagte sie ihrer unnatürlichen Verbrechen an:

„Warum mußte man Dich im Gedächtniß behalten? Warum wissen wir von Dir, Du Unhold! . . . Du bist kein Weib, Mörderin des Gatten und der Schwester . . . Mörderin des Vaters . . . Verführerin des Schwagers! . . . Widernatürliche! Zauberin! Teufelin!“ . . .

Dann lächelte Lucrezia, dem eifrigen Mädchen die heiße Wange streichelnd. „So ging es nicht zu,“ flüsterte sie ihr ins Ohr. „Die berühmte Römerin verlor sich in einer Dämmerstunde an einen Mann, sein sündiger Geist fuhr in sie, und sie wurde sein willenloses Werkzeug. So war es, glaube mir. Ich weiß es.“

Leer und still war heute die römische Kammer, nur vom Hofe her tönte seit dem Mittag ein gedämpftes Hämmern und ein in unterdrückten Lauten geführtes Gespräch.

Jetzt wird behutsam auf das verrostete Schloß der Eichenthüre gedrückt. Sie öffnet sich knarrend, und auf den Zehen tritt Angela ein mit ernsten Augen, in Trauer gekleidet, um das Kraushaar einen schwarzen Schleier geschlungen.

Sie eilt ans Fenster, öffnet es und sieht im Hofe das die beiden Este erwartende Schaffot sich erbauen.

Drei Holzstufen, ein rohes Gerüst, das man jetzt mit dunkelrothem Tuche bedeckt, der schon oben stehende Block mit schwarzem Sammet überkleidet und,

Alles leicht umhüllend, ein dünnes Schneegestöber! Wollte es die Brüder in den ewigen Winter einladen?

Sie starrte auf die Gerichtsstätte nieder, da weckte sie ein leiser dringender Ruf dicht unter ihrem Fenster.

„Prinzessin, nehmt Euch des armen Don Giulio an! Bittet für ihn! Verlangt Gnade!“

Noch ein flehender Blick unter einem breiten Arbeiterhute hervor begegnete ihren suchenden Augen, dann verlor sich der Mitleidige schleunigst unter die anderen Zimmerleute.

Jetzt wurde von Dienern eine zweite, der nach dem Innern des Palastes führenden gegenüber liegende Thür geöffnet und eine richterliche Gestalt in fließender Toga eingeführt.

Es war der Großrichter Herkules Strozzi, der etwas unmuthig schien, Donna Angela zu erblicken statt des herzoglichen Paares, das er in der römischen Kammer zu finden erwartet hatte.

Da das Mädchen in seiner Rechten eine mit Siegeln versehene Rolle sah, rief es entsetzt:

„Das Todesurtheil! Ist es unwiderruflich?“

Der Richter antwortete gemessen: „Es ist noch nicht unterschrieben, doch zweifle ich nicht, daß die Gerechtigkeit Don Alfonso's es bestätigen wird.“

„Gerechtigkeit! Menschliche, nicht göttliche!“ sprach Angela. „Habt ihr vergessen, ihr Richter, auf wem die erste Schuld liegt? Vergaßet ihr die Quelle der Verschwörung, den Greuel des Cardinals?“

„Das ist ein anderer Rechtsfall,“ erwiderte Strozzi, den die Aufregung des Mädchens verstimmte, „und hat mit unserer heutigen Sache nichts zu schaffen.“

„O ihr Lügner und Heuchler!“ rief sie aus. „Wenn Jemand gerichtet werden soll, wahrlich, so bin ich schuldiger als Don Giulio!“

Der Richter schüttelte ungeduldig das Haupt.

„Und die Herzogin! Vertritt sie nicht die Gnade?“ fuhr sie fort. „Sie, auf die ich immer noch gezählt habe, und die so große Macht über den Herzog ausübt?“

„Nicht in diesen principiellen Rechtsfragen, die der Grundzug seines Wesens sind. Der Herzog ist überzeugt wie von seinem Dasein, daß die Unverletzlichkeit der regierenden Person die Grundbedingung des neuen Fürstenthums ist, wie es jetzt in Italien überall entsteht,“ sagte Strozzi. „Mit der Begnadigung Don Ferrante's und Don Giulio's würde er, glaubt der Herzog, den Untergang seiner Herrschaft besiegeln. Donna Lucrezia ist viel zu klug und hat sich von jeher gehütet, an eine persönliche Ueberzeugung des Herzogs zu rühren.“

„Und Ihr?“ reizte sie ihn, „Strozzi, theilet denn Ihr zu Ungunsten Eures blinden Freundes die fürstlichen Ueberzeugungen des Herzogs?“

„Ich vertrete das Recht in seiner Strenge!“ versetzte der Richter stolz.

Da wurde die breite, ins Innere des Palastes gehende Thüre auseinander geworfen, und es erschien der Herzog mit der Herzogin.

Während sich Angela in die bergende Fensternische zurückzog, nahmen die Hoheiten neben einander auf den Sesseln Platz. Ihnen gegenüber stand am Tische der Oberrichter und entfaltete seine Rolle.

„Das Urtheil ist mir zwar bekannt," begann Don Alfonso, „und ich habe es Punkt um Punkt erwogen. Aber um den Formen zu genügen, Strozzi, leset es uns, bevor ich unterzeichne, noch einmal langsam vor."

Dieser, den die Gegenwart der Herzogin berauschte, trug, nicht ohne sich mitunter ärgerlich zu mißreden, zum Verdruß des jedes Mal den Irrthum verbessernden Herzogs, das Erkenntniß feierlich vor.

Unterdessen ertönte von ferne aus dem Gefängnißthurm das Todtenglöcklein, und Angela erblickte durch das Fenster den Hinrichtungszug und sah, wie die beiden Este mit einem Capuzinerpater und den Scharfrichtern das Blutgerüst betraten.

„Gebt, Oberrichter, damit ich unterzeichne," sagte Don Alfonso, und tauchte die Feder ein.

Da verließ Angela ihr Versteck und warf sich dem Herzog, seine die Feder führende Hand mit ihren beiden festhaltend, zu Füßen.

„Nein, Don Alfonso! Nicht Euern Bruder, sondern mich lasset bluten! ... Ich bin die Schuldige! Bis heute schwieg ich, weil ich immer noch auf Euer und auf Lucrezia's Erbarmen hoffte! Jetzt aber sei's gesagt! Zweimal war ich Don Giulio's Verderben! Das erste, da ich mit meinem Lobe seiner Augen seinen Bruder, den Teufel, reizte, — das zweite, da ich Euerem Gebote zuwider in seinem Pratello den Geblendeten aufsuchte und, mein Leid auf seines häufend, ihn zur Verzweiflung trieb! . . ."

Der Herzog maß die seine Kniee umfassende Borgia mit erstauntem, mißbilligendem Blicke; doch ehe er ihr antworten konnte, wurde die Thüre wieder geöffnet und es erschien, Allen unerwartet und von Niemandem geladen, der kranke Cardinal.

Verzehrt bis zur Entkörperung, leicht gebückt, mit durchdringenden Augen unter der kahl und hoch gewordenen Stirn, schien er lauter Geist zu sein, grausam und allwissend.

Seine Diener rückten ihm einen Stuhl an den Herd, und er setzte sich neben die Flamme, während die Herrlichkeiten sich ihm zuwandten.

„Ich bin zum Hochgericht gekommen, obgleich mich Niemand rief," sagte er mit leiser Stimme, „doch ich habe eine Bitte an Dich, Bruder . . ."

Schon aber hatte sich die verzweifelnde Angela von den Knieen erhoben, stand vor dem Feuer und unterbrach ihn . . .

„Trittst Du immer der Gnade in den Weg, Widersacher! Beruhige Dich, Du wirst Blut trinken! Hier ist keine Gnade . . . hier ist die Hölle! ... Um Dich, mit Dir, in Dir war die Hölle von Anfang an! Ist es doch ein Wort des Heilands, das Dich zum Greuel trieb! Das uns beide in die Verdammniß wirft! Die Purpurfarbe des göttlichen Erbarmens dringt durch bis in das persische Märchen! sagte diese hier," — sie ergriff Lucrezia's Hand, — „aus Deinem Purpur aber, Cardinal, bricht Haß und Blut hervor, sobald man den heiligsten der Namen nur nennt!" . . .

„Schweige, thörichtes Mädchen!“ bebte es von den Lippen des Cardinals. „Ich könnte Dich erwürgen! Ich bin Deiner — ohne Gewährung — übersatt. Du bist mir ein Abscheu! . . . Du hast mir die Augen meines Bruders verhaßt gemacht, die Himmelsaugen, die mich früher voll Vertrauen anschauten!“

„Krank, und immer noch grausam, Ippolito?“ sagte die Herzogin und zog Angela in ihre Arme. „Hat diese nicht Recht, wenn sie behauptet, daß die Fabel Ben Emin's etwas an alle dem verschuldet hat?“

Der Cardinal wandte sich langsam gegen seine Schwägerin, und seine Augen brannten.

„Was weiß man von dem Nazarener?“ sagte er. „Was man von seinen Reden und Thaten erzählt, ist unglaublich und unwichtig. Ich kenne ihn nicht! Wird ein Gott gekreuzigt? . . . Ich weiß nur von dem durch die Kirche in den Himmel erhöhten König, von dem durch die Theologie geschaffenen zweiten Gotte der Dreifaltigkeit. Sein der Himmel! Unser die Erde! Unser ist hier die Gewalt und das Reich! Und es ist Herrscherpflicht, das Schädliche und Unnütze, das uns widersteht, zu vernichten.

„Doch wir philosophiren hier, und draußen erwarten zwei den Tod . . .

„Mit einem Worte, Bruder, sie dürfen nicht sterben! . . . Du gibst sie mir! Schütte kein Blut mehr über mein Haupt . . . Es verwirrt und erstickt mich. Sehen darfst Du die Fürstenmörder nicht mehr! Verbirg sie im Kerker, aber laß sie leben um meinetwillen! —“

Der Herzog sann mit geneigtem Haupte. Dann sagte er: „Ich thue es ungern, es schädigt mein Fürstenrecht. Aber ich will es lieber, als daß Dich zwei abgeschlagene Häupter ängstigen und zwei Todte in die Gruft nachziehen.

„Ich thue es Dir um des Vielen willen, das Du für Ferrara gethan hast.

„Man öffne den Balcon! Wir treten hinaus, Madonna, und Ihr, Großrichter, leset das Urtheil mit dem Zusatze der üblichen Begnadigungsformel.“

Sie erhoben sich; der Cardinal aber blieb an der heruntergebrannten Gluth sitzen. Er ließ sich eine Decke über die Kniee legen, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Er wünschte nicht als Zeuge der ihm gewährten Begnadigung gesehen zu werden.

Diener brachten Mäntel, Kopfbedeckungen und Ueberwürfe, um die ins Freie tretenden Herrschaften vor der Winterkälte zu schützen.

Während Lucrezia sich in die Capuze eines blendend weißen, aus der feinsten vlämischen Wolle verfertigten Nonnenmantels hüllte und Donna Angela ihr dabei behülflich war, näherte sich ein Page mit unschuldigem Gesicht, bog rasch, wie ein Chorknabe vor dem Altare, das Knie vor der Herzogin und überreichte ihr in einer silbernen Schale zwei verschiedene Briefe, ein umfängliches Schreiben und ein leicht zu verbergendes Briefchen.

Lucrezia ließ einen raschen Blick auf ihre Ueberschriften fallen. Es war die schöne Handschrift Bembo's und auf dem kleinen Briefchen — Lucrezia erschrak zu Tode — das feine Frauenschriftchen Cäsar Borgia's.

Sie ließ beide in ihren weiten weißen Aermel gleiten, und da Angela sie mit ängstlicher Frage anblickte, legte sie, Schweigen fordernd, den Finger an den Mund.

Die Frauen traten hinaus und erblickten in dem engen Hof auf dem Schaffot, ganz nahe unter sich, die beiden Brüder.

Das Schneegestöber hatte aufgehört, und ein lichter Abendhimmel blickte von hoch oben zwischen Mauern und Thürmen herab.

Das wimmernde Glöcklein schwieg, und Herkules Strozzi, der zwischen dem mit beiden Händen auf den eisernen Korb des Balcons sich stützenden Herzog und Lucrezia stand, begann das Urtheil mit völliger Gedankenlosigkeit vorzulesen, denn das wunderbare Weib an seiner Seite zitterte unerklärlich unter der weißen Wolle, und ihre blassen und doch feurigen Augen schauten groß und geisterhaft unter der Capuze hervor.

Er empfand jene seltsame Angst, welche die Begleiterin der höchsten Leidenschaft ist.

Während er die Begnadigungsformel vorlas, welche die Todesstrafe in ewigen Kerker verwandelt, und die also beginnt: „Die Hoheit, aus der Fülle ihrer Macht und zugleich aus dem Born ihrer Gnade schöpfend“ . . . erhoben die Begnadigten ihre Häupter und schickten sich an, dem Herzog zu danken.

Don Ferrante hatte sich mit verändertem Entschlusse würdig in schwarzen Sammt gekleidet, und seine Züge, frei von den Zuckungen und Verzerrungen, die sie zu entstellen pflegten, waren ernst und gelassen.

„Ich danke Dir, Bruder Herzog,“ begann er, „aber ich nehme Deine Gnade nicht an. Ich habe mein Leben stets verabscheut, warum, weiß ich nicht. Und da ich es nicht liebte, habe ich es mißbraucht und mich und Andere verachtet. Ueberall, wohin ich darin zurückblicke, sehe ich nichts als thörichte Larven, Hohlheit, Neid und Nichtigkeit . . . nirgends eine reinliche Stapfe, wo Erinnerung den Fuß hinsetzen könnte, ohne ihn zu beschmutzen! Ich fürchte mich vor dem Leben, das Du mir schenkst! Und ich sehne mich, meines Ich's und seiner Angst ledig zu sein. — Lebet wohl, Brüder.“ —

Er zog eine kleine, mit flüssigem Gift gefüllte Phiole, die er sich mit Gold für alle Fälle erkauft hatte, aus dem Busen und zerdrückte sie zwischen den Zähnen, bevor ihn Jemand daran hindern konnte. Er stürzte rücklings nieder und begann schmerzlich zu röcheln.

Während der erschrockene Pater Mamette sich über den schon Entseelten beugte, brachten die Scharfrichter einen der bereit gehaltenen Särge, der Capuziner bettete ihn hinein, und sie trugen ihn weg.

Der Blinde war ganz allein auf dem Blutgerüste stehen geblieben und weinte, denn er hatte gehört und errathen, was vorging.

Dann wandte er das Haupt nach der Zinne, wo seine Begnadigung verkündigt worden war, hinauf zu dem schweigenden Don Alfonso, den er dort vermuthete:

„Herzog, ich bin dankbarer für das Leben. Nicht wie Don Ferrante vergelt' ich Deine Gabe! Ich habe den Reichthum meines Daseins wie ein Unsinniger verschwendet. Nun ich blind bin und unter die Aermsten der Armen gehöre,

schätze ich das Almosen und halte es theuer. Ich bin von den Reichen zu den Armen gegangen. Ich bin gestürzt und an der anderen Seite der Kluft emporgeklommen, welche die Genießenden und Satten der Erde von den Hungrigen und Durstenden trennt. Die Freude und ihre Genossen habe ich verlassen — ich gehe zu den Leidensbrüdern. Ja, redlich leiden und dulden will ich und darum dank' ich für das neue Leben!" —

Da richtete der Herzog fast gütig das Wort an seinen blinden Bruder:

„Ich habe nicht Alles begriffen, was Ihr da geredet habt, Don Giulio, aber ich entnehme daraus, daß Ihr leben und Euch bessern wollt. Das ist ebenso verständig als christlich. So reut es mich nicht, daß ich Euch begnadigt habe." Und er gab das Zeichen, den Este in sein Gefängniß zurückzuführen, das im Eckthurm eines anderen Hofes lag.

Er hatte noch nicht geendet, so verließ Donna Angela, die unter einer leichten schwarzen Halbmaske der Begnadigung beigewohnt hatte, auf fliegenden Sohlen die römische Kammer, um, über Gänge und Stiegen eilend, ihr abgelegenes Thurmgemach zu erreichen. Unter ihrem Erker mußte der Gefangene vorbeigeführt werden, und dort pflegte sie duftende Rosen. Davon brach sie die schönste und öffnete leise das Fenster.

Jetzt kam er mit Pater Mamette, der ihn an der Hand führte. Sie warf ihm die Rose zu.

„Da fliegt eine rothe Rose auf Euch nieder," sagte der Capuziner, indem er sie geschickt auffing und dem Blinden überreichte, „eine Güte Gottes begleitet Euch ins Gefängniß!" und als Don Giulio nach der falschen Seite hin sich verbeugte: „Nach rechts, Herrlichkeit! Die Blume fiel vom Fenster der Prinzessin Angela."

Da winkte Don Giulio mit beiden Armen empor und rief:

„Ich grüße Dich, geliebtes Unglück!"

Auf dem Balcon des Urtheils hatte während der Rede Don Alfonso's Lucrezia mit feinen Fingern den Brief Don Cesare's geöffnet und in verborgener Eile gelesen. Er lautete ehrgeizig und unheimlich fromm: „Schwester, vernimm, daß es nach so vielen Widerwärtigkeiten Gott unserm Herrn gefallen hat, mich aus dem Kerker zu ziehen. Möge diese herrliche Gnade zu seiner größeren Ehre gedeihen! Ich strebe nach Allem und verzweifle an Nichts. Sende mir einen Mann nach Deiner Wahl, den besten und begabtesten, den Du finden kannst, der mir in Italien dazu behülflich sei. Nimm von ihm, wie Du es kannst, für mich Besitz! Du wirst wagen, denn Du liebst mich. Schicke mir ihn zu meinem Schwager, dem Herzoge von Navarra. Ich umarme Dich."

Mit brennenden Wangen, in der Schönheit des Wahnsinns, unfähig, dem Dämonenruf zu widerstehen, unempfindlich in diesem Moment für Furcht und Ehre, bestrickte Lucrezia den Richter, Leib und Seele, mit einem Blicke der Verführung.

Sie hielt ihn auf dem Balcon zurück, während der Herzog ins Gemach trat und sich an den Tisch setzte, der sich mit eben angelangten, alle von Rom oder Neapel kommenden, an ihn und den Cardinal gerichteten Briefen bedeckt hatte.

Der beim Eintritte der Boten auflebende Ippolito hatte sich erhoben und gesellte sich zu seinem Bruder. Sie entsiegelten die Botschaften und waren bald in das wichtigste Gespräch versunken; denn alle diese Papiere handelten nur von einem Gegenstande, der Befreiung des Cesare Borgia und der Aussicht auf seine baldige Erscheinung in Italien.

Der fernblickende Cardinal war von der Größe der politischen Gefahr überzeugt und hingenommen, doch entging ihm auch das Nächste nicht, er ahnte den Zusammenhang. Sein Auge streifte den jetzt mit der Herzogin in einer Fensternische sich unterhaltenden Großrichter und verfolgte die reizenden Biegungen und Wendungen ihres zarten Schlangenhalses.

Mit dem frevelhaftesten Muth nahm in Gegenwart des Herzogs Lucrezia Borgia von Herkules Strozzi für den Bruder Besitz. Der verwildernde Strozzi verlangte noch frevelhafter, seines Wunsches gewährt zu sein, bevor er in so gefährlicher Sendung das Leben wage.

Da bebte Lucrezia vor Zorn und Abneigung.

„Geh'!" flüsterte sie ihm zu, und das Licht ihres Verstandes durchblitzte ihre Leidenschaft, „geh' zu Cesare! Schiebe nicht auf! . . . Willst Du warten, Thor, bis der Herzog das Kommen meines Bruders erfährt und uns Allen bei Lebensstrafe verbietet, mit ihm zu verkehren? . . . dann erst ist Dein Leben verwirkt. Eile! . . . Sieh hinüber . . . jetzt vernimmt er das Ereigniß! Fort aus den Thoren von Ferrara!"

Strozzi zögerte aus schlimmen Absichten, und schon kam der Rath zu spät.

Vor dem Herzog stand sein Haushofmeister, dem er den Auftrag gab, sofort den ganzen Hofstaat und alles Ingesinde des Palastes in die römische Kammer zusammenzurufen.

In wenigen Minuten füllte sich diese.

Der Herzog trat in die Mitte der Versammlung und redete, Lucrezia fest an der Hand haltend:

„Ihr Alle! Eben erhielt ich gewisse Nachricht, daß Don Cesare Borgia, den sie den Herzog der Romagna nannten, aus Spanien entflohen ist, und jeden Augenblick unter uns treten kann.

„Dieser Mann ist ein Zerstörer und Verderber Italiens. Wer von Euch mit ihm sich einläßt, auf welche Weise immer es sei, büßt dafür mit dem Leben. Ohne Unterschied! Ohne Gnade!

„All' dieses unbeschadet meiner Hochachtung und Eurer Verehrung für Donna Lucrezia, Eure erlauchte Fürstin, der ich traue wie mir selbst, und der Ihr zu gehorchen habt, wie mir selbst."

Er drückte ihr die Hand, und sie gab ihm einen warmen Dankesblick, obgleich sie ihn verrieth.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begleitete der Oberrichter den Cardinal, der sich die Treppe hinabsteigend auf ihn stützte, bis zu seiner Sänfte. Dieser scherzte:

„Eigentlich ist es kein Wintergespräch . . . aber sagt mir, Strozzi, wie stellt Ihr Euch das Gefühl einer Mücke vor, die sich die Flügel an einer brennenden Kerze versengt? Meint Ihr, daß sie Schmerzen fühle? Ich meine kaum, sonst würde sie sich nicht immer von Neuem in die glänzende Flamme stürzen! Ich denke, sie stirbt in Rausch und Taumel! . . . Nicht?" —

Zehntes Capitel.

Nachdem Lucrezia auf jenem Balcon über dem Blutgerüste der beiden Este, von dem Triumphschrei und Hülferuf Don Cesare's erschreckt und überwältigt, in plötzlichem Liebesgehorsam gegen ihren Bruder den Richter Strozzi zu ihrem Mitschuldigen gemacht hatte, fiel sie ein paar Stunden später, aus dem Zauber halb erwachend, in Reue und fühlte sich voller Bitterkeit gegen den feigen Mann, der, statt vor ihrer Schwäche enthaltsam zurückzutreten, das Verhängniß ihrer alten Knechtschaft mißbrauchte, um, der Niedrige, Forderungen zu stellen, die sie, so lange sie ihrer selbst und ihrer vollen Besinnung mächtig blieb, niemals gewähren konnte. Ein tödtlicher Widerwille gegen den seiner Leidenschaft blind gehorchenden Richter, der ihr, seiner Fürstin, einen gemeinen Handel antrug, bemächtigte sich ihrer. Sie war Schuld daran, und sie haßte ihn darum.

An jenem Abend entfaltete Lucrezia in der Heimlichkeit ihres Schlafgemachs ihren zweiten Brief.

Hier meldete ihr der treue Bembo von Rom aus die Wiedererscheinung Don Cesare's in Italien und beschwor sie kniefällig, so schrieb er, nicht einen Augenblick zu zögern, sondern sich ihrem Gemahl flehend in die Arme zu werfen und dort durch das Bekenntniß ihrer Schwäche Schutz gegen sich selbst zu suchen.

Ueber dem Briefe war sie todesmüde bei brennenden Kerzen in Schlummer gesunken, aber aus den beginnenden Träumen wieder aufgefahren. Es hauchten Geisterwinde und bewegten die Flämmchen der Kerzen.

Sie starrte in eine dunkle Ecke, bis ihre unverwandten Blicke dort die Erscheinung Cäsar's gestalteten. Aber jetzt, jetzt trat er heraus und schritt auf ihr Lager zu, die Sammtmaske, die er immer trug, von den wohlbekannten, bleichen Zügen hebend.

Da stieß Lucrezia durchdringende Schreie aus und weckte damit die in der Kammer nebenan schlafende Angela, die ihr zu Hülfe eilte und bis zum Hahnenschrei neben ihr saß.

Im ersten Morgenschimmer las die Herzogin den Brief Bembo's zum anderen und zum dritten Mal. Dann erhob sie sich schleunig und lief im Schlafgewand auf nackten Sohlen über die kalten Steinplatten der Schloßgänge in die Kammer Don Alfonso's.

Sein Lager war leer. Er war in noch früherer Stunde verreist, eine Zeile zurücklassend, er eile nach Bologna, um von der Gefahr dieser Zeit an der Seite seines Lehnsherrn, mit dem nicht zu scherzen sei, der Heiligkeit Julius' II. in Treue gefunden zu werden. Er gebe seiner Gemahlin die Regentschaft und zum Berather den Cardinal Ippolito.

Hülflos, schutzlos, weinend wie ein Kind kehrte Lucrezia in ihre Kammer zurück.

Im hellen Tageslicht wichen die Gespenster, doch die Herzogin, deren der Bruder sich auf geistige Weise nach und nach wieder völlig bemächtigte, begann mit allen Kräften ihres Geistes für ihn zu wirken, und jede Stunde ihres Lebens für ihn zu verwenden, indem sie sich einbildete, sie thue aus treuer Schwesterliebe, die das Natürlichste in der Welt sei, Erlaubtes und Unerlaubtes für einen großen und unglücklichen Fürsten, ihren geliebten Bruder.

War er nicht noch ein Jüngling mit unendlicher Zukunft? Von seiner Berechtigung aber, in seinen verlorenen Besitz zurückzukehren und in Italien die Herrscherrolle zu spielen kraft seiner Geburt und seiner seltenen und königlichen Begabung, war sie völlig überzeugt.

Dem Großrichter hatte sie eine Zeile geschrieben, welche die geheime Botin, ihre Kammerzofe, ihr wieder zurückbringen mußte, und worin sie ihm sagte, sie habe gestern in der römischen Kammer in Freude und Bestürzung über den unerwartet befreiten Bruder Worte geredet, auf die sie sich nicht mehr besinne, und deren sich Strozzi auch nicht mehr erinnere, warum sie ihn nicht einmal bitte, weil sich das bei einem Edelmanne von selbst verstehe.

Der Anfang des neuen Jahres war eine Zeit der Angst und Gefahr für ganz Italien. Die Völker waren aufgeregt. Die Höfe lauschten in athemloser Spannung über die Meeresalpen und die Pyrenäen, während Cäsar anfangs wenig von sich hören ließ und sich, wie der Drache seiner Helmzier, aus seinen eigenen Ringen langsam emporhob.

Welche Möglichkeiten!

Er konnte aus der herrenlosen Romagna als Condottiere der Venetianer den Papst verjagen. Er konnte, als Verwandter des Königs von Frankreich, durch irgend eine Wandlung der Dinge von diesem an die Spitze eines seiner in Italien liegenden Heerhaufen gestellt werden.

Man wußte, es war eine Thatsache, daß Cesare Borgia in Italien beliebt war. Der Instinct des Volkes und die Begeisterung der Kriegsleute feierten ihn als den Begünstiger der heimischen Waffen und den grausamen, aber nützlichen Vertilger der kleinen Stadttyrannen. In der Romagna, ja selbst im Ferraresischen, dem Eigenthum der Este, vergötterte ihn die Volksmasse und krönte sein Andenken, wie einst das unterste Rom das Andenken Nero's bekränzte, an dessen Untergang es auch niemals hatte glauben wollen.

Es war ein unheimliches Frühjahr. In den Staatskanzleien wachten die Schreiber über der Feder, und nächtlicherweile flogen auf den sturmgepeitschten Landstraßen die Pferde vermummter Boten.

Die Herzogin erschien blaß und angegriffen; denn auch sie legte die Feder nicht aus der Hand. Es galt, die befreundeten Höfe und ihre regierenden Vettern von den guten Absichten Cesare Borgia's zu überzeugen. Sie versicherte sowohl mit den heiligsten Betheuerungen, als mit den feinsten und anmuthigsten Wendungen, er komme mit edeln fürstlichen Gedanken und gerechten Absichten. Und dies that sie aus eigener Klugheit noch vor der Ankunft des zweiten Boten ihres Bruders.

Dieser, ein gewisser Federigo, kam mit einem Schreiben an die Herzogin von Ferrara und in einer Sendung an Papst Julius, den Eroberer von Bologna. Der heilige Vater aber warf den Gesandten Cäsar's in den Kerker, und Lucrezia gab sich viele vergebliche Mühe, den Kanzler ihres Bruders, wie sie den Abenteurer betitelte, von der gestrengen Heiligkeit loszubitten. Auch den eigenen Gemahl bat sie dringend, ihr in dieser Sache beizustehen. Doch Don Alfonso rieth dem Papste im Gegentheil, den zweideutigen Gesandten in der Stille erdrosseln zu lassen — ebenfalls vergeblich, denn der Bote entschlüpfte.

Dergestalt hatte die Herzogin hundert Anliegen und Geschäfte zu Gunsten ihres Bruders. Alle mit der höchsten Klugheit eingeleitet, gefördert, oder aus Vorsicht geschickt wieder abgebrochen.

Durch wenige Zimmerbreiten von ihr getrennt, bemühte sich in demselben Schlosse bis tief in die Nacht der leidende Cardinal, ihre Verbindungen mit Don Cesare aufs Genaueste zu überwachen und alle ihre Pläne zu studiren, um sie bis auf einen gewissen Punkt reifen zu lassen und dann leise zu vereiteln.

Vor seinem Zurücktritte aus dem ferraresischen Staatsdienst und der Entlassung seiner ausgesuchten und vorzüglich geschulten polizeilichen Werkzeuge reizte es ihn, sein diplomatisches Meisterstück zu liefern.

So überblickte er das ganze Gewebe Lucrezia's und bewunderte in der Stille seiner Arbeitsräume den Vorrath schärfsten Verstandes und unerschöpflicher Auskünfte, welche die Herzogin in einer zum Voraus verlorenen Sache anwendete. Denn er fing ihre Briefe auf, las sie, versiegelte sie wieder kunstvoll und schickte sie dann gewissenhaft an ihre Bestimmung mit sie begleitenden Schreiben entgegengesetzten Inhalts aus seinem Interessenkreise, welche die Wirkung der ihrigen vollständig zerstörten.

Und das that er, ohne daß Lucrezia etwas davon ahnen sollte. So hatte es der Herzog angeordnet, der die Gemahlin mehr als je liebte und um jeden Preis schonen, in keiner Weise bloß stellen wollte; denn er wußte, daß die kluge und reizende Lucrezia bei der Annäherung Cäsar's ihrer selbst nicht mehr mächtig war, und, wieder in den Bann ihres alten Wesens, ihrer früheren Natur gezogen, schuldvoll und schuldlos sündigte.

Demselben Wohlwollen gegenüber dem verführerischen Weibe verfiel auch der Cardinal. Er bewunderte den sie schützenden Zauber des von ihr ausgehenden Liebreizes und verbündete sich, soweit es in Alfonso's Interesse möglich war, mit dieser seltsamen Macht, welche Lucrezia von jung an aus begrabenden Wellen gehoben und an zerschmetternden Abgründen vorüber geleitet hatte.

So genoß er, die Kluge stündlich täuschend, nicht einmal ein Vergnügen der Bosheit, sondern er glich dem Arzte, der von einer lieben Kranken, die an Wahnsinn leidet, Gifte und tödtende Waffen entfernt.

Auch die Regentin, obgleich sie das Gegenspiel des Cardinals theilweise errieth, blieb ihm aus Klugheit und unbewußter Achtung einer verwandten Anlage gleicherweise gewogen.

Sie zog ihn oft zur Tafel, und dann entspann sich bald das anregendste Gespräch, in welchem Eines das Andere zu enträthseln und zu erhaschen suchte, dem feinsten Schachspiele vergleichbar. Nur daß die Herzogin jeden Vortheil emsig benützte, während der überlegene Cardinal sie mitunter lächelnd auf einen von ihr begangenen Fehler aufmerksam machte, oder eine von ihm genommene Figur großmüthig stehen ließ.

Federigo, Cäsar's Bote, hatte der Herzogin, bevor er nach Bologna zu der Heiligkeit des Papstes zog und von ihm gefesselt wurde, im Geheimniß einen zweiten Brief des Bruders übergeben, ein Schreiben von wenigen dringenden Linien, zwischen denen, nur dem Auge Lucrezia's sichtbar, verruchte Anschläge und teuflische Einflüsterungen liefen.

Nachdem er gemeldet, er habe mit dem Könige von Frankreich angeknüpft, bis jetzt zwar ohne Erfolg, den er abwarten könne, da er fürs Erste nach Italien strebe, schrieb Cäsar: Um dort Fuß zu fassen, bedürfe er durchaus eines Gehülfen, eines ungewöhnlichen Mannes von bedeutenden Eigenschaften und eben so gefälliger als imponirender Erscheinung. Er wisse einen, wahrlich wie gemacht, ihm zu dienen, den Richter Herkules Strozzi. Er kenne ihn wohl, denn der Vater ihres Gemahls, weiland Herzog Herkules, habe ihm diesen Strozzi, einen Jüngling von classischen Zügen und strengem Betragen, als ferraresischen Geschäftsträger in die Romagna gesendet, damals, da er auf dem Gipfel seiner Macht gestanden, welchen er mit Gottes und des Schicksals Gunst und der geliebten Schwester Hülfe wieder zu ersteigen hoffe.

„Theuerste,“ schloß er, „thue, was Dir möglich ist, das Größte und Aeußerste, um diesen Einzigen, den ich als einen Bruder schätze, für mich zu gewinnen.“

Lucrezia erbleichte über dem Briefe. Aber sie hatte jetzt seit Wochen wieder mit Cesare in seinen vielen, auch seinen jugendlichen und liebenswürdigen Gestalten zusammengelebt. So hatte er sich, obschon ein Abwesender, wieder mit ihrem ganzen Denken verschmolzen und ihre Seele mit seinem Frevelsinn verpestet.

Zwar sie widerstrebte kräftiger als früher dieser schmachvollen Sclaverei. Aber war sie nicht an Cäsar, als an ihr Schicksal geschmiedet, seit er sie vom Sterbelager ihres zweiten, von ihm gemordeten Gemahles wegriß, und sie den Widerstand vergaß?

Sie gehorchte ihm wiederum.

Sie berief den Richter, hielt aber Angela neben sich und faßte sie bei der Hand, um nicht einen Augenblick mit ihm allein zu sein.

Herkules Strozzi wurde in das enge Oratorium der Herzogin geführt, die ihm schweigend den Brief ihres Bruder bot.

Nachdem er ihn gelesen — nur einmal, denn die teuflischen Worte, die seine Leidenschaft stachelten und ihr schmähliche Dienste zu leisten versprachen, hatten sich ihm schon auf ewig eingebrannt — schwieg er und schwelgte in glühenden Träumen. Er sah Cesare siegreich nach der Krone Italiens greifen. Er sah sich als seinen Kanzler an seiner Seite. Der Herzog von Ferrara war verschwunden, wohl von Cesare Borgia ausgelöscht und aus der Mitte gethan. Lucrezia wiederum Braut, jugendlicher und heller als je, stand vor seinen trunkenen Augen in derselben triumphirenden Lichtgestalt, wie er sie bei ihrem Einzug in Ferrara geschaut hatte.

Er sah sie mit den Blicken seiner taumelnden Sinne, denn, die vor ihm stand, war eine Andere. Zwar lächelte sie auf das Geheiß des Bruders, doch die großen lichten Augen starrten versteinernd, wie die der Meduse. Er aber sah sein Verderben nicht. Heuchlerisch redete er, der geborene Republikaner, von Cäsar Borgia's Gerechtigkeit, die er immer bewundert habe. Die Kleinen und Schwachen habe der Großmüthige geschützt und gehegt, wie der Blitz Jupiter's habe er nur die stolzen Zinnen getroffen. Er pries die Tugend der Stärke. Er lobte die Gewaltthat, die durch die Unterdrückung des Rechts in das höhere Recht

zurückführe. So erschöpfte er das ganze ekle Wörterbuch des Tyrannenlobs; und er wäre ein Abscheulicher gewesen, wenn er geglaubt hätte, was er sagte; aber er redete unüberzeugt und leer, während er nur ein Begehr hatte, der vor ihm stehenden Lucrezia irgend eine Gewährung, einen Lohn abzulocken oder abzuzwingen.

Zuweilen stammelte er dieses Ziel verfolgende, irre Worte, unheimlich gemischt mit dem Lobliede der Gewaltherrschaft. Dann aber sah er plötzlich auf dem Munde der Herrin ein Lächeln zucken, bitter wie der Tod. Er sah die ernsten und tief traurigen Augen Angela's unter richtenden Brauen auf sich geheftet. Und mehr als der Prunk der ihn umgebenden Crucifixe und heiligen Bilder erschreckte ihn der stumme Vorwurf des unschuldigen Mädchens.

Er mußte darauf verzichten, das kleinste gewährende Wort mit sich zu nehmen.

Strozzi sann eine Weile mit verschränkten Armen und unglücklichem Antlitz.

„Ich gehe zu Don Cesare!“ sagte er dann. „Was schickt Ihr ihm durch mich, Madonna?“

„Euch selbst!“ antwortete Lucrezia. „So sieht der Bruder, daß ich ihm gehorche.“

„Darf ich sagen, daß Ihr ihm willig gehorchet?“

Lucrezia antwortete nur mit einem schwachen Lächeln. Rasch verschwand er.

Da umschlang das Mädchen die Schultern Lucrezia's und fragte sie, Auge in Auge: „Was wollte der Mensch mit seinem Lallen immer und immer wieder sagen? Was erhält er zum Lohn? Was gibst Du ihm? — den Tod?“ ..

Die Herzogin lächelte wiederum und ließ die Fragerin allein.

Diese warf sich auf den Betschemel nieder. Aber, das Vaterunser flüsternd, konnte sie den Gedanken nicht los werden: „Mit einem unüberlegten Worte habe ich einen Menschen geblendet und kann es nie verwinden! Diese aber lächelt, indem sie einen Menschen überlegter Weise in den sicheren Tod sendet.“

Doch hielt sie sich darum nicht für die Bessere, sondern verschloß das gemeinsame Elend in ihrer barmherzigen Brust.

Es war an einem Märztage nach Mitte des Monats, daß der Cardinal bei schon geöffneten, mit dem blauesten Lenzhimmel gefüllten Fenstern bei der Herzogin speiste.

Da fiel das Gespräch gelegentlich auf den Großrichter Herkules Strozzi, von dem der Cardinal behauptete, er habe Ferrara heimlich verlassen.

Darauf äußerte die Herzogin, unmerklich erbleichend, ihre Verwunderung, daß ein so gewissenhafter Beamter eine längere Reise ohne Urlaub unternommen habe, welchen zu ertheilen die Sache der Regentin sei, wie sie glaube.

Der Cardinal erwiderte, Herkules habe sich bei seinen zwölf Collegen beurlaubt, wohl mit dem Gedanken, in Abwesenheit des Herzogs dürfte das genügen. Uebrigens habe er vorgewendet, eine Familiensache der Strozzi verlange seinen schleunigen Besuch in Florenz.

Die Herzogin und der Cardinal ergingen sich dann in allerlei Vermuthungen über die wahre Ursache dieser Abreise; da sie aber eine einleuchtende nicht

finden konnten, vereinigten sie sich dahin, die vorgegebene könnte am Ende die wahre sein.

Beide aber wußten mit voller Gewißheit, daß Herkules Strozzi bei Cäsar Borgia war.

Wenn ihres Geistes Augen hätten den Raum durchdringen können, so hätten sie die beiden gesehen, den gefürchteten Herzog und den Richter, wie sie unter einem glorreichen Südhimmel durch blühendes und duftendes Haidekraut an den Krümmungen eines Absturzes emporkrochen, über sich die vier steilen Thürme einer alten spanisch-gothischen Burg mit Mordgängen und Schießscharten, vom Wirbel bis zur Zehe gepanzert und, gefolgt von vielen Bewaffneten, die Burg beschleichend.

Sie hätten gesehen, wie ein Steinregen von den belagerten Zinnen sprang und manchen Klimmenden in den Abgrund warf.

Gesehen, wie jetzt ein Block sich von der Burg herabwälzte, in gewaltigen Sätzen von Fels zu Fels sprang, den schrecklichen Sohn des Papstes traf und ihn zerschmettert in die Tiefe stürzte.

Elftes Capitel.

April kam und überschüttete Ferrara mit Blüthen.

Lucrezia ließ die Mäuler der herzoglichen Ställe bepacken, denn sie wollte nach einem ihrer Landhäuser hinausziehen.

An einem schon die Siesta verlangenden Nachmittage saß sie mit Donna Angela an einem offenen Fenster lässig vor dem Schachbrett und lauschte dem Gesange ihres im Hofe beschäftigten Gesindes und der Treiber. Es war ein Liebeslied, welches der üppige Lenz erregte, aber die Ehrfurcht dämpfte.

Jetzt verstummte dieses völlig, und unter dem Hofthor klirrte der Hufschlag von Pferden.

„Gäste!“ sagte Donna Lucrezia, und die Frauen erhoben sich.

Die Diener, welche ihm die Thüre öffneten, wegdrängend, trat der Herzog ein.

„Ich komme von Rom,“ begann der Staubbedeckte, „und bin scharf geritten, da ich mich nach Eurem Antlitz sehnte, liebe Frau,“ er ergriff und küßte ihre Hand, „und bin herzlich froh, wieder bei Euch zu sein! Doch bedaure ich, Euch eine Trauerbotschaft zu bringen.

„Euer erlauchtester Bruder, der Herzog der Romagna, ist nicht mehr unter den Lebenden.

„Die Nachricht ist sicher. Sie kam über Neapel und fand mich in Rom.“

Er zog einen Brief aus dem Wams und entfaltete ihn.

„An den Iden des Märzes, wie einst der römische Julius Cäsar, sein Vorbild und Namenspatron, fiel Don Cesare in einer Schlucht vor dem spanischen Schlosse Viana, das er im Dienste seines Schwagers, des Königs von Navarra, mit großer Tapferkeit berannte. — Also steht hier geschrieben.“

Solches berichtete der Herzog mit diplomatischer Genauigkeit. Noch fügte er bei: „Ein früher und ritterlicher Tod!“ Dann schloß er mit Frömmigkeit: „Requiescat in pace! Requiem aeternam dona ei, domine!“

Während dieser Rede beobachtete er die Herzogin aufmerksam.

Diese war eine Weile versteinert gestanden. Dann brach sie mit einem Schrei zusammen und sank in die Kniee. Nicht anders als ein geraubtes Weib, welches ihr von einem Pfeile durchbohrter Entführer plötzlich fallen läßt.

Auch der Herzog, der keine Dämonen kannte, sah sie aus unsichtbaren, sie umklammert haltenden Armen stürzen. Er hob die Gesunkene an seine Brust, die sie mit ungezähmten Thränen überströmte.

„Du mußt wissen ... laß Dir sagen ... ich verrieth Dich ... ich mißgehorchte Dir ...“ schluchzte sie erstickend.

Der Herzog aber beruhigte sie liebevoll. „Jetzt, Lucrezia,“ sagte er, „erst heute wirst Du ganz und völlig die Meinige. Siehe, bis dahin besaß Dich der Geist Deines Hauses, der mein Gefühl beleidigt und mein Urtheil herausfordert. Ich habe mich mit Dir vermählt aus Staatsgründen und aus Gehorsam gegen meinen Vater, ohne Dich zu kennen, außer durch das unheimlichste Gerücht. Höchst widerwillig. Als ich Dich aber erblickte, bezaubertest Du mich! Denn welcher Sterbliche mag Dir widerstehen?

„Auch erfüllte mich Dein guter Wille, den ich wohl unterschied, Dich von den unmöglichen Sitten und dem gesetzlosen Denken Deiner Familie zu trennen und den schützenden Boden eines rechtlichen Daseins zu betreten, mit Sympathie, ja mit Ehrerbietung. Das Blut der Borgia begehrte täglich in Dir aufzuleben und Dich zurückzufordern. Doch, siehe, nun bist Du frei geworden. Die Deinigen Alle sind verstummt und bewohnen die Unterwelt, woher keine Stimme mehr verwirrend zu Dir dringt.“

Lucrezia seufzte schwer. Es war ein tiefer Schmerzenston und zugleich ein Aufathmen der Erleichterung und Entbürdung. Und dann kam, wie das Blut aus einer Wunde sprudelt, ein reuiges Klagen, ein verzweifeltes Sichgehenlassen, ein nacktes Geständniß dessen, was sie von jeher für Cäsar gesündigt und von ihm erlitten.

Don Alfonso erfuhr nichts Neues. Aber Angela, deren Gegenwart Lucrezia unter der Uebermacht ihres Gefühles vergaß oder für nichts achtete, wechselte die Farbe und erduldete für die Andere alles Entsetzen des Frevels und alle Qualen der Schande.

Jetzt umfing Lucrezia, vor dem Herzog niederstürzend, seine Kniee, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bin die Maria Magdalena,“ schluchzte sie. „Mein Herr hat mir vergeben, und jetzt ist kein Theilchen meines Wesens mehr, das nicht sein eigen wäre ... Ich habe das Leben verwirkt, Dein Gebot übertretend, aber Du schenkst es mir! Und nun darf es nicht mehr mein, sondern es soll das Deinige werden! ...“

„Herr,“ sagte sie unversehens mit einer schmeichelnden Gebärde, „ich habe ein Anliegen an Euch.“

Der Herzog glaubte, sie wolle ihm von Strozzi reden, und zog die Brauen zusammen.

„Gestattet mir,“ bat sie, „daß ich von nun an den Bußgürtel trage!“

Don Alfonso lächelte. „Ich erwartete ein anderes Ansinnen,“ sagte er.

„Und welches?“ fragte sie.

„Eure Fürsprache, Madonna," erwiderte der Herzog, „für einen Schuldigen, der seinen Kopf aufs Spiel gesetzt und ihn verloren hat."

„Wen meint Ihr?" fragte Lucrezia, ehrlich verwundert.

Herkules Strozzi war ihrem Gemüthe gänzlich entfallen, seit er ihr durch den Tod des Bruders entbehrlich und gleichgültig geworden war, und der Herzog empfand die Genugthuung, daß der stolze Römerkopf nicht im Gedächtnisse seines Weibes, noch weniger aber in ihrem Herzen lebe, ja, daß Strozzi kaum jemals den geringsten Werth für Lucrezia besessen haben konnte.

Das stimmte ihn gnädig, so strenge er sonst jeden Ungehorsam zu ahnden pflegte. Er betrachtete sein Weib, das er nun als ein gesichertes Eigenthum besaß, mit einer Art von Rührung.

Noch nie hatte er sie schöner gesehen.

Die Goldhaare, die sich während ihres leidenschaftlichen Bekenntnisses gelöst hatten, ringelten sich um die vollkommenen Schultern, und die zartblauen Augen brannten feurig.

Er hob eine ihrer blonden Lockenschlangen zum Munde und küßte sie mit Inbrunst. Dann sagte er, als der Mann der Ordnung, der er war:

„Ruhet vor dem Mahl ein wenig, Herzogin. Und rufet Eure Frauen, daß sie Euch zurecht machen. Denn, wenn Ihr so seid, werde ich auf das Licht und die Luft, die Euch umgeben, eifersüchtig."

Angela zitterte vor Empörung, daß Lucrezia in unglaublicher Selbstsucht ihren Mitschuldigen vergaß, und in ihrem inneren Jammer warf sie sich vor, daß auch sie ihren unglücklichen Blinden in seinem Kerker vergesse. Es war ein ungerechter Vorwurf, den sie sich machte, denn sie drückte — bildlich gesprochen — ihre Stirn und deren Gedanken ohne Unterlaß und bis zum Schmerz an die Eisenstäbe seines Kerkerfensters.

Als sie bei Kerzenschein neben der Herzogin am Spätmahl saß, überwältigte sie dies Jammergefühl, und da sie Lucrezia die Speisen, welche sie dem Herzog zärtlich vorlegte, kosten und ihm rothen Neapolitaner, zuerst davon schlürfend, kredenzen sah, war es ihr, als trinke Lucrezia Menschenblut.

„Base," flüsterte sie ihr zu, „vergeßt Ihr das verwirkte Haupt?"

Lucrezia erschrak und erinnerte sich.

Des Herzogs Schulter mit den zarten Fingern berührend, fragte sie leichthin: „Schenkst Du mir den Strozzi, Alphons?"

Der Herzog, der eben aus weichem Brot ein kleines Geschütz knetete, warf es weg, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sann ein wenig. Dann sprach er: „Herrin, da ich auf Strozzi gerechter Weise nicht eifersüchtig sein kann, und seine Anbetung Eurer Person eine Schuld ist, die er mit allen Männern theilt, so bleibt mir nur sein Ungehorsam gegen mein ausdrückliches Gebot zu bestrafen. In der anderen Wagschale liegt Euer Fürwort, Madonna, und die ungewöhnliche Fachtüchtigkeit des Mannes.

„In Wahrheit, es widerstrebt mir, ihn aus einer Welt wegzuräumen, welche so viel Geschmeiß unnützer und nichtiger Menschen ernährt.

„Betrachtet den Fall, meine Kluge. Es ist unmöglich, ihn zu begnadigen, ohne daß ich ihn vorher richte. Richte ich ihn aber, so kann ich es nicht ver-

antworten, einen so frevelhaften Ungehorsam meiner ersten Magistratsperson zu begnadigen.

„Eines aber kann ich — ihn vergessen. Sendet nach ihm, Herzogin, heute noch! sogleich!“ Er rief einen Diener und gab ihm den Befehl. „Sprecht zu ihm, Lucrezia. Prüfet ihn. Bringet ihn dazu, daß er aus Ferrara vor der nächsten Sonne verschwinde. Er gehe, wohin es sei — nach Florenz, wenn er will, da er florentinischen Ursprungs ist. Sein Wissen bürgert ihn überall ein. Nicht einmal aus Italien verbanne ich ihn; er thue, als sei er niemals nach Ferrara zurückgekehrt.

„Wisset, ich begegnete ihm durch einen ärgerlichen Zufall an der Zollstätte des Südthors, wo ich, einreitend, seine Gestalt aus den Zollbeamten hervorragen sah, mit denen er sich herumstritt. Weder begrüßte er mich noch verbarg er sich. Die Vermessenheit seiner Haltung hatte etwas Beleidigendes. Eure Mühe wird umsonst sein, fürchte ich, Madonna.

„Der Verlorene wird nicht weichen wollen — so stirbt er. Schade um ihn. Er ist ein vorzüglicher Jurist.“

Der Herzog erhob sich von der Tafel und verabschiedete sich bei der Herzogin, die, der Uebung gemäß, sich für eine Woche zu den Clarissen zurückzog, um für das Seelenheil des verblichenen Bruders zu beten.

Dann verabredete er mit ihr noch leise, unter welchen Worten verborgen, sie ihm durch den Haushofmeister das Ergebniß ihrer Unterredung mit Strozzi melden sollte.

Diese fand in einem kleinen Rundzimmer unter den drei Flämmchen einer schwebenden Ampel in Gegenwart Angela's statt und war kurz und stürmisch.

Ungestüm trat Strozzi auf, mit flammenden Augen und eherner Stirn, gebräunt von Wind und Sonne des Feldzuges. Ungeladen rückte er sich einen Schemel zu Füßen der Herzogin.

Diese war völlig ohne Furcht. Ihr gebadetes Angesicht war hell und friedlich.

Strozzi täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß er mit dem Tode Don Cesare's für sie zu einem Schatten, zu einem Nichts geworden war. Und doch war er gesonnen, durch den Gefallenen ewig mit ihr verbunden, nicht von ihr zu weichen.

„Erzähle ich Euch,“ fragte er, „die letzten Augenblicke des Bruders?“

„Nein, Strozzi. Ich weiß, daß er nach der Art seines Hauses tapfer unterging und weiß, daß er in Pampelona mit allen christlichen Gebräuchen bestattet wurde . . . der Aermste.“

Von jetzt an nannte Lucrezia den Dämon, der ihr Bruder gewesen war, nicht anders mehr als den Aermsten, sowie sie ihr Ungeheuer von Vater längst den Guten nannte.

Dann fuhr sie mit einem Seufzer fort: „Der arme Bruder bedarf so sehr der Fürbitte! Und noch heute Nacht werde ich mich, um dieser Pflicht zu genügen, zu den Clarissen zurückziehen, in Uebereinstimmung mit dem Ermessen meines erlauchten und geliebten Gemahls.“

So sagte sie, und es war ihr Ernst, ohne sich von dem Hohngelächter in den Augen des Richters über die Frömmigkeit Lucrezia Borgia's und ihre Liebe zu Don Alfonso im Mindesten stören zu lassen. Eine Pause entstand.

„Ich habe einen Auftrag meines Gemahls an Euch," sagte die Herzogin. „Ihr habt Euch schwer gegen ihn vergangen, Strozzi, seinem Befehle geradezu entgegen handelnd. Auch gegen mich, indem Ihr meiner Thorheit gehorchtet, obwohl Ihr sehen mußtet, daß mich die flehende Forderung meines Bruders aus den Schranken der Pflicht geschleudert hatte. Wehe dem Manne, der einer Pflichtlosen traut!

„Die Engel haben mich Stürzende gerettet, und ich mit der Gnade Gottes möchte Euch retten.

„Der Herzog will Euch die zwiefache Schuld gegen ihn und mich vergeben unter einer einzigen Bedingung, Strozzi! einer leichten Bedingung ... daß Ihr Ferrara verlasset, noch diese Nacht, und nimmermehr zurückkehret. Benützet diese seltene Gunst! Es ist ganz gegen die Weise des Herzogs, einen vorzüglichen Diener, wie Ihr seid, zu entlassen und einem anderen italienischen Staate zu gönnen! Denn nicht einmal Italien sollt Ihr meiden ...."

„Du verlierst Deine Mühe, Lucrezia," unterbrach sie Strozzi zügellos, „ich weiche nicht aus Ferrara, noch von Dir! Wir gehören zusammen, Don Cäsar's Wille hat uns vermählt!"

Lucrezia lächelte schwach. Dann flehte sie, den durchsichtigen Schleier der Scheinheiligkeit, in den sie sich verhüllt hatte, abwerfend, mit bittenden und trauernden Augen:

„Wenn ich Dir noch werth bin, Herkules, so rette Dich! Ich mag und will Dich nicht auf der Seele haben! ... Liebst Du mich," lispelte sie, „so fliehe!"

Da empörte sich die stille Angela gegen diese Verführung — selbst zum Guten, zur Rettung.

„Richter," wandte sie sich mit heißen Wangen gegen Strozzi, „es ist schmachvoll, daß Ihr zaudert. Fort aus Ferrara! Wie? ein Mann, den die Jugend als ihr Vorbild bewundert, ein Lehrer des Rechts, hat nicht die Kraft, mit dem Bösen zu brechen und den Zauber eines armen Weibes zu fliehen! — Erröthet! ..."

„Was träumt diese da von Gut und Böse?" überschäumte Strozzi und sprang in die Höhe. „Was phantasirt sie von Recht und Unrecht? ... Es gibt kein Recht! ... Dieser schöne Frevel hier" — er blickte auf Lucrezia — „hat es getödtet!

„Du aber, Mädchen, schweige! Was verstehst Du von Liebe! Eine, die den Liebsten blendet — einkerkern läßt — seinen Kerkermeister nicht besticht — sich nicht in seine Arme schleicht — nicht sein Weib, seine Magd wird — was weiß eine solche von Liebe!

„Denn Liebe" — flüsterte er geheimnißvoll — „läßt ihr Ziel nicht! Nimmermehr! Nimmerdar! Morde mich, Lucrezia! Hier!" und er zeigte auf sein Herz.

Sie starrte den Richter mit bleichen Augen an, und alle ihre Lieblichkeit war von ihr gewichen.

In diesem Augenblick ging der Thürvorhang auseinander, und auf der Schwelle stand der höchst würdevolle Haushofmeister mit dreierlei Anliegen.

Er meldete die Sänfte der Herzogin, dann trug er die Frage vor, ob sie schon morgen bei den Clarissen den Besuch des Herzogs erwarte.

Sie verneinte es, und dieses Nein mochte wohl für den Herzog bedeuten, daß der Richter seine Gnade von sich stoße.

Zuletzt wendete sich der Haushofmeister noch an diesen und ersuchte ihn, das Schloß nicht zu verlassen, ohne dem Herzog im Archiv aufgewartet zu haben.

Strozzi fragte schroff, ob es gleich sein dürfe, und der Greis ging ihm voran, nachdem er das Haupt bejahend gebeugt hatte.

Die Herzogin aber ließ sich von Angela stillschweigend an die Sänfte geleiten. „Ich nehme nicht von Dir Abschied," sagte sie. „Du folgst mir am liebsten heute noch nach." Sie hätte ihr gerne erspart, was kommen mußte, wie sie selber davor auf die Seite wich.

Wenn ihr Dienst sie nicht an die Herzogin fesselte, bewohnte Angela das einsame Erkerzimmer eines festen Eckthurmes, der einen inneren Hof beherrschte und in dem unteren Theile seiner undurchdringlichen Mauern das Privatarchiv des Herzogs barg.

Um ihren Zufluchtsort zu erreichen, eilte die bange Angela die Schloßtreppen hinan. Seitengänge und eine schmale Stiege führten sie in den Thurm und durch den kleinen Vorraum, wo die Drehbank des Herzogs stand. Hier wunderte sie sich, die schwere Eichenthüre des Archivs offen zu sehen, so daß die lauten Stimmen Don Alfonso's und des Großrichters sie verfolgten, während sie eine folgende Stiege erklomm.

Wie erschrak sie, als sie, angelangt, nicht weiter konnte! Ihr Söller, den sie eine Weile nicht benützt hatte, war verschlossen. Der Schlüssel mochte im Archiv liegen. Nun mußte sie das Weggehen Strozzi's abwarten und duckte sich, eine widerwillige Lauscherin, nicht von Neugierde, nur von Angst gepeinigt, harrend in eine Nische der dicken Mauer.

„Dieser Rechtshandel," plauderte der Herzog bequem, „ist eine langweilige Sache. Wir sollten sie endlich zu Schlusse bringen. Ich habe die fraglichen Acten gründlich studirt," er schlug mit der Hand auf einen Stoß Pergament, daß Angela den Staub einzuathmen glaubte. „Ihr wißt, Richter, ich fürchte mich nicht vor Acten, aber diesmal habe ich meine Mühe und das Oel meiner Lampe verloren. Sagt Ihr mir lieber kurz, wer Recht hat, der Graf Contrario als Erbe der Flavier, oder ich und der Fiscus von Ferrara.

„Wie spricht Euer richterliches Gewissen?"

Es erschien Angela, als betonte der Herzog das letzte Wort auf ironische Weise; aber sie mußte sich täuschen, denn Strozzi antwortete völlig unbeirrt.

„Hoheit," sagte er, „der Witz ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden: Das gehört nicht zur Sache, und das nicht — so bleibt noch das und das ist einfach.

„Der innerste Kern nun dieses vor Alter vergilbten und von Tücken und Kniffen verdrehten Processes ist aber dieser:

„Nachdem die Flavier und Contrarier sich Jahrhunderte lang als Vettern gequält und versöhnt, befeindet und zu Erben eingesetzt hatten, entschloß sich der letzte kinderlose Flavier, Namens Nestor, aus unbekannten Gründen, seinen bedeutenden Besitz seinem Vetter, dem Grafen Mario Contrario, dem Vater unseres jetzigen anmuthigen Grafen testamentarisch zu hinterlassen.

„Nun verbietet aber unser ferraresisches Recht, sein Gut einem Fremden zu vererben, ohne die vorher erlangte Ermächtigung des Herzogs. Diese Einwilligung Eures Vaters aber, obwohl niedergeschrieben und von diesem eingestanden, wurde niemals durch seinen Namenszug perfect gemacht. Denn da der letzte Flavier zu Pferde stieg und nach Ferrara fuhr, um durch sein persönliches Erscheinen jene Unterschrift von Eurem Vater zu erlangen, sprang der Tod grinsend hinter ihn aufs Roß und schnitt mit der Sense dazwischen. Er ward auf der Reise vom Schlage gerührt.

„Wie lag nun die Sache?

„Das Testament war formell nichtig, da die Unterschrift des Herzogs mangelte, und Euer Vater, Herr Herkules, fand sich nicht bewogen, sie nachträglich darunter zu setzen. Er confiscirte die flavianischen Güter.

„Euer Zuthun, erhabener Herr, ist nun keine Rechtssache mehr, sondern eine Sache Eurer Großmuth, in die ich mich nicht mische."

„Wisse, Richter," versetzte der Herzog, ohne den achtungslosen Ton Strozzi's zu rügen, langmüthig, „daß ich nicht viel anders denke, noch denken darf, als mein Vater Herkules! Wo es ein rechtlich zulässiges Mittel gibt, den Staatsschatz zu füllen, darf ich es aus sogenannter großer Gesinnung nicht verschmähen und dafür meine Kaufleute und Bauern mehr belasten.

„Auf der anderen Seite freilich ist mir unlieb, daß die Contrarier ebenso unbestreitbar das innere Recht für sich haben, als ich das äußere."

„Evident!" höhnte der Richter.

„Da dünkt mich," fuhr der Herzog gelassen fort, „wäre ein Compromiß am Platze. Was meinst Du, Richter? Wir steuern mit den flavianischen Gütern Donna Angela Borgia aus und vermählen sie mit dem Erben der Rechtsansprüche der Contrarier, dem schätzbaren Grafen Ettore. Unter uns, ich wünsche das Mädchen weg. Sie bringt mich und den Staat Ferrara um unseren unvergleichlichen und unersetzlichen Cardinal Ippolito."

„Ich mag sie auch nicht und wünsche sie in den Mond! Kuppeln wir sie mit dem Pedanten! . . ." scherzte der Richter mit wüster Heiterkeit, nicht anders, als wäre er trunken.

„Du mußt wissen, mein Herkules," fuhr der Herzog fort, anscheinend ohne sich an dem ärgerlichen Benehmen des Richters zu stoßen, „daß es eigentlich Donna Lucrezia ist, welche ihre Base aussteuert. Die flavianischen Güter bildeten ihr Witthum, aber einen unsichern Besitz, da unsere Gerichte noch nicht endgültig gesprochen hatten . . ."

„Du hast davon gehört, Herkules?"

„Wie sollt' ich nicht?" höhnte der Richter, „da ganz Italien darüber lachte! Wer kann vergessen, wie der Papst von Herkules überlistet wurde, wie maßlos das alte Laster sich gebärdete und welche unnachsprechlichen Worte es ausstieß, als es sich betrogen sah!"

Und Strozzi's Lache dröhnte unter der niederen Wölbung.

Zugleich hörte Angela durch die Mauerluke, an der sie saß, aus dem nächtlich stillen Hofe herauf den weichen Tenor wieder, dessen Cantilene sie bewegt hatte, als sie in der Siestastunde vor der Ankunft des Herzogs mit Lucrezia am Fenster saß. Es war dasselbe Liebeslied .... „Ist es ein mit dem Herzog verabredetes Zeichen, daß Strozzi's Mörder bereit stehen?" fragte sie sich mit klopfendem Herzen.

Von diesem Moment an schien des Richters herausforderndes Wesen dem Herzog zu viel zu werden.

„So unterhaltend Deine Gesellschaft ist, mein Strozzi," sagte er freundlich, „ich muß Dich nun entlassen. Du weißt, ich bin heute scharf geritten und, in der That, ich fühle mich müde. Wir kommen wohl auf unseren Gegenstand zurück. Glückselige Nacht!"

Und er beurlaubte das Opfer.

Da Strozzi an der im Halbdunkel sitzenden Angela vorüberging und sich hinuntersteigend in die schwach erhellten Schloßgänge vertiefte, blieb diese wie versteinert, denn die unheimliche Lustigkeit Strozzi's war ihr ein Vorzeichen seines Untergangs und die unerschöpfliche Geduld des Herzogs erfüllte sie mit Grauen.

Als sie eine Weile später mit ihrem gefundenen Schlüssel neben dem Herzoge stand, der aus dem Archiv getreten war und es abschloß, kehrte der Richter wie tastend wieder zurück.

„Ich weiß nicht, wie mir geschieht, Hoheit," stotterte Strozzi, dessen Lustigkeit verschwunden war, „ich finde den Ausgang nicht und bitte um eine Fackel."

Der Herzog rief nach einer, die ein Diener dem Richter vortrug, welcher ihr schwankend folgte.

Nun floh Angela in ihre Kammer, die sie in verwirrender Angst fest verrammelte, mit ihren klopfenden Pulsen den Lebensrest des Richters zählend und seinen Todesschrei erwartend.

Da ertönte er — entsetzlich und lang — und drang ihr durch das innerste Mark.

Mit zitternden Händen warf sie einen Mantel um, ergriff ihre kleine Leuchte, glitt die einsamen Stiegen hinunter und stürzte aus dem Palast. Hülfe zu bringen? ... Nein, sie zu suchen bei Lucrezia, im Kloster! ... Sie wußte nicht, was sie wollte.

An der Ecke der Burg stieß ihre Fußspitze an den Todten. Sie leuchtete ihm ins Antlitz, konnte aber die bleichen, verzerrten Züge nicht lange betrachten.

Sie kniete nieder, machte über ihm das Zeichen des Kreuzes und verhüllte ihm das grause Haupt barmherzig mit seinem Mantel.

Dann floh sie weiter zu den Clarissen, deren Haus, nur zwei kurze Gäßchen entfernt, auf dem Boden der alten Stadtumwallung stand.

In der Mitte des zweiten hörte sie Schritte hinter sich, wandte sich um und sah einen, ihren fliegenden Gang verfolgenden Schatten. Sie meinte, der Todte habe sich erhoben, und verdoppelte ihre Eile. Doch ihre schnellen Füße wurden durch ein anderes Nachtgesicht aufgehalten.

Dicht vor dem Kloster nämlich sprang ein fester Thurm mit seiner gewaltigen Rundung vor, den das Gäßchen umkreiste, und der mit dem Kloster aufs Seltsamste baulich verwachsen und durch den üppigsten Epheu verwoben war.

Seine ewig verschlossene hohe, schmale Pforte war wunderbarer Weise geöffnet, und davor hielt ein Reitergedräng. In seiner Mitte saß auf einem Schimmel ein schlanker Jüngling mit einer Binde über den Augen.

Angela erblickte Don Giulio, von dem sie doch wußte, daß ihn der Herzog nach Fenestrella auf eine Insel in den Pomündungen hatte bringen lassen.

Lebte dieser Don Giulio? War er ein Traum?

Nachdem die Einer hinter dem Andern Einreitenden das Gäßchen geräumt hatten, klopfte Angela an das Klosterthor und wurde von der Pförtnerin, der raschen Schwester Consolazione, ohne Verzug in den Klosterfrieden eingelassen.

„Ihr seid erwartet," sagte sie. „Aber wie? Ihr kommt zu Fuß und allein? Wie Euer Herz pocht, Erlauchte! Wahrlich, wie einem geängstigten Vogel" . . . .

„Führt mich zur Herzogin!" unterbrach die Borgia.

Da ihr Schwester Consolazione sachte die noch erhellte Zelle öffnete, lag Lucrezia im sanften Licht einer Ampel schon entkleidet auf dem reinlichen Lager im weißen Nachtgewand, fest entschlummert, ruhig athmend wie Ebbe und Fluth, mit einem Kinderlächeln auf dem halbgeöffneten Munde, während die Natur leise verjüngend über ihrem Liebling waltete.

Als Angela aus dem Schlosse floh, hatte sie der Wunsch getrieben, sich schluchzend an die Brust der Freundin zu werfen, und ihren Geblendeten neben den Getödteten Lucrezia's zu legen.

Nun betrachtete sie die schöne Schlummernde aufmerksam, verlor den Muth sie zu wecken und seufzte:

„Wie bin ich eine Andere!"

Letztes Capitel.

Nach soviel Trauer waren fünf Jahre über Ferrara gegangen, ohne daß die tragische Muse von Neuem das Herrscherhaus besucht hätte. Ja, das ferraresische Leben wollte sich zur Idylle gestalten, immerhin die Unruhe eines kurzen Krieges ausgenommen, der aber den ferraresischen Boden kaum berührte und mit den erzählten Ereignissen in keinem Zusammenhange steht.

Der Mörder des Großrichters Herkules Strozzi war ungeachtet vielfacher polizeilicher Nachforschungen und der augenscheinlichen Bemühung des Herzogs selber unentdeckt geblieben.

Der Oberrichter wurde mit der größten Feierlichkeit bestattet, und der Herzog ließ es sich nicht nehmen, als erster der Trauernden vor dem gerührten Volke dem mit Lorbeer überschütteten Sarge nachzuschreiten.

Auch die junge Wittwe — denn der Anbeter Lucrezia's hatte in standesmäßiger Ehe gelebt — besuchte Don Alfonso mit fürstlicher Theilnahme und trachtete ihren wilden Schmerz mit weiser Rede zu dämpfen. Die blühende Barbara Torelli aber war untröstlich und redete mit heftiger Gebärde bald davon, ihren Gemahl an seinem Mörder zu rächen, wenn sie ihn finde, bald verlangte sie, sich in ein Kloster zu begraben; in beiden Fällen aber gelobte sie dem todten Gatten ewige Treue.

Wenn nun der Herzog nichts über sie vermochte, so war es Ludwig Ariost vorbehalten, diese leidtragende Barbara aufzurichten. Er war ein Freund Strozzi's gewesen und hatte schon dessen Mutter, eine stattliche Frau, herzlich verehrt. Jetzt bemühte er sich um die Wittwe seines verblichenen Freundes und suchte sie mit dem Leben zu versöhnen. Diese freundliche Aufgabe löste er in Jahresfrist so vollkommen, daß Barbara Torelli sich erbitten ließ, dem Dichter in sein neuerbautes Heim zu folgen und an seiner Seite jenes einfache Haus zu bewohnen, dessen Bescheidenheit Ariosto in einem weltbekannten Distichon gepriesen hat.

Gleich geblieben war sich auch das Gefängniß Don Giulio's in dem „vergessenen" Thurm, welcher von dem früheren engeren Mauerkreis als ein unzerstörbares Wahrzeichen alter Wehrkraft stehen geblieben war und später von dem wachsenden Klosterhof der Clarissen eingeschlossen wurde.

Dieser fast unzugängliche Thurm war selten bewohnt. Fensterlos nach dem Gäßchen und auf der Seite des Nonnengartens von verwilderten Brombeerstauden und kletternden Schlingpflanzen bis zu seiner halben Höhe überwuchert, war er in das unbeachtete Weben der Natur zurückgekehrt.

Nur selten wurde er für ungefährliche Staatsgefangene benützt, deren Andenken sich verlor und deren Dasein in dem „vergessenen" Thurm vergessen werden sollte.

Lange hatte sich die Oberin der Clarissen dagegen gesträubt, in den auf ihrem Gebiete stehenden Thurm eine hohe Person mit unerbaulicher Legende, wie Don Giulio, einthun zu lassen. Sie kannte die Schwächen des leeren Nonnenherzens: Neugier, Mitleid und die Lust an Heimlichkeiten, und fürchtete deshalb den gefährlichen Nachbar.

Auch war ihr der wahre Grund der Entfernung des blinden Este aus Fenestrella nicht unbekannt geblieben.

Zwar wurde ihr gesagt, die vor der Mündung des Po im Meere liegende kleine Festung sei in diesem Zeitlaufe gefährdet und werde sowohl von der Flotte des heiligen Markus, als von den Schiffen St. Petri bedroht; aber sie hatte noch eine ganz andere Geschichte in Erfahrung gebracht. Die junge Frau des Gefangenwärters, sagte man ihr, habe sich in den hübschen Prinzen trotz seiner Blindheit sterblich verliebt und ihren Mann bewogen, Don Giulio in einem Bote nach Venedig zu entführen. Darüber aber habe sie der Schloßvogt, ein

Hauptmann aus der strengen Schule des weiland Don Cesare, überrascht und die Schuldigen, Mann und Weib, in das Meer versenkt.

In ein ebenso tiefes Stillschweigen wurde jetzt das Dasein Don Giulio's im „vergessenen" Thurme begraben.

Der Herzog hatte bei den schwersten Strafen sowohl dem Reisegefolge als dem neuen Kerkermeister seines Bruders verboten, die Gegenwart des Gefangenen zu verrathen, oder auch nur seinen Namen zu nennen. Und daß die Aebtissin und der Beichtiger des Klosters, welcher auch der Don Giulio's war, schwiegen wie das Grab, darum war der Herzog unbesorgt.

Auch Angela schwieg von ihrer traumhaften Begegnung mit dem Blinden an der Thurmpforte, als von Etwas, das ihrem Herzen allein angehörte.

So wurde es möglich, daß Donna Lucrezia von der Rückkehr Don Giulio's nach Ferrara nichts erfuhr, auch durch den Herzog nicht, dem die Herberge des blinden Bruders eine stete Sorge war. Ihn in den Kerkern seiner Stadtburg, gleichsam unter seinen Füßen, zu verwahren, und über dem Haupte des Geblendeten ein heiteres Dasein zu führen, das brachte er doch nicht über sich. Legte er ihn aber in eine Landfestung, so war er gewiß, Don Giulio's Leiden. seine Güte und die ihn umwebende Sage werden ihn bald so beliebt machen, daß der Befreier nicht lange ausbleiben könne.

Der „vergessene" Thurm neben den Clarissen war seine letzte Auskunft gewesen.

Hätte Lucrezia ihn über das Verbleiben Don Giulio's befragt, sie würde die Wahrheit erfahren haben; aber sie hütete sich wohl, die wunden Punkte in der Seele ihres Gemahls, den Verlust Ippolito's und den Kerker des Blinden unvorsichtig zu berühren.

So fuhr sie fort, ohne zu ahnen, wer in ihrer Nähe wohne, sich jährlich wenigstens in der Adventszeit auf einige Tage zu den Clarissen zurückzuziehen, wohin sie Donna Angela jedesmal begleitete. Ja, diese suchte sie dort, so lange als möglich, zurückzuhalten, denn die Zusprüche des Beichtigers der Clarissen, des Franziskaners Pater Mamette, hatten den Sturm ihrer warmen Seele auf immer beruhigt, wie auch Donna Lucrezia viel von der einfachen Seelsorge des Capuziners hielt.

Der Herzog irrte nicht, wenn er glaubte, daß das Wohl Don Giulio's viele Seelen beschäftige. Nicht nur der ferraresische Dichter legte damals an der bekränzten Pforte in einem der Gesänge seines „Rasenden Rolands" ein rührendes Fürwort für den im Kerker schmachtenden Blinden ein, auch ein Geringerer im Reiche der Geister ergab sich diesem mit Leib und Seele.

Eines Tages nämlich erschien an dem Thore des „vergessenen" Thurms ein kleiner dürrer Greis, der unter jedem seiner Arme einen gewichtigen Folianten trug. Er legte seine Last auf die hohe Steinschwelle nieder und begann mit einem dicken Kiesel, den er aufraffte, an die stumme Pforte zu pochen.

Vergeblich! Denn diese öffnete sich nicht, und inwendig rührte sich nichts Lebendiges. Der Alte setzte seine Bemühungen so beharrlich fort, daß er nicht bemerkte, wie eine kleine Schar herzoglicher Söldner in den Halbkreis des einsamen Gäßchens einlenkte, bis er von ihnen umringt und ergriffen war.

Jammernd bat er um Schonung für seine Bücher, die sie mit ihren Spießen untersuchen wollten und deckte seinen Schatz mit dem Leibe. Zu seinem Heil erschien in diesem Augenblicke der Herzog hoch zu Roß, der mit einem kleinen Gefolge von Sachkundigen einen Pulverthurm auf seine Feuerfestigkeit hin untersucht hatte, und jetzt auf dem kürzesten Wege in seine Stadtburg zurückkehrte.

Der Greis warf sich vor ihm nieder:

„Erhabener Herr, den ich erzogen habe," rief er, „befreie mich mit meinen Freunden, Plutarch und Seneca, aus den Händen Deiner Krieger!"

„Was hast Du hier zu schaffen, Magister?" fragte der Herzog streng und zog die Brauen zusammen.

„Ich fühle mich berufen, einen erblindeten Zögling zu besuchen und seine Nacht mit der Weisheit der Alten zu erhellen!"

„Woher weißt Du, daß der Blinde hier sitzt?" fuhr ihn der Herzog an.

„Von Liebe zu dem abtrünnigen Sohne der Wissenschaft erfüllt und nachdem ich erfahren, daß er in Unglück und Dunkel gestürzt sei, verfolgte ich seine Spur bis nach Fenestrella. Dort sagten sie mir, daß er nach einer unverschuldeten Tragödie weggeführt worden sei, und das Gerücht berichte, er sei in Deine Nähe und unter Deine persönliche Hut zurückgekehrt. Hier in Ferrara pochte ich, von meinem sokratischen Dämon geführt, an die Thüre jeden Thurmes, und dieser „vergessene" ist der letzte, den ich finde."

Ein geheimes Lächeln stahl sich in die Augen des Herzogs und der Gedanke durchblitzte ihn, seinem unglücklichen Bruder die Gesellschaft ihres gemeinsamen, wie er wohl wußte, vollkommen harmlosen alten Lehrers zu gönnen. Er sagte:

„Wenn hier wirklich ein blinder Schüler von Dir wohnt, Mirabili, so magst Du ihn meinetwegen allwöchentlich einmal besuchen und mit ihm Deine unterbrochenen Lectionen fortsetzen."

Auf seinen Wink stieß ein Leibwächter mit dem Holze seiner Lanze unter dem Rufe: „Auf! Im Namen des Herzogs!" so nachdrücklich gegen die verschlossene Thür, daß innen die Schlüssel augenblicklich rasselten und die Riegel zurückgingen.

Der Herzog ließ den erstaunten Kerkermeister an sein Pferd treten und befahl ihm leise und streng:

„Einmal wöchentlich öffne dem Alten diese Pforte zu Einlaß und Auslaß. Niemals am Tage, sondern vor Morgengrauen oder nach dem Ave Maria."

Von Don Giulio mit Dank und Rührung empfangen, enthielt sich Mirabili, das zerstörte Angesicht, dessen Schönheit in früherer Zeit ihn beglückt hatte, lange zu prüfen. Ohne Zögern machte er sich ans Werk, den Gefangenen in die Herrlichkeiten der stoischen Schule einzuführen und ihm die Triumphe der Selbstüberwindung zu zeigen.

Wenn er ihm dann nach langer Sitzung die hohen Vorbilder pries, die ihn begeisterten, einen Zeno, einen Epiktet und vor Allen den Kaiser mit dem Philosophenbart, den göttlichen Marc Aurel, sagte wohl der Blinde, der indessen an seinem Strohgeflecht gesessen hatte, traurig und müde:

„Ach, Mirabili, ich kenne diese vornehmen Herren nicht, und es will mir nicht gelingen, mich mit ihnen auf den Thron der Tugend zu setzen."

Einen kräftigeren Trost reichte dem Blinden der Sohn des heiligen Franziskus, Pater Mamette. Auch er, wie der alte Mirabili, obwohl ein noch grünender feuriger Mann, gehörte zu Don Giulio's Jugenderinnerungen.

Aus einer Bauernfamilie Pratello's gebürtig, wurde er als ein verwaistes, ganz junges Blut von seinen älteren Brüdern, die nicht gesonnen waren, ihr Erbe mit ihm zu theilen, ins nahe Kloster geliefert, wo das unschuldige Kind unbeachtet, aber von den Mönchen wohl gelitten, aufwuchs. Dem Kleinen gerieth, wie dem verkauften Joseph, Alles zum Besten, und sein von freudigen Augen beleuchtetes Angesicht war das Wohlgefallen und der Trost Aller, die ihn kannten.

Als Don Giulio zum Jüngling erwuchs und sein prächtiges Pratello baute, war Mamette im Laufe guter und böser Tage zum Manne geworden und ein fertiger Franziskaner.

Don Giulio sah ihn eines Tages unter seinen Bauleuten, als er einem verunglückten Maurer beistand, ihn in seine Arme nahm und den Sterbenden mit mehr als mütterlicher Liebe in den Himmel hob.

Damit gefiel er dem Este und berührte die wohllautendste Saite seiner Seele. Weil aber der Leichtfertige nach der Hofsitte einen Beichtvater haben sollte und man ihn längst beschuldigte, dieses Herkommen zu vernachlässigen, so entschloß er sich kurz und wählte Pater Mamette.

Außer zu den kirchlich gebräuchlichen Zeiten hatte er ihn übrigens nie rufen lassen, auch nach seinem Sturze ins Elend nicht. Erst da er das Todesurtheil erwartete, ließ er ihn zu sich in den Kerker kommen und sich von ihm auf das Schaffot begleiten.

Nach seiner Rückkehr aus Fenestrella wurde nun Pater Mamette der beste Freund seiner Gefangenschaft, und der von allen Seiten Gerufene und Begehrte zählte die Stunden nicht, die er zur Tröstung des Vergessenen im „vergessenen" Thurme zubrachte.

Da geschah es oft, daß der Pater den Blinden bei beiden Händen ergriff und ihm sagte: „Ihr kennt noch nicht den unerschöpflichen Born des Glücks, es ist das Geheimniß der Armuth. Mein heiliger Franziskus, der mit ihr aufs Innigste vermählt war, offenbarte es mir einst zur Rettung aus den Abgründen der Seele.

„Erst wenn Ihr nichts mehr zu eigen habt, könnt Ihr die Liebe Gottes empfangen. Und wenn Ihr empfanget, könnt Ihr geben. Das ist meine Pforte zum Glück und zur Freiheit! Tretet mit mir ein! Werdet arm und ärmer, damit Ihr empfangen und geben könnt, wie ein Brunnen, der Schale um Schale überfließend füllt."

Don Giulio fand Anfangs, daß es für ihn, einen Beraubten und aus dem Lichte Gestoßenen, schwer sei, noch ärmer zu werden; er verstand nicht, daß er sich auch des Reichthums seiner selbstsüchtigen Schmerzen entschlagen müsse — immerhin drang das Geheimniß des heiligen Franziskus in eine Tiefe seiner

liebedurftigen Seele, die weder Ariost noch Mirabili, weder der Dichter noch der Philosoph hatten erreichen können.

So vergingen drei der Kerkerjahre, aber auch Jugendfrische und Gesundheit des Blinden verging. Er welkte. Die dumpfe Luft des Sommers und die Feuchtigkeit des Winters, die Klosterspeise, die ihm geboten wurde und die er, anders gewöhnt, oft unberührt ließ, die Entbehrung heftiger Leibesübungen, wilder Ritte, des Ballspiels und der Fechtkunst und, mehr als alles Das, die Aussichtslosigkeit der Befreiung erschlaffte und lähmte ihn; denn er wußte — das Wort des Herzogs stand fest — daß er bei dessen Leben den Kerker nicht verlassen dürfe.

Er selbst ergab sich in sein Loos, aber dem alten Mirabili schnitt es in die Seele. Der zerfallende Greis konnte nicht sterben, ohne seinen Liebling befreit zu haben.

So entschloß er sich ohne das Wissen und die nicht zu erhaltende Einwilligung Don Giulio's, etwas Wirksames, zur Entscheidung Führendes zu unternehmen. Nach vielem Denken und einigen schlummerlosen Nächten brachte er das wichtige Werk zu Stande. Es war ein im reinsten Latein verfaßtes Schreiben; denn die italienische Schriftsprache war ihm nicht geläufig, noch erschien sie ihm zu seinem großen Zwecke erhaben genug. Nachdem Mirabili alle berühmten Gefangenen des Alterthums, besonders alle unschuldig von Tyrannen in grausamen Kerkern gehaltenen, erwähnt hatte, ging er auf Don Giulio über, den Liebenswürdigsten und Unschuldigsten von Allen, und beschwor den Herzog bei dem Gerichte der Unterwelt und der Nachwelt, seinen leiblichen Bruder zu befreien, indem er persönlich seine Ketten löse und sich auf öffentlichem Markt vor dem Volke mit ihm versöhne.

Kurz, es war ein herzlich ungeschickter und ein unheilvoller Brief, welcher den Herzog aufbringen mußte, und leider dieses ungewollte Ziel nicht verfehlte.

Schlimmer noch! Der Herzog wurde mißtrauisch. Er sah hinter dem Anschlage des Alten den des gefangenen Bruders, was freilich ein großer Irrthum war.

Er ließ Don Giulio seine herzogliche Ungnade und die Unwiderruflichkeit seines Kerkers wissen, und stürzte diesen, dem auf einer anderen Seite ein süßer Stern der Hoffnung aufgegangen war, in tieferes Elend und auf das Krankenlager.

Gleich geblieben, wie der Kerker Don Giulio's, war sich auch der Stand der flavianischen Güter, die der Fiscus zu genießen fortfuhr, da die Gerichte über deren endgültigen Besitz noch nicht gesprochen hatten. Gleich geblieben war sich die mühselige Werbung des Grafen Contrario um Donna Angela.

Gleich geblieben, nein, gestiegen war ihre Abneigung gegen diesen unsträflichen Freier, dem sie, aufs Aeußerste getrieben, verzweiflungsvoll erklärte: sie liebe die Gerechten und Tugendhaften gar nicht — mehr schon die ringenden Bösen — am Meisten aber die Barmherzigen, welche die Sünder mit starken Armen emporziehen, über welche unerhörte Rede Graf Contrario sich mit Recht entsetzte.

Auch der Herzog hatte zu Zeiten an der Gründlichkeit des Wissens und an der kritischen Ader des Grafen kein Vergnügen mehr, besonders wenn dieser mit

Kennermiene das nach neuen Erfindungen gegossene Geschütz seines Gastfreundes prüfend umwandelte und jeden einzelnen Theil des Stückes einer eingehenden und vernichtenden Kritik unterwarf.

Dann preßte der Herzog den strengen Mund zusammen und ließ den Grafen allein. Nur der Wunsch, Donna Angela, dieses Hinderniß der Rückkehr des Cardinals, zu verheirathen und damit wegzuräumen, verlieh ihm die Geduld, den unermüdlichen Tadler zu ertragen, so lange es sein mußte.

Selbst im Bereiche Lucrezia's bestrebte sich der Graf unliebenswürdig zu werden; doch alle diese Versuche wurden an ihrer anmuthigen Geschicklichkeit zu nichte, wie sich eine streitsüchtige Brandung an einem sanften Ufer verliert.

Da ihm Lucrezia ihr Witthum, die flavianischen Güter, als mögliche Mitgift ihrer jungen Base vorspiegelte, überkam ihn aus Widerspruchsgeist ein großer Aerger, das, was in seinen Augen der rechtmäßigste Besitz war, einem Weibe danken zu müssen, und er erhob sich gegen dieses Ansinnen mit männlicher Würde.

Lucrezia aber, die diese Entrüstung nicht für seinen Ernst hielt, antwortete lächelnd:

„Und wenn wir Beide, die wir uns darum streiten, die flavianischen Güter in zwei Hälften schnitten und friedlich unter uns theilten, den Richtern zum Verdruß? . . . Ich sage es nicht versuchungsweise, wie einst König Salomo, um Euer Herz zu prüfen, Ettore! Ist doch die Erdscholle kein lebendiges Kind mit einem untheilbaren Blut und Leben in den Adern, sondern bestimmt, in Stücke zerrissen, vertheilt oder geraubt zu werden!"

Der Graf hätte sogleich zugegriffen, wäre er sich selbst über seine Gefühle für Donna Angela klar gewesen. Am liebsten hätte er die flavianischen Güter ohne sie besessen. Er hatte das edle Mädchen von Anfang an als ein eigenwilliges und unerzogenes Geschöpf betrachtet — doch, o Wunder, seit einiger Zeit geschah etwas mit Angela. Ihre Härte und Herbigkeit verschwand wie die einer schwellenden Frucht, die an der Sonne reift, und welche andere Sonne konnte sie gezeitigt haben, als die Sonne der Liebe? Welcher Sterbliche aber konnte dieses stolze Herz besitzen, wenn nicht Graf Contrario?

Im Streite seiner Gedanken erbat er sich ein Jahr Bedenkzeit.

Während Angela, immer stiller werdend, am Hofe von Ferrara in der demüthigenden Gewißheit lebte, daß der Herzog ihr Dasein als ein Uebel empfand, dessen er sich gerne entledigt hätte, trat Donna Lucrezia auf die Höhe ihres Glücks.

Sie hatte Don Alfonso zwei wohlgebildete und begabte Knaben gegeben, und er war ihr dafür, sie täglich höher haltend, von Herzen dankbar.

Fast ebenso sehr liebte er die wunderbare Klugheit, mit welcher sie in der denkbar schwierigsten Lage, während des venezianischen Krieges, da der Herzog im Lager, und die Fortdauer des Staates Ferrara bedroht war, ohne den Beistand des genialen Cardinals die Regentschaft führte.

Nicht daß dieser für das Schicksal Ferrara's gleichgültig geworden wäre. Er rieth und wirkte von Mailand her mit brüderlicher Gesinnung zu Gunsten

des Herzogs, so weit seine Macht reichte. Seine Körperkräfte aber verzehrten sich darüber, denn er litt an häufigen Rückfällen seines verderblichen Fiebers.

Donna Lucrezia lenkte indessen auch ohne ihn das Staatsruder nicht nur mit weitester Umsicht, sondern im entscheidenden Augenblick auch mit männlicher Entschlossenheit. So war es kein Wunder, daß Ferrara und sein Herzog Lucrezia Borgia fast vergötterten.

Aber die kühle, besonnene Fürstin führte mit Bescheidenheit ihren Triumphwagen und hörte den hinter ihr stehenden lästernden Sklaven wohl, der, nach dem Gebrauche des römischen Triumphes, ihr jegliche Schmach ihrer Vergangenheit ins Ohr raunte, und nichts vergaß, was sie beschämen konnte.

Da sie nun ihren Ruf vor der Welt gereinigt und wiederhergestellt hatte, war sie auch darauf bedacht, sich den Himmel zu versöhnen. Um so mehr gehorchte sie diesem Antrieb, da sie ihre Kinder mit Schmerzen gebar und oft von einer Ahnung frühen Todes beschlichen wurde.

Sie unternahm auch dieses Werk auf eine ganz sachliche Weise. Gleichwie ihr Vater in ungeheuerlicher Naivetät nie an den Dogmen und Wundern einer Kirche gezweifelt hatte, deren Haupt und Schande er war, hatte sich auch Lucrezia in einer geistig heidnischen Welt niemals von den kirchlichen Formen und Vorstellungen entfernt.

Verständig, wie sie war, täuschte sie sich nicht über die Summe und Schwere ihrer Sünden und dachte bescheiden von ihren Verdiensten, den frommen Uebungen und Almosen, die sie zwar täglich zu vermehren trachtete, die aber gegenüber der Art und Größe ihrer Schuld vor ihren klugen und scharfen Augen täglich wieder zerrannen. Sie war eine Danaide, die unermüdlich Wasser in ein rinnendes Gefäß schöpfte. Nur der Verdammniß zu entgehen hoffte sie, und mit Hülfe der kirchlichen Rettungsmittel einen untersten Raum des Fegefeuers zu gewinnen. Einmal dort, so überredete sich die Kluge in liebenswürdiger Thorheit, würde es ihr durch die Vermittelung der Heiligen gelingen, eine höhere Stufe zu erreichen.

Pater Mamette, den die Herzogin, so oft sie bei den Clarissen wohnte, als einen Sachkundigen in den Angelegenheiten ihrer Seele zu Rathe zog, war in der göttlichen Mathematik erfahren, nach welcher die Großen klein sind und die Armen Alles besitzen, und sah wohl, daß sie zu den Reichen gehörte, die schwerlich ins Himmelreich kommen. Ihr Ursprung schon, im Schoße der Kirche, mußte ihm ein Herzeleid sein. Doch nicht hierin, noch in ihrer schauerlichen Jugend sah er den Felsblock, der ihr die niedrige Pforte der göttlichen Armuth verschloß. Wohl aber in ihrer Schlangenklugheit, mit der sie sich selbstthätig durch alle Spalten emporwand.

Doch erkannte er dankbar den Segen, den ihre geschmeidige Lebensweisheit und Regierungskunst dem ferraresischen Hause und Staate brachte, und im Uebrigen getröstete er sich mitleidig damit, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei.

Und wenn sie ihm klagte, sie könne Gott nicht lieben, sagte er ihr, der Anfang der Werbung gebühre dem Manne, und sie müsse in Geduld und Almosen ausharren, bis Gottes Liebe um sie freie.

Im vertrauten Umgange mit dem Franziskaner ließ es sich die Herzogin nicht entgehen, ihn auch über Angela's Herz zu berathen. Sie klagte über der jungen Base eigenartiges und gegen die Kirche unbotmäßiges Gewissen, das ihr einrede, sie sei der Ursprung und die Verkettung einer Menge von Unheil, das durch keine kirchliche Buße zu sühnen sei. Diese hochmüthige Trauer über eine eingebildete oder willkürlich vergrößerte Schuld sei das Hinderniß einer glänzenden Versorgung, die sie für das Mädchen im Auge habe. Es sei die Pflicht Pater Mamette's, dieses übertriebene Gewissen zur Bescheidenheit zurückzuführen und ihr den Verstand des Lebens beizubringen.

Des Paters dunkle Augen lachten, als er erwiderte:

„Es ist wahr, Erlaucht, das Gewissen Eurer Base ist vorlaut und aufrichtig, wie der erste Schlag der Morgenglocke, der zur Messe ruft. Doch in Einem irrt Ihr, sie scheut die kirchliche Buße nicht . . . ich habe ihr die richtige auferlegt."

Und er beurlaubte sich, der Herzogin den Segen ertheilend.

Lucrezia ergriff in klösterlicher Demuth die Hand des Franziskaners, um sie zu küssen, streifte dann aber, nachdem sie flüchtig zwischen der guten Hand und dem rauhen Aermel gezaudert, mit dem zarten Munde die eigenen Finger.

Im fünften Lenz der Gefangenschaft Don Giulio's suchte die Herzogin zu ungewöhnlicher Zeit die Klosterstille. Sie hatte ein todtes Kind geboren und zog sich zu den Clarissen zurück, um zu trauern über das verlorene und zu danken für ihr eigenes, gerettetes Leben.

Doch nach einer Reihe stiller Tage wurde ihr Aufenthalt unversehens gestört und abgekürzt.

Die Ereignisse bewegten sich um den „vergessenen" Thurm, der bisher in seiner Blätterwildniß von ihr unbeachtet geblieben war.

Eines Tages fehlte die alte Aebtissin im Refectorium bei der Hauptmahlzeit, an welcher die Herzogin mit Angela aus besonderer Güte theilzunehmen pflegte. Sie lag krank. In Folge eines plötzlichen Schreckens war ihr die Gicht aus den geschwollenen Füßen in die Brust gestiegen, und sie athmete mühsam. Die Schwestern aber waren verstört wie eine Schar hirtenloser Schafe.

In der Verwirrung vergaßen sie sogar die Klosterregel des Schweigens und erzählten sich wispernd die unglaublichsten Geschichten, die im Frühlicht dieses Tages sich im „vergessenen" Thurme ereignet und die hochwürdige Mutter dem Tode nahe gebracht haben sollten. Der verlarvte Prinz, der dort seit Jahren sein Wesen treibe, sei in der vergangenen Nacht entführt, Andere sagten — erdrosselt worden.

Eines sei sicher, der alte Mirabili, der allein in das Verließ sich habe einschleichen können, sei vor Sonnenaufgang mit schweren Ketten beladen und mit sterbendem Angesicht am Klosterthore vorübergeführt worden. Schwester Consolazione habe mit eigenen Augen gesehen, wie der jammernde Greis, mit Eisen belastet, sich kaum habe weiter schleppen können. Er habe unter unverständlichen Hülferufen die gefesselten Hände nach ihr ausgestreckt. Sie hätte blutige Thränen darüber weinen mögen.

„Wer ist dieser Vermummte, das Gespenst des „vergessenen" Thurmes?" wandte sich die Herzogin an Angela, indem sie sich mit ihr aus der verwirrten Nonnenschar des Refectoriums in ihre Zelle zurückzog. „Mirabili? Ist das nicht der Name des alten Lehrers meines Herrn und der Prinzen, seiner Brüder? ... Sollte Don Giulio ......"

Eine schnelle Entdeckung erhellte und beschämte ihren Geist. „Taucht der Verschollene wieder auf? Und hier? Und sie sagen, das er schon lange da ist! Wie konnte mir das entgehen und so lange verborgen bleiben!" —

Ohne sich weiter um die tief erröthete Angela zu kümmern, schloß sie sich in ihre Zelle ein und schrieb an den Herzog.

Sie meldete ihm, der Friede des Klosters sei durch eine Verhaftung gestört worden. Ein räthselhaftes Begegniß, dessen Erklärung allein seine Hoheit ihr geben könne, mache eine Zwiesprache zwischen ihr und ihrem Gemahl wünschbar und beendige ihren Aufenthalt bei den Clarissen. Er möge sie morgen in der ersten Abendstunde erwarten.

Lucrezia verließ an jenem Abend ihre Zelle nicht mehr. Sie erkundigte sich durch eine Zofe nach dem Befinden der Aebtissin und erfuhr, Donna Angela besuche eben die Kranke, der es besser gehe. Pater Mamette sei angekommen und das Kloster in seine Ruhe zurückgekehrt.

Lucrezia wollte die Clarissen nicht verlassen, ohne den Wolf zu kennen, der die fromme Herde in Aufruhr gebracht hatte.

So beschied sie auf eine Frühstunde des nächsten Tages, statt der kranken Aebtissin, Pater Mamette, dessen Ankunft ihr gelegen kam, auf ihre Zelle.

Sie wollte ihn über seine geheime Mitwissenschaft dieser Dinge, die sie vermuthete und die sie ihm verdachte, zur Rede stellen und, wenn es nöthig wäre, ihn mit den verfänglichsten Fragen martern.

Die Lenznacht war schwül und mit dem Dufte unzähliger Blüthen beladen. Die Herzogin fand keine Ruhe, sie erhob sich und setzte sich an das geöffnete Fenster.

Der die weiten Gastzellen enthaltende Anbau bildete eine Seite des vergrößerten Klosterhofes und war durch seinen südlichen, mit dem üppigen Laube der Feigen und Limonen dicht gefüllten Winkel von dem „vergessenen" Thurme getrennt. Ueber dem Blätterdache trat die schwere, durch Verfall und Ueberwucherung formlos gewordene Masse des gewaltigen Rundbaues in den Hof hinein. Lucrezia erinnerte sich, früher zur Nachtzeit eines der kleinen zwei oder drei, kaum sichtbaren, auf ungleicher Höhe in die Mauer gebrochenen Fensterchen schwach erhellt gesehen zu haben. Heute war das Innere des Thurmes dunkel. Von außen aber war er überglänzt von den hohen Sternbildern und an seinem Fuße umschwärmt und umtanzt vom Funkenspiele zahlloser Leuchtkäfer.

Stundenlang belauschte die Schlaflose die Stille der Nacht und das Rauschen des Hofbrunnens.

Da war es, als knickten die Zweige und rauschten leichte Tritte auf dem Rasen. Es wurde wieder still. Jetzt präludirte leise eine Laute. Und jetzt vernahm Lucrezia's Ohr aus der Tiefe des Thurmes und einer männlichen Brust einen sanft beginnenden und in Sehnsucht anschwellenden Gesang:

„Ich glaube, daß im Maienduft der reine
Gestirnte Himmel glänzt, ich kann's nicht schauen!
Ein einz'ger Stern darf meinen Himmel zieren . . .
Und, wehe, meinen Stern muß ich verlieren,
Dich, treues Weib, die Liebende, die Meine!
Mein Leben kehrt zurück in stummes Grauen!
Der Freund war mein Verderben,
Ich muß vergehn und sterben,
Mißgünstig schickt der Bruder mich von dannen,
In öde, fremde Kerker mich zu bannen."

Lucrezia war nicht im Zweifel, daß sie Don Giulio's markige Stimme hörte; bevor sie aber die volle Bedeutung dieser in Wohllaut klagenden Worte erfassen konnte, antwortete eine andere Nachtigall aus den Feigenbäumen empor.

Auch diese weiche Altstimme war ihr wohlbekannt. Angela sang:

„Getrost! An diesem Tag, der schon im Osten
Den Himmel bleicht, geb' ich Lucrezien Kunde
Von unsrer Treu, zerreißend feige Schleier,
Und wir begehen unsre Hochzeitfeier,
Gemeinsam fürder Lieb' und Leid zu kosten,
Und wär' es auch in eines Kerkers Grunde!
Willkommen, junge Klarheit!
Willkommen, Tag der Wahrheit!
Von Haft zu Haft bis in das Reich der Schatten
Begleit' ich den geliebtesten der Gatten."

Nach einer großen Ueberraschung und einer Aufwallung von Aerger, die ebenso sehr ihrer eigenen jahrelangen Unaufmerksamkeit als dem Geschehenen galt, empfand die Herzogin, lebensklug wie sie war, jene Beruhigung, die in der vollendeten Thatsache liegt. Denn, wie sie die Base kannte, war es für sie Gewißheit, daß der Zwiegesang am „vergessenen" Thurme ein entschlossenes Opfer Angela's und eine vorangegangene Trauung bedeutete, und sie ahnte auch mit Sicherheit, welcher Priester diesen unwiderruflichen Akt vollzogen habe.

„Der gottlose Franziskaner!" schalt sie ganz im Ernste, indem sie sich auf ihr Lager zurückzog, wo sie, ihr leichtes Haupt auf das Kissen legend und ihre Gedanken abwerfend, entschlummerte.

Sie schlief in den hellen Morgen hinein und als sie erwachte, erblickte sie Angela, die mit bittenden Augen an ihrem Lager kniete.

Sie aber schloß ihre Lider noch einmal, legte das blonde Haupt auf das Polster zurück und sprach abwehrend:

„Verschone mich mit Deiner Bitte, die ich ungesagt kenne . . . . Du willst mich wieder bei den Clarissen zurückhalten, weil Du der geistlichen Uebungen nicht satt wirst, Du Fromme! Diesmal kann es nicht sein . . . ich erwarte die Verfügung des Herzogs. Und liegt dort nicht schon ein Schreiben Don Alfonso's? Du hast es mir während meines Schlummers gebracht? Gib es mir gleich!"

Sie löste das Siegel und überflog die Botschaft mit raschem Blicke. Ihr Gemahl hatte geschrieben:

„Geliebte Herzogin!

„Beruhigt Euch über den Vorfall im Kloster. Es handelt sich einfach um eine Thorheit des altersschwachen Mirabili. Er verkehrte mit dem Blinden, der, wie Ihr vielleicht nicht wußtet, seit einigen Jahren den „vergessenen" Thurm bewohnte, ihn aber heute verläßt. Der Alte hatte sich in den Gedanken verbohrt, den Blinden, dem die Verführungskunst geblieben ist, in Freiheit zu setzen. Nachdem er vor zwei Jahren schon ein wunderliches und unehrerbietiges Schreiben an mich gerichtet, hat er vor Kurzem, Thorheit auf Thorheit häufend, mit einer erbärmlichen Summe den Thurmwart zu bestechen versucht und nach einem Abdruck in Wachs einen Schlüssel des Thurmes bei meinem Hofschlosser bestellt. Wenige Stunden später lag Bestechungssumme und Wachsabdruck auf meinem Tische. Ferne sei von mir, über meinen weiland Lehrer, der bei grünen Kräften mich zu meinem Heile und mit gutem Erfolg gezüchtigt hat, strenges Gericht zu halten! Er sitzt nun bei meinen Benedictinern in Modena, die ihn mit ihren Manuscripten in ihrem festen Hause aufbewahren.

„Es ist gut, daß Ihr heute kommet. Graf Contrario wird mir von Stunde zu Stunde unleidlicher. Nicht genug, daß er in meiner armen Fayencemalerei ein falsches Kunstprincip erkennt, ist er mir gestern noch hinter meine Drehbank gerathen und hat mir mit seinen eigensinnigen Fingern eine Hauptschraube verkrümmt. Kommet, bevor er mir Alles verdirbt, und bringet das Mädchen mit, daß wir sie heute noch zusammengeben und beide nebst den flavianischen Gütern endgültig los werden.

„Inzwischen Euer gnädiger und Euch herzlich liebender Gemahl."

Lucrezia las diese Zeilen zwischen Lächeln und Besorgniß. „Große," sagte sie — so pflegte sie die höher gewachsene Angela scherzend zu nennen — „reiche mir das Morgengewand und mache mich fertig, daß wir mit gebadetem Antlitz und geordneten Gedanken Dein Bestes erwägen; denn, wisse, von Deiner Zukunft handelt dieser Brief. Der Herzog wünscht Dich noch heute mit Graf Contrario zu vermählen."

Als Angela zusammenschrak, lächelte die Herzogin: „Frauenschicksal! .... Bist Du denn ein Heiligthum, daß Du eine redliche Werbung als Beleidigung empfindest, nicht anders, als schände Dein Freier einen geweihten, oder betrete wenigstens einen fremden, verbotenen Boden?

„Ich habe Dich aus Rom nach Ferrara mitgenommen, um Dir in dieser gewaltthätigen Zeit durch eine ehrenvolle Heirath eine feste und hohe Stellung zu geben, und der Graf, den wir für Dich erwählt haben, bietet Dir bei einigen unangenehmen Eigenschaften alle diese bedeutenden Vortheile. Dazu ist er ein vollkommener Edelmann."

„Edelmann?" spottete Angela, „und er würde mich heimführen ohne Liebe? Als Anhängsel der flavianischen Güter?"

„Was forderst Du denn?" antwortete Lucrezia erbittert: „Willst Du es anders haben, als wir Alle? Was ist Männerliebe? Reiz, List, Begier, Gewaltthat, Haß, Ekel! ... Ich habe nie einen Mann geliebt!" So bekannte Lucrezia Borgia.

Angela schwieg. Sie wußte es anders und besser. Dann sagte sie einfach: „Aber die Liebe, die aus Reue und Mitleid stammt?"

„Das ist die himmlische," meinte Lucrezia, „ganz nach dem Katechismus!"

„Himmlisch oder irdisch!" bekannte Angela, „aus dieser Liebe bin ich das Weib Don Giulio's geworden."

Die Herzogin stellte sich erstaunter und erzürnter als sie war:

„So konntest Du Dich gegen mich und den Herzog vergehen, Du Arge! Du stürzest Dich in die Schmach und das Dunkel, statt wie es jedem edeln Weibe geziemt und angeboren ist, hoch und immer höher zu streben und durch verborgene Klugheit das Leben zu beherrschen! Du aber, Niedrige, suchst den Kerker eines Blinden und Verurtheilten."

„Wie ich mich so erniedrigen konnte, will ich Dir erzählen, Lucrezia," sagte Angela stolz und demüthig.

„Am Abend, da Strozzi ermordet wurde, und ich zu Dir ins Kloster floh, sah ich, wie Don Giulio in den „vergessenen" Thurm gebracht wurde, und schon damals hafteten meine Blicke an den erbarmungslosen Mauern und trugen mich meine Füße unter das im Grün verborgene Gitterfenster. Schon damals hätte ich gerne zu ihm geredet, aber die Stimme versagte mir.

„Im Herbste dann, zur Adventszeit, erreichte sie ihn. Der Nordwind hatte einen Haufen welken Laubes ergriffen, wirbelte es empor und jagte es durch das Kerkerfenster zu dem Este hinein, so daß die morschen Blätter ihn raschelnd überschütteten und, wenn er darnach tastete, in seinen Händen zerbrechen mußten. Da erschien es mir unendlich grausam, wie die Natur dem Elenden ihren Tod über das Haupt streute. Ich erhob meine Stimme und rief:

„‚Don Giulio, Euer Unglück ist da! Es folgt Euch in Liebe.‘

„Er aber erkannte meine Stimme und antwortete: ‚Sei mir willkommen!‘ ... Damals und später, so oft ich mich ihm nähern konnte, erklärte er mir sein Inneres folgendermaßen:

„‚Als Du mich einst in Pratello aufstörtest, sagte ich Dir, Du könnest Vergangenes nicht ändern und meine Augen nicht wiederschaffen; aber jetzt sind mir geistige aufgegangen. Ich sehe‘ — er lächelte — ‚ich sehe mit ihnen, daß, wenn mich Dein zufälliges Wort geblendet hat, es zu meinem Heile geschah, zwar auf eine schmerzliche und gewaltsame Weise, wie eine Mutter ihr schreiendes Kind einem Räuber aus den Armen reißt! Denn ich wäre in dumpfer Luft zu Grunde gegangen, während ich jetzt mit hellen Sinnen lebe, wenn auch als ein Verminderter, da mir das edle Augenlicht genommen ist und ich beschränkt bin auf ein dunkles Tagewerk. Nur sehne ich mich freilich nach der Waldluft und dem Erdgeruch meines Pratello und auch nach den Hunderten, die es bebauen und denen ich gerne ein guter und gerechter Vater wäre.‘"

Und Angela begann mit überschwenglichen Worten Don Giulio's neues Wesen zu preisen und auch ihr Glück ... Doch das Unaussprechliche ließ sich nicht sagen, und sie schloß damit, Lucrezia zu umhalsen und bis zum Ersticken zu küssen.

Während sich diese der Umarmung zu entziehen suchte, trat Pater Mamette mit schuldlosem und hellem Angesicht ein.

Die Herzogin aber wandte sich entrüstet gegen ihn.

„Ruchloser Mönch!" redete sie ihn an, „wie durftest Du es wagen, Deinen Herzog mit so frechem Eingriff in seine vormundschaftliche Macht über diese hier zu beleidigen?"

„Ihr meint, erlauchte Frau, damit, daß ich Don Giulio d'Este mit Donna Angela Borgia getraut habe?" sagte er bescheiden. „Ich that es im Dienst einer höheren Gewalt als der des Herzogs. Es handelte sich um das Leben Don Giulio's und um den Frieden dieses Herzens" — er blickte auf Donna Angela. „Im Grunde des „vergessenen" Thurmes liegt eine enge Capelle, die zum Dienste der Gefangenen bestimmt ist und durch ein hochgelegenes, schmales, mit schweren Eisenstäben vergittertes Fenster kaum erhellt wird.

„Dorthin führe ich allsonntäglich Don Giulio und lese für ihn die Messe. Da erhob ich einmal vor Jahren während der heiligen Gebräuche den Blick zum Fenster, wo sich Etwas, wie die Schwinge eines Vogels, geregt hatte. Zwischen dem grünen Blattwerk sah ich braunes Kraushaar und zwei andächtig leuchtende Augen. Es konnte ein Engel sein, welcher der heiligen Messe beiwohnte . . . er störte mich nicht.

„Als ich dann den Kerker verließ, begegnete mir in der Klosterkirche Donna Angela, deren Beichte ich hören sollte.

„Ich erschrak bei ihrem Anblick; denn ihre Stirne trug in tiefen und blutrothen Striemen das Zeichen des Kreuzes. Was konnte es anders sein als der Eindruck des Fenstergitters der Thurmcapelle? Ich errieth, daß die Jugendliche, das verschlungene Geäst der Feigenbäume benützend, im Laubdunkel verborgen, die Stirn auf die harten Eisenstäbe gestützt hatte, um in die Capelle hinunter zu blicken.

„In ihrer Beichte quoll ihr Elend empor. Tiefer und blutiger als es auf ihrer Stirne stand, hatte sich das Gefängniß Don Giulio's in ihr Herz eingeschnitten. Die ganze Schuld an der Blendung des Este und nicht minder die Schuld seines Hochverraths lag auf ihrem Gewissen. Sie war die Ursache seines Kerkers.

„Sehnsüchtig verlangte sie nach einer Sühne, die unmöglich war, und nach einer Buße, welche die Höhe ihrer Schuld niemals erreichen konnte. Seine Augen konnte sie nicht neu schaffen, und ihr Verlangen, wenigstens, mit ihm verurtheilt, sein Kerkerdunkel zu theilen, konnte ihr die irdische Gerechtigkeit nicht gewähren. Aus diesem Inhalt ihres Herzens erkannte ich ihre große Liebe zu Don Giulio: Denn Liebe schlägt gering an, was sie gibt, hoch, was sie verschuldet, und bedarf einer großen Vergebung.

„Was aber das Recht nicht verleihen kann, das gewährt die Barmherzigkeit der Kirche. So mußte und durfte ich unwürdiger Priester durch das Sakrament der Ehe die Beiden in *eine* Schuld und in *eine* Buße vermählen.

„Das Staatsgesetz übertraten sie bei der Trauung in keiner Weise. Der Gefangene verließ den Thurm nicht, er stand in der Capelle, und Donna Angela stützte wieder ihre Stirne an das Gitterkreuz, durch welches die von mir gesegneten Ringe gewechselt wurden . . ."

„Solche Ehe ist verwerflich und ungültig," behauptete die Herzogin empört.

„So blieb es," fuhr der Franziskaner ruhig fort, „bis Don Giulio nach dem unglücklichen Briefe Mirabili's von einem verderblichen Fieber aufs Lager gestreckt wurde. Wie war es möglich, die Eines gewordenen im Sterben zu trennen! . . . Er genas unter Donna Angela's Pflege. Die Ehe blieb verborgen, da Angela damals länger als sonst und allein bei den Clarissen blieb, während Eure Erlaucht zur Zeit des venezianischen Krieges in Abwesenheit des Herzogs vom Morgen bis zum Abend dem Wohle des Staates lebte. Die Stunde der Entdeckung stellte ich wie unser ganzes Loos in Gottes Hand."

„Das Eurige könnte leicht ein schlimmes werden, ehrwürdiger Vater, wenn ich mich nicht herablasse, bei Don Alfonso für Euch einzutreten und fürzusprechen!" sagte Donna Lucrezia mit einem Zuge der Verachtung um den feinen Mund.

„Thut, was Ihr dürft!" erwiderte der Capuziner und beurlaubte sich.

Als am Abend in der Dämmerung die Sänfte der scheidenden Herzogin, aus dem Kreise der Nonnen fortgehoben, ins Freie trat, erschien vor dem Thore des „vergessenen" Thurmes der Capuziner noch einmal; mit erbleichtem Angesicht hielt er die Träger auf und flüsterte der Herzogin zu:

„Der Gefangene ist verschwunden. Ich weiß, daß der Hauptmann der herzoglichen Leibwache verlarvt bei ihm erschien und ihn unter einer dunkeln Maske weggeführt hat. Tretet für ihn ein, Madonna, wie Ihr es mir verhießet!"

Da die beiden Frauen den erleuchteten Festsaal der Burg betraten, fanden sie dort Don Alfonso, der, die Herzogin erwartend, auf- und niederschritt und sich zuweilen mit einem Blick und einem Rath an der Schachpartie betheiligte, welche ein grauer Höfling mit langer ehrwürdiger Nase gegen den Grafen Contrario spielte.

„Schach und matt!" krähte der Graf triumphirend und trat, während sein Gegenpart vernichtet auf das verlorene Spiel starrte, den Frauen ritterlich entgegen.

Aber schon hatte der Herzog Donna Lucrezia zu einem entfernten Ruhesitz geführt, und begann, nachdem er sie kurz begrüßt hatte, ihr ein Schreiben mitzutheilen. Es kam aus Mailand. Der Cardinal Ippolito hatte es mit zitternder Hand geschrieben, und es lautete:

„Geliebtester Bruder, ich bereite mich zum Sterben. Ein inneres Geschwür tödtet mich. Ich leide unerträglich. Mich quält der Gedanke: vielleicht könnte ich leichter scheiden, wenn Don Giulio, mit dem ich mich oft beschäftige, seinen Kerker verließe.

„Erweise mir diesen letzten Dienst und lebe wohl."

„Du begreifst," sagte der Herzog, „daß ich sofort willfahrte. Aber wohin nun mit dem Blinden? Gib mir Deinen Rath, Lucrezia, was ich mit ihm anfange. Er wird sogleich hier erscheinen. Ich habe Befehl gegeben, mir ihn vorzuführen."

„Das Schicksal hat sich seiner angenommen," sagte sie. „Erstaune! Seit zwei Jahren ist er vermählt. Zur Schande meiner Klugheit sei es eingestanden,

mit meiner aus der Art geschlagenen Base, die im Schatten unseres Klösterchens den „vergessenen" Thurm besuchte. Strafe gehört ihr. Wir grenzen die Beiden im Gebiete von Pratello ein und geben ihm Angela zur Hüterin."

Ein wunderliches Gemisch von Entrüstung und Befriedigung erschien auf den Zügen des Herzogs. „Doch was fangen wir mit diesem an?" sagte er höhnend und deutete auf die Mitte des Saals, wo der Graf in längerer und sorgfältig begründeter Rede um die Hand der verstummten Angela warb.

Jetzt aber öffnete sich die Thüre, und der Blinde erschien auf der Schwelle.

„Vergebt, Herr — es ist mein Gemahl!" rief Angela selig und eilte zu ihm.

Don Giulio trat ein mit einer leichten Binde über den Augen, aber mit sicheren männlichen Schritten, von Angela unmerklich an der Hand geführt. Er erreichte den Herzog, bog das Knie, faßte seine Hand und sprach:

„Bruder, ich habe mich schwer an Dir vergangen, da ich Dir" . . . vielleicht wollte er sagen „nach dem Leben stand" — aber der Bruder ließ den Bruder nicht ausreden, sondern hob ihn zu seinem Munde empor, und die Männer küßten sich und überschwemmten sich mit Thränen.

Der Herzog faßte sich bald.

„Mein Wort bleibt!" sagte er. „Du bist mein Gefangener im Umkreis Deines weiten Pratello, und diese hier setze ich Dir zur Hüterin."

„Er wird Euer Gebot nicht übertreten," sagte Angela. „Weder dort noch anderswo, denn seinen dunkeln Kerker kann er niemals verlassen. Er trägt ihn überall mit sich."

„Nicht wahr, Bruder," bat Don Giulio, „Du tödtest mir meinen alten Mirabili nicht?"

„Was denkst Du von mir, Julius? Ich sollte einen Mann tödten, der uns die stoische Weisheit gelehrt hat! ... Er sitzt wie im Paradiese bei unseren gelehrten Benedictinern in Modena!"

Graf Contrario hatte Mühe, an das zu glauben, was er vor sich sah. Er empfand nur den dunkeln Trieb, dem leidensvollen Paare etwas Unangenehmes zu sagen. So warf er noch zwei Steine, die sich aber in Rosen verwandelten. Er wandte sich zuerst an den Blinden.

„Ich wünsche Glück, Prinz!" sagte er. „Aber erlaubt mir den Muth meiner Meinung. Ich denke, ein wahrer Edelmann, ein ganz vollendeter Edelmann hätte sich wohl gefragt, ob es zart gehandelt sei, wenn ein Blinder eine Sehende an sich fesselt und sie mit verliebten Armen selbstsüchtig in sein Grab niederzieht. Blieb Euch das verborgen oder von Euch unerwogen?"

„Graf!" antwortete Don Giulio glücklich, „sie nahm mir die Augen und gibt mir dafür die ihrigen. Sie gibt gern und ich nehme gern. Sie ist selig im Geben und ich im Nehmen."

Angela aber jubelte im Uebermaß der Liebe:

„Deine schönen blauen Augen werden wieder erstrahlen, mein Geliebter! ... Du schicktest mich einst fort aus Pratello, weil ich sie nicht neu schaffen könne. Deine Augen werden heller und jünger leuchten als zuvor . . . aus dem Angesichte Deiner Kinder, wenn sie mir Gott gibt!"

Sie erschrak über ihre Kühnheit und wurde Purpur.

Darauf warf der Graf seinen zweiten Stein.

„Madonna," tadelte er, „es gibt Dinge, die eine gebildete Dame kaum zu denken wagt, geschweige, daß sie solche ausspricht!"

Angela antwortete mit festlichen Augen — schade, daß Don Giulio nicht hinein blicken konnte! — „Was wollet Ihr, Graf? Ich bin eine Borgia und bleibe eine Borgia, da müsset Ihr mir schon Etwas zu gute halten."

Es entstand eine Pause. Graf Contrario aber wandte sich mit edelm Entschlusse an die Herzogin.

„Erlauchte Frau," sagte er, „ich willige in die von Euch vorgeschlagene Theilung der flavianischen Güter.

Zur Börsenreform.

Von

Gustav Cohn (Göttingen).

I.

Die Theorie der Volkswirthschaft ist noch immer nicht zu der wünschenswerthen Einhelligkeit über die Wahrheit gelangt, daß die Nationalökonomie eine ethische Wissenschaft ist. Die Praxis der Volkswirthschaft liefert uns alle Tage den augenfälligen Beweis dafür, daß kein Stück des ökonomischen Lebens sich dem sittlichen Richterspruche entziehen kann. Es kommt nur darauf an, daß wir den Standpunkt für die Beobachtung so wählen, wie ihn das praktische Leben selber uns an die Hand gibt. Das Bewußtsein von der Idee der Gerechtigkeit in der Besteuerung wird uns bei denjenigen Theilen der Gesellschaft am deutlichsten entgegentreten, welche über die Bevorzugung oder unzureichende Belastung eines anderen Theiles klagen; das Bewußtsein von den Pflichten des Besitzes am deutlichsten bei den Besitzlosen, das Bewußtsein von den Pflichten der Industriellen gegen ihre Arbeiter bei den Landwirthen, und dergleichen vielerlei Anderes, — das heißt immer da, wo die Regsamkeit der sittlichen Empfindung am wenigsten durch die widerstrebende Kraft des eigenen Interesses gebunden ist.

Die größte Summe und das höchste Maß sittlicher Kritik wird das tägliche Leben daher für diejenigen Gebiete der Volkswirthschaft entfalten, welche den verhältnißmäßig kleinsten Theil des Ganzen umfassen, wo geradezu die große Mehrzahl des Publicums als rechtsprechende Volksversammlung zu Gerichte sitzt über Dinge, bei deren Beurtheilung ihr sittlicher Trieb sich ungehemmt ergehen kann.

Ein solcher Fall liegt uns vor in jenem eigenthümlichen Stücke der heutigen Volkswirthschaft, welches wir gemeinhin als „Börse" bezeichnen.

Die Versuche einer gewissen Richtung der Wissenschaft, ihren allgemeinen Ausgangspunkten getreu, auch dieses Gebiet wirthschaftlichen Handelns von der Herrschaft sittlicher Mächte zu eximiren — Versuche, wie sie von namhaften Fachmännern vor etwa einem Menschenalter gemacht worden sind — stoßen hier

weit mehr als auf anderen Gebieten mit einer Ungunst der einmal vorhandenen sittlichen Ueberzeugungen zusammen, deren Zähigkeit sich bis auf den gegenwärtigen Augenblick, allen theoretischen Versuchen zum Trotz, als siegreich bewährt hat.

Und in der That bin ich der Ansicht (wie ich derselben bereits vor vielen Jahren, jenen Versuchen gegenüber, Ausdruck gegeben habe), daß es nicht bloß aus allgemein wissenschaftlichen Gründen undurchführbar, sondern auch aus den besonderen Gründen der vorliegenden Aufgabe sehr wenig rathsam ist, die verbreiteten moralischen Bedenken der öffentlichen Meinung niederschlagen zu wollen, statt sie durch eine nähere Betrachtung des Gegenstandes aufzuhellen. Es kommt darauf an, den Nachweis zu führen, daß neben den zahlreichen Problemen der heutigen Gesellschaft auch dieses die Gemüther nicht ohne Grund in Spannung erhält, nur daß hier, wie in so manchem anderen Falle, und vielleicht mehr als in anderen Fällen, das Bedürfniß nach einer Umgestaltung des Bestehenden mit einer Unklarheit der Vorstellungen verknüpft ist, die aus der lückenhaften Kenntniß des Gegenstandes folgt. Es kommt darauf an, gewisse Vorgänge und Organisationen des heutigen Erwerbslebens als nothwendige Bestandtheile der modernen Volkswirthschaft darzulegen und den verbreiteten Zweifel an ihrer Berechtigung über seinen tieferen Inhalt aufzuklären. Es ist eine Aufgabe ähnlich wie diejenige, welche die Unentbehrlichkeit der großen technischen Fortschritte für die heutige Volkswirthschaft nachzuweisen hat und erst auf Grund dieses Nachweises die Nothwendigkeit der socialen Reformen erörtern will, die im Gefolge der technischen Umwälzungen sich ergeben.

Die Analogie der großen technischen Umgestaltungen der heutigen Volkswirthschaft erleichtert uns die Sache insofern, als hier die von uns zu betonende Unterscheidung bereits ein Gemeingut der öffentlichen Ansicht geworden ist. Trotz mancher fortwirkender Vorurtheile wider die technischen Leistungen des Maschinenwesens sind wir doch heute im Ganzen dahin gekommen, daß nicht nur die erwerbenden und besitzenden Classen die epochemachende Bedeutung desselben anerkennen, sondern daß gerade die rückhaltloseste Kritik unserer wirthschaftlichen Zustände, welche sich auf die Masse der arbeitenden Classen stützt, die Thatsache der großindustriellen Umgestaltung unserer Production zum Ausgangspunkte nimmt, um auf die Consequenzen derselben ihre Reformpläne für die zukünftige Gesellschaft zu bauen.

Der Zusammenhang der Börse mit den technischen Fortschritten des neuen Zeitalters wird seltener verstanden, und die berechtigte Empfindung, welche auch hier sociale Reformen verlangt, ist geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Dennoch gelangt eine leidenschaftslose Betrachtung der Dinge hier zu einem ähnlichen Ergebnisse wie dort.

II.

Emile Zola hat in seinem neuesten Romane mit der ihm eigenen „wissenschaftlichen" Methode die Wirklichkeit der Börse bis in die intimen Einzelheiten ihrer Technik hinein zu schildern versucht. Im Mittelpunkte steht eine jener Speculantennaturen, deren Talent nicht sowohl in der schöpferischen Kraft fruchtbringender Gedanken, als in der productiven Ausbeutung fremder Ideen sich

entfaltet; in der Virtuosität, mit der man ein neues Project in Scene setzt, Meinung dafür macht, Anhänger und Capitalien heranzieht, die Hoffnungen nährt, die Erwartungen steigert, um dann zuletzt, wenn am Ende Alles zusammenbricht, aus der Vernichtung immer wieder emporzusteigen zu neuen Speculationen und neuen Erfolgen.

In einem Momente des tiefen Sturzes lernen wir den Helden von Zola's Roman kennen; schon nach wenigen Wochen steht er an der Spitze einer „Banque Universelle“, welche, kirchliche und lucrative Zwecke verknüpfend, die Cultur des gelobten Landes im großen Stile durchführen soll. Die Verwerthung des religiösen Elementes bei der Gründung dieses Unternehmens ist nur ein Stück in dem Zusammenhange mannigfaltiger Kunstgriffe der Täuschung und des Betruges. Der ganze Kreis der Persönlichkeiten, welcher sich um die Hauptfigur zu dem großen Unternehmen zusammenschließt, enthält fast ohne Ausnahme Leute von ähnlicher Anrüchigkeit. Der einzige anständige Mensch ist bezeichnender Weise der Erfinder der Idee — der Ingenieur, welcher aus seiner früheren Thätigkeit in der Levante die Ueberzeugung von dem Bedürfnisse neuer Verkehrsmittel für das ferne Land mitgebracht hat, welcher bis zum letzten Augenblicke ohne Verständniß von den Manövern der Börse bleibt.

Und ebenso ist die Art der wirklichen Geschäfte, welche die neue Bank zu Stande bringt. Nicht gewinnreiche Erfolge der geplanten Unternehmung, sondern eine durch Jahre fortgesetzte Reclame, welcher es gelingt, die Actien der Bank in fabelhafte Höhe hinauf zu treiben — bis dann endlich kommt, was kommen muß, bis die Seifenblase platzt und der Held ins Gefängniß wandert. Der schwindelhafte Glanz, in dem er einige Jahre gelebt, wird bezahlt durch den Untergang der vielerlei Existenzen, die dem Irrlicht gefolgt sind. Doch auch dieses ist das Ende nur eines Actes in dem Drama; bereits dämmert im Hintergrunde die Morgenröthe neuer Triumphe, nur auf verändertem Schauplatz, herauf.

Der Dichter aber legt dem Helden die Worte in den Mund[1]): „Die Speculation ist das Herz, welches das Blut des Wirthschaftslebens, das Geld, ansammelt aus tausend kleinen Canälen, um es nach allen Richtungen ausströmen zu lassen und die großen Werke der Civilisation zu ermöglichen . . . Es bedarf eines großen Projects, um die Phantasie zu ergreifen; es bedarf der Hoffnung auf großen Gewinn, um die Leidenschaften zu entzünden, um die Capitalien anzulocken . . . Die Gefahr des Verlustes, was schadet sie? sie vertheilt sich auf Viele, je nach dem Vermögen und dem Wagemuth der Einzelnen, und die Menschheit hat keine unauslöschlichere Sehnsucht als die, das Glück zu versuchen!“

Indessen, noch eine andere Stimme läßt der Dichter uns vernehmen. Es ist die Stimme des begeisterten Schülers von Karl Marx. „Jawohl,“ ruft dieser dem Börsenhelden zu, „Ihr arbeitet für uns, ohne es zu ahnen . . . Ihr beutet die Masse des Volkes aus, und wenn Ihr Euch vollgesogen haben werdet, dann wird uns nur übrig bleiben, Euch zu expropriiren . . . Jedes Monopol, jede Centralisation führt zum Collectivismus; der Collectivismus ist die Um-

[1]) L'argent, p. 119.

wandlung der Privatcapitalien, die von den Kämpfen der Concurrenz leben, in ein einziges Gesellschaftscapital, das durch die Arbeit Aller bewegt wird . . . eine gemeinsame Production in den Fabriken und auf den Feldern, wo Jeder arbeitet nach seiner Fähigkeit und Jeder entgolten wird nach seiner Anstrengung. Mit der Concurrenz und dem Privatcapital fallen auch die Geschäfte aller Art, kein Handel, keine Contracte, keine Börsen. Die Idee des Gewinnes hat keinen Sinn mehr; die Quellen der Speculation, der Renten, die man ohne Arbeit gewinnt, sind dann versiegt."

Hier haben wir also die Alternative. Sie ist keineswegs neu. Aber daß sie zum Gegenstande eines großen Romanes gemacht wird, ist — neben manchen ähnlichen Erscheinungen der heutigen Literatur — bemerkenswerth. Wenn die Alternative jemals zuvor in ihrer ganzen Schroffheit hingestellt worden ist, hier hat der überspannte Naturalismus des Dichters das Seinige hinzugethan.

Wie stehen wir zu dieser Fragestellung? Gibt es in der That nur die Wahl, welche der französische Dichter uns läßt in den Fußspuren des consequenten Socialismus?

Wir gestatten uns hier zweierlei Einschränkungen, eine — thatsächlicher Art, und eine — principieller. Das Thatsächliche, das Zola uns vorführt, ist gleich Allem, was uns seine Romane als Wirklichkeit malen, ein Zerrbild der Wirklichkeit. Es ist Jedes ins Unglaubliche gesteigert, und Keiner, der die Dinge kennt, wird so etwas für möglich halten. Ein Unternehmen von solcher Schwindelhaftigkeit, von so überspannten Zielen; ein Publicum von solch' kindischer Leichtgläubigkeit, so verblendet durch die Lust am Gewinne, so schrankenlos in seinen Hoffnungen; ein Kreis von Persönlichkeiten an der Spitze des Unternehmens, meistens Leuten, die nicht bloß, wie jener Wiener Speculant, nach dem eigenen Zeugniß, mit dem Aermel das Zuchthaus gestreift haben, sondern in Wahrheit Alle verdienten, darinnen zu sitzen; Geschäftspraktiken, die von Anfang bis zu Ende Ausgeburten der Lüge und des leeren Scheines sind und dennoch Jahre lang gedeihen — das ist eine Utopie der heutigen Erwerbsgesellschaft, wie der Roman Bellamy's und ähnlicher Schwärmer Utopien der künftigen Gesellschaft sind. Man kann ein recht offenes Auge für die wirklichen Gebrechen dieser Sphäre haben, jeder erfahrene Blick erkennt in jenem Phantasiegemälde die Andeutungen der wirklich vorhandenen tiefen Schäden; aber so arg ist die Wirklichkeit nicht.

Und dann, was wichtiger, das principielle Bedenken. Es handelt sich um den Punkt, an dem der Naturalismus des Dichters und der Naturalismus der socialistischen Ethik ineinander laufen. Es handelt sich um die große Grundfrage der Volkswirthschaft und der Gesellschaft, ob auf dem Boden des heutigen Erwerbslebens wilde Naturgewalten sich austoben, die ihren Bändiger nicht anders zu finden vermögen als durch die Beseitigung dieser Gesellschaft selber in dem socialistischen Staate, oder ob nicht vielmehr schon in der gegenwärtigen Gestaltung des Wirthschaftslebens und jedes einzelnen seiner Organe sittliche Gewalten die natürlichen Triebe gebunden halten, ob diese sittliche Bindung nicht eine fortschreitende ist, und ob nicht auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft die Reformen möglich sind?

In Zola's Roman findet sich ein kleiner Zug, welcher lehrreich ist für das, was hier in Frage steht. Einer der wenigen wirklichen Gewinne, die während der Jahre ihres Bestehens die „Banque Universelle“ erbeutet, entspringt dem Verrathe eines Depeschengeheimnisses aus dem Ministerium, das ein Bekannter des Ministers aufgefangen und dem Director der Bank zugetragen hat. Der Dichter hat hier — vielleicht unbewußt — die merkwürdige Voraussetzung zugestanden, daß in jener Welt des zweiten Kaiserreiches, deren allseitige Verkommenheit sein großer Romancyklus darstellen will, die Minister selber über die lucrative Ausbeutung diplomatischer Nachrichten erhaben sind. Man weiß allgemein, daß nur wenige Jahrzehnte zuvor ein Monarch über Frankreich geherrscht hat, der über den Verdacht einer ähnlichen Handlungsweise nicht erhaben war. Wenn nun, erlaube ich mir zu folgern, ein so finsterer Beobachter solchen sittlichen Fortschritt gleichsam als etwas Selbstverständliches einräumt, ist dann überhaupt der Glaube so thöricht, der auf einen sittlichen Fortschritt und auf heilende Reformen in diesem ganzen Gebiete sich richtet?

Die Erfahrung gibt in der That solchem Glauben manche kräftigere Stütze als jene Stelle des Romans.

III.

Die Alternative ist falsch: entweder die Börse, so wie sie in der Darstellung des Socialdemokraten oder des Hellmalers aussieht, mit allen ihren empörenden Mißbräuchen, — oder aber der Socialstaat der Zukunft, welcher keine Börse und keine Speculation kennt. Aber die andere Alternative ist richtig: die Börse als nothwendiges Organ der heutigen im Privatcapital wurzelnden Erwerbsgesellschaft, und ohne sie nur ein Zustand möglich, in dem auch das Privatcapital beseitigt ist.

Der Unterschied der beiden Alternativen liegt in der Anerkennung der sittlichen Gestaltungsfähigkeit; das Gemeinsame in der Anerkennung der Börse als unentbehrlichen Bestandtheils der heutigen Volkswirthschaft.

Im Gegensatze zu verbreiteten Mißverständnissen muß man sich über diese Unentbehrlichkeit zunächst klar werden.

Die Börse ist unentbehrlich für die heutige Gesellschaft, weil sie der consequente Ausdruck von zweierlei nothwendigen Elementen derselben ist — dem Privateigenthum an dem werbenden Capital und der Centralisation des gegenwärtigen Wirthschaftslebens. Die Sphäre des werbenden Privatcapitals kann eingeengt werden; aber was dadurch an Stoff für die Börse verloren geht, wird immer wieder ersetzt und überholt durch die fortschreitende Centralisation der Volkswirthschaft und der Weltwirthschaft.

Das eine der beiden Elemente, das Privateigenthum am Capital, braucht hier nicht näher erläutert zu werden; es gilt allgemein als die hauptsächliche Grundlage unserer heutigen Productionsweise. Das andere Element, die Centralisation, bedarf einiger erläuternder Worte.

Die gesammte wirthschaftliche Production geht bekanntlich allmälig durch mehrere historische Stufen hindurch in die Formen über, welche der entwickelten Arbeitstheilung entsprechen; sie erhebt sich von der Stufe der hauswirthschaft-

lichen Productionsweise zur verkehrsmäßigen Production, vom naturalen Austausch der Güter zum Umsatze gegen Geld; der Markt, welchem sie ihre Erzeugnisse zuführt, ist zuerst ein nahe gelegener Mittelpunkt des Austausches, auf den dann mit den Fortschritten des geordneten Zusammenlebens und der Verkehrsmittel ein größerer Markt mit weiter reichender Anziehungskraft folgt, bis zuletzt große Weltmärkte über die Länder und die Erdtheile hin ihre centrale Macht ausüben und die Production entfachen.

Aehnlich der Verkehr in Capitalnutzungen[1]). Der Stufe der hauswirthschaftlichen Productionsweise entspricht der creditlose Zustand, in dem das unverwendbare Capital der einen Haushaltung nutzlos aufbewahrt, der Capitalbedarf der anderen Haushaltung durch fremdes Capital nicht befriedigt wird. Entwickelt sich dann der Credit, wird das Creditgeschäft und der Capitalienverkehr zur ständigen Gewohnheit, so ist es zunächst ein nachbarlicher Austausch mit aller Lästigkeit und Unzweckmäßigkeit, welche diesem örtlich gebundenen, persönlich eingeschränkten Verkehr vielfach eigen sein muß. Das Zusammenpassen des Capitalbegehrs und des Capitalangebots nach Umfang, Frist, Zinshöhe, Sicherheit u. s. w. wird der Gegenstand einer nur theilweise erfolgreichen Bemühung, weil die Ausdehnung des Capitalmarktes, die Unterstützung der vermittelnden Organe fehlt. Erst der Handel ist es, welcher diese Lücke ausfüllt. Wie dieser für die Waaren die Leichtigkeit, Gleichmäßigkeit, Sicherheit des Austausches erst herstellt, wie er dem Producenten und dem Consumenten die Mühe abnimmt, den Gegenpart aufzusuchen, das Zusammenpassende zusammenzufügen — so auch für den Capitalienverkehr. Durch ihn wird jetzt besorgt, was so lange die Arbeit des Capitalsuchenden und des Capitalbesitzenden gewesen. Freilich bleiben, gemäß der Natur aller geschichtlichen Entwicklung, auch nach Erreichung dieser Stufe noch große Massen des alten Capitalumsatzes übrig, weil die allgemeinen Sitten, weil die individuellen Neigungen sich nur langsam ändern, weil die äußeren Bedingungen des örtlichen Lebens und der Verkehrsverhältnisse verschiedene sind. Aber die Tendenz geht, gemäß dem Zuge der fortschreitenden Volkswirthschaft, auf beständiges Erstarken der neuen vermittelnden Organe und hiermit auf fortschreitende Centralisation des Capitalmarktes.

Es sind vornehmlich zweierlei Organe, welche sich zu diesem Zwecke der Handel schafft — die „Bank“ und die „Börse“. Die Verschiedenheit dieser beiden beruht darauf, daß die Bank Capitalnutzungen empfängt und gibt, so daß die Urkunden des Capitalienverkehrs durch ihre eigenen Handelsgeschäfte entstehen (Buchguthaben, Anweisungen, Checks, Banknoten, Wechsel, Pfandbriefe, öffentliche Schuldscheine), daß dagegen die Börse den Umsatz der bereits vorhandenen Urkunden zum Gegenstande hat, daß sie den Handel mit den Werthpapieren vermittelt. Bank und Börse sind daher ebenso integrirende Bestandtheile der heutigen Volkswirthschaft, wie Eisenbahnen und Telegraphen, wie die ganze Entwicklung des Verkehrswesens, der Production und des Weltmarktes. Die Probe darauf erlebt an sich selber heutigen Tages jede scheinbar noch so weit diesen

[1]) Vergl. mein „System der Finanzwissenschaft“ (System der Nationalökonomie, Band II, 1889, § 533).

Dingen entrückte Existenz — von dem Großkaufmann und Großindustriellen, dessen ganzes Geldwesen in die Beziehungen zu Bank und Börse aufs Innigste hineingewachsen ist, bis zu dem kleinen Rentner, der von den Zinsen öffentlicher Schuldscheine lebt, oder dem schlichten Handwerksmann, der mit seinen Spareinlagen in der communalen Sparkasse oder in der Creditgenossenschaft mittelbar der Gläubiger des großen Capitalmarktes wird.

Dieses sind Entwicklungen unserer Volkswirthschaft, die vollkommen unabhängig sind von dem höheren oder niederen Grade der Zustimmung, mit dem wir die sittliche Gestaltung dieser Vorgänge begleiten. Selbst das Wegschneiden eines Theiles der großcapitalistischen Entwicklung vom Stamme des Privateigenthums und die Ersetzung desselben durch öffentliches Eigenthum ändert daran nicht viel. Eine unzweifelhaft großartige Maßregel ist die Verwandlung der großen Masse des preußischen Eisenbahnnetzes aus Actienunternehmungen in Staatsunternehmung; sie bedeutet die Aufhebung von etwa drei Milliarden Privatcapital durch Staatscapital. Indessen, erstens ist dadurch die Masse der Werthpapiere und damit des Materials für die Börse nicht vermindert, sondern nur qualitativ verändert, indem an die Stelle von Actien und Jahresdividenden Staatsschuldscheine und Staatsrenten getreten sind. Zweitens ist die Bedeutung dieser qualitativen Veränderung (in der Richtung größerer Sicherheit der Capitalanlage, unzweifelhafter Verminderung des aleatorischen Elementes) eine durchaus relative, weil dadurch die bisherigen Anlässe zu einer gewagteren Capitalanlage (Lust am Gewinne, höherer Zinsertrag der Capitalien) nicht beseitigt werden und sich daher jetzt die bisher in Eisenbahnactien angelegten Privatcapitalien ganz oder zum Theil in andere gewagte Privatunternehmungen begeben, die nun ihrerseits den neuen Stoff für die Börse an Stelle des alten liefern. Das Dreifache jener drei Milliarden preußischer Eisenbahnpapiere ist der Betrag ausländischer Eisenbahnpapiere, die an der Berliner Börse umgesetzt werden[1]). Das Dreifache der deutschen Reichs-, Staats- und Communalpapiere (etwa zehn Milliarden Mark) ist der Betrag der ausländischen Staats- und Städteanleihen, die hier umgehen.

Der tiefere Grund für diesen Zug in die Ferne liegt auch nicht, wie eine von der Oberfläche genommene Ansicht zu meinen geneigt ist, in den Machinationen der Börse; er liegt in dem verbreiteten Bedürfnisse des Capitalbesitzes nach einer höheren Rente als derjenigen, welche der Zins der heimischen Staatspapiere gewährt. Und wiederum ist es nicht die Ferne allein, aus welcher dieses gefährlichere Element Nahrung erhält; in unmittelbarer Nähe wächst täglich das Material an, durch die fortschreitende Umwandlung privater Einzelunternehmungen in die börsenmäßige Form des Actienunternehmens oder der Gründung ganz neuer Actienunternehmungen. Allein im Jahre 1888 sind die Actien von fünfunddreißig neuen Industriegesellschaften an der Berliner Börse eingeführt mit einem Gesammtcapital von 131 Millionen, im Jahre 1889 etwa die doppelte Zahl.

[1]) Vergl. mein System der Finanzwissenschaft, § 535.

IV.

Die eigenthümliche Form der Börsengeschäfte ändert an der hier dargelegten Sachlage ebenfalls nichts. Es kann ihr unmöglich zum Vorwurf gereichen, daß sie so oft von Leuten verurtheilt wird, die nicht das Mindeste davon verstehen.

Ich glaube diese Geschäftsform am besten dadurch verdeutlichen zu können, daß ich auf das Gebiet des Waarenhandels hinübergreife, der in gewissen Zweigen durch diese Form in eine nahe Verwandtschaft zu der Börse des Werthpapierhandels tritt.

Eine verbreitete Vorstellung von dem Wesen des Werthes und der Production (als der Hervorbringung von Werth) haftet an der äußeren Handgreiflichkeit der Dinge. In der Wissenschaft hat diese Vorstellung lange geherrscht und die Erkenntniß der Vorgänge des Lebens erschwert; in der Alltagsmeinung ist sie heute noch mächtig, und ihre Zähigkeit wird durch große praktische Interessen, öfters mit autoritativer Sanction, unterstützt. Es ist aber verkehrt, gewisse naturale Umgestaltungen in der Substanz der Güter zum Maßstabe oder zur Bedingung des Werthes zu machen, ihre Herstellung zur Bedingung der Productivität. Die größten Anstrengungen dieser Art können durchaus unproductive sein, wenn sie der Anpassung an den Bedarf ermangeln, ohne welchen es keine Werthbildung gibt. Und sie werden mehr oder weniger productive sein, je nachdem ihnen diese Anpassung an den Bedarf zu Theil wird. Anpassung an den Bedarf ist Werthbildung, ist Werthsteigerung, ist also Productivität.

In jeder Gruppe der wirthschaftlichen Thätigkeiten verbindet sich dieses Element der Productivität mit dem technischen Element, welches die naturale Form der Dinge umgestaltet — in der Landwirthschaft, in dem Gewerbe, in dem Handel, sei es nun die Wandlung des Saatkorns in die Frucht der neuen Ernte, sei es die Wandlung des rohen Stoffes in die fertige Form des Gebrauchsgegenstandes, sei es der Transport und die Aufbewahrung der Waaren, die Bereithaltung und Austheilung des im Großen Eingekauften für die kleineren Mengen des täglichen Bedarfs. Aber eigenthümlich dem Handel ist es, daß er in seiner reinsten Form sich von diesem naturalen Elemente loszulösen vermag, und die Technik dieser concentrirten Erscheinung des Handels vollzieht sich in der Form der Börsengeschäfte.

An dieser Stelle eine nähere Erklärung von den Börsengeschäften zu geben, ist nicht möglich; es muß genügen, auf die vorhandene Literatur zu verweisen, welche bereits umfangreich und eingehend genug ist.

Aber von der ökonomischen Wirkung derselben mag hier wenigstens mit einigen Worten geredet werden.

Als man vor nicht vielen Jahren über die Niedrigkeit der Getreidepreise in den dadurch ungünstig berührten Kreisen klagte, als diese Klagen auch höheren Orts ein geneigtes Ohr fanden, behauptete man hier und dort, an der Niedrigkeit der Preise sei neben anderen Ursachen (namentlich neben der übermächtigen Concurrenz des Auslands) die Speculation der Kornbörsen schuld. Neuerdings sind wir in Deutschland, angesichts der Aenderung der Getreidepreise, die man allgemein als ungewöhnlich hohe anerkennt, bereits daran gewöhnt, derselben Spe-

culation vorwerfen zu hören, daß sie die hauptsächliche Schuld an dieser Steigerung trage.

Obwohl dieser Widerspruch der beiden Vorwürfe nicht dazu angethan ist, Vertrauen in ihre Berechtigung zu erwecken, wäre es dennoch möglich, daß ihnen ein gemeinsamer Grund Berechtigung gäbe, nämlich der, daß durch die Börsenspeculation die Preisschwankungen je nach den aufsteigenden oder absteigenden Conjuncturen vergrößert werden, daß zeitweilig die Steigerung der Preise verstärkt, zeitweilig die Senkung vergrößert werde. Glücklicherweise ist es nicht schwer, den ziffermäßigen Beweis des Gegentheiles auf dem Boden der Erfahrung anzutreten, indem man nämlich untersucht, wie weit sich in der Speculation einer großen Getreidebörse der Irrthum des Lieferungspreises von dem nach einem Halbjahr wirklich eingetretenen Preise entfernt hat, und indem man eine solche Untersuchung ausdehnt über eine lange Reihe von Jahren, um in der großen Masse der Erscheinungen die durchgehende Wahrheit zu finden, um womöglich ein Gesetz der Entwicklung zu entdecken.

Untersuchungen dieser Art sind längst gemacht. Ihr Ergebniß ist niederschlagend für das dilettantische Vorurtheil gegen die Wirksamkeit der Speculation. Theils sind die Irrthumsdifferenzen überhaupt sehr kleine, unendlich viel kleiner, als die unklaren Vorstellungen des Publikums wähnen; theils sind die Differenzen im Laufe der Zeit immer geringer geworden. So zeigt eine Beobachtung der Berliner Kornbörse aus den letzten vierzig Jahren ein Herabgehen der Irrthumsdifferenz von 15% auf etwa 5%. Erst die letzten fünf Jahre mit dem unberechenbaren Element der Kornzollerhöhungen erfahren eine Steigerung jener Differenz; indessen auch diese ist mäßig.

Es ist hier einer von den häufigen Fällen, wo der nüchterne Anblick der Zahlen (der nur eben nicht die Sache des geehrten Publicums ist) einen ganz anderen Eindruck macht als die regellosen Phantasiegebilde der öffentlichen Meinung; Phantasiegebilde, die gleichwohl in Parlament und Presse, in Interessenvertretungen und zum Theil weit höher hinauf, immer noch ihr Wesen treiben. So hat ein landwirthschaftlicher Provinzialverein zu Anfang Mai dieses Jahres eine Erklärung folgenden Wortlauts erlassen[1]):

„Der ungünstige Stand der Wintersaaten, die daraus hergeleitete Besorgniß für die Ernte und die Aussicht auf den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn werden schon jetzt durch die Getreidebörse und gewissenlose Händler zu Speculationen, Termingeschäften und Ringbildungen ausgebeutet, welche eine den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Preistreiberei und eine unbegründete Vertheuerung des Brotkornes, somit eine Bedrückung der arbeitenden Classen des Volkes zur Folge haben. Wenn es bis dahin an gesetzlichen Mitteln fehlt, diesem Unfug entgegenzutreten, so erwarten wir vertrauensvoll von der Königl. Staatsregierung, daß dieselbe solche herbeiführen und diesen Uebelständen, welche den Umsturzparteien in die Hände arbeiten, entgegentreten wird. Wir erheben aber schon jetzt Einspruch gegen den Versuch, die durch jene wilde Speculation herbeigeführte Vertheuerung dem bestehenden Schutzzoll zur Last zu legen, welcher gegenüber diesen Treibereien des gewinnsüchtigen Großcapitals mit ihren Folgen nicht in Betracht kommt."

Wir haben hier eine ganze Sammlung von üblichen Uebertreibungen und Mißverständnissen bei einander; heben wir nur die hauptsächlichen hervor. Es wird darin von einer großen Preisvertheuerung gesprochen, die im letzten Früh-

---

[1]) Jahresbericht der Handelskammer zu Münster i. W. für 1890. S. 68 ff.

jahre durch die Kornspeculation herbeigeführt worden sein soll und gegen welche die Bedeutung des Schutzzolles nicht in Betracht komme. In Wahrheit beträgt die Höhe jener Steigerung im letzten Frühjahr (als Folge der ungünstigen Ernteaussichten) etwa 20 Mark für die Tonne Korn, der Kornzoll aber 50 Mark. In London, wo es eine ebenso lebhafte und noch lebhaftere Kornspeculation gibt als in Berlin, kostete der Weizen zu Anfang Mai noch nicht 200 Mark für die Tonne, während er gleichzeitig in Berlin (als Folge des Schutzzolles) 242 Mk. kostete, der Roggen in London 159 Mk. gegen 202 Mk. in Berlin. Jede Preissteigerung an dem einen Orte der Speculation oder in dem einen Lande kann sich behaupten nur im Zusammenhange mit der Speculation aller anderen Länder und Börsen; jede einseitige Steigerung ruft die Reaction der anderen Seiten wach, und die Ausgleichung findet ihre Widerstände nur in den Transportkosten und den bestehenden Grenzzöllen.

Wenn sich aber eine allgemeine Tendenz in der Richtung der Steigerung entwickelt und behauptet, so liegt das einfach daran, daß die objectiven Gründe der Preisgestaltung darauf hinweisen. Dieselben Leute, welche vor nicht langer Zeit der Kornspeculation vorgeworfen haben, daß sie den Preisdruck veranlaßt, vergessen, daß die Speculation als solche dem Steigen oder Sinken der Preise ganz neutral gegenübersteht, daß die Parteinahme nach der einen oder der anderen Richtung lediglich von den objectiven Anlässen abhängt. Sie wissen nicht, daß es gerade in dem Wesen der Börsengeschäfte liegt, mit gleicher Leichtigkeit auf die Senkung wie auf die Steigerung der Preise speculiren zu können, und daß diese Leichtigkeit das Mittel ist, jeder übertriebenen Preisentwicklung durch die entgegengesetzte Speculation Widerstand zu leisten. Der Vorwurf der Preistreiberei entspringt einem Gesichtskreise, welcher durch die heutigen Geschäftsformen der Speculation zu einem veralteten geworden ist. Vor Zeiten hatte der Kornspeculant aus der reichlichen Ernte Korn aufgespeichert, um für die Zeit der schlechten Ernte Vorrath zu haben; in der Gegenwart kann er seine Speculationen vollführen, sei es auf Steigen oder auf Fallen, je nach den sich ändernden Ansichten von Tage zu Tage; sein Interesse ist ebenso wenig an die Steigerung wie an die Senkung der Preise einseitig gebunden. Auch die öfters in die Zeitungen dringenden Mittheilungen von Preistreibereien, die zu einem bestimmten Lieferungstermin stattgefunden haben, beurtheilt man nicht richtig, wenn man darin Machinationen gegen die Massen der Brotconsumenten sieht; es sind vielmehr durchaus nur Machinationen der einen Kreise der Speculation gegen die anderen, die in entgegengesetzter Richtung engagirt sind, und so erfolgreich dieser Kampf ausfallen mag, für die außerhalb der Speculation stehenden Millionen des Volkes hat er gar keine Tragweite; denn die Preissteigerung beschränkt sich meist auf wenige Tage und verharrt daher auf den Höhen des großen Geschäftsverkehrs, hat gar nicht Zeit genug, in die breiten Niederungen des Consums hinabzusteigen.

Mißernte in vielen Ländern, zumal daheim, Ausfuhrverbote großer Kornproductionsländer, Einfuhrzölle von exorbitanter Höhe — man sollte meinen, das seien objective Gründe, die eine Preissteigerung genügend erklären; und die Empfindlichkeit der Kornbörsen für diese Anlässe beweist gerade deren Leistungs-

fähigkeit. Wie wir denn andererseits nur kürzlich beobachten konnten, daß die momentane Aussicht auf Suspension der Kornzölle sofort einen starken Rückgang der Speculationspreise bewirkte, der wieder verschwand, als die Aussicht verschwand.

V.

Indessen, ich darf diese Auseinandersetzungen bei dem gegenwärtigen Anlasse nicht weiter ausdehnen. Sie sollen nur zeigen, wie man nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bereitwillig das Börsenwesen und seine eigenthümlichen Geschäftsformen in Schutz nehmen kann und nichtsdestoweniger rückhaltlos die Mißstände erörtern, welche sich an die Börsen der Gegenwart knüpfen.

Gibt es doch andere Entwicklungen der Volkswirthschaft, für welche eine gleichartige Betrachtungsweise längst Gemeingut geworden ist. Ich denke hier namentlich an den Credit. Die Einhelligkeit der Ansichten in Bezug auf ihn ist ungefähr gleich groß, ob man von der Unentbehrlichkeit der auf Credit gegründeten Anstalten für die moderne Production, für das Geldwesen, für den Staatshaushalt, Gemeindehaushalt u. s. w. redet, oder ob man die Ausartungen des Credits in den fahrlässigen und betrügerischen Bankerotten, in der wucherischen Ausbeutung der Nothlage bedürftiger Personen oder in irgend welchen anderen Formen mißbilligend sich vergegenwärtigt. Jene unentbehrlichen Organe der heutigen Volkswirthschaft tastet Niemand an; diese bösartigen Auswüchse wünscht Jeder beseitigt zu sehen.

Die Reform der Börse hat denselben Standpunkt einzunehmen.

Sie ist ein unentbehrliches Organ der heutigen Volkswirthschaft; aber sie ist sittlichen Geboten, sie ist einer Kritik ihrer sittlichen Gebrechen unterthan, ihre Mißbräuche können und sollen geändert werden.

Fragen wir nach der Art dieser Mißbräuche, und suchen wir dieselben zu gruppiren, so finden wir sie theils in dem Verhältnisse der Börse zu den weiteren Kreisen der besitzenden und erwerbenden Gesellschaft, theils in den Sitten und Ordnungen der Börse für sich selber, theils endlich in dem socialpolitischen Contraste der Börsenwelt zu der großen Masse der übrigen Welt.

Wir fassen zunächst die erste Gruppe ins Auge.

Je mehr der Capitalreichthum eines Landes wächst und sich über die verschiedenen Schichten der Bevölkerung ausbreitet, je mehr zugleich die Centralisation des Capitalmarktes, wie wir sie oben als nothwendige Folge der entwickelten Volkswirthschaft kennen gelernt, jenen ausgebreiteten Capitalreichthum in ihre Maschen hineinzieht, um so selbstverständlicher wird die Antheilnahme weiter Kreise der Gesellschaft an den Capitalanlagen der Börse[1]). Die Zweckmäßigkeit der Form dieser Capitalanlagen erweist sich keineswegs nur für die

[1]) Einen Anhalt für die Ausbreitung derartiger Capitalanlagen über die größere Zahl kleinerer und mittlerer Capitalisten gibt unter Anderem die Mittheilung, die der Präsident der Reichsbank am 29. November 1889 in der Sitzung des deutschen Reichstages machte hinsichtlich der Vertheilung der Actien der Reichsbank, welche ganz im Widerspruche steht zu manchen häufig gehörten Ansichten darüber:

specifischen Kreise des Börsenhandels, sondern zum Theil ebenso sehr für die übrigen Capitalisten. Man vergegenwärtige sich einmal die Schwerfälligkeit und Plumpheit des herkömmlichen Hypothekenverkehrs mit den Formalitäten seiner Eintragungen und Löschungen, mit den langen Kündigungsfristen, mit den Verlegenheiten, Umständlichkeiten und Kosten eines Handwechsels der Capitalien, und stelle dem gegenüber die kurze Einfachheit und Promptheit der Capitalanlage und Capitalzurückziehung bei dem Gebrauche börsenmäßiger Werthpapiere. Das ist eine Frucht reiferer Verkehrsformen von ähnlicher Art wie der Gebrauch der Eisenbahn an Stelle der alten Postkutsche.

An diesen ersten Schritt knüpft sich unmittelbar ein zweiter; ja er ist in dem Wesen jeder Capitalanlage enthalten. Es ist die abstoßende Wirkung, welche die mit dem Capitalreichthum der heutigen Volkswirthschaft nothwendiger Weise verknüpfte Niedrigkeit des Zinsfußes auf die nach höherem Zinse lüsternen Capitalbesitzer ausübt und sie den höher verzinslichen Capitalanlagen zutreibt. Es bedarf dazu der börsenmäßigen Form der Werthpapiere nicht; das Gleiche ist auch in der einfachen Form des Hypothekenverkehrs und des sonstigen localen Darlehnsverkehrs möglich. Aber die Börsenpapiere bieten eine verführerische Fülle und Mannigfaltigkeit von Capitalanlagen dar. Es wäre auch schlimm um die tausenderlei Unternehmungen, den Anlehnsbedarf fremder Staaten u. s. w. bestellt, wenn sich nicht eine verbreitete Bereitwilligkeit unter den Capitalbesitzern fände, ihre Mittel für diese Zwecke herzugeben. Sie setzen vielmehr solche Bereitwilligkeit voraus; die Zunahme derselben im großen Zuge der Entwicklung liefert den Stoff für die fortschreitende Masse jener Unternehmungen.

Allein unvermeidlich ist hiebei eins. Der Zins irgend einer Capitalanlage ist darum ein höherer, als der Zins einer anderen Capitalanlage, weil die Gefahr des Verlustes von Capital und Zins als soviel größer erscheint. Denn wäre das nicht der Fall, so würde sich bereitwillig das Capital der einen wie der anderen Anlage unter gleich billigen Bedingungen darbieten. Wer also höheren Zins will, der will damit thatsächlich (ob auch sehr wider seinen Wunsch) größere Gefahr. Sein Wunsch geht dahin, eine solche Capitalanlage zu treffen, in welcher der höhere Zinsgewinn sich mit möglichst großer Sicherheit vereinigen läßt. Die Auswahl, welche durch diese Absicht geleitet wird, führt aber den einzelnen Capitalisten in die Bahnen der Speculation selber. Der Zweck der Speculation ist, in großen Verhältnissen oder in kleinen, durch den berufsmäßigen Effectenhändler betrieben oder durch den kleinen Capitalbesitzer, immer darauf gerichtet, innerhalb der Mannigfaltigkeit von Capitalanlagen diejenige zu entdecken, welche im Verhältniß zu den übrigen die relativ größte Rente mit der relativ größten Sicherheit vereinigt. Das Niveau gleicher Rente und gleicher Sicherheit stellt

---

Antheilseigner der Reichsbank gab es überhaupt 7784; davon besaßen

3546		nur einen Antheil (je 3000 Mark),
1276	=	zwei Antheile,
849	=	drei Antheile,
1594	=	vier bis zehn Antheile.

Eine größere Zahl als 10 Antheile hatten nur 519 Personen, davon 365 Personen 11—30 Antheile, 154 Personen 31 und darüber.

sich her durch ein fortwährendes Wellengekräusel, in welchem die schwankenden Meinungen, die abweichenden Schätzungen der einzelnen Speculanten, die wechselnden Einflüsse der entscheidenden Thatsachen die Höhen und Tiefen erzeugen.

Das eigenthümliche socialpolitische Problem, welches hier entsteht im Hinblick auf die Masse der Capitalbesitzer und im Unterschiede dieser letzteren zu den berufsmäßigen Geschäftsleuten der Börse, beruht theils auf der Kleinheit des Capitalbesitzes der Mehrzahl, theils auf der Unkenntniß, Unerfahrenheit und Urtheilslosigkeit derselben.

Jede gefahrvolle Speculation ist in dem Grade billigenswerth, als sie sich der ökonomischen Gesammtlage der speculirenden Persönlichkeit einfügt. Wenn ein Rothschild um einer Grille, einer ehrgeizigen Laune willen einige Millionen an eine tolle Speculation setzt, so thut er das mit dem Bewußtsein, daß auch der Verlust seine Stellung nicht im Mindesten erschüttert. Der große Capitalist, der einen Theil seines Vermögens in einem gewagten Actienunternehmen mit großen Gewinnaussichten, aber auch mit großer Verlustgefahr anlegt, setzt, wenn er vernünftig operirt, nicht mehr aufs Spiel, als was er unter Schonung seiner Vermögensstellung zu wagen im Stande ist. Die Vertheilung des Risicos auf verschiedene Unternehmungen, die möglichst so verschieden, daß die Gewinn- und Verlustchancen nicht parallel laufen, ist die Aufgabe des verständigen Geschäftsmannes. Gerade das Actienwesen hat einen seiner hauptsächlichen Vorzüge in der Leichtigkeit der Zerlegung des Gesammtcapitals einer Unternehmung in zahlreiche Antheile, und damit in der Beförderung jener Vertheilung des Risicos.

Der kleine Capitalist ist als solcher überhaupt nicht befähigt, innerhalb seines Besitzes eine derartige Vertheilung vorzunehmen. Der Spielraum der freien Verfügung über relativ entbehrliche Theile des Vermögens fehlt ihm; eine Vertheilung der Gefahr findet keinen Raum, weil die Gefahr selber außer jedem Verhältnisse steht zu der Kleinheit des Besitzes. Hiermit liegt der Trieb im Streite, die Kleinheit des Capitals, zumal bei sinkendem Zinsfuße der sicheren Capitalanlagen, ergiebiger zu machen durch rentablere, daher gewagtere Anlagen. Der Conflict besteht in dem Reize des kleinen Besitzes zu bequemerer Einkommenslage und in der Unvernunft, durch gefährliche Anlage mit dem kleinen Capital die ganze Existenz aufs Spiel zu setzen.

Verschärft wird dieser Conflict durch die Urtheilslosigkeit der großen Mehrzahl kleiner und mittlerer Capitalisten. Was der berufsmäßige Speculant sich täglich vor Augen hält, den Zusammenhang zwischen Gewinnaussicht und Verlustgefahr, was ihm der Anblick der Börse beständig wiederholt — der kleine Capitalist sieht es nicht; er sieht nur die rosige Seite der Sache, er sieht nur das, was seinen Hoffnungen schmeichelt. Und auch hierin sieht er nur, was ihm Andere davon gesagt haben, was etwa die eigene und die fremde Phantasie zu der Wirklichkeit hinzuerfunden haben.

Darum die verheerenden Wirkungen, welche durch große Speculationsepochen in den weiten Kreisen des Publicums angerichtet worden sind. Es sind jene Zeiten, in denen ungewöhnliche Erfolge, Entdeckungen, Erfindungen die Gewinnlust und Wagelust angefacht, da an das Gelingen einzelner Unternehmungen sich

der Muth neuer und größerer Unternehmungen geknüpft, da am Ende eine Atmosphäre sich entwickelt hat, in der alle kühle Ueberlegung gewichen ist. Die oft wiederholten Erzählungen von dem Tulpenschwindel, der in den Niederlanden 1636—1637 sein Wesen getrieben, von den Speculationen der Zeit Jean Law's, da in London und Paris sich Zustände entwickelten, die an Tollheit Alles übertreffen, was die Verirrungen der Speculation seitdem irgendwo geleistet haben, bis zu den neueren Speculationsperioden des Eisenbahnzeitalters und seiner Projecte — sie alle reden am lautesten von den Opfern, welche in den breiten Schichten des kleinen Capitalbesitzes gefallen sind. Unter den neueren aufsehenerregenden Ereignissen dieser Art war es besonders die Untersuchung über die Anleihen einiger centralamerikanischer Republiken in England (1875), deren scandalöse Vorgänge das Londoner Parlament längere Zeit beschäftigten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die menschliche Leichtgläubigkeit, die Verblendung, die blinde Gewinnlust, die sich in solchen Perioden offenbart, nicht dieselbe geblieben ist im Wechsel der Zeiten. Was aus London oder Paris von der Zeit des Südseeschwindels über die Ausschweifungen der Speculation erzählt wird, ist heutzutage weder dort noch sonst in einem civilisirten Lande möglich. Die neuesten Speculationsperioden haben ein ganz anderes Aussehen als die älteren. Ein Fortschritt der Vernunft ist unverkennbar. Aber selbst die neuesten Erlebnisse zeigen noch einen so starken Rest von Unvernunft, Verblendung, Urtheilslosigkeit, daß wir uns schwer entschließen können, im Sinne einer gewissen Doctrin den Folgen derselben kühl zuzuschauen.

Es handelt sich auch nicht bloß um solche Perioden, die ja, wie wir eben in den letzten Jahrzehnten beobachten, nicht gar so schnell wiederkehren. Ohne diese, an sich nur kurzer Dauer fähigen Zeitläufte ausschweifender Speculationslust haben wir in dem täglichen Gange der Dinge ein fortdauernd sich behauptendes und erneuerndes Verhältniß der capitalbesitzenden Classen zu den Anlagegelegenheiten der Effectenbörse, das für sich allein, nur nicht in so acuter, so schreiender Art, dieselben Bedenken wachruft. Die Bedenken nämlich über die vermittelnden Organe, welche das Capitalanlagebedürfniß dieser Schichten mit dem eigentlichen Geschäftstreiben der Börse in Zusammenhang bringen.

Hier sitzt nach meiner Ueberzeugung ein schweres Gebrechen der heutigen Zustände, und hier muß abgeholfen werden.

Das, was der durchschnittsmäßige Capitalist bedarf, ist ernsthafte Belehrung durch die überlegene Sachkenntniß des berufsmäßigen Geschäftsmannes, ist eine unbedingt vertrauenswürdige Persönlichkeit, welche diese Aufgabe nach bestem Gewissen erfüllt und dafür keinen anderen Vortheil sucht, als den offen eingestandenen Betrag der Commissionsgebühren. Es wäre eine arge Uebertreibung, wenn man leugnen wollte, daß es im Einzelnen solche Persönlichkeiten gibt; aber ebenso gewiß ist es, daß dieselben nicht die Regel bilden, daß es in der großen Anzahl der hiefür concurrirenden Geschäftsleute, und zumal unter denen, die sich mit allen Mitteln der Reclame dem Publicum am meisten bemerkbar machen, nicht wenige gibt, die geradezu auf betrügerische Ausbeutung der Gewinnlust unerfahrener Leute ausgehen oder, sofern sie das nicht thun, zum Mindesten auf An-

fachung der Spiellust derselben ausgehen, um dabei in mannigfaltigen Formen ihren sicheren Gewinn zu machen.

Der Anfang dieser Manipulationen besteht meistens darin, daß ein Besitzer von Werthpapieren durch den Banquier beredet wird, seinen Besitz von Pfandbriefen, Staatsrenten oder sonstigen soliden Anlagepapieren gegen gefährlichere, aber aussichtsreichere Papiere umzutauschen; daß die schlummernde, halbwegs bereits vorhandene Neigung des Capitalisten in dieser Richtung bestärkt, daß dann auf diesem Wege weitergegangen und die Gewinnlust des Urtheilslosen, trotz aller Mißerfolge, lebendig erhalten wird. Daher möglichst häufiger Wechsel der Anlagepapiere; denn je häufiger die Umsätze, um so häufiger die Provisionen des Banquiers; Bevorzugung von obscuren Werthpapieren, bei denen die Unsicherheit des Curses die leichteste Gelegenheit gibt, den Kunden über den wirklich gezahlten Curs zu täuschen; oder auch marktgängige Speculationspapiere, deren tägliche und stündliche starke Schwankungen reichlichen Unterschlupf bieten für den Betrug am Einkaufs- oder Verkaufspreise, der den uneingeweihten Kunden zu der Verwunderung treibt, daß seine Papiere immer zum theuersten Preise gekauft und zum niedrigsten Preise verkauft werden. Fängt endlich der Kunde an, mißtrauisch zu werden, so sorgt der Banquier dafür, daß er ihm einen Curszettel mit entsprechender Cursnotirung, daß er ihm eine Rechnung von dem Handlungshause, an das er verkauft, vorlegen kann — dreiste Mittel des Betruges.

Hier sind nur Andeutungen gegeben; es ist überflüssig und es ist nicht erbaulich, tiefer in die Einzelheiten hineinzuleuchten. Auch braucht keineswegs behauptet zu werden, daß alle diese Mittel miteinander angewandt werden; es genügt, daß ein Theil davon, daß einzelne häufig gebraucht werden, um die Thatsache zu beweisen, daß auf diesem Gebiete überlegene Gewissenlosigkeit der Unerfahrenheit des Publikums gegenübersteht und sie ausbeutet.

Noch tiefer nistet sich das Uebel ein, wenn die Bemühungen dieser sog. Bankgeschäfte (von denen uns die Anzeigen der Tagesblätter beständige und zahlreiche Zeugnisse liefern) es dahin bringen, den Besitz an Werthpapieren, den sie in den Händen ihrer Kunden wissen, in ein Unterpfand für Differenzspeculationen in der Form der Termingeschäfte zu verwandeln. Dies ist der kürzeste Weg, den Ruin kleiner und mittlerer Capitalisten, die so unglücklich sind, in solche Hände zu gerathen, binnen weniger Monate herbeizuführen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo eine seelenlose Doctrin der Volkswirthschaft mächtig genug war, daß angesichts ähnlicher Erscheinungen selbst von dem Bundesrathstische des Deutschen Reichstages her die kühle Wahrheit verkündet werden konnte, es werde niemals gelingen, Leute, die ihr Geld los sein wollen, daran zu hindern. Die Ansichten haben sich seitdem geändert. Man ist von dem Gefühle durchdrungen, daß auf diesem wie auf andern Gebieten der Volkswirthschaft das Gehenlassen wohl die bequemste, aber nicht die heilsamste Maxime ist.

Die Mißstände, welche wir hier berührt haben, betreffen diejenige Seite der ganzen Angelegenheit, welche sich am nächsten mit den Interessen der Gesammtheit oder doch eines großen Theiles derselben berührt. Aehnlich etwa, wie die

Preisentwicklungen des Großhandels und seiner Speculationen für die Gesammtheit der Consumenten nur mittelbare Bedeutung haben, unmittelbar dagegen erst durch die Preise des Kleinhandels hindurch für dieselben wirksam werden, so auch die Börse. Was immer ihre sonstige Tragweite für die ganze Volkswirthschaft sein mag, von dieser Seite her greift sie direct in Tausende und aber Tausende von Existenzen ein.

Die Abhülfe der fraglichen Mißstände ist allerdings nicht leicht; durchgreifend und mit einem Schlage abzuhelfen, ist nicht möglich. Aber Einiges läßt sich dennoch thun.

Zunächst kann die Reichsbank, als ein nicht nur vom Reiche bevorrechtetes, sondern auch vom Reiche verwaltetes Institut, durch planmäßige Ausdehnung dieses Geschäftszweiges (vgl. Reichsbankgesetz vom 14. März 1875, § 13) das Quantum von gutem Glauben und Rechtschaffenheit, das hier mangelt, bedeutend erhöhen. Es kommt nur darauf an, daß diese mit amtlicher Würde ausgestattete Anstalt sich diejenige Leichtigkeit im Verkehr mit dem Publicum zu eigen macht, welche mit amtlicher Würde meist nicht Hand in Hand geht; daß sie vielmehr an Entgegenkommen im täglichen Verkehr, an Ausdehnung ihrer Zweiganstalten, an Billigkeit ihrer Bedingungen mit den privaten Geschäftshäusern eine ebenso wirksame Concurrenz aufnimmt, wie sie auf der anderen Seite einen Beruf darin zu suchen hat, daß sie als ein Berather und Warner den Capitalbesitzern zur Seite steht, im Gegensatze zu den Lockrufen und Täuschungen, von denen diese bedroht sind.

Der Einwand liegt nahe, daß hier abermals der private Erwerb und die Selbständigkeit der darin wurzelnden Existenzen vermindert werde zu Gunsten großer centraler öffentlicher Organe. Indessen nicht gegen jene Selbständigkeit überhaupt, sondern nur gegen solche Existenzen, die für das Gemeinwesen schädlich sind, soll sich der Kampf der stärkeren Centralgewalt richten, während die rechtschaffene Concurrenz auch fürderhin sich wird behaupten können. Dazu wird heute das Gedeihen derartiger Existenzen mit dem Untergange anderer bezahlt, die eben jenen so wünschenswerthen Mittelstand des Besitzes darstellen.

Ein fernerer Weg der Abhülfe liegt darin, daß man endlich mit einer öffentlichen Reinigung des Reclamewesens unserer Tages- und Wochenblätter Ernst macht. Die Unterdrückung derjenigen Reclamen, welche sich auf die Börsenspeculation beziehen, wird zunächst allerdings einige Schwierigkeiten haben, so lange neben den leider immer noch bestehenden Staatslotterien mit neuen staatlichen Privilegien außerordentliche Lotterien veranstaltet werden, die in ebenso marktschreierischem Tone sich anbieten, wie die Speculationen der Börse. Es wird aber vielleicht bald eine Zeit kommen, wo man über diese „realistischen" Mittel öffentlichen Aufwandes anders denkt, als eben in diesem Augenblick.

Drittens glaube ich, kann ähnlich, wie es seit Jahren bereits (obwohl noch viel zu wenig) gegenüber den Geheimmitteln geschehen ist, daß die Polizeibehörden auf Grund sachverständiger Analysen Bekanntmachungen zur Belehrung des Publicums veröffentlichen, auch für dieses Gebiet Manches geschehen: wenn etwa Warnungen verbreitet werden gegen die Lockrufe zur Börsenspeculation; wenn gewisse Speculationspapiere, die zeitweilig dem Publicum in die Hände

gespielt werden, einer sachlichen Kritik unterworfen werden; wenn allgemeine Belehrungen veröffentlicht werden, die gegen die Verblendung des Publicums ankämpfen.

Auch gegen Maßregeln, wie die hier vorgeschlagenen, liegen die Einwände nahe. Jedoch wird die Frage im Ernste nicht die sein, ob man an der Ausdehnung polizeilicher Einschränkungen ein besonderes Gefallen hat, sondern vielmehr die, ob solche Einschränkungen das geringere Uebel sind, verglichen mit den unleugbaren Mißständen, die wir erörtert haben.

Ich möchte auch nicht behaupten, daß die erwähnten Mittel der Abhülfe die besten und einzigen sind; ich möchte nur eine ungefähre Andeutung für die Möglichkeit und Richtung der Abhülfe geben. Das aber ist meine feste Ueberzeugung, daß mit der Beseitigung dieser Mißstände ein großer Theil der Klagen verstummen, ein großer Theil der Verbitterung aufhören wird, die sich gegenwärtig gegen die Börse richten.

VI.

Die Fragen, die sich an das Berufsleben der Börse knüpfen, hängen theils mit den Problemen der Handelsthätigkeit zusammen, theils erhalten sie ihre eigenthümliche Zuspitzung durch die besonderen Geschäftsformen der Börsenspeculation.

„Mercatores consueverunt futura pronosticari,“ sagt ein alter Lehrer des Handelsrechts. Die eigentliche Quintessenz der Handelsthätigkeit ist damit ausgedrückt. Die zukünftige Entwicklung der Production und des Bedarfes zu überblicken, gegenwärtige und künftige Vorräthe in Einklang zu setzen, aus den Anzeichen der Gegenwart die vermuthliche Gestaltung der Zukunft zu berechnen — es ist der leitende Gedanke des Handels oder, was dasselbe bedeutet, es ist die Speculation. Alle begleitende Thätigkeit des kaufmännischen Berufes ist dieser untergeordnet, verhält sich wie die Materie zum Geist, wie das Handwerkzeug zu der führenden Hand. Aufspeicherung und Transport der Güter, die vermittelnde und die Aufträge besorgende Thätigkeit des Maklers, Agenten, Commissionärs, das Bereithalten der Waaren für den Bedarf, der Kleinverkauf der im Großen eingekauften Güter — alles das sind die begleitenden Geschäfte des Handels, sind die an der örtlichen und zeitlichen Fortbewegung der körperlichen Gestalt der Waaren arbeitenden Thätigkeiten. Weil diese letzteren aber in handgreiflicher Weise einwirken auf die Güterwelt, räumt man ihnen die Eigenschaft der Gemeinnützlichkeit vorzugsweise ein (wobei natürlich diejenigen Gesinnungen außer Betracht bleiben, welche für productiv nur die Arbeit der eigenen Interessensphäre ansehen).

In der Speculationsthätigkeit dagegen zeigt sich das Problematische des Handels im intellectuellen und im moralischen Sinne. Eine Kraft, das Zukünftige vorauszuschauen, ist Niemandem verliehen. Liegt es in der Aufgabe des Handels, etwas der Art zu leisten, so ist damit von selber gesagt, daß Aufgabe und menschliche Schranken im Streite liegen. Das irrationelle Element des Unberechenbaren bleibt immer übrig, und die Folge davon ist, daß Gewinne und Verluste des Handels zu einem großen Teile die Folge des blinden Zufalls, nicht

der vorausschauenden Berechnung sind. Daher auch die zahlreichen Beweise in der Erfahrung, daß die Erfolge im Handel entweder überhaupt nicht parallel laufen mit entsprechenden Leistungen der erfolgreichen Leute, oder schwankend sind, so daß Glück und Unglück, nicht die Constanz bestimmter Fähigkeiten, über das Oben und Unten entscheiden.

Dieser Charakterzug des Handels verschärft sich, wenn die specifischen Geschäftsformen eingreifen, deren sich die Börsenspeculation bedient. Das hazardartige Wesen der Speculation wird nämlich um so reiner und damit um so gefährlicher hervortreten, je weniger es den großen Vermögensbesitz zur Bedingung macht. Wo diese Bedingung vorhanden ist, schränkt sie von vorneherein den Kreis der an dem Handel Theilnehmenden ein. Es gehört zu den Leistungen des Credits, daß dieser den Kreis erweitert, indem er nach dem Grade seiner Ausbildung fremde Capitalien zur Verfügung des speculirenden Kaufmannes stellt, indem er in die Gefahr der Speculationen die Gläubiger des Kaufmannes hineinzieht. Wenn es nun vollends Geschäftsformen gibt, welche die Loslösung der Speculation von der handgreiflichen Gestalt der Waare ermöglichen, welche die Speculation auf ihren kürzesten Inhalt, das Differenzgeschäft, zurückführen, — so ist Thür und Thor geöffnet für die breiteste Theilnahme an dem Handel.

Der große Handelsherr, der mit Schiffsladungen auf den Weltmeeren waghalsig speculirt, thut im Wesen das Gleiche wie der Differenzspeculant der Börse; aber was an dem Letzteren eigenthümlich anstößig erscheint, ist die Loslösung von dem körperlichen Besitz der Waare, die Loslösung in vielen Fällen von jedem nennenswerthen Vermögensbesitz. Damit verknüpft ist der weite Kreis, die sich leicht erneuernde und vermehrende Menge der Speculanten, die plötzliche Verwandlung aus den allerverschiedensten Berufskreisen her in diese Gestalt, das Zuströmen von Elementen, die nach Charakter, Lebensalter, bürgerlicher Stellung überhaupt nicht den Eindruck von ernsthaften Geschäftsleuten machen.

Das nächstliegende, daher häufig empfohlene Mittel der Abhülfe wird in der Unterdrückung der specifischen Geschäftsformen der Börse gesucht. Man meint einen Unterschied statuiren zu können zwischen „reellen" und bloßen Scheingeschäften, die nichts Anderes als ein Spiel um die Differenz sind, und will nun die Letzteren mit gesetzlichen Verboten oder mindestens der Unklagbarkeit strafen. Die Meinung hierbei ist, daß bei diesen gar kein wirklicher Kauf oder Verkauf stattfindet, daß diejenigen, welche an der Börse „spielen", nur vorgeben zu kaufen oder zu verkaufen, in Wahrheit nur ein Abkommen treffen, die Cursdifferenz zwischen dem Tage des Vertrages und dem Tage der Abwickelung zu zahlen. Indessen diese Meinung ist eine irrthümliche. Jeder, der in den üblichen Geschäftsformen der Börse Waaren oder Werthpapiere auf Lieferung kauft oder verkauft, ist in gleicher Weise (auf Grund gemeinsamer feststehender Lieferungsbedingungen) verpflichtet, die gekauften Waaren (Papiere) am Termine zu empfangen und zu bezahlen oder zu liefern. Ein Unterschied wird erst sichtbar, wenn der Lieferungstermin herankommt; dann sucht der Differenzspeculant sich durch Gegenkäufe oder Gegenverkäufe zu decken, sei es nun durch neue Verträge mit dem früheren Contrahenten oder durch Verträge mit dritten, und erst

hieraus entsteht dann die Compensation der Lieferung und die Herauszahlung der Cursdifferenz.

Ein juristisch faßbares Differenzgeschäft in dem Sinne einer bloßen „Wette" ist überhaupt nur ausnahmsweise und selten einmal vorgekommen. Heutzutage ist es an keiner der großen Börsen, weder in England noch in Deutschland, weder in Frankreich noch in Oesterreich zu finden.

Indessen die angedrohten gesetzlichen Verfolgungen sind nicht nur aus dem Grunde falsch angebracht, weil sie unfähig sind, das Differenzgeschäft juristisch vom sonstigen Lieferungsgeschäft zu unterscheiden. In der Masse der Differenzgeschäfte (oder mit anderen Worten der Lieferungsgeschäfte, die auf Abwickelung durch Differenzzahlung hinauskommen) steckt ein bedeutender Theil solcher Geschäfte, welche man vernünftigerweise gar nicht soll unterdrücken wollen. Der wahre Unterschied, welchen das Gesetz erfassen kann, liegt nicht in der Technik des Vertrages, welchen zu schützen oder rechtlos zu erklären das Privatrecht und dessen Pflege in ihrer Hand hätten; er liegt in dem Wesen der Persönlichkeiten, welche diese Geschäfte abschließen, in ihrem Berufsleben. Es ist eine Frage des Verwaltungsrechts, nicht des Privatrechts. Zudem ist es bekannt, wie solche Gesetze, auch für jene Kreise, für die sie ihrem Sinne nach wohl passen würden, hinfällig werden durch die Spieler-Ehre, die in die Lücke der Unklagbarkeit tritt. So daß dann nur solche Individuen, die selbst dieser Spielermoral nicht genügen und daher selbst aus diesem Kreise ausgeschlossen werden, sich im passenden Falle auf das Gesetz berufen.

Verwaltungsrechtliche Reformen aber werden erst dann möglich sein, wenn die einstmals herrschenden Ansichten der hiebei in Betracht kommenden Kreise von der Nothwendigkeit der schrankenlosen, freien Concurrenz noch ein gut Stück weiter zurückgegangen sein werden, als es bisher der Fall gewesen. Die Revidirte Börsenordnung für Berlin vom 1. Juli 1885 enthält bereits die bescheidenen Spuren der allmälig eingedrungenen Erkenntniß, daß die Freiheit der Concurrenz auch auf diesem Gebiete gewisser Schranken bedarf. Es kommt nur darauf an, daß auf diesem Wege herzhaft weiter gegangen, daß die bestehenden Vorschriften schärfer gehandhabt werden. Soweit es sich um Zulassung zur Börse handelt, sind die bestehenden Schranken sehr mäßige; nämlich nur Minderjährige, Personen weiblichen Geschlechts, Solche, die sich nicht im vollen Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, Personen, die wegen Verschwendung oder Geistesschwäche entmündigt sind, Diejenigen, über deren Vermögen der Concurs schwebt, endlich Solche, welche wegen betrüglichen Bankerotts rechtskräftig verurtheilt sind. Indessen der Verlust des Zutrittsrechts ist unter etwas schärfere Vorschriften gestellt. Die Aeltesten der Kaufmannschaft sollen von den Börsen-Versammlungen ausschließen Diejenigen, welche erweislich nicht des Börsenhandels, sondern anderer, demselben fremder Zwecke wegen sich einfinden; ferner solche Personen, welche der Beleidigung oder Verleumdung eines andern Börsenbesuchers in den Börsenräumen sich schuldig machen oder der Erregung von Lärm, der Verletzung des Anstandes, der Zuwiderhandlung gegen eine Anordnung eines Börsencommissars oder endlich der Verbreitung falscher Gerüchte.

Freilich nur gegen Rückfällige unter sonst erschwerenden Umständen kann die Ausschließung als eine lebenslängliche verhängt werden. Im Uebrigen beschränkt sich die Frist der Ausschließung auf ein Minimum von drei Tagen, auf ein Maximum von einem Jahre.

Die weitere Entwickelung dieser Vorschriften deutet erstens auf eine qualitative Erweiterung der Gründe der Ausschließung und zweitens auf eine Verschärfung der Ausschließungsdauer. Nicht aus der juristischen Gestalt der Börsengeschäfte, wohl aber aus dem Gesammtcharakter der Geschäfte eines Börsenmannes kann der Vorstand der Börse — wenn er nur will — die Scheidegrenze entnehmen, welche ernsthafte Geschäftsleute von frivolen und gewissenlosen Börsenspielern unterscheidet — er kann die schon heute bestehenden Vorschriften viel strenger handhaben, als es bisher der Fall gewesen, und kann dadurch Erfolge in der gleichen Richtung herbeiführen. Er kann auf schwere Mißstände ein Auge werfen und Abhülfe schaffen, Mißstände, die seit langen Jahren und immer tiefer sich eingefressen haben, ohne daß ernsthafte Versuche zur Abhülfe gemacht worden — die verbreitete Theilnahme z. B. der jungen Handlungsgehülfen an der Börsenjobberei.

Die verhältnißmäßig unbedeutenden Eingriffe der Börsenbehörden in das Treiben der Börse, die nur seltene Anwendung der an sich schon kleinen Befugnisse, erklären sich durch die bekannten Schattenseiten jeder Selbstverwaltung. Man dürfte daher vor einer Mitwirkung der Staatsregierung nicht zurückschrecken, allerdings unter der Voraussetzung, daß diese letztere (was sie in den letzten Zeiten nicht immer gethan hat) den Börsenkreisen den beruhigenden Eindruck der Sachkenntniß erweckt — der Sachkenntniß, welche durch strebsame Schneidigkeit nicht zu ersetzen ist.

Ich habe öfter und seit lange den Vorschlag gemacht und wiederhole ihn heute: bei dem Dunkel, welches über den Zuständen der Börse lagert, bei der verbreiteten Unkenntniß und dem grassirenden Dilettantismus, wäre es endlich am Platze, daß durch das Mittel einer öffentlichen contradictorischen Untersuchung in dieses Dunkel hineingeleuchtet würde. Eine Commission sachkundiger Staats-, Parlaments- und Geschäftsmänner, welche ein gründliches Zeugenverhör veranstaltet, sollte dieses leisten.

VII.

Es läßt sich endlich nicht verkennen, daß zu der verbreiteten Mißstimmung über Börse und Börsenspeculation die Empfindung des grellen socialpolitischen Contrastes zwischen Reichthum und Arbeit beiträgt.

Diese Empfindung geht weit über die Kreise des socialpolitischen Radicalismus, der Socialdemokratie u. s. w. hinaus. Sie erstreckt sich weit hinauf durch die Mittelclassen und die oberen Classen der Gesellschaft.

Alle großen Gegensätze des Einkommens und Besitzes, des Lebensgenusses und der Nothdurft, haben in einem Zeitalter starker socialer Erregung etwas Problematisches. Sie werden aber erträglich gemacht durch den historischen Zusammenhang, der sie rechtfertigt, durch die persönliche Bedeutung für die Gesellschaft, für den Staat, für das ganze Volksleben, welche sich an den großen Besitz

und Genuß knüpft. Die Erblichkeit allein, obwohl in ihrer Weise ein Problem und eine Zumuthung an würdige Leistungen, hat doch für das herrschende sittliche Bewußtsein an sich schon etwas Versöhnendes. Die damit, wenigstens in vielen Fällen, wenn auch keineswegs immer verbundenen erblichen Sitten können viel dazu beitragen, diese versöhnende Kraft zu verstärken. Indessen auch der Mann, welcher sein eigener Ahn ist, einer jener Könige der modernen Großindustrie, deckt eben durch die ungewöhnliche Persönlichkeit, ohne welche solche Erfolge nicht leicht möglich waren, vor der öffentlichen Meinung die Größe seiner Glückslage. Erst da, wo die Ueberzeugung Platz greift, daß der erworbene Reichthum die Frucht des blinden Zufalls, daß wenigstens keine irgend erheblichen persönlichen Leistungen denselben begründet haben, und daß Erscheinungen dieser Art nicht die vereinzelten Ausnahmen sind, wie wenn etwa ein kleiner Mann einen Theil vom großen Loose gewinnt, sondern daß sie alltäglich wiederkehren als Folge gewisser Einrichtungen und Zustände unserer Volkswirthschaft — das hat etwas Aufreizendes und Verbitterndes auch für eine mäßigere Ansicht der heutigen Gesellschaft.

Die Sache wird dadurch nicht viel besser, daß eben wegen der blinden Herrschaft des Zufalls Erfolge und Mißerfolge in diesen Sphären schnell wechseln. Denn erstens ist das doch nur zum Theil der Fall; es gibt gewisse Speculantennaturen, die es verstehen, das Glück sich nicht ganz entschlüpfen zu lassen. Zweitens ist es der öffentlichen Meinung nicht sowohl anstößig, daß diese oder jene bestimmte Persönlichkeit obenauf ist; es ist genug, daß diese Kategorie von Leuten immer da ist, wie sie sich auch und wie oft sie sich auch erneuert.

Nun ist es allerdings unbestritten, daß die Börse in dieser Hinsicht nur der concentrirte Ausdruck eines Charakterzuges unserer ganzen, auf Privatcapital und Privatgewinn gestellten Volkswirthschaft ist, daß die Erscheinungen jener Art, obwohl gesteigert, härter aneinander gerückt, deutlicher sichtbar, doch nur die Wiederholung dessen sind, was sich auf den anderen Gebieten der Production und des Erwerbes täglich vollzieht. Die Glücksgewinne des sonstigen Handels nicht minder als die Zufallsgewinne im Besitze und in der Speculation mit Grundeigenthum, die durch den Zufall bestimmten Conjuncturen der Industrie und ihrer einzelnen Zweige — sie sind nur die mannigfaltige Exemplification derselben Grunderscheinung, welche unauflöslich verbunden ist mit dem Wesen unserer Productionsweise und unserer auf erwerbendem Privateigenthum ruhenden Gesellschaft.

Eine directe Einschränkung dieser Erscheinungen ist nur dadurch möglich, daß an die Stelle des Privateigenthums das öffentliche Eigenthum tritt. Die Grundwerthsteigerung, welche sich im Staatsdomänenbesitze vollzieht oder in den Gemeindeländereien, kommt dem Ganzen zu Gute; die günstige Conjunctur, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts die Steigerung der Eisenbahnerträge in Preußen gefördert hat, ist in Gestalt der Ueberschüsse der Staatseisenbahnen durch die Staatsfinanzen der Gesammtheit der Steuerzahler zu Gute gekommen.

Derartige directe Einschränkungen sind aber, wenn anders die Einrichtung unserer Gesellschaft im Wesentlichen erhalten werden soll, nur an besonderen Theilen, nicht durchgreifend möglich. Man muß im Uebrigen sich daher mit

indirecten Einschränkungen begnügen. Dieselben liegen überwiegend auf dem Gebiete des Steuerwesens.

Die heutige Wissenschaft der Besteuerung und der Volkswirthschaft, im Zusammenhang mit der neuen Staats- und Rechtswissenschaft überhaupt, hat eine Entwickelung vollzogen, welche dieser Seite der Börsenreform entgegenkommt. Sie hat den älteren Gedankenkreis durchbrochen, innerhalb dessen man sich lange gewöhnt hatte, die Besteuerung und die einzelnen Arten der Steuern in Einklang mit der Unantastbarkeit des Privateigenthums zu denken. Es zeigte sich, daß nicht nur die fortschreitende Ausbildung des Steuerwesens, sondern auch jede Steuer als solche mit jener Unantastbarkeit im Widerspruche stünde, wenn anders die Steuer mehr sein sollte, als eine auf alle Köpfe und alle Einkünfte gleichmäßig veranlagte Versicherungsprämie zur Deckung der durch die Staatsordnung abzuwendenden Beschädigungen. Da nämlich eine so niedrige und so materialistische Auffassung der Staatsaufgabe niemals, am wenigsten aber in der Gegenwart, an den Staat der Wirklichkeit heranreicht, da es wohl richtig ist, daß es im staatlichen und communalen Verbande manche Aufgabe von diesem Range gibt, daß aber die eigenthümlichen und wichtigsten Pflichten des Staates weit darüber hinausgehen — so ist auch eine Begründung des Steuerwesens unzureichend, welche im Sinne des engherzigsten Egoismus darin nichts Anderes sucht, als Kostendeckung für Abwendung von Schäden.

Der hier zu Tage getretene Irrthum ruht im letzten Grunde auf einer extremen individualistischen Ansicht von den Einflüssen, welche auf Entstehen und Werden jeder Einzelpersönlichkeit und ihres Güterkreises einwirken. Diese Ansicht stellt die individuelle Existenz als einfache Folge der individuellen Thaten jedes einzelnen Menschen dar; sie übersieht die Bedeutung der Solidarität des Ganzen im menschlichen Zusammenleben, der Wohlthaten, welche die Gesammtheit dem Einzelnen zuwendet, die Unauflöslichkeit des Zusammenhanges, in dem der Einzelne geboren wird, heranwächst, erwirbt und genießt, daher die Gerechtigkeit der Anforderungen, welche wiederum die Gesammtheit an jeden Einzelnen nach dem Maße seiner Kräfte stellt.

So hat vor einigen Jahren der englische Naturforscher Huxley in einer Abhandlung, die er gegen die unreifen Folgerungen des Darwinismus gerichtet, über den Kampf ums Dasein, folgende schöne Worte gesagt: „Wenn ich nicht gleich bei meiner Geburt vernichtet worden bin, so verdanke ich das entweder der natürlichen Zuneigung meiner Umgebung, die zu verdienen ich nichts gethan habe, oder der Furcht vor dem Gesetze, welches Jahrhunderte vor meiner Geburt mühsam aufgerichtet war durch die Gesellschaft, in die ich eintrat. Wenn ich ernährt wurde, gepflegt, unterrichtet, so weiß ich nicht, daß ich irgend etwas gethan habe, solche Vortheile zu verdienen. Und wenn ich jetzt irgend etwas besitze, ja wenn ich meinem eigenen Schweiße verdanke, was ich besitze, so darf ich nicht vergessen, daß ohne die Organisation der Gesellschaft, die hergestellt ist durch die Kämpfe langer Reihen von Generationen, ich wahrscheinlich nichts besäße als ein steinernes Beil und eine dürftige Hütte, und daß selbst diese nur so lange mein sein würden, als kein stärkerer Wilder meines Wegs käme. Daraus aber folgt dieses: wenn die Gesellschaft ganz unentgeltlich Alles das für mich

gethan hat und nun von mir fordert, ich solle etwas zu ihrer Erhaltung thun, so schäme ich mich trotz aller meiner individualistischen Neigungen Nein zu sagen. Und sollte ich mich nicht schämen, so denke ich, die Gesellschaft wäre im Recht, wenn sie die sittliche Pflicht in eine rechtlich erzwungene verwandelte; denn es würde sehr ungerecht sein, die ganze Last allein von dem willigen Pferde tragen zu lassen" [1]).

Anschauungen dieser Art, die immer tiefere Wurzeln in der heutigen Wissenschaft schlagen, begegnen sich mit der täglich wachsenden Empfindung von der Nothwendigkeit socialpolitischer Reformen, welche ruhen auf den Opfern des Besitzes, und zumal des großen Besitzes, für die unteren Classen. Aber nicht erst dieser neueren Wandlungen hat es bedurft, um eine Ueberzeugung oder, wenn man will, ein Gefühl der Gerechtigkeit auszubreiten, das sich an die eigenthümliche Verpflichtung aleatorischer Gewinne knüpft. Schon eine längst bestehende Gesetzgebung, und Niemand bestreitet ihre Gerechtigkeit, belastet mit eigenthümlicher Schwere die Erbschaften entfernter Grade oder lachender Erben, weil sie davon ausgeht, daß die Vermehrung des Vermögens unter solchen Umständen den Charakter eines Glücksgewinnes hat. Die öffentliche Empfindung, die sich in den Gesetzen ausprägt, sucht zwischen einem Vorzuge dieser Art, der dem Einzelnen in den Schoß fällt, und den Ansprüchen der Gesammtheit durch eine be-besondere Besteuerung zu vermitteln.

Ich habe keine überspannten Hoffnungen hinsichtlich dessen, was in dieser Analogie durch eine Besteuerung der Börsengewinne demnächst zu erreichen ist. Aber einige mahnende Worte darf ich mir vielleicht gestatten.

Wenn einmal die socialpolitischen Gegensätze, sowohl diejenigen, welche in den Thatsachen liegen, als diejenigen, welche in den Stimmungen und Parteiungen ausgedrückt sind, zu einem Punkte gelangt sind, wie ihn der heutige Stand der Dinge bezeichnet, so bedarf es versöhnender Thaten, welche dazu beitragen, die Gegensätze zu vermitteln. Diese Thaten stellen sich aus dem ökonomischen Standpunkte (und dieser Standpunkt steht im Vordergrunde) als Opfer der Starken für die Schwachen dar; neben den freiwilligen Leistungen sind es die Steuern, welche von den oberen Schichten an das Gemeinwesen entrichtet werden. Das bestehende Steuersystem der deutschen Staaten, insbesondere Preußens, ist auf dem Wege zu einem solchen Ziele im Laufe der letzten Menschenalter fortgeschritten, und wir haben in Preußen nur in den letzten Tagen einen neuen Versuch gemacht, auf diesem Wege vorwärts zu kommen. Aufsehen erregende Enthüllungen haben gezeigt, wie dringend nöthig dieser Versuch gewesen ist. Es kam darauf an, die außerordentlich mäßige Zumuthung der Steuergesetzgebung an die besitzenden Klassen in höherem Grade als bisher aus den Schranken des gesetzlichen Buchstabens in das Leben zu übersetzen. Die Reform der Einschätzung bedeutet, tiefer gefaßt, eine ernstere Zumuthung an das Gewissen der Steuerpflichtigen, zumal dann, wenn man dieselbe (wie eben jetzt bei uns) vorwiegend in der Pflicht 'zur Selbstangabe sucht. Die Zumuthung stützt sich von Rechtswegen darauf, daß ein Gesetz Gehorsam heischt, zumal wenn man vierzig Jahre

[1]) In der englischen Zeitschrift „The Nineteenth Century", Februar 1888.

lang Nachsicht geübt hat mit dem Ungehorsam. Die Zumuthung stützt sich aber vom Standpunkte des Zeitalters und seiner socialpolitischen Probleme auf die Nothwendigkeit aussöhnender Thaten.

Keine Klasse der Bevölkerung hat dringenderen Anlaß, bei diesem Werke der Reform sich hervorzuthun, als diejenige, welche an eben den Spitzen unserer heutigen Volkswirthschaft Schätze sammelt, die auch dem schüchternen Betrachter Zweifel über die Gerechtigkeit in der Austheilung von Arbeit und Lohn aufdrängen. Sie sorgt für ihre eigene Existenz, sie sorgt für den Fortbestand der heutigen Gesellschaft, wenn sie für die öffentlichen Verpflichtungen solches Besitzes Verständniß beweist. Es ist hierbei durchaus nicht nur an die eigentlichen socialrevolutionären Parteien gedacht; das, was wir seit Jahren im Deutschen Reichstage erlebt haben, zeigt deutlich genug, daß der Haß und der Kampf noch von ganz anderen Seiten kommt.

Der Reichstag hatte sich 1869, 1871, 1875, 1878 mit Vorlagen zu einer „Börsensteuer" beschäftigt, die jedoch immer abgelehnt wurden. Erst die Vorlage des Bundesraths vom 12. April 1880 wurde Gesetz, aber erst, nachdem sie ein Jahr lang von der Mehrheit des Reichstages zurückgewiesen war. Das Gesetz vom 1. Juli 1881 führte eine mäßige Besteuerung der Werthpapiere sowie der Schlußnoten und Rechnungen herbei. Die Steuer mußte, wie jede Umsatzsteuer, sich in engen Schranken halten, und ihr Ertrag konnte nicht erheblich sein. Daher zeigte sich schon im folgenden Jahre, daß die Förderer der Börsensteuer im Reichstage mit dem Erreichten nicht zufrieden waren. Zur Ergänzung der mäßigen Abgaben des neuen Gesetzes forderten sie scharfe Maßregeln und procentuale Aufschläge für die eigentlichen Börsengeschäfte. Der Kampf gegen die Börse trat immer deutlicher als treibendes Moment der „Börsensteuer" hervor. Die Bundesregierungen gaben diesen Wünschen nach in dem neuen Entwurfe des Jahres 1883—1884, dessen hauptsächlicher Gedanke auf eine weitgehende Verschärfung der Umsatzsteuer gerichtet war und eine Einseitigkeit in der Anwendung scharfer Controlmaßregeln anwenden wollte, die in auffallendem Contraste stand zu den bislang geltenden Bestimmungen der sonstigen Steuergesetzgebung, insbesondere des preußischen Einkommensteuergesetzes, die „jedes lästige Eindringen" in die privaten Vermögensverhältnisse vermieden sehen wollen. In diesem Entwurfe waren Anschauungen zur Geltung gelangt, die alle Waffen für erlaubt hielten, um den Börsengewinnen beizukommen; die Steuer hatte sich hier in eine Zuchtruthe verwandelt.

Der Entwurf ist dann allerdings gefallen; aber er hat eine Lehre zurückgelassen. Wenn an der Spitze eines großen Gemeinwesens wie des deutschen solche Gesinnungen sich Bahn brechen konnten, so war das nur deshalb möglich, weil ein unzureichendes technisches Verständniß sich mit einer richtigen sittlichen Empfindung verbündet hatte. Und wenn das Erstere zu berichtigen war, so bleibt das Letztere noch zu befriedigen — zunächst in den Geleisen der allgemeinen Besteuerung, weiterhin dann durch eigenthümliche, aber durchführbare Steuerformen.

Literatur.

1. Mortimer, Every man his own broker. London 1761.
2. Comte de Mirabeau, Dénonciation de l'agiotage au Roi et à l'assemblée des Notables. 1787.
3. Coffinières, De la bourse et des spéculations sur les effets publics. Paris 1824. Deutsch von Schmalz. 1825.
4. de Vallée, Les Manieurs d'argent. 5e édition. Paris 1858.
5. A. Courtois, Défense de l'agiotage. 1864.
6. J. Garnier, Journal des Économistes. vol. 42. 1864.
7. Otto Michaelis, Die wirthschaftliche Rolle des Speculationshandels. Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte. Bd. II—IV. 1864—65.
8. G. Cohn, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. VII. 1866. — Bd. IX. 1867. — Bd. XVI. 1871. — Bd. XLIV. 1885.
9. G. Cohn, Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Bd. XXIV. 1868. — Bd. XXXII. 1876. — Bd. XXXIII. 1877.
10. G. Cohn, Zeitschrift des königlichen preußischen statistischen Bureaus. Bd. VIII. 1868.
11. E. Struck, Die Effectenbörse. Eine Vergleichung deutscher und englischer Zustände. 1882.
12. R. Ehrenberg, Die Fondsspeculation und die Gesetzgebung. 1883.
13. Ed. Jacobson, Terminhandel in Waaren. Aus dem Holländischen übersetzt von F. Stapff. 1889.
14. R. Sonndorfer, Technik des Welthandels. 1889.
15. Der Terminhandel. Sonderabdruck aus der hamburgischen Börsenhalle. 1889.
16. E. T., Der Kreuzzug wider den Terminhandel. Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 85, 86. 1889.
17. C. J. Fuchs, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 54. 1890.
18. C. J. Fuchs, Jahrbuch für Gesetzgebung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Bd. XIV. 1890. — Bd. XV. 1891.
19. David Kohn, Der Getreideterminhandel. Preisgekrönt von der königlichen ungarischen Akademie der Wissenschaften. 1891.
20. Woermann, Rede im deutschen Reichstage. 16. Mai 1889.
21. Bayerdörffer, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 56. 1891.
22. Leist, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 56. 1891.
23. M. Kantorowicz, Jahrbuch für Gesetzgebung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Bd. XV. 1891.

Die hier gegebene Literaturübersicht ist weit davon entfernt, auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben. Dieses ist auch nicht der Ort, wo sie erwarten darf, daß an sie ein solcher Anspruch gestellt werden würde. Aber es ist doch ziemlich das Wesentliche aus der neueren, namentlich deutschen, wissenschaftlichen Litratur genannt.

Winterreise im Hochgebirge.

Von

Paul Güßfeldt.

VI.

Für unsere Wanderung bedurften wir zunächst nicht des Tageslichtes; es genügte eine Laterne, welche die festgewordene Trace erleuchtete. Wir konnten deshalb schon vor fünf Uhr aufbrechen und marschirten bei Windstille und 10 ° C. Kälte, mit großer Leichtigkeit. Die Träger waren zurückgeblieben, so daß unsere Expedition im Ganzen aus fünf Männern bestand. Ein mächtiges Contrefort, das sich mit einer nackten Felswand zwischen den Gipfel und die Hütte schiebt, schreibt der Besteigung einen Umweg vor. Der Weg ist hakenförmig; bis zum Reposoirfelsen läßt er die Jorasses-Spitze hoch oben zur Rechten; hier ändert sich die Richtung, biegt scharf nach rechts und führt ziemlich direct auf das Ziel los. Im Ganzen ist dabei ein Niveau-Unterschied von 1400 m zu überwinden, also etwa so viel, wie zwischen Pontresina und dem Piz Languard; nur liegt die Höhenzone, welche bei der Languardbesteigung durchschnitten wird, 1000 m tiefer als die entsprechende bei den Jorasses.

Die ersten zwei Stunden führten fast ausschließlich über Schnee, bei starker Steigung des Feldes; an vielen Stellen glich die Trace einem abgestochenen Graben, so tief lag sie eingesenkt. Der Marsch wäre mir monoton erschienen, wenn nicht die Vorstellung, daß er sich an einem Januarmorgen abspielte, eine prickelnde Empfindung hervorgerufen hätte, und wenn nicht die Freude über das unerwartet schnelle Fortkommen so lebendig geblieben wäre. Innerhalb zweier Stunden erreichten wir den Fuß des Rocher du Reposoir, der in 3400 m Höhe ansetzt, und kletterten, ohne eine Pause zu machen, sofort zur Höhe. Wir legten kein Seil an, um schneller voranzukommen. Das Reposoir hat die Form eines steil aufsteigenden Grates, der sich nach oben zu, in 3530 m Höhe, als Schneegrat fortsetzt; zu beiden Seiten ist der Firn aufgebrochen und zeigt zerklüftete Eismassen.

Es waren echte Hochgebirgsfelsen, über die wir uns hinwegarbeiten mußten. Worin nun die Echtheit von Hochgebirgsfelsen besteht, das vermag ich nicht gut zum Ausdruck zu bringen. „Fragst Du mich nicht, so weiß ich es; fragst Du mich, so weiß ich es nicht," soll ein heiliger Kirchenvater bei anderer Gelegen-

heit gesagt haben. So geht es leicht mit Begriffen, die sich aus der gehäuften Erfahrung entwickelt haben; sie sitzen so fest, daß man sie nicht losmachen kann. Zu den Eigenschaften der „Hochgebirgsfelsen" gehört, daß sie in der Nähe oft gar nicht steil erscheinen und doch abschüssig sind; wahrscheinlich bauen sie sich häufig nach Anordnung der Dachziegel auf. Ein Dach wäre leicht zu ersteigen, wenn der untere Ziegel auf dem nächstgelegenen oberen ruhte, statt umgekehrt, wie es in Wirklichkeit ist. Kommt zu solcher Felsgestaltung noch ein Mangel an Handgriffen, so wird für das Klettern große Vorsicht und Geschicklichkeit gefordert. Dabei ist denn die Schwierigkeit beim Absteigen größer, als beim Aufsteigen.

Auch auf dem Jorasses-Bilde, welches ich vier Tage später aus der Nähe von Entrèves aufnahm, zeigt sich die dunkle Felsraupe des Reposoir schneelos. Freilich war etwas Schnee vorhanden, aber er beeinflußte weder das Klettern noch den Oberflächenhabitus. In wenig mehr als einer halben Stunde hatten wir das obere Ende erreicht und machten eine Pause in 3530 m Höhe, d. h. circa 700 m unter dem Gipfel. Das geschah um 7½ Uhr Morgens bei 11½° C. Kälte. Der Himmel war wolkenlos; das Gebirge fing an, sich unter den Strahlen der Sonne zu beleben; der nahe Montblanc war bereits mit Licht übergossen und reflectirte dasselbe auf die zerrissenen Firnbildungen unserer nächsten Umgebung, welche noch im Schatten lag. Daraus entwickelte sich ein merkwürdiges Farbenspiel: das zarteste, das ich bisher in vergletscherten Regionen beobachtet habe. Die grauweißen todten Flächen des Schnees fingen an, sich in rosafarbene Gluth zu hüllen; dazwischen dämmerten bläuliche Schatten und erglänzten die Klüfte und Blöcke des aufgebrochenen Eises in den satteren oder lichteren Tönen von Azur. Wir befanden uns an einer Stelle, wo zwei Firnmulden, welche durch den Reposoirfelsen getrennt werden, stufenförmig aus der oberen Region gegen die tiefere abfallen; in Folge dessen war der Firn aufgebrochen und das Eisgestein seines Inneren bloßgelegt.

Das sind die Stellen, wo die unmerklich langsame Bewegung der aufgespeicherten, festen Niederschläge von Zeit zu Zeit gewaltsam wird, wo entweder ein Abbrechen der Eisdecke am oberen Rande der steilen Unterlage erfolgt, oder wo ein localer Zusammenbruch innerhalb der zerklüfteten Massen selbst eintritt. Letzteres ist an heißen Tagen zu fürchten, weil der Schmelzproceß dabei eine Rolle spielt; aber ersteres bleibt davon unabhängig, kann bei Tage, bei Nacht, im Sommer wie im Winter eintreten. Und so geschah es auch jetzt, wo ich, frierend nach der Erhitzung durch das Klettern, das poetische Farbenspiel bewunderte: die Stille wurde plötzlich unterbrochen, ein Eisbruch erfüllte die Luft mit seinem Dröhnen; wir sahen ihn halbrechts oberhalb unseres Standpunkts niedergehen.

Während der nächsten Marschstunden folgten wir der Fortsetzung des Reposoirgrates, die sich vornehmlich als Schneegrat darstellt. Die Besteigung behielt den schwierigen Charakter bei; gleichviel, ob sie über Schnee oder Fels führte. Es folgte das Ueberwinden eines Firnspaltensystems, oberhalb dessen sich der Grat wieder zusammenschließt und bis an den Fuß des zweiten Jorasses-Kopfes führt. Denn es lassen sich an dem Berge zwei Gipfel unterscheiden, von denen der niedrigere uns zunächst, der höhere rechts davon lag. Ersterer

sendet ein steiles Felsgemäuer zur Tiefe. Dieses mußten wir längs seiner Basis horizontal umklettern, um zu den Firnfeldern des eigentlichen Jorassesgipfels zu gelangen; wir hatten linker Hand die Felswand, rechter Hand den tiefer gelegenen Firnboden.

Ein horizontales oder nahezu horizontales Fortbewegen an steilen Hängen wird technisch als „Traversiren“ bezeichnet, ganz gleichgültig, wie die Oberfläche beschaffen ist, ob nackt oder schnee- oder eisbedeckt. Fast immer ist das Traversiren eine schwierige Sache, zeitraubend und — bei mangelnder Geschicklichkeit gefährlich. Denn wer sich nicht selbst dabei zu helfen vermag, dem ist kaum zu helfen, und er kann leicht seine Gefährten ins Unglück bringen.

Unsere Traversirung fand zwischen halbneun und halbzehn Uhr in 3700 m Höhe statt. Im Sommer mag sie viel von ihren Schrecken verlieren; am 14. Januar war sie sehr precär, weil loser Schnee die Hochgebirgsfelsen deckte; er mußte mit dem Fuß zusammengedrückt werden und bot dann eine sehr fragwürdige Stütze. Es war die größte Vorsicht geboten, und all' die langjährig erworbenen Künste der langsamen Gewichtsverschiebung, der Druckvertheilung auf Füße und Hände wurden ins Spiel gesetzt. Aber es war oft recht schwer, einen Halt für die linke Hand zu finden, weil der Schnee die kleinen Vorsprünge verbarg und ein Suchen danach bis zur Schmerzempfindung durchkältete. Aehnlich schlechte Verhältnisse habe ich nur angetroffen am 18. Juni 1881 bei einer neuen Besteigung der Ecrins im Dauphiné, und in der Nacht vom 21. zum 22. September 1887 bei einem Abstieg vom Monte Scerscen.

Von den Felsen kamen wir wieder auf Firngebiet und mußten daselbst zwei große Schründe überschreiten. Nach einem steilen Aufstieg über Schnee gelangten wir auf eine Art Firn-Plateau und befanden uns nun am Fuße der Abhänge, welche sich zu dem höheren der beiden Gipfel aufziehen, d. h. zu unserm Ziel. In 3860 m Höhe machten wir unsere zweite und letzte Rast, noch 350 m unter der Spitze. Wir hatten bisher nur unsere Muskeln angestrengt, aber durchaus nicht gelitten; während der letzten Stunde, bei 6° C Kälte, war uns sogar sehr warm. Wir waren in die Sonne eingetreten, indessen trotz des Schnees gebrauchte keiner von uns eine Schutzbrille. Die Aussicht gegen Süden war sehr klar; aus dieser großen Höhe überblickt man jenseit des Val Ferret das ganze südliche Kettengewirr: ein lichteres, aber auch monotoneres Bild, als der Sommer es zeigt. Der Monte Viso wurde deutlich erkannt, trotz der Entfernung von 130 Kilometern; aber die Montblanckuppe hatte sich, wie am Tage zuvor, in Nebel gehüllt.

Wir setzten unsern Marsch um halbelf Uhr fort, nachdem wir einen Proviantsack zurückgelassen hatten. Bald trafen wir auf hartes, blaugraues Eis, das wie Gestein erschien; ich war überrascht von seiner weiten Ausdehnung in diesen Höhen. Das sogenannte Hocheis findet sich zwar oft in der Gipfelnähe hoher Berge, aber doch meist nur in Form kleiner Steilhänge; hier bildete es ein ansehnliches Stück der Flanke. Rey, welcher die Stufen schlug, hatte schwere Arbeit, während das langsame Fortkommen mir Muße zur Umschau gab. Wir überwanden einen Schrund, einen Hang und einen steilen Grat: alle drei aus gleich hartem Eise gebildet. Das Niveau von 4000 m wurde durchschnitten, und der Eisgrat setzte sich als Felsgrat fort. Da hüllte sich der Jorassesgipfel in Nebel, ein kalter Wind

sprang auf und wirbelte den Schnee des Feldes empor, über welches wir das Ziel kurz nach halbein Uhr erreichten. Ich bog mich über den scharfen Grat und sah hinunter nach der Seite von Chamonix. Bei klarem Wetter hätte man einen großartigen Blick auf die zu Füßen entspringenden und zusammenfließenden Gletscher des Mont-Mallet und von Leschaux gehabt, hätte als Fortsetzung des letzteren die Mer de Glace erblickt und das Steinhaus von Montenvert an seinem linken Ufer. Jetzt erfüllte grauer Dunst die weiten Firnkessel, und nur Stücke der nächstgelegenen Felswände ließen die Tiefe des Abgrundes ahnen. Oben herrschten 14° Kälte, die nun bitter empfunden wurden, weil der Wind wehte."

Mit einem Schlage hatte sich die Situation geändert. Jetzt zeigte uns der Winter sein rauhes Gesicht: die Gefahr zog auf. Wir rasteten nur zehn Minuten und stiegen dann ab, ungewiß darüber, wie sich unser Schicksal gestalten würde. Während der vollendete Aufstieg als ein Erfolg von Einsicht, Umsicht und Geschicklichkeit betrachtet werden durfte, glich der Abstieg einem Spiele mit schlechten Karten; wenn sie nur schlecht genug sind, so verliert auch der beste Spieler. Von den vielen großen Stufen im Eise war nichts mehr zu sehen; die kurze Zeit hatte genügt, um sie alle mit Schnee auszufüllen. Wegen der Steilheit des Grates und des Hanges stiegen wir ab mit dem Gesicht gegen das Eis. In solchen Fällen muß man zwischen den Beinen hindurchsehen, um die nächste untere Stufe zu finden, und die Hand flach auf die obere legen. Durch die dunkle Luft und den aufgewirbelten Schnee wurde der Blick getrübt. Wir eilten sehr und erreichten in anderthalb Stunden das Schneeplateau, wo der zurückgelassene Proviantsack beschneit da lag. Es folgte das Traversiren der Felsen, wo nicht ein einziges Schnee-Mal davon zeugte, daß nur fünf Stunden zuvor fünf Männer sich hier einen Weg gebahnt hatten.

Wir glaubten, daß das Schlimmste überstanden wäre, als wir den Schneegrat erreicht hatten, welcher zu den Felsen des Reposoir führt. Gegen 4 Uhr betraten wir den letzteren. Am Morgen war er schneelos gewesen; jetzt deckte Schnee die kleinen Vorsprünge. Anfangs ging's leidlich gut; bald wurde es schlimmer und schlimmer. Rey übernahm die Führung, ich folgte, dann kamen die drei jungen Führer. Der Fels schien wie umgewandelt, steiler, weil er glatter war. Dreimal schien es, als sollten wir überhaupt nicht mehr weiterkommen. Während Rey suchte und kaum Halt für sich selbst hatte; während die jungen Führer dem letzten ihrer Gefährten halfen, weil ihn kein Seil halten konnte, mußte ich selbst einmal minutenlang still stehen, nur getragen von einer Sohlenspitze und einer aufgelegten Hand. Ich machte mir klar, wie nahe wir einer Katastrophe waren; ein Krampf in der Hand hätte genügt, sie einzuleiten; ich sah, wie jeder meiner Leute den äußersten Aufwand seiner Geschicklichkeit und Kraft machte, wie ernst ein jeder blieb. Dazu kam die Nacht und mit ihr die Ungewißheit, ob wir überhaupt zur Tiefe gelangen könnten. Endlich, gegen halb sechs Uhr Abends, erreichten wir den Fuß des Reposoir und betraten den Schnee bei schwachem Mondenschimmer. Der Wind kam nur in leichten Stößen; das Waten in dem spurenlos gewordenen tiefen Schnee war anstrengend; denn oft drückt sich der Fuß so schief ein, daß der Körper ins Fallen kommt, und es bedarf einer

neuen Anstrengung, besonders der Knie, damit dies verhindert wird. Deshalb gerathen ermüdete Leute so leicht in Schwanken, Straucheln oder Fallen, wenn sie über tiefe Schneefelder absteigen.

Wir gebrauchten für den Abstieg zur Hütte genau soviel Zeit, wie für den Aufstieg und mußten uns weit mehr anstrengen. Um halbacht Uhr Abends traten wir unter das schützende Dach: Alle unversehrt.

Während des Rückmarsches muß die Kälte — 15° C. betragen haben; denn auf dem Gipfel waren — 14°, bei der Hütte — 16° gemessen worden. Aller Wein, den wir zurückbrachten, war gefroren. Aus dem Sack wurde eine gefüllte Flasche Chablis gezogen, welche keinen Korken mehr hatte: die Kälte hatte ihn weggeschleudert, aber es fehlte nicht ein Tropfen des festgewordenen Weines. Das in der Hütte zurückgelassene Aneroidbarometer war um 10 mm zurückgegangen, das auf der Besteigung benützte um 13 mm, wegen der Elasticitätsnachwirkungen.

An diesem Abend ging es ruhiger in unserer Hütte zu, als vierundzwanzig Stunden zuvor; gesprochen wurde wenig, gesungen gar nicht. Es herrschte eine gedrückte Stimmung, und doch fühlte sich gewiß ein Jeder in seiner Weise glücklich. Aber auf große körperliche Anstrengung und psychische Erregtheit folgt immer eine Reaction, welche sich bis zu unerklärlicher Trauer steigern kann. Der Erfolg des Tages war bedeutend genug gewesen, uns mit Befriedigung zu erfüllen; sein Verlauf hatte einen Einblick ermöglicht in das Wesen der Winterbesteigungen, mit ihren Herrlichkeiten und mit ihren Tücken; die lang andauernde, durchaus gefährliche Situation auf den Felsen des Reposoir war ohne Katastrophe überwunden worden. Die Erinnerung daran mußte zur Dankbarkeit stimmen; man sah sich zu einem innern Glück berechtigt und empfand es nicht; denn die Empfindung war vorläufig gelähmt. Auch wirkt die Winterkälte wie Wein: belebend so lange man in Bewegung ist; darnach betäubend, sobald man in dem warmen Raum der Hütte der Ruhe pflegt. Erst der Schlaf stellt den normalen Zustand wieder her und löst die bittre Schale der Trauer von dem süßen Kern der Freude.

Wir waren denn auch sehr vergnügt am Morgen des 15. Januar trotz des feinen Schneefalls, der dicken Luft, einer Kälte von — 20° C. und eines, um 3 mm verminderten Barometerstandes. Der Abstieg begann gegen halbneun Uhr Morgens und wurde mit solcher Energie ausgeführt, daß wir bald in Transspiration geriethen. Das Wetter hatte nur in der Höhe einen wüsten Charakter gehabt, sonst wäre das Seil des Hüttenfelsens nicht so trocken geblieben, wie wir es vorfanden. Auch der Boden des Lawinencouloirs war ohne eine bemerkbare Schicht von frischem Schnee, der sich in kleinen Sternchen aus der Atmosphäre niederschlug. Dasselbe machte mir jetzt erst recht einen unheimlichen Eindruck. An seinem unteren Ausgang hielten wir noch vor elf Uhr an und frühstückten stehend bei 10° C. Kälte. Innerhalb zwei und einer halben Stunde war also für uns eine Temperaturerhöhung von 10° C. eingetreten; die Folge war ein erhöhtes Wohlbefinden; und davon wieder war die Folge eine Eßbegier, für welche das Wort Appetit zu einem feigen Euphemismus wird.

Zum Glück fehlte es nicht an Vorräthen, denn der vorangehende Tag hatte ihnen nur geringen Abbruch gethan; bei großen Besteigungen pflegt man wenig

zu essen. Die Kälte hatte unseren Rothwein in einen Brei verwandelt, und das flüssige Volumen in demselben Maß vermindert, wie den Durst des Menschen. Solche Vorgänge faßt der Optimist auf als ein harmonisches Walten der Natur. Wir setzten unseren Weg abwärts in so guter Stimmung fort, daß selbst der tiefe und weiche Schnee des Waldes ihr nichts anhaben konnte. Gerade vierundzwanzig Stunden nach dem Erreichen des Jorassesgipfels trafen wir in Courmayeur ein, empfangen von den Freudenschüssen der Träger, mit denen wir den ersten Abend auf der Hütte verlebt hatten. Sie hatten sich an ein Dachfenster des Hôtel de Montblanc postirt und schossen um die Wette.

Dieses Vorgehen gab mir erwünschten Anlaß, meine sämmtlichen Leute mit heißem Wein zu bewirthen, dem nationalen Wintergetränk dieses Alpendistrictes. Nun erfuhren wir auch, daß unsere Besteigung sehr genau vom Thal aus hatte beobachtet werden können; nur das letzte Wegstück war hinter dem Nebel verborgen geblieben.

VII.

Es folgten für mich einige Tage idyllischen Daseins, welche der Erholung, der Arbeit am Schreibtisch und kleinen Spaziergängen gewidmet wurden. Auf letzteren konnte ich mich immer von Neuem an dem Anblick des Montblanc-Massivs erfreuen, benutzte auch den ersten Tag absolut klaren Wetters, um die Bilder der Grandes Jorasses, der Dent du Géant und der beiden Montblanc-Gipfel mit der Camera aufzunehmen. Es bedurfte dafür keiner längeren Exposition als im Sommer, trotz der starken Abblendung der Linse. Bei einer abgeblendeten Linse empfängt nur der centrale Theil die Lichtstrahlen, und dadurch erhält man schärfere Bilder. Zwei Aufnahmen der Grandes Jorasses ließ ich in Berlin in elffacher Flächenvergrößerung reproduciren und erhielt Bilder von plastischer Wirkung; sie gleichen einer Tuschzeichnung, in welcher alle Details scharf hervortreten; der Aufbau des Berges wird durchaus mit voller Sicherheit erkannt. So ist es also möglich, mit einer leicht transportablen Reisecamera Darstellungen zu liefern, welche für den Anschauungsunterricht auf Schulen von Bedeutung sein würden.

In der Zeit vom 16. bis 19. Januar pflegte es des Morgens 10—11° C unter Null zu sein; am 18. fiel die Temperatur auf — 14° C; sie stieg im Laufe des Tages um 4°—6°. Das Barometer stand unheimlich tief; es war seit meiner Ankunft in Courmayeur um 33 mm gefallen; der Wind wehte stetig aus Nordwest.

Hier unten in der Thalsohle kam ich mir abgeschiedener von der Welt vor, als in der Höhe, wo meine Begleitung zahlreicher war, als im Sommer. Courmayeur hatte ich stets nur während der allgemein üblichen Reisezeit gesehen, wo die Fremden auf den Straßen wandeln oder vor den Hôtels sitzen; jetzt fiel das fort, und der Habitus des Verkehrs war ein anderer. Es spricht für die Tüchtigkeit der Bevölkerung, daß sie sich während des Winters ganz unbeeinflußt zeigt von dem Fremdenstrom des Sommers. Es gibt keine Kantinen, wo die Führer zusammenhocken und den Verdienst des Sommers draufgehen lassen. Jedermann in Courmayeur ist beschäftigt; die Bewohner machen

einen nüchternen, wohlanständigen Eindruck. Viele Männer betreiben das Tischlerhandwerk oder fertigen Hausgeräthe aus Holz; andere sind damit beschäftigt, Heu herbeizufahren oder Dung auf die Felder zu bringen, oder das geschlagene Holz auf Schlitten aus den Wäldern zu holen. Die Leute führen ein zufriedenes, bedürfnißloses Dasein, ohne Auswanderungs- noch socialdemokratische Tendenzen. Die Kinder gehen fleißig in die Schule und zerstreuen sich vergnügt nach dem Schluß in die verschiedenen Ortschaften der Commune.

In meinem Hôtel brauchte ich kein entsagungsvolles Dasein zu führen. Es wurde für mich herbeigeschafft, was sich herbeischaffen ließ. Mein Wirth, Herr Beauchâtey, besaß alle Eigenschaften eines Wirthes der älteren Theaterstücke, nur daß er ein durchaus rechtlicher Mann war. Sein breites, glattrasirtes Gesicht verklärte sich in meiner Nähe zu einem stereotypen Lächeln; mit diesem deckte er den Tisch, brachte die Speisen und stand dabei, wenn ich sie verzehrte; mit diesem Lächeln weckte er mich auch des Morgens um vier Uhr, als die Jorasses-Expedition begann; — ich hätte ihn am liebsten auf der Stelle dafür erdrosselt. Statt dessen wurden wir Freunde, und ich bin dem braven Manne noch heute dankbar für alle guten Dienste, welche er mir geleistet hat.

Am Sonntag den 18. Januar schien sich das Wetter von der üblen Laune erholt zu haben, unter der wir beim Abstieg von den Grandes Jorasses hatten leiden müssen. Daher beschloß ich, am folgenden Tage eine neue Expedition zu beginnen und die Gruppe des Grand Paradis zu besuchen.

In den Thälern daselbst gibt es keine Führer, welche auf diesen Namen, im höheren Sinne des Wortes, Anspruch erheben könnten. Schon deshalb blieben sämmtliche Leute, welche die Jorasses-Besteigung mit mir gemacht hatten, in meinem Dienst. Auch aus dem andern Grunde hätte ich sie ungern entbehrt, weil ich in besonders hohem Maße mit ihnen zufrieden war. Nun trifft man weder so viel gute Menschen im Leben, noch so viel gute Führer in den Bergen, daß, wenn man etliche gefunden, man sie nicht festhalten sollte. Mit wachsendem Alter wächst auch die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Maxime. Man kann deshalb beobachten, daß gerade ältere Alpinisten immer wieder dieselben Führer in ihren Dienst nehmen und geneigt sind, sie für die besten zu halten. Auch ich bin dieser Einseitigkeit verfallen und halte Emile Rey, seitdem der Engadiner Hans Graß auf seinen Lorbeeren ruht, im Winkel meines Herzens für den besten Führer. Es wäre aber ein großes Unrecht gegen die kleine Schar seiner gleichwerthigen Berufsgenossen in der Schweiz, in den deutschen und österreichischen Alpen, wenn ich dieses Urtheil anders ausspräche als mit der Erkenntniß, daß gemeinsam überwundene Gefahr zu besonderer Werthschätzung geneigt macht. Indeß der Ausspruch eines englischen Alpinisten über Rey schien mir doch sehr zutreffend: he is the most expensive guide in the Alps, but he is worth his money.

Der Grund, weshalb ich jetzt etwas über Führer im Allgemeinen sagen möchte, ist der, daß dieselben einmal so verschieden in ihren Leistungen und daß die besten unter ihnen für die systematische Erforschung des Hochgebirges unentbehrlich sind. Daß sich Alpinisten, auch bei schwierigen Unternehmen, von berufsmäßigen Führern emancipirt haben, ist Thatsache. Aber schon daraus, daß von solchen Dingen,

wenn sie geglückt sind, viel Wesens gemacht wird, läßt sich entnehmen, daß ihr Ausgang stets für unsicher gehalten wird. Gelegentlich werden Alpinisten von Erfahrung sich zusammenthun, um ihre Kräfte zu prüfen, und gewisse hohe Berge ohne Führer ersteigen; ich vergleiche das der Probe eines Dampfkessels, der ausnahmsweise einem höheren Druck ausgesetzt wird, als für welchen er dienen soll, bei dieser Gelegenheit aber platzen kann.

In dem Anhang zu meinem Buch „In den Hochalpen" habe ich es als letztes und schönstes Ziel der alpinen Thätigkeit im engeren Sinne hingestellt, daß der Reisende einen leitenden Führer ersetzen kann. Es hätte hinzugesetzt werden müssen, daß ein Hochgebirgsforscher der Regel nach auf diese Rolle verzichten muß, auch wenn er sie spielen könnte. Wenn der Geist frei bleiben soll, so darf der Körper nicht Dienste verrichten, welche jeder Gebildete von sich weist. Eine Last zu tragen mit vorgebeugtem Oberkörper, Stufen zu schlagen, Wasser zu holen für den Bedarf des Kochens, Feuer anzuzünden, dies und Aehnliches sind Beschäftigungen, welche nur durch Noth gerechtfertigt werden können, sonst aber nur ausnahmsweise aufgesucht werden dürfen. Der Hochgebirgsforscher wird seine Aufgabe freilich um so ungehinderter lösen, je mehr er gewisse Fähigkeiten und Kenntnisse der leitenden Führer sich zu eigen gemacht hat; und dieses ist nur möglich dadurch, daß er den eigentlichen alpinen Sport mit Eifer betrieben hat.

Weil sich in den Eigenschaften, welche ein Führer großen Stiles besitzen muß, die Eigenthümlichkeiten des Hochgebirges widerspiegeln, so soll hier davon die Rede sein; um so mehr, als die Fragen, welche im gewöhnlichen Leben in Bezug auf das Wandern im Hochgebirge gestellt werden, auch gegenwärtig noch zu einigen allgemeinen Bemerkungen über diesen Punkt berechtigen.

In erster Linie verlangt die Steilheit der Hänge und ihre wechselnde Bedeckung mit einer bald glatten, bald bröckeligen, bald gut gearteten Schicht von Eis, Schnee oder angewittertem Fels das, was man die Technik des Kletterns nennt. Die großen Höhenunterschiede, die lang hingezogenen Felder erweichten Schnees, das Anklammern und Aufziehen an Gesteinsstufen erfordern Kraft und Zähigkeit in Armen, Beinen und Lungen. Die Art und Weise, wie man Hand, Fuß, Knie, Ellenbogen bei mangelhaft vorhandener Stütze gebraucht, wie man den Körper biegt, wie man durch Vertheilung des Gewichtes bald ein Abrutschen des Körpers, bald ein Ausbrechen der belasteten Unterlage vermeidet: alles dieses zusammengenommen erfordert Geschicklichkeit. Letztere wird häufig gerade da ins Spiel gesetzt, wo tiefe Abgründe vorhanden sind; sie darf also niemals durch plötzlich aufspringenden Schwindel illusorisch werden. Am leichtesten sind steile Schneehänge zu erklettern; hier gewinnt man einen überraschend sicheren Halt durch das Einstoßen der Sohlenspitzen und Anlehnen des Knies. Eben so steigt man ab, hat also das Gesicht stets dem Hange zugewendet, schlägt mit der einen Hand das Gletscherbeil ein und legt die andre Hand flach auf eine der so eben passirten Stufen; bei minder steilem Hange dreht man sich um und setzt nur die Absätze energisch ein. Am kunstvollsten gestaltet sich das Klettern über Felsen, wo der Mannigfaltigkeit des Gebrauchs von Sohlenrand, Sohlenspitze, Sohlenwölbung, Absatz, Fingern, ganzer Hand, Unterarm und Ellenbogen eine Grenze nicht zu ziehen ist. Für den leitenden Führer am anstrengendsten

dagegen ist das Ueberwinden von Wänden aus hartem Eis; hier müssen Stufen geschlagen werden, oft sind sechzig Schläge der Axt für eine einzige erforderlich. Es kommt vor, daß die Arbeit mehrere Stunden ununterbrochen währt; und es gehört jahrelange Uebung dazu, damit man sie leisten kann. Für den Reisenden ist in solchen Fällen oft eine Erholung gegeben; von ihm wird nur verlangt, daß er den Fuß sicher in eine Stufe setzt und seinen Schwerpunkt ohne Ruck darüber verlegt.

Die angeführten technischen Eigenschaften sind ein Gemeingut aller besseren Führer, und bei gewöhnlichen Unternehmungen erscheinen dieselben alle gleich tüchtig. Erst bei außergewöhnlichen Lagen treten die Unterschiede hervor. Eine solche war z. B. die in dieser Zeitschrift beschriebene am Monte Scerscen[1]); wir trafen daselbst beim Abstieg nach dem Engadin (der Gipfel war von Italien her erreicht worden) in der Höhe von 3760 m eine Eismauer, deren geringste Mächtigkeit 50—55 m betrug. Hier schlug Rey am 22. September 1887 von 3—6 Uhr Nachmittags ununterbrochen Stufen, während der Fuß der Eiswand ihm länger als zwei Stunden verborgen blieb. Die Leistung war deshalb so groß, weil wir hinabstiegen, weil wir bereits seit elf Stunden unterwegs waren und eine neue Besteigung gemacht hatten, weil Rey's Standpunkt durch das Schwingen der Axt ein äußerst gefährdeter wurde, und weil die Steilheit der Wand ihm zuletzt nur den Gebrauch eines Armes gestattete. Als ein Jahr später zwei Führer, welche eine große Zahl tüchtiger Leistungen hinter sich hatten und als Führer ersten Ranges betrachtet werden müssen, die erwähnte Eiswand gleichfalls von oben her bezwingen wollten, überkam sie das Grausige und Schwierige der Situation, und sie kehrten um. Das Beispiel ist also ein guter Beleg für die Behauptung, daß nur außerordentliche Lagen eine Prüfung der Führer bezüglich ihrer technischen Eigenschaften ermöglichen. Die letzteren allein genügen indessen nicht.

Ein Führer, welcher sich in der Technik selbst mit Emile Rey messen könnte, wird zwar unter allen Umständen ein sehr werthvolles Mitglied jedes Unternehmens sein; ob er aber die leitende Stelle einnehmen kann, darüber muß er sich noch durch andere Eigenschaften ausweisen. Denn der complicirte Bau des Hochgebirges verlangt nicht allein einen entwickelten Ortssinn bei dem Wanderer, sondern auch allgemeines Verständniß für gewisse, dem Hochgebirge eigenthümliche Erscheinungen. Ortssinn läßt sich zwar entwickeln wie das musikalische Gehör, aber das Talent dafür muß angeboren sein. Uebung und systematisches Betrachten der Landschaft vermögen jederzeit viel; das Gedächtniß für die Gestalt irgend eines Felsblockes, eines Vorsprungs u. s. w. schärft sich; desgleichen der Blick für den allgemeinen Charakter des Weges. Denn ein Weg verläuft entweder in dem Grunde eines Thales, eines Seitenthälchens, einer Schlucht, oder auf Gratbuckeln zwischen zweien derselben, oder auf zugehörigen Seitenhängen. Wer eine Besteigung nach diesen Gesichtspunkten zu beschreiben versteht, der bekundet dadurch das Verständniß für den allgemeinen Charakter des Weges. Meist ist in dem Führer der Sinn für die äußerlich greifbaren Merkmale sehr entwickelt; man kann das namentlich bei dem Abklettern an steil niedergehenden Felshängen beobachten, die dem

[1]) Deutsche Rundschau, 1888, a. a. O., S. 270 ff.

Unerfahrenen chaotisch erscheinen. Die Eliteführer aber legen sich den Weg nach den inneren Merkmalen des tektonischen Aufbaues zurecht, wenn sie auch nicht immer im Stande sind, ihre Vorstellung in Worte umzusetzen.

Mit dem Ortssinn Hand in Hand geht das Verständniß für das locale Auftreten gewisser Vorgänge und Eigenthümlichkeiten. Es gibt sich darin kund, daß der Führer weiß, wie sich die Beschaffenheit der Felsen- und Firnoberfläche mit der Höhe ändert; daß er die verschiedenen Zerreißungen des Eises zu Gletscherspalten und den weit gefährlicheren Firnschründen kennt; daß er Felsen weniger nach ihrer Steilheit, als nach den vorhandenen, greif- und haltbaren Vorsprüngen beurtheilt; daß er es den Stellen ansieht, wo Gefahr droht von Eisbrüchen, Lawinen und Steinschlägen; daß er beim Betreten von Schneegraten stets an die Möglichkeit der „corniche“ denkt, d. h. an eine Schneebildung, welche dem Schaumkamm der Sturzwelle gleicht.

So setzen sich nun Technik, Ortssinn und das allgemeine Verständniß für die gefahrbringenden Gestaltungen des Hochgebirges aus einer Summe von Erfahrungen zusammen und condensiren sich mit der Zeit zu einem Instinct für das zu Thuende und zu Unterlassende. Gerade in Bezug auf das zu Unterlassende finden wir, daß kein Reisender Führern ersten Ranges an Erfahrung gleichwerthig ist. Zu den Veteranen der letzteren gehört unter Anderen Melchior Anderegg aus Meiringen; er pflegte bei gewissen Discussionen mit bescheidener Ueberlegenheit zu sagen: „Wenn ich alles das unternommen hätte, was meine Herren unternehmen wollten, so wäre ich längst todt.“

Wegen der Gleichheit der Ursachen, die den Erscheinungen in allen Hochgebirgen gemeinsam sind, — gleichviel ob Alpen, Kaukasus, Andes oder Himalaya — sind alle Hochgebirge ihrem Wesen nach mit einander verwandt und nicht qualitativ, sondern quantitativ von einander verschieden. Deshalb ist ein Führer der besten Art auch da zu verwerthen, wo er nie zuvor gewesen ist.

Schließlich muß eine letzte Eigenschaft gefordert werden, welche seltener zur Verwerthung kommt, als im Allgemeinen geglaubt wird: das ist Muth.

Für bekannte Hochalpen-Expeditionen bedarf es bei dem Führer oft gar keines Muthes, und doch erscheint dabei der Führer dem minder erfahrenen Reisenden als ein sehr kühner Mann! An einem schönen Sommertage in einen tiefen See zu springen ist für den kräftigen Schwimmer eine willkommene und angenehme Handlung; für den Nichtschwimmer verwandelt sie sich, je nach dem Endzweck, in eine muthige oder in eine tollkühne That. So ist es nun auch mit vielen Handlungen während einer Hochgebirgs-Expedition. Das Abklettern an einer fast senkrechten Felswand ist für den Mann vollendeter Technik eine reizvolle Beschäftigung, wenn sich kleine Vorsprünge für Hand und Fuß bieten, von deren Ausnutzung der Ungeübte nichts ahnt. Für den Ersteren bedarf es ebenso wenig des Muthes wie für den Schwimmer; aber der Andere befindet sich in der Lage des Nichtschwimmers. Daher die falsche Bewunderung, welche nicht selten den Führern gezollt wird, und wo auf Rechnung des Muthes gesetzt wird, was auf Rechnung der Geschicklichkeit oder Sachkenntniß gehört.

Erst außergewöhnliche Bedingungen können an den Tag bringen, ob ein Führer unter seinen Charaktereigenschaften auch die des Muthes besitzt. Diese

Fälle treten ein, sobald es ungewiß wird, ob man lebendig oder ungefährdet die Situation überwinden kann. Dann müssen Kaltblütigkeit, Energie und Kraft Hand in Hand mit dem Muthe wandeln. Solche Lagen werden geschaffen, wenn lang andauerndes Unwetter einsetzt; wenn der Nebel den Marsch zu einer Irrfahrt werden läßt; wenn der eiskalte Wind und die hinjagenden Eiskrystalle einen Schneesturm erzeugen; wenn die Kälte so groß wird, daß die Muskeln zu erstarren drohen; wenn die heiße Sonne Eistrümmer und Steine durch eine Schlucht führt, welche betreten werden soll. Ein solcher Fall war auch der schon erwähnte oberhalb der Scerscen-Eiswand, wo Niemand wissen konnte, ob Eines Menschen Kraft ausreichen würde, die Stufen zu schlagen; ob bei dem stundenlangen Verweilen über tiefen Abgründen auf den glasigen Stufen der Mauer nicht doch die Sinne sich verwirren könnten; ob nicht die Richtung zu dem unsichtbaren Punkte würde verfehlt werden, wo ein Felsgrat aus dem Fuße der Eismauer heraustrat und die einzig mögliche Verbindung mit der Tiefe herstellte. Zudem war die Nacht in drei und einer halben Stunde da. Was sollte geschehen, wenn sie uns überraschte, noch ehe die Arbeit vollendet war?! In einer solchen Lage zu sagen, wie Rey es that: „ich bin noch nie in meinem Leben umgekehrt und werde es auch heute nicht thun", dazu gehört allerdings Muth; denn die Möglichkeit eines Rückzuges über die Scerscen-Spitze war gegeben.

Alle Eigenschaften, welche ein Führer haben muß, konnten bei dieser Unternehmung geprüft werden: Technik und Zähigkeit, weil die Schwierigkeiten außergewöhnliche waren; allgemeine Kenntniß des Gebirges, weil Rey den Berg nicht kannte, weil wir eine ganz neue Besteigung machten, und weil der nur mir bekannte Abstieg unterhalb der Eismauer in der Dunkelheit gemacht wurde; Muth, wegen des soeben geschilderten Verhaltens. Nimmt man hinzu, daß derselbe Mann sehr gute Umgangsformen besitzt, reines Französisch spricht, dem Reisenden Alles abnimmt, was mit den Kleinigkeiten des Lebens zu thun hat, daß er selbständig für den Proviant zu sorgen versteht, Koch ist und Zimmermann, so wird man auch die Ansicht des Verfassers theilen, daß ein solcher Führer sich so leicht nicht wiederfindet.

VIII.

Wir begaben uns am Montag den 19. Januar zunächst auf der großen Straße des Aostathales nach Villeneuve, wo das Val Savaranche von Süden her sich öffnet. Diesem Thal folgten wir aufwärts; der Saumpfad war so gut im Stande, daß wir so schnell wie im Sommer marschiren konnten. Wenn man den ersten steilen Aufstieg hinter sich hat, so sieht man umschauend den Montblanc in voller Pracht, während sich zu Füßen das weite reichbebaute Aostathal mit seinen Schlössern, Kirchen und Wohnstätten ausbreitet. Das Val Savaranche dagegen ist tief eingeschnitten, und in seinem Unterlauf wenig bewohnt; die Thalwände sind mit Kiefern, Fichten und Lärchen bestanden; dazwischen leuchteten jetzt erstarrte Eiscascaden auf, während im Sommer, namentlich bei Windstille, die Hitze dem Wanderer unerträglich vorkommt.

Unser Marsch führte in vier bis fünf Stunden aus dem Niveau von 650 m in das von 1550 m. Die anfänglich geringe Schneebedeckung wurde allmälig

stärker, aber stets blieb der Weg gebahnt. Die Temperatur war 4—5° unter Null; man hätte sie sich angenehmer nicht wünschen können. Der Hauptort, das Ziel unseres heutigen Marsches, trägt denselben Namen wie das Thal und liegt am Westfuße der nahe 4000 m hohen Grivola, des zweithöchsten Berges der Paradisgruppe. Die andere Seite der Grivola fällt in das Thal von Cogne, von wo aus ich im Jahre 1888 den Berg mit Rey und einem zweiten Führer erstiegen hatte, um dann nach Val Savaranche hinabzusteigen. Ich war also kein Fremder in dem abgeschiedenen Dörfchen, wo ich vorzügliche Unterkunft fand. Die Ueberraschung war um so angenehmer, als noch bei meinem letzten Besuche ganz primitive Verhältnisse herrschten. Man schlief in irgend einem Bauernhause, speiste in der Küche eines anderen und zahlte Mailänder Preise. An Ausbrüche des Zornes von Seiten der stets geprellten Reisenden war die bigotte Wirthin so gewöhnt, daß ihr etwas fehlte, wenn man dieselben unterdrückte.

Dieser Calamität ist jetzt abgeholfen durch Errichtung eines kleinen Wirthshauses, das sich „Restaurant du Club Alpin" nennt. Man räumte mir in seinem oberen Stockwerk das sommerliche Speisezimmer ein, in dessen Mitte ein eiserner Ofen stand. Darunter befand sich ebener Erde ein viel originellerer Raum; die eine Hälfte war Wirthszimmer, die andere Kuhstall; das Ganze bildete ein „stimmungsvolles Intérieur", in welchem sich Mensch und Thier gleich wohl fühlten. Den einen der vorhandenen Tische pflegten meine Führer zu umsitzen; den anderen die königlichen Jagdaufseher. Denn in Val Savaranche ist eine Station für neun bis zehn gardes-chasse, drei gardes-forêt und fünf carabiniers. Sie wohnen in einem großen steinernen Hause gegenüber der sehr stattlichen Kirche.

Die Nacht war ruhig und schön; die gegenüberliegende linke Thalwand lag hell da im Lichte des Halbmondes. Wir trafen noch am Abend der Ankunft die nöthigen Vorbereitungen, engagirten einen Träger bis zur Schutzhütte und begannen die Expedition des Grand Paradis am Dienstag den 20. Januar um sieben Uhr Morgens bei 8° Kälte. Der Weg bleibt zunächst für mehrere Stunden in der Thalsohle bis zu den Hütten von Pont, das nur 400 m höher liegt als Val Savaranche. Während des Marsches sieht man nicht viel mehr als die nahen Felsengebilde der Grivola, sehr vorübergehend den Grand Paradis, die nächstgelegenen steilen Thalgehänge und einen Schneeberg, welcher den Hintergrund des Thales bildet. Thalaus erscheinen einige Höhenzüge des Aostathales; im Sommer sind sie grün, braun oder grau; jetzt machten sie, mit ihrer gleichmäßigen Schneebedeckung und den schön geschwungenen Profillinien, den Eindruck eines vornehmen hohen Alpengebirges; dazu paßte der blaue Himmelsgrund besonders gut.

Es überkam mich die Erinnerung an den gleichen Marsch im Hochsommer, wo das Thal im Schmucke einer reichen alpinen Vegetation prangte, wo saftige Wiesen auf ebenen Stufen das Auge erfreuten, wo die Lärchenbäume das helle Grün ihrer zarten Nadeln zeigten, wo Kiefern und Fichten minder düster erschienen. Jetzt war Alles starr, die Unterschiede waren ausgelöscht zwischen der Leblosigkeit der eisigen Höhen und der Lebensfreudigkeit der buntschillernden Tiefe.

Wir rasteten in Pont, nicht wie vordem (1888) bei freundlichen Leuten, deren Haus nun niedergebrannt war, sondern in einem verlassenen Kuhstall, und zündeten ein rauchiges Feuer an auf den Steinen der Stallgasse. Oberhalb

Pont beginnt der Aufstieg zu der Schutzhütte an den Abhängen des Grand Paradis. Wir wateten zunächst über ein ebenes Flächenstück durch kniehohen Schnee, dessen Reinheit das Auge blendete, und stiegen dann steil auf: zuerst durch eine schneeerfüllte Schlucht, an gefrorenen Cascaden her; dann über stark geneigte Buckel, auf denen der Schnee streckenweise ganz hart war. Weiter oben hatten wir Trümmerfelder zu passiren, deren Blöcke zum Theil über dem Schnee aufragten; wir schritten darüber hin wie über Steine eines Flußbettes bei niedrigem Wasserstande. Am schlechtesten war der Schnee in dem „Plan" von Pont, also in der Tiefe; auf den Hängen wurde er besser; seine gute Beschaffenheit schien direct von der Intensität des Windes abzuhängen. Daher die schnellen Uebergänge, wenn der Weg in ein Gebiet des Windschattens eintrat oder aus ihm herausführte. Gewisse Stellen waren freigelegt; man sah das trockene Gras und die ockergelben verdorrten Polster der Silene, deren Grün im Sommer durch rosarothe Blüthen geschmückt wird; es ist dieselbe Silene acaulis, welche in großen Mengen auf der Hochfläche des norwegischen Nordcap auftritt und der Vegetation daselbst den Charakter gibt. An anderen Stellen war das dunkelgrüne Laub der Alpenrosen von der Schneedecke befreit: eine Arbeit der Gemsen, welche den Schnee wegscharren und Aesung suchen. Wir sahen während des Aufstiegs ein starkes Rudel vor uns zur Höhe ziehen.

Um halbdrei Uhr Nachmittags erreichten wir unser Tagesziel, die Unterkunftshütte; sie liegt in 2750 m Höhe, auf wenig abschüssigem Terrain, am Fuße eines felsigen Contreforts, welches zum Unterbau des Grand Paradis-Massivs gehört. Zwischen den Trümmern gedeihen hier im Sommer noch Gräser und blühende Kräuter wie Myosotis, rothes Sedum, Phyteuma, violette Gentiana, weiße Parnassia und große Stiefmütterchen von eigenthümlich scharfem Geruch. Nur 400 m unterhalb finden sich zwei steinerne Sennhütten, wo das Vieh bis in den September hinein verbleibt. Im Zusammenhang damit mag auch das Auftreten von Brennesseln stehen. Denn diese Pflanzen sind die treusten Begleiter alpiner Ansiedelungen; sie finden sich in unmittelbarer Nähe fast jeder Sennwirthschaft und haben in unserem Falle eine dürftige Colonie bei dem Unterkunftshause gegründet.

Ein Gletscher, aus welche mein rechter Seitenbach des Val Savaranche abfließt, endet unterhalb der Hütte und gibt Anlaß zu einem Moränensee; selbst im Januar konnten wir hier Wasser schöpfen, nachdem die Eisdecke durchgeschlagen war. Oberhalb des Gletschers, halblinks für den Beschauer, der vor der Südfront des Refuge steht, läuft eine Schneekette mit dem glockenförmigen Dom des Ciarforon (3640 m) und der Pyramide des Monciair (3540 m). Sie sind die höchsten sichtbaren Berge; alle höheren bleiben verdeckt; ebenso die Thalgründe des Val Savaranche, von dem nur die oberen Hänge dem Auge freigegeben sind.

Die Lage des Unterkunftshauses ist anmuthender und weniger wild, als die der Jorasseshütte. An der Südwand befindet sich eine Marmortafel mit der Inschrift: Alla memoria del Rè Vittorio Emanuele il Club alpino italiano erigera 1884.

Das Refuge verdient in der That nach einem Könige benannt zu werden. Es ist so geräumig (sechs Compartimente, zwei Oefen) und so gut eingerichtet,

daß ich bei meinem ersten Besuche in das Hüttenbuch schrieb: Pour un roi c'est un refuge; un palais pour un simple mortel.

Daß gerade dieses Unterkunftshaus den Namen Victor Emanuel's trägt, hat seinen besonderen Grund. In der Nähe des Bahnhofes von Aosta steht ein Standbild aus Erz, den König im Jagdcostüm darstellend, einen erlegten Steinbock zu Füßen. Der Sockel trägt die Worte: Au roi chasseur. Das Gebiet aber, wo der König mit Vorliebe jagte, das war die Gruppe des Grand Paradis, die einzige des Alpengebietes, in welcher sich noch Steinböcke finden. Sowohl im Val Savaranche wie im Thale von Cogne hatte der Rè galantuomo Jagdhäuser errichtet, wo er wochenlang weilte: der populärste Mann weit und breit. Reitwege wurden nach verschiedenen Richtungen hin auf den steilen Hängen angelegt bis zu den Stellen, wo der König seinen Stand nahm. Einige dieser terrassirten Kunststraßen sind jetzt verfallen; doch viele andere werden unterhalten. Denn auch König Umberto sucht die romantischen Jagdgründe auf, deren Bewohner ihn als einen Wohlthäter der Armen verehren und als einen Fürsten voll menschlichen Mitgefühls für menschliches Elend.

Nimmt man einen Durchschnitt aus den stark abweichenden Angaben über die Anzahl der Steinböcke im Val Savaranche, so gelangt man zu den Grenzzahlen von 300 und 400. Gemsen soll es viermal so viel geben, was schon deshalb wahrscheinlich ist, weil diese Thiere tiefer hinabsteigen, also ein größeres Ernährungsgebiet haben. Denn die Steinböcke halten sich auch im Winter sehr hoch, weil ihr Blut — wie die Leute sagen — so heiß sei. Trotzdem sahen wir etliche auch von der Thalsohle aus; einen auf einem Grat, im Profil, scharf gegen den Himmel abgesetzt mit seinen enorm großen Hörnern: ein prachtvoller Anblick. Die Thiere werfen das Gehörn nicht ab, jedes Jahr fügt ihm einen neuen Ring hinzu; sie können bis zu dreiundzwanzig Jahre alt werden — nach den Versicherungen der Jagdaufseher — und gehen ein, weil sie die harte Nahrung im Winter nicht mehr fressen können. Die Jungen werden Ende Mai und Anfang Juni geworfen; Wilddiebe stellen ihnen im Juli nach, um sie lebendig zu fangen und ins Ausland zu verkaufen.

Die letzten Tagesstunden des 20. Januars waren prachtvoll. Lange saß ich auf der Bank vor der Hütte in der Sonne und genoß die Schönheiten der Natur mit der Gewissenhaftigkeit des Epikuräers. Die Berge erschienen von Aether umflossen; ein einziges rosiges Wölkchen schwebte gegen Südwest in der Nähe des Horizontes und verkündete den Sonnenuntergang. Die Temperatur fiel schnell.

Um fünf Uhr Nachmittags waren bereits 12½° Kälte, um acht Uhr deren 15°. Es wurde Nacht. In der Hütte war es sehr behaglich, aber oft trat ich ins Freie und versenkte mich in das Eigenthümliche der Situation und der Landschaft. In dieser Einsamkeit, in dieser erhabenen Abgeschiedenheit hatte die Nacht etwas Heiliges. Der Mond badete Alles in seinem Lichte, hell leuchtend hoben sich die nahen Schneeberge, der Ciarforon und Monciair, gegen den bestirnten Himmel ab. Nur gegen Norden lagen langgestreckte weiße Windwolken; es wehte eine schwache Brise, doch spürte man nichts von der Kälte.

Wir verlebten einen womöglich noch schöneren Abend als auf der Jorasses-hütte, wo der unsichere Ausgang unserer Expedition die Freude dämpfte. Aber der Grand Paradis erschien uns nur als ein Spaziergang; wir kannten den Berg, waren früher bereits auf seinem Gipfel gewesen und wußten, daß kaum ein zweiter Berg von 4000 bis 4100 m Höhe so leicht zu ersteigen sei, wie der Grand Paradis vom Val Savaranche aus; aber — wie ich hinzusetzen muß — kein anderer so schwer, wie dieser von der Seite des Val de Cogne. Gar Mancher hat von Savaranche über den Paradis nach Cogne absteigen wollen und ist umgekehrt. Rey und ich scheinen die Ersten gewesen zu sein, welchen die Traversirung des Berges von Savaranche nach Cogne gelungen ist. Dagegen ist man lange zuvor von letzterem Ort über den Glacier la Tribulation zum Paradis aufgestiegen und auf demselben Wege zurückgekehrt.

Ein Zufall hatte es gefügt, daß zwei Jahre zuvor, in derselben Nacht des 20. zum 21. Januar, sechzehn Italiener und elf piemontesische Führer in dem Refuge geschlafen und am anderen Tage ohne besondere Beschwerde den Gipfel des Paradis erreicht hatten. Eine solche Massenbesteigung ist nur denkbar, wenn weder Fels noch Eis nennenswerthe Schwierigkeiten bereiten. Das Hüttenbuch verzeichnet unter den Führern — sämmtlich aus dem Val Tournanche — auch Jean Baptiste Carrel und den bereits erwähnten Jean Joseph Maquignaz. Diese beiden Männer haben den Weg zur Spitze des Matterhorn von Süden her entdeckt und länger als fünfundzwanzig Jahre den Ruhm gerechtfertigt, welchen sie sich im Sommer 1865 erwarben. Dann sind sie im Herbst 1890, nachdem sie das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hatten, fast zu derselben Zeit in ihrem Beruf zu Grunde gegangen. Maquignaz verschwand spurlos mit dem italienischen Grafen Villeneuve und einem Führer in der Gruppe des Montblanc; wahrscheinlich sind alle drei in eine Spalte des Glacier de Bionassay gestürzt. Carrel starb unterhalb des Col du Lion bei der Rückkehr von der italienischen Matterhornhütte. Noch im August 1890 hatte er den Montblanc traversirt. Bis zum letzten Augenblick that er seine Pflicht. Er sank nieder, mitten auf dem Marsche. Sein Mitführer sprach ein Gebet über ihm; dann ist er verschieden, recht wie ein Held auf dem Felde der Ehre.

Als wir uns zur Ruhe begaben, drückte uns nichts als die Ungeduld nach dem Morgen. Denn in Keinem von uns stieg der Zweifel auf, daß das Wetter nicht schön bleiben könnte.

Dennoch trat nach Mitternacht ein totaler Umschlag ein. Der Himmel bewölkte sich, aus der Brise wurde ein heftiger Wind, und es fiel feiner Schnee. Die Temperatur stieg von — 15° C. auf — 11° C. Wir hätten in der Hütte auf besseres Wetter warten können; aber die Hoffnung auf schnelle Aenderung schien ganz ausgeschlossen zu sein. Auch graute mir vor der Idee, einen ganzen Tag unthätig in der Hütte zu liegen. Wir stiegen also wieder durch den spurlos gewordenen Schnee nach Val Savaranche hinunter, wo wir am Mittwoch Mittag bei starkem Schneefall eintrafen. Die Luft wurde dichter und dichter; man sah ihr förmlich den wachsenden Schneegehalt an.

Auch am Donnerstag Morgen blieb der Himmel grau und die Atmosphäre unruhig; wir packten also unsere Sachen und standen um zehn Uhr zum Abmarsch

nach Courmayeur bereit, als die Wolken sich theilten. Sofort wurde die Umkehr zur Hütte beschlossen; meine Führer nahmen den Entschluß mit großer Freudigkeit auf. Nun mußten neue Provisionen beschafft werden, was eine Stunde Zeit nahm. Ich überließ das Rey, ging allein voran und wurde von der Karawane in Pont eingeholt.

Nur kurze Zeit währte das freundliche Lächeln des Wetters; der Hintergrund des Thales war bereits wieder mit Nebel erfüllt, als wir die übliche Rast in Pont machten. Vom Montblanc her pfiff der Nordwestwind mit wachsender Stärke, und die Parole wurde ausgegeben: vom Wetter wird nicht gesprochen. Wir verließen Pont um halbzwei Uhr; diesmal so hoffnungslos, wie wir es vor zwei Tagen hoffnungsfreudig verlassen hatten. So lange wir noch im Schutz der unteren Thalhänge kletterten, litten wir nur geringe Beschwerde; aber bald änderte sich das. Die Gratrücken zwischen den steilen Seitenthälern waren der Gewalt des Windes preisgegeben; er kam zuweilen mit solcher Heftigkeit, daß wir uns zeitweise niederwerfen mußten; die Eisnadeln schossen durch die Luft und schnitten in die Haut; der Athem wurde weggefegt, der Kopf schmerzte, und der Körper wurde bis aufs Mark durchkältet.

Hätte der Sturm in dieser Intensität lange gewährt, so wären wir niemals auch nur bis zur Hütte gelangt. Wenn so etwas schon in 2300 m Höhe möglich ist, so wird man begreifen, daß des Menschen Kunst wohl die Schwierigkeiten der Berge überwinden kann, aber nie die vernichtende Gewalt des Unwetters. Unter schwerer Pein erreichten wir die Hütte gegen fünf Uhr Nachmittags. In den Ecken und auf dem Boden lag feiner Schneestaub, welcher durch Dach und Mauern gedrungen war. Auch fand ein Jeder von uns eine feine Schneeschicht im Innern seiner Bergschuhe, offenbar die zu Eis verwandelte Feuchtigkeit der Transspiration.

Es folgte eine schaudervolle Nacht, der Sturm wüthete; die Schneeflocken leuchteten in dem gedämpften Lichte des verhüllten Mondes.

Der folgende Tag war ein Freitag; der Schneefall fuhr fort; an ein Bleiben war nicht zu denken, höchstens an eine Wiederkehr. Zweimal vergeblich waren wir aufgestiegen, jedesmal 1200 m bei sechs bis sieben Stunden Marsch; das forderte Widerspruch heraus; und die gereizte Energie machte brutal gegen die eigene Person. Schweigend zogen wir hinunter und erlebten auf dem Marsche einen neuen Witterungswechsel. Wir wurden wieder fröhlich, machten sitzend eine Rutschpartie über den Schnee eines steilen Couloirs und kamen völlig erhitzt in Pont an, wo wir rasteten. Das Wetter wurde immer lieblicher, der Himmel heiterte sich mehr und mehr auf. Die erlittene Unbill des vorangegangenen Tages und der letzten Nacht erschien der Erinnerung nur noch wie ein böser Traum, von dem eine gewisse Schläfrigkeit zurückgeblieben war. Ein unerwartetes Intermezzo rüttelte uns davon auf.

Als wir nämlich Pont verlassen hatten, und eine Marschstunde unterhalb dieses Hüttencomplexes aus einem ebenen Thalstück (1800 m) in eine schluchtartige Verengung eintraten, sahen wir linker Hand, in fünfzig Schritt Entfernung, einen Gemsbock. Der untere Thalhang bildete hier einen kleinen Felskessel, dessen Ausgang gegen die Straße sofort von meinen Leuten besetzt wurde. Nun suchte das Thier nach

der anderen Seite über die Felsen zu entfliehen; aber es gab keinen anderen Ausgang, als über eine steile und hohe Platte. An dieser sprang die Gemse auf, bis zur halben Höhe, kletterte dann noch mühsam mit aufgelegten Knieen weiter, machte Kehrt in dem Augenblick, wo der Halt verloren ging, sprang zur Tiefe, machte von Neuem Kehrt und attaquirte die Platte wie das erste Mal. Jedesmal gewann sie etwas Terrain, als ob sie gelernt hätte, sich mit den Knieen besser zu halten. Das wiederholte sich sechs- bis siebenmal, bis das Thier einen verzweifelten Entschluß faßte: es ging direct auf die Kette der Führer los, flog zwischen Zweien derselben so nahe hindurch, daß ein Schlag mit der Axt es hätte treffen können, und entkam. Die Gemse sprang an einer anderen Stelle des Hanges in die Höhe und rastete dann. Die schnellen Athemzüge des erschöpften Thieres verriethen sich in den rasch auf einander folgenden Wölkchen des ausgestoßenen Athems. Merkwürdiger Weise war die Gemse einhörnig; das andere Horn ist vermuthlich durch einen fallenden Stein weggeschlagen worden.

Als wir in Savaranche einzogen, waren alle Wolken verschwunden; der Wind schien sich auch in der Höhe gelegt zu haben; das Thermometer zeigte 0°, und das Barometer war merklich gestiegen. Es folgte eine wundervolle klare Nacht, ganz milde, verklärt durch den Schein des Mondes.

IX.

Es wurde als selbstverständlich betrachtet, daß wir am folgenden Morgen von Neuem unserem Ziele entgegenzogen. Die Witterungsanzeichen — auch die localen der Dorfbewohner — waren die denkbar besten. Zudem glauben die Leute, daß am Sonnabend der Regel nach gutes Wetter sei; sie haben das Sprichwort: moins de samedis sans soleil, que de jeunes filles sans amour.

In der That brachen wir am Sonnabend früh zum dritten Male auf. Der Träger, welcher uns zweimal begleitet hatte, erklärte, daß er einem dritten Aufstieg nicht mehr gewachsen wäre; ein anderer starker Mann trat an seine Stelle. Es schien, als sollten wir nun für alles Ungemach entschädigt werden. Aber eines Gefühles von Monotonie konnte ich mich während der Thalwanderung bis Pont doch nicht entschlagen. Es war ja das fünfte Mal, daß wir sie in fünf Tagen in der einen oder anderen Richtung machten; und noch dazu löschte der Schnee so viele Unterschiede aus. Ich gestand mir ein, daß die Sommerlandschaft doch eine lebendigere Differenzirung zeige, vor Allem durch den größeren Farbenreichthum der grünen Wälder und Matten, der braunen oder gelblich-grauen Erd- und Felsenhänge. Wie viel kräftiger setzt sich dann nicht der Schnee der Höhe ab. Jetzt, wo auch die Zone der Vegetation weiß eingedeckt war, fehlte dem Auge das Bild des wechselnden Pflanzenkleides; der Boden, über den der Fuß des Wanderers zur Höhe schritt, zeigte stets denselben Schnee, und als einziger Ersatz bot sich der Anblick der bläulich-grauen gefrornen Cascaden.

Ein Adler zog seine Kreise über dem Gebirge, zwei Steinböcke standen bewegungslos an seinem Hange, während wir von Pont aufstiegen. Es war sehr warm, die Leute hatten die Röcke über die Tornister geworfen, und ich marschirte ohne Kopftücher und Handschuhe. Alle Spuren im Schnee waren

erhalten geblieben, und ohne jedes Ungemach erreichten wir die Hütte um drei Uhr Nachmittags.

Nie hätte ich für möglich gehalten, daß zur Winterszeit das Wetter so jähen Wechseln unterworfen sein könnte, wie wir sie in der Zeit von Montag zum Sonnabend durchleben mußten. Freilich sind die Montblanc-Gruppe und die Graischen Alpen, wie bereits erwähnt, den Winden und Schneestürmen viel mehr preisgegeben, als etwa das Engadin. Nun erfreuten wir uns wieder des herrlichsten Wetters, und in dieser Höhe von 2750 m lag die Temperatur am Nachmittag des 24. Januar in der Nähe des Thaupunktes. Im Innern der Hütte dagegen war es um 4° kälter. Von der sonnenbeschienenen Thürschwelle stiegen die gesättigten Dämpfe des Thauwassers auf, und von dem Bleidach fielen Schmelztropfen in emsiger Geschäftigkeit. Vereinzelte Windstöße ließen sich vernehmen und gaben dem alten Jagdaufseher recht, der uns in Pont gesagt hatte, daß oben noch immer Sturm wäre. Man sah, wie der Wind zuweilen den Schnee über das Gletscherfeld zu Füßen jagte: ein geradlinig bleibendes Staubgebilde, das über das Hinderniß des Moränenwalls hinwegsetzte wie eine galoppirende Schwadron über den Wall des Exercierplatzes.

Durch die Erfahrungen der letzten Tage waren wir so mißtrauisch geworden, daß wir das gute Wetter ungesäumt benutzen und nicht erst bis zum folgenden Tage mit der Besteigung warten wollten. Ich beschloß mit Rey, noch in der Nacht aufzubrechen und den Sonnenaufgang vom Gipfel des Grand Paradis aus zu beobachten.

Eine Winterbesteigung in der Nacht haben die Annalen der Alpenreisen noch nicht verzeichnet. Der Entschluß dazu war nur die natürliche Consequenz der vorangegangenen Erlebnisse und Enttäuschungen. Eine Hauptbedingung für den Erfolg lieferte die Natur selbst: denn an dem unbewölkten Himmel stand der Vollmond, als wir kurz vor Mitternacht bei nur — 5° 5 C. die Hütte verließen. In der guten Jahreszeit läßt sich der Gipfel des Grand Paradis in einem Marsch von 4½ Stunden erreichen; dazu treten dann noch Ruhepausen. Die Niveaudifferenz beträgt 1300 m.

Ueber den Weg sei nur Folgendes bemerkt: von der Hütte zieht sich ein Seitengrat von 2½ km Länge zu dem Hauptgrat der Paradiskette auf und trennt zwei Gletscher und Firnreviere von einander; der links erscheinende heißt der Paradisgletscher; in seinem Gebiete steigt man auf, hält sich aber dicht an den trennenden Grat. Der Seitengrat trifft den Hauptgrat rechtwinklig, sehr hoch oben, nur 200 m unter dem Gipfel und einen Kilometer entfernt davon; man schwenkt an dieser Stelle links ab nach Norden und gelangt längs des Hauptgrates zu dem Gipfel. In Wirklichkeit gestaltet sich die Sache nicht mit dieser Uebersichtlichkeit, und der Marsch ist reich an Abwechselung. Zuerst hat man steile Felsen, dann ein sanft ansteigendes Granitplateau mit eingestreuten Feldern ewigen Schnees, steile Schneehänge, Felsgrate und Schneekämme. Nur 70 m unter dem Gipfel liegt die höchste Firnzerreißung: der sogenannte Bergschrund, dessen Eiswand durch Einschlagen weniger Stufen überwindbar ist.

Durch den tiefen Schnee einer windgeschützten Felsschlucht arbeiteten wir uns mühselig zwischen Trümmerblöcken zur Höhe des Seitengrates und betraten

das sanft ansteigende Granitplateau, das nun gleichmäßig mit gutem Schnee bedeckt war. Kein Lüftchen regte sich, und die Kuppe des Grand Paradis wurde sichtbar. Endlich also sollten wir unser Ziel erreichen! Selten habe ich so weihevolle Minuten durchlebt, wie dort oben in jener Januarnacht. So fremdartig, so außergewöhnlich die Situation auch war, sie löste dennoch Erinnerungen in mir aus! Dieses Bild war mir vertraut. Anfänglich wußte ich nicht weshalb, bis dann der Flug der Gedanken mich sieben Jahre zurückversetzte, Tausende von Meilen weit, in einen fremden Continent der südlichen Hemisphäre. In der Besteigung des Aconcagua begriffen, des höchsten Andengipfels, überschritt ich ein weites Firnfeld in 5000 m Höhe. Wie zur gegenwärtigen Stunde war die Luft ruhig, und Vollmondglanz lagerte auf den weißen Schneeflächen, hinter welchen die grauen Umrisse des Riesenberges bis zu dem Niveau von 6970 m aufsteigen. Auch damals wandelte die Natur ihr mildes Walten in bedrohende Strenge, und einer ruhigen Nacht folgte ein stürmischer Tag.

Bei unserer Besteigung des Grand Paradis ging der Wechsel noch schneller vor sich. Ein mäßiger Wind sprang auf; bald wurde er heftig, dann so stark, daß trotz des absolut klaren Wetters das Erreichen des Zieles in Frage gestellt wurde. Die Hände fingen an zu schmerzen, der Bart verwandelte sich in Eis, und eine Thräne im Auge, ein Kind der Windsbraut, erstarrte zwischen den Augenlidern. Dazu die nagenden Zweifel über das Gelingen. Wir sprachen kein Wort, gönnten uns nicht Ruh noch Rast, und so gewannen wir die Schlacht! Nach einem Marsch von vier Stunden und vierzig Minuten standen wir am 25. Januar Morgens um vier Uhr auf dem Gipfel des Grand Paradis. Der höchste Punkt liegt auf einem Schneekamm; etwas tiefer finden sich horizontal geschichtete, phantastisch aussehende Granitfelsen, welche steil nach der anderen Seite gegen das Gebiet des Cognethals abfallen. Im Scheine des Vollmonds schrieb ich mit den erstarrten Fingern die nothwendigsten Notizen und las das Thermometer ab: es zeigte 17° Kälte!

Der harten Beschaffenheit des Schnees war es zu danken, daß die Besteigung nicht mehr Zeit beanspruchte, als im Sommer. Der Wind hatte den Schnee an einigen Stellen so fest gemacht, daß nicht ein einziges Eiskörnchen von ihm aufgewirbelt wurde; er hatte aber auch jede Ruhepause unmöglich gemacht, und so kam es, daß wir gegen alle Erwartung unser Ziel um mehrere Stunden zu früh erreichten. An ein Verweilen bis zum Sonnenaufgang war nicht zu denken; denn es war Gefahr im Verzuge. Aber zehn Minuten blieben wir doch auf dem Gipfel und erkannten klar die nächste Umgebung. Wir sahen unter uns den grausigen Abstieg nach Cogne und erblickten nur 100 m tiefer die Felswand, an der ich einst, in 3960 m Höhe, zwei Arten üppig blühender Kräuter angetroffen und gepflückt hatte (Ranunculus glacialis und Thlaspi rotundifolium). Der Schneegrat, welcher den Gipfel trägt, ist von sehr geringer Breite; meist hat er Ueberhang, und darin liegt eine Gefahr. Als ich am 9. September 1888 bei vollem Tageslicht hier oben stand — wir wollten gerade den Abstieg nach Cogne in Angriff nehmen — fiel plötzlich, ohne Warnungszeichen, ohne Geräusch, ein Stück der Corniche in den Abgrund unseres neuen Weges. Es war, als hätte sich die Natur ein Taschenspielerkunststück erlaubt. Dank unserer Vorsicht,

standen wir nicht auf dem Ueberhang, und Rey war erfreut über den Vorfall, weil die Corniche nicht mehr durchgeschlagen zu werden brauchte; wir benutzten die Oeffnung und kletterten an dieser Stelle ab. Das hätten wir nun freilich am 25. Januar nicht vermocht; vielmehr suchten wir Schutz an den nächstgelegenen Felsen.

Die ferneren Ketten erschienen trotz aller Klarheit der Luft doch nur in grauen Umrissen; für die Distanz von 50—60 km wurde das Mondlicht unzulänglich. Nur weil wir sie bei Tage gesehen hatten, erkannten wir auch jetzt die beiden Mischabelspitzen, den Monte Rosa, das Matterhorn und die Dent blanche. Am deutlichsten trat die Montblanckette hervor.

Wenn Alles gut ging, so mußten wir noch am 25. Januar in Val Savaranche eintreffen, am 26. in Courmayeur. Der 27. Januar, Kaisers Geburtstag, war also der erste Ruhetag, und deshalb erließ ich auf dem Gipfel des Grand Paradis eine Einladung zum Mittagessen an alle meine Führer.

Dann stiegen wir ab in fürchterlicher Eile, nie frei von der Sorge, daß Kälte und der wachsende Sturm uns übermannen könnten. Die Schnelligkeit unserer Bewegung, der Niederblick über die weiten leuchtenden Schneefelder, der Aufblick zu den phantastischen Formen der Gratfelsen; das Bewußtsein, den wilden Elementen in dieser Höhe und zu solch' unheimlicher Zeit trotzen zu müssen, der Schmerz der Kälte und der Stolz, dennoch das Ziel erreicht zu haben: alles dieses bestürmte Körper, Sinne und Seele. Ich darf wohl sagen, daß ich eine solche Situation nie durchlebt habe; daß selbst die Phantasie eines Byron sie nicht wilder, großartiger und vernichtender hätte schaffen können. Nicht noch einmal möchte ich Aehnliches erleben; aber es erlebt zu *haben*, ist viel werth. Welch' ein Einblick in die Gewalt der Schöpfung! In der unglaublich kurzen Zeit von zwei Stunden und zehn Minuten wurde der Abstieg bewerkstelligt. Gegen halbsieben Uhr Morgens betraten wir die Hütte.

Mit Ausnahme des Daumens der rechten Hand hatte ich sämmtliche Fingerspitzen erfroren; am stärksten die Mittelfinger der rechten Hand, welche das Gletscherbeil umfassen. Ich hatte große Schmerzen auszustehen; Wochen hindurch blieb die Hand unbrauchbar; aber ich fand das ganz in der Ordnung und sah darin einen Act der ausgleichenden Gerechtigkeit: denn die Beharrlichkeit war belohnt worden durch das Erreichen des Zieles; die Vermessenheit dagegen war bestraft worden durch das Erfrieren der Finger. Und dann ist es auch aus dem Grunde gut, zeitweise ein Krüppel gewesen zu sein, weil, wenn man es nicht mehr ist, Gesundheit und gesunde Gliedmaßen als das höchste Gut geschätzt und gepflegt werden.

Wir ruhten einige Stunden in der Hütte; denn die Reaction der intensiven Schmerzen auf den Körper verlangte dies. Um elf Uhr stiegen wir zum dritten Mal nach Val Savaranche hinunter und trafen um vier Uhr daselbst ein. Am folgenden Tage gingen wir thalaus nach Villeneuve, fuhren dann bis Pré St. Didier und stiegen von da im Mondschein nach Courmayeur auf. Wir hatten acht volle Tage ohne Ruhetag gearbeitet. In dieser Zeit sind wir Alles in Allem genau 6000 m gestiegen und ebenso viel abwärts. Wir waren so frisch wie bei

dem Ausmarsch und feierten den Geburtstag Kaiser Wilhelm's II. in einem Raume, in welchem vor vielen Jahren Kaiser Friedrich als Kronprinz geweilt hatte!

Meine Pläne waren nun erfüllt, und nach kurzem Verweilen in Courmayeur trat ich am 29. Januar die Heimreise an.

Es sind seitdem drei Monate verflossen, und noch immer zeigen sich die Frostmale auf den Fingernägeln der rechten Hand. So werde ich oft erinnert an jene Nacht auf dem Grand Paradis. Wie viele Schmerzen und Unbequemlichkeiten hat sie mir nicht gebracht; aber in welchem Maße hat sie auch den Beweis ermöglicht von dem, was der Mensch ertragen und durchsetzen kann, wenn ihm nur das Ziel werth der Anstrengung erscheint! Allerdings begegnet dasselbe Ziel einer sehr verschiedenen Werthschätzung bei den verschiedenen Menschen, und eben darauf beruht die Mannigfaltigkeit menschlicher Leistungen. Leider treibt das Unvermögen, fremde Seelenzustände zu begreifen, nicht selten dazu, solche Ziele, welche fernab liegen von den eigenen, der Geringschätzung oder dem Spott preiszugeben; und nicht mit Unrecht ist es ein hohes Lob, wenn einer Persönlichkeit nachgerühmt wird, daß ihr nichts Menschliches fremd gewesen sei.]

Das Streben dieses Aufsatzes war es, für die fernliegenden Ziele großer Winterbesteigungen ein Verständniß vorzubereiten, und die Freuden, Leiden und die Gefahren zu schildern, welche mit dem Erreichen verknüpft sind.

Eine Aufmunterung ist ebenso ausgeschlossen wie ein Abrathen; denn die Wetter- und Schneeverhältnisse des Winters sind so wechselnd, daß der Ausgang keiner Expedition mit Sicherheit vorausbestimmt werden kann. Das Risico bleibt immer, daß man Gliedmaßen erfriert, von der Nacht überrascht wird oder in stürmisches Wetter geräth. Verliert man das Spiel, so braucht man für den Spott nicht zu sorgen; siegt man, so erscheint der Einsatz nicht zu hoch für den Gewinn. Sicherer ist es, zu Hause zu bleiben; wen aber nach den Freuden des heimkehrenden Kriegers gelüstet, der muß zuvor auf den Kampfplatz gezogen sein.

Rudolf Virchow.

Das akademische Publicum in Deutschland, zum Theil auch im Auslande, schickt sich zu einer nachträglichen, gleichzeitigen Feier des siebzigsten Geburtstages zweier der größten deutschen Forscher, Helmholtz und Virchow, an. Nur um wenige Wochen jünger hat der Letztere ebenfalls jene Scheidegrenze des Alters erreicht, die wir uns nun einmal nach dem Worte des königlichen Sängers gewöhnt haben, als den für gesunde Menschenkinder erreichbaren und wünschenswerthen Zeitraum eines vollen Lebenswerkes anzusehen. Für uns Uebrigen aber erwächst die angenehme Pflicht, das bereits vollbrachte Werk jener Männer zu überschauen und uns über den Zuwachs an geistigem Besitz zu orientiren, welchen das Leben so hervorragender Menschen, die Beide Söhne derselben Erde, zum Theil Schüler derselben Meister sind, uns gebracht hat. Wir wollen dies, nachdem die Erfüllung dieser Aufgabe in Bezug auf Helmholtz bereits im vorigen Hefte der „Deutschen Rundschau" unternommen worden, auch hinsichtlich Virchow's versuchen.

Es ist ein sprechendes Zeugniß für die ungeheuere Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Arbeitsfeldes, daß Virchow und Helmholtz, wiewohl von ähnlichen Anfängen ausgehend, doch von Hause aus völlig verschiedene Richtungen einschlagen und auf weit auseinanderliegenden Gebieten ihrer Wissenschaft umfassende und grundlegende Arbeiten ausführen und Entdeckungen machen konnten, deren jede dem großen gemeinsamen Baue neue wesentliche Steine einfügte, ohne daß das Schaffen des Einen sich mit dem des Anderen berührte. Wie für Helmholtz' erste Arbeit, über den Bau des Nervensystems der Wirbellosen, spielt auch für die ersten, fundamentalen Untersuchungen Virchow's die Entdeckung der thierischen Zelle als des Elementarorgans des thierischen Körperbaues durch Schwann eine wesentliche Rolle. Aber während Helmholtz immer mehr sich rein physikalischen Problemen zuwandte, und sein glänzendstes Verdienst in der Anwendung einfacher physikalischer Gesetze auf die Thätigkeiten der verwickeltesten menschlichen Organe besteht, blieb Virchow in dem wichtigsten Theile seiner Lebensarbeit den elementarsten Problemen des Lebens, wie sie sich in jenen Grundorganen, den mikroskopisch kleinen Zellen, dem Forscher aufdrängen, zugewandt. In ihrem weiteren Verlaufe beschränkte er diese Untersuchungen vorwiegend auf die Erscheinungen des *kranken* Organismus und wurde auf diesem Wege der Reformator der Anschauungen über Wesen und Charakter der Krankheiten. Allein ehe er so der Schöpfer der „Cellularpathologie" wurde, war es nothwendig, den Grund sowohl historisch wie durch eigene Untersuchung zu legen.

Schwann hatte zwar gelehrt, daß der thierische Körper aus Zellen zusammengesetzt sei, ebenso wie Schleiden denselben Nachweis für die Pflanze geführt hatte. Es wurden auch in den vierziger Jahren von einer Anzahl emsiger Forscher — worunter Schwann selbst — verschiedene Arten von Zellen festgestellt, aus denen sich die besonderen Gewebe des Körpers zusammensetzen, und Jacob Henle schuf in seiner 1841 erschienenen „Allgemeinen Anatomie“ eine bis heute noch unübertroffene systematische Darstellung der gesammten mikroskopischen Anatomie des menschlichen Körpers. Allein die zellige Structur *sämmtlicher* Gewebe des Körpers war erst vollkommen erwiesen, als Virchow in seinen Untersuchungen über die Bindesubstanz auch in dieser zahlreiche zellige Elemente und zugleich Knochen, Knorpel, Binde- und Schleimgewebe als verschiedene Formen der Bindesubstanz erkennen ließ. Indem so für sämmtliche thierische Gewebe die zellige Bildung erwiesen war, erschien die Zelle, jenes einfache, aus zwei einander einschließenden Bläschen bestehende und bei aller Einfachheit doch die größten Verschiedenheiten der Form zulassende Gebilde in den Mittelpunkt der Forschung nach dem Kern des Lebens gerückt. Es zeigte sich, daß die Zelle, wie der schlichte Ausdruck Virchow's lautet, *nicht nur Lebensherd, sondern auch Krankheitsherd* sei.

Damit war aber nicht etwas nur Aeußerliches, sondern ein neuer Ausgangspunkt in der Medicin gewonnen. Die Jahrtausende alte Unklarheit über das Wesen der Krankheit, welche zu der Aufstellung der verschiedensten Systeme geführt hatte, von denen die einen die Krankheiten als besondere individuelle Wesen ansahen, andere die Natur der Krankheit in die festen Theile des Körpers, andere wiederum in dessen flüssige Bestandtheile, die Säfte verlegten (Solidar- und Humoralpathologie), wurde durch die cellulare Lehre wenigstens insofern beseitigt, als die Forscher von jenen spitzfindigen Fragen auf die an den kleinsten Gebilden des Körpers wahrnehmbaren Veränderungen geführt wurden. Heute, wo die mikroskopische Beobachtung als selbstverständlich gilt, weiß man nicht mehr, daß es schon das Ergebniß eines Kampfes war, Erkrankungen einzelner Körpertheile als einen besonderen Vorgang anzusehen, statt sie lediglich als Aeußerungen irgend eines mysteriösen Krankheitsgeistes aufzufassen. Es war das auf Grund der bahnbrechenden anatomischen Forschungen Bichat's durch einen seiner Nachfolger, Broussais, den Begründer der sogenannten physiologischen Krankheitslehre, geschehen, der nur durch Einseitigkeit als Arzt viel von dem verdarb, was er als Theoretiker Verdienstliches geschaffen. Virchow führt auf Broussais die neuere anatomische Behandlung der Pathologie zurück, wie sie sich unter Schönlein und Heusinger als Klinikern entwickelte, und in Rokitansky den ersten großen Darsteller einer auf Grund eines ungeheuren Materials erhaltenen pathologischen Anatomie erhielt. Allein Rokitansky huldigte in Bezug auf das Wesen der Krankheit noch zu sehr der Anschauung von den „verdorbenen Säften“, und Virchow war es erst, welcher durch seine mikroskopischen Forschungen über die Krankheitsvorgänge, welche die Zellen durchmachen, in Verbindung mit der Betrachtung der vom Gesammtorganismus auf dem Wege des Kreislaufes erlittenen Veränderungen die anatomische Unterlage schuf, durch welche die genauere Erkenntniß der Krankheitsprocesse ermöglicht wurde. Er wies nach, daß Krank-

heit nur eine andere Lebensform derselben Elemente sei als diejenige, welche den gesunden Körper darstellt. Die Elementarbestandtheile des Körpers wie der Zellen, die ihn zusammensetzen, bleiben dieselben; nur ihre Ernährung, die Energie ihres Wachsthums und ihrer Vermehrung erscheint verändert. So entstehen die Erscheinungen der Wucherung, der übergroßen, den Bestand anderer Organe gefährdenden Vermehrung auf der einen, die der Verkümmerung und des Absterbens von Zellen auf der anderen Seite. Die Virchow'schen Entdeckungen und Lehren verursachten nicht bloß eine Umwandlung der Anschauungen über das Wesen bekannter Vorgänge, wie des Fiebers und der Entzündung, sondern die von ihm eingeleitete genaue Durchmusterung aller kranken Organe an der Leiche mit dem Mikroskop ergab eine Fülle neuer Aufschlüsse über bis dahin unzureichend beobachtete Vorgänge, ja sie lehrte völlig neue Krankheiten kennen. Virchow selbst ging hier bahnbrechend voran mit seiner Entdeckung der „Leukämie", der Krankheit, die er auch „weißes Blut" in wörtlicher Uebersetzung der von ihm gewählten griechischen Bezeichnung nannte und deren Wesen er als auf einer enormen Vermehrung der weißen Blutkörperchen zum Nachtheil der rothen erkennen ließ.

Ueberhaupt gelangte Virchow auf diesem Wege zu einer bis dahin ungeahnten Genauigkeit in der Erkennung der Krankheiten des Blutes, und er zeigte, daß die früher unter der Bezeichnung von Bleichsucht und Blutarmuth zusammengefaßten Vorgänge sehr mannigfachen krankhaften Veränderungen des Blutes und der Blutgefäße ihren Ursprung verdanken. Aber nicht bloß über die auf den Veränderungen der zelligen Bestandtheile des Blutes beruhenden Krankheiten, sondern über die wichtigsten Kreislaufsstörungen überhaupt wurde die ärztliche Welt durch Virchow aufgeklärt. Er zeigte, daß gewisse, zu den schwersten Leiden führende Vorgänge im Kreislaufapparat, wie z. B. Gerinnungen des Blutes im lebenden Körper, von Erkrankungen der Gefäßwände ausgehen, daß die Verstopfung von Blutgefäßen durch derartige Gerinnsel an bestimmte Bedingungen gebunden sei, und er wies endlich nach, daß durch Losreißung von Theilen solcher Gerinnsel und durch deren Fortführung mit dem Blutstrom Verstopfungen anderer Blutgefäße in entlegenen Theilen des Körpers (Embolien) entstehen, welche, wenn sie Gefäße treffen, die für die Athmung oder die Gehirnthätigkeit unentbehrlich sind, auch einen plötzlichen Tod herbeiführen können. So wurde rein physiologisch eine Reihe von vorher völlig räthselhaften Vorgängen aufgeklärt. Den Nachweis für die Richtigkeit seiner Deutung lieferte Virchow auf dem Wege des Versuchs, indem er bei Thieren durch Einführung von Fremdkörpern, wie Hollundermark oder Kautschukstückchen in Venen, ähnliche Störungen hervorrief. Er gehört durch diese Versuche, abgesehen von den thatsächlichen Entdeckungen, welche dadurch gefördert wurden, zu den Schöpfern der experimentellen Pathologie. In dieselbe Schlußreihe gehört denn auch Virchow's neue Lehre von den Metastasen, durch welche das Befallenwerden räumlich weit getrennter Theile des Organismus von derselben Krankheit, mochte es nun eine infectiöse Krankheit oder eine Neubildung sein, als eine Folge der Weiterführung von Zellen aus einem bereits erkrankten Organ des Körpers nach anderen Stellen erkannt wurde. Hier zeigte sich Virchow's historischer Sinn in glücklicher Vereinigung mit seiner scharfen Beobachtung. Auch die ältere Pathologie sprach

von Metastasen und verstand darunter die Ablagerung kranker Stoffe an verschiedenen Stellen des Körpers; allein diese Anschauung erhielt für gewisse Vorgänge, wie z. B. für die Verbreitung von bösartigen Neubildungen im Körper, erst durch die Virchow'sche Cellularpathologie eine wissenschaftliche Stütze und überhaupt erst durch seine Beobachtungen und Erklärungen eine solide thatsächliche Begründung. Erst nachdem durch Virchow nachgewiesen war, daß z. B. der Krebs nur eine Anhäufung bestimmt gearteter Zellen sei, war es verständlich, wie solche Zellen, durch den Kreislauf in ein entferntes Organ getrieben, dort ihr Wachsthum fortsetzen konnten.

Es gibt kaum ein Capitel der Pathologie, welches Virchow, nachdem er diese Wissenschaft durch seine Anwendung der Zellenlehre auf eine neue Grundlage gestellt hatte, nicht auch durch seine eigenen Specialarbeiten förderte. Ganz besonders erhielt dadurch die Lehre von den Geschwülsten eine neue Gestalt. Man lernte diese krankhaften Neubildungen hauptsächlich nach den normalen Zellelementen, aus denen sie hervorgehen, genauer durchforschen und auch den Grad ihrer Gefährlichkeit für den Körper mit ihrer Ursprungsweise in Beziehung bringen. Man weiß, daß viele dieser Gebilde in ihrer späteren Entwicklung den Körper in verheerender Weise durchsetzen und nur zu oft sein Ende herbeiführen. Von ihnen, den bösartigen Geschwülsten, zeigte Virchow, daß sie sich in ihrer allmäligen Entwickelung von dem Grundtypus des Organs, aus dem sie hervorgingen, entfernen, während die gutartigen Geschwülste im Ganzen auch in den größten Ausdehnungen der Neubildung innerhalb jenes Grundtypus bleiben. Darnach unterschied er sie mit einer jener Bezeichnungen aus dem nachgiebigen Wortschatz der griechischen Sprache, von denen er einen sehr reichlichen Gebrauch gemacht hat, in heterologe und homologe Neubildungen. Er dehnte übrigens diese Auffassung in gewissem Sinne auch auf die normalen Wachsthumsvorgänge aus, und daher verdanken wir ihm bedeutsame Aufschlüsse über das gesunde Wachsthum der Knochen ebenso wohl wie über dessen krankhafte Störungen, unter denen die Rachitis die bekannteste ist.

Indessen darf nicht verkannt werden, daß mit Ausnahme der experimentellen Forschungen über Embolie, bei denen Virchow die Vorgänge des Blutkreislaufes zu Hülfe nahm, seine Auffassung der Krankheiten wesentlich auf anatomischer Grundlage beruht, d. h. auf der Betrachtung und Erörterung der an der Leiche sichtbaren Veränderungen, welche die Krankheit hervorgebracht hat. Diese Verhältnisse haben großentheils auch zur Aufhellung der Beobachtungen am lebenden Körper beigetragen, aber sie können ihrer Natur nach nur durch Deutung und Muthmaßung mit einander in Beziehung gebracht werden, und ihre einseitige Betonung kann leicht dazu verführen, über der vermutheten anatomischen Veränderung die Störung in den Functionen der lebenden Organe mehr als billig zurückzusetzen. Dies hat neuerdings zu einer oppositionellen Richtung geführt, welche die veränderten Bedingungen für die Functionen der Organe mehr in den Vordergrund stellt, ein Gesichtspunkt, den übrigens Virchow selbst in seinen ersten, grundlegenden Arbeiten keineswegs übersah, der aber später durch die vorwiegend pathologisch-anatomische Forschung in den Hintergrund trat. Außerdem drängte sich in der weiteren Entwickelung der Pathologie die Erwägung auf, daß die rein anatomische Betrachtung zwar eine immer genauere, anschauliche Darstellung

der Krankheitsproducte ermögliche, welche in dem Maße, als die optischen Hülfsmittel der Mikroskopie sich vervollkommneten, auch die durch Virchow gewonnenen Anschauungen vervollständigte, daß die rein anatomische Betrachtung aber die Krankheitsursachen nicht enthülle. So trat, namentlich bei dem großen Gebiete der Infectionskrankheiten, die Lehre von den krankheiterregenden Mikroorganismen in die Erscheinung, wie sie durch Davaine, Pasteur, Ferdinand Cohn, de Bary, Brefeld und am großartigsten durch R. Koch sich entwickelt hat. Aber nicht in gegensätzlicher, sondern bloß in ergänzender Stellung zur Cellularpathologie und zur klinischen Beobachtung wird dieser neuere Zweig der Heilkunde dauernd förderlich sein können. Die spätere Forschung hat ferner die Virchow'schen Anschauungen, besonders in der Lehre von den Geschwülsten noch in der Hinsicht weiter entwickelt, daß sie diese in engere Beziehungen zu den einzelnen Gewebsystemen des Körpers brachte und im Anschluß an die Entwickelungsgeschichte für jede Art von Geschwülsten nur die Entstehung aus einem bestimmten Gewebe zugestehen will, während Virchow den Uebergang einer Gewebsform in eine andere als möglich und thatsächlich vorkommend ansieht.

Damit sollten nur kurz die Strömungen angedeutet werden, in denen sich die Ansichten der jüngeren Generationen seit den bahnbrechenden Arbeiten Virchow's bewegen, denen gegenüber er selbst mit großer Beharrlichkeit den eigenen Standpunkt zu behaupten sucht. Indessen ist es ungerecht, bei einem Manne, welcher in solchem Grade schöpferisch gewirkt und mehr als irgend Einer das Recht der eigenen Meinung hat, schlechtweg von Intoleranz zu sprechen. Virchow hält, seinem Naturell und seinem kritischen Wesen entsprechend, seine der eigenen Beobachtung entnommenen Meinungen lange und entschieden fest, tritt aber, wenn er sich einmal von der Richtigkeit einer neuen Ansicht oder Entdeckung überzeugt hat, loyal auf ihre Seite.

Nur kurz wollen wir noch einige andere Gebiete seines wissenschaftlichen Wirkens berühren, neben welchem, wie bekannt, noch eine lebhafte Thätigkeit als politischer Parteimann einhergeht, deren Besprechung jedoch nicht die Aufgabe dieser dem Forscher allein geltenden Skizze ist. Seit seiner amtlichen Entsendung in die vom Hungertyphus befallenen Gegenden Schlesiens im Jahre 1848, über welche Epidemie Virchow einen denkwürdigen Bericht veröffentlicht hat, blieb Virchow ein eifriger Förderer der öffentlichen Gesundheitspflege, und sein Wirken für die großen hygienischen Schöpfungen Berlins, namentlich in den siebziger Jahren, der beiden Krankenhäuser Friedrichshain und Moabit, vor Allem aber des Riesenwerks der Berliner Canalisation ist ein kaum geringerer Ruhmestitel, als seine Epoche machenden gelehrten Forschungen. Wir nannten diese Seite der Thätigkeit Virchow's vor derjenigen wissenschaftlichen, die uns noch zu erwähnen bleibt, weil seine gesundheitlichen Bestrebungen mit den pathologischen unter den gemeinsamen Begriff des ärztlichen Wirkens und Forschens fallen. Virchow's forschender Geist hat sich aber, entsprechend den Ideen, die er in seiner berühmten Abhandlung von 1849, „Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin“ entwickelte, später nicht bloß mit dem kranken Menschen, sondern mit dem Menschen überhaupt in seiner Entwicklung als Grundbestandtheil der Rassen und Völker beschäftigt, und er ist durch Forschungen über die Schädel verschiedener

Rassen einer der Begründer der neueren Anthropologie und Völkerkunde geworden. Auf seine Anregung entstand die deutsche anthropologische Gesellschaft, seinem Antrieb ist die vergleichende Beobachtung und Classificirung der deutschen Volksstämme durch Beobachtungen und Messungen an der Schuljugend in der Mitte der siebziger Jahre entsprungen. Diese Untersuchung hatte durch die Schrift von Quatrefages über eine angebliche „race prussienne“ den Anstoß erhalten, worin der französische Gelehrte die durch den letzten Krieg errungene nationale Einigung durch die Behauptung herabzusetzen suchte, der führende Staat des geeinten Deutschland sei von einer slavisch-finnischen Rasse bewohnt. Ihm gegenüber stellte sich Virchow, indem er zugleich die thatsächlichen Behauptungen von Quatrefages als irrig nachwies, auf den höheren Standpunkt, daß die modernen Staaten nicht auf Rassen aufzubauen seien, zumal sie fast alle aus den verschiedensten Rassen und Rassenmischungen zusammengesetzt seien. Die gleiche Anschauung vertrat Virchow auch noch auf dem Wiener Anthropologencongreß von 1889, wo sie angesichts der neuerdings in Wien emporgekommenen Rassenhetzerei besonders ernste Würdigung fanden. Virchow blieb übrigens in der Anthropologie keineswegs an der anatomischen Seite haften, sondern er vertiefte sich auch in die culturgeschichtlichen Probleme dieser Wissenschaft, in die Urgeschichte der menschlichen Lebens- und Ansiedelungsformen. Ebenso wie mit den Schädeltypen, befaßte er sich mit den Geräthen und Häusern der Vorzeit und, wenn uns recht erinnerlich ist, betraf ein größerer Beitrag, den er vor Jahren dieser Zeitschrift lieferte, die Urgeschichte des Kochens. Eine Untersuchung über „Gesichtsurnen“ in Deutschland, welche Virchow vor Jahren anstellte, dürfte das geistige Band gewesen sein, welches ihn mit den bald darauf erschienenen trojanischen Forschungen Schliemann's in Verbindung brachte, dessen allmäliges Durchdringen nicht zum wenigsten auf den Beistand Virchow's zurückzuführen ist.

Fassen wir zusammen, so erblicken wir in Rudolf Virchow eine starke, scharf ausgeprägte geistige und Willensindividualität, welche in der Zahl der Denker, die den Naturwissenschaften ihr heutiges Gepräge gaben, eine der bedeutsamsten Stellen einnimmt. Die Natur der von ihm behandelten Wissensgebiete, die der Biologie, der Lehre vom Lebendigen, angehören, schließt zur Zeit noch den Grad von Sicherheit und Zuverlässigkeit aus, welche den für die mathematische Behandlung zugänglichen Zweigen der Naturwissenschaft in Bezug auf die wissenschaftliche Erkenntniß einen so hohen Rang anweisen. Aber die biologischen Räthsel haben dafür den Vorzug des mächtigen Reizes, mit welchen uns Menschen die Frage nach dem letzten Quell unseres Werdens erfüllt. Auch Virchow steht von Anfang an unter dem Bann dieses Reizes, welchen das Lebensräthsel auf den Denker ausübt. Helmholtz' „Erhaltung der Kraft“ war zwei Jahre vor Virchow's „Einheitsbestrebungen“ erschienen und in dieser letzteren Schrift ist das Dilemma deutlich wahrzunehmen, in welches der Pathologe sich versetzt sah vor der neuen Forderung der Physik auf der einen Seite, alle Naturerscheinungen auf mechanische Bewegungen zurückzuführen, auf der anderen Seite vor der unabweisbaren, durch den erhabenen Contrast zwischen Leben und dem starren Schweigen des Todes sich aufdrängenden Verschiedenheit zwischen Lebendigem und Leblosem. Er spricht sich aus in dem folgenden Satze: „Mechanik und Leben sind nicht identisch,

sondern Leben ist nur eine besondere Art der Mechanik und zwar die allercomplicirteste Form derselben" und in dem anderen: „Leben ist also, gegenüber den allgemeinen Vorgängen in der Natur, etwas Besonderes, allein es bildet nicht einen diametralen, dualistischen Gegensatz zu denselben, sondern nur eine besondere Art der Bewegung, welche, von der großen Constante der allgemeinen Bewegung abgelöst, neben derselben und in steter Beziehung zu derselben hinläuft."

Wir sehen hier den Versuch des Biologen, sich mit den physikalischen Anschauungen abzufinden, aber wir übersehen nicht, daß er dabei auf rein begrifflich dialectischem Boden stehen bleibt; denn mit den Hülfsbegriffen der „nutritiven" und „formativen" Reizung, welche Virchow zum Beispiel später für das Verständniß der Vorgänge in der Zelle herbeizog, wird sich ein physikalisches Studium dieser Vorgänge, wenn einmal seine Zeit gekommen sein sollte, nicht begnügen können, weil sie die Schwierigkeiten nicht lösen, sondern durch Worte umschreiben. Allein die Zurückführung der innersten Vorgänge der lebenden Zelle, der gesunden, wie der in ihren Lebensbedingungen gestörten, auf einfache moleculare Bewegungen ist ein Problem der Zukunft. Wir stehen hier an den Grenzen, nicht nur des derzeitigen, sondern vielleicht des überhaupt möglichen Wissens. Ein Mann, welcher in solchem Grade wie Virchow dem umfassenden Wissensgebiet, in welchem er thätig ist, die starken Spuren seines Geistes aufdrückte, hat das Recht seines persönlichen Standpunktes auch dort, wo er mit weit verbreiteten Anschauungen und neu aufstrebenden Richtungen in Widerspruch kommt. Auch gegenüber dem Darwinismus, wiewohl er sich schon früh und völlig selbstständig auf den Standpunkt der Entwicklung stellte, hat er mehr eine zurückhaltende als ablehnende Haltung eingenommen, die man als rückschrittliche hat hinstellen wollen, während sie nur ein strenges Festhalten an den factischen Ergebnissen wirklicher Beobachtung gewesen ist. Wenn Virchow sich gegen die Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen erklärte, so that er es beispielsweise nicht, weil er den Gedanken an sich für verwerflich hielt, sondern weil weder unsere heutige Kenntniß der Urvölker noch das vorhandene urgeschichtliche Material bisher auch nur die annähernden Zwischenstufen menschlicher Typen geliefert haben, welche jener von der vergleichenden Zoologie und Entwicklungslehre mit anscheinend unabweisbarer Logik erschlossenen Lehre die thatsächliche Stütze geboten hätten. Eine andere Frage ist es, ob Virchow, welcher in der Pathologie der Hypothese nicht entrathen mochte, sie auf dem allgemeinen Boden der Descendenzlehre nicht allzu sehr beschränkte. Jedenfalls steht er auch hier auf eigenem Grunde, und sein entschiedenes Betonen des wirklich Angeschauten gegenüber dem bloß Vermutheten ist die Quelle des mächtigen Einflusses, den er in der Wissenschaft gewonnen hat. Welche Stellung man auch in den Streitfragen der Wissenschaft einnehme, Freund und Feind vereinigen sich ihm gegenüber in der Anerkennung: Rudolf Virchow, der jetzt an der Grenzscheide eines menschlichen Lebenswerkes steht, hat durch eine so gewaltige Summe von Beobachtungen die Medicin und die gesammte Lehre vom Menschen bereichert, daß er mit großem Erfolge durch Arbeit und leuchtendes Beispiel wie kaum ein Anderer zur Beantwortung der Faustischen Frage: „Ob sich Natur zuletzt nicht doch ergründe?" beigetragen zu haben sich rühmen darf.

Attika und seine heutigen Bewohner.

Von
Arthur Milchhoefer.

Attische Einzellandschaften. Die Ebene von Marathon. Die heutigen Bewohner. Mischungsverhältnisse in neuer und alter Zeit. Die Albanesen. Siedelungsformen ihrer Dörfer. Das Bauernhaus. Lebensart. Feste. Volkscharakter und individuelle Züge. Religion. Die Griechen auf dem Lande. Die Wlachen. Leben und Sitten derselben.

Ich habe früher in dieser Zeitschrift[1]) an dem Musterbeispiele Attikas das Gesammtbild der griechischen Landschaft darzustellen versucht. Es läge nahe, den Gesichtskreis nun auch enger zu stellen und zu zeigen, wie jeder Theil derselben, der sich zum Ganzen so harmonisch fügt, wiederum voller Einzelleben ist. Aus dem flimmernden Lichterspiel des Oelwaldes oder aus Fruchtgeländen von Reben, Feigen und Quitten setzt der Wanderer den Fuß oft unmittelbar in melancholische Haidekrautregionen, um dann wieder, beim Eintritt in die Bergschlucht, von rieselnden Gewässern empfangen zu werden; in ihrem Gefolge entfaltet sich der Zauber einer neuen, üppigen Vegetation: hohe Weißpappeln und Platanen, darunter rothblühender Oleander und Myrthe, Erdbeer- und Johannisbrotbaum, dann neben Epheu und Dornengestrüpp die zahllosen Gattungen der kurzlebigen Pflanzenwelt. Von der Höhe fällt der Blick durch eine Stufenlandschaft zum Meere hinab; hier gedeiht unter dem Anhauch der Seeluft insbesondere die Aleppokiefer mit ihrem rothbraunen Geäst und dunkelgrüner, kugeliger Krone. Das Meer selbst erscheint überall ein anderes in Bewegung und Tönung, je nachdem es weiche Dünenränder trifft, oder sich träumerisch in Buchten verliert, oder steil aufragende Kalk- und Schieferfelsen umrauscht.

Nirgends liegen, um das Gesagte wenigstens an einem Beispiele auszuführen, diese zur Einheit gefaßten Gegensätze näher bei einander als in der Ebene von Marathon. Es ist, als ob der Geist der Geschichte für die größte nationale Ruhmesthat der Athener den bedeutsamsten Hintergrund sich eigens ausgewählt hätte. In scharfgeschnittener Curve begrenzt ein glitzernder Meeresstreif die un-

[1]) Deutsche Rundschau, 1888, Bd. LIV, S. 409 ff. und Bd. LV, S. 204 ff.: „Attische Studien", I. II.

merklich höhere Fläche. Gegenüber, von der Landseite her, schauen als ewige Zeugen und Denkmäler der Vergangenheit marmorne Bergpyramiden herab; Kotroni und Agrieliki, Ikariosberg und Pentelikon, selbst der ferne Parnes, sie alle nehmen zur Ebene in jener monumentalen Verkürzung gleichsam Frontstellung ein. Zwischen ihnen gestatten nur schmale, vielfach gewundene Schluchten den Ein- und Austritt; der einzige bequemere Zugang führt zwischen Gebirg und Küste von Süden hinein. Das lang hingedehnte, etwa achtundzwanzig Quadratkilometer umfassende marathonische Flachland ist nun selber von großartiger Einförmigkeit und Einsamkeit. Das Auge entdeckt keine Bewegung des Terrains; es gleicht einem erstarrten See, aus dessen Tiefe die Berge unmittelbar ohne Vorhügel emporsteigen. In der That breiten sich noch heute an beiden Enden Sümpfe aus, von denen der größere in jener denkwürdigsten Schlacht des griechischen Alterthums den Persern so verhängnißvoll wurde. Von dem einen Schilfgebiet zum anderen reichen im Frühling die hohen wogenden Saaten; nur der Wachtelschlag unterbricht die Stille. Von Ende Juni ab herrscht die gelbbräunliche Farbe des Erdreichs, bis auf wenige dunkelgrüne Streifen, welche die Wein- und Korinthenpflanzungen bezeichnen. Ganz vereinzelt breitet die majestätische Knoppereiche ihre Aeste aus, zwischen denen scheue Tauben nisten. — —

Wahrlich, kein geeigneterer Tummelplatz für Feldschlachten und für Schlachtenphantasie. Nach Jahrhunderten noch, so wird uns berichtet, glaubte der einsame Wanderer oder Ackersmann dort nächtliches Kampfgetümmel und Rosseschnauben zu hören, ähnlich wie nach der Hunnenschlacht sich die Vorstellung bildete von dem erbitterten Zusammenprall der Geister der Gefallenen, welche den nie ausgekämpften Strauß zwischen Cultur und Barbarei wieder aufnahmen.

Solcher Stimmungsbilder bietet das kleine Attika die Fülle. Doch es wäre mißlich, mit der Kunst eines Rottmann oder eines Byron in die Schranken treten zu wollen. Ich wende mich in Folgendem einem geeigneteren Darstellungsstoff zu: den heutigen Bewohnern des Landes. Sie verdienen unsere Aufmerksamkeit auch unter dem vergleichenden Gesichtspunkte der antiken Cultur und Sitte. Der Alterthumsfreund bleibt leicht an der todten Ueberlieferung haften, und selbst der Durchschnittsathener kennt diese seine Landsleute meist nur vom städtischen Bazar und von den Dorfschenken her. Da meine topographischen Studien mich an jeder bewohnten Stätte Attikas auf mehrere Tage, oft auf Wochen festhielten, so glaube ich, daß meine Beobachtungen eingehend genug sind, um das Wesentliche vom Zufälligen hinreichend zu sondern und an Stelle von „Reiseskizzen" ein ziemlich getreues Bild zu entwerfen.

In einer neueren Schrift über Griechenland, welche drüben wie bei uns großen Anklang gefunden hat, wird mit besonderem Nachdruck betont, daß der Verfasser weder in Athen noch im attischen Lande eine andere Sprache als die griechische vernommen habe. Man rechnet es dem Fremden schon hoch an, wenn er ein wenig „hellenisch" spricht, und seine Umgebung wird sich überall beeifern, ihm dazu Gelegenheit zu bieten. Aber sehr bald könnte es ihm doch, schon nahe vor den Thoren der Hauptstadt, in Brahami oder Liossia, begegnen, daß es nicht so leicht ist, mit den Kindern und Frauen vor den Hausthüren oder bei den Waschtrögen am Dorfeingange ein Gespräch anzuknüpfen. Die Verlegenheit ist

beiderseitig, und die Scene endet nicht selten damit, daß der angeredete Theil — einfach davonläuft. Unkenntniß des Griechischen wird als Bildungsmangel empfunden; auch begegnen wir diesem bei männlichen Individuen heute nur in abgelegenen, den Gebirgsdistricten Nordattikas angehörigen Ortschaften, in Varnava, Grammatiko u. s. w. Die Muttersprache und einzige Verkehrssprache der Landleute unter einander ist aber die albanesische.

Albanesen sind fast ohne Ausnahme die fest angesiedelten, nichtstädtischen Bewohner der attischen Halbinsel, wie überhaupt eines großen Theiles des östlichen Griechenlands. Am Anfang unserer Kunde über die ältesten Verhältnisse Attikas steht die Nachricht von jener natürlichen Scheidung der Bevölkerung in drei Classen: Gewerbtreibende, Bauern und Hirten. Dieser Eintheilung entsprechen auch heute in vollkommener, nahezu ethnologisch strenger Trennung folgende Elemente: die Griechen als Vertreter von Handel und Gewerbe, die Albanesen als Ackerbauer, während die nomadisirenden Blachen den Hirtenstand bilden.

Diese drei Volksgruppen, auf denen sich die neue Cultur Attikas aufbaut, sind nicht bloß in ihrem Berufe, sondern auch nach Erscheinung, Lebensweise und Charakter deutlich unterschieden. Bis heute wenigstens. Wie weit und wann eine völlige Verschmelzung dieser Bestandtheile erfolgen wird, lasse ich dahingestellt. Aber es darf schon jetzt betont werden, daß dieselben, wie die Gegensätze der Landschaft, dennoch in einem vollkommen harmonischen Verhältniß zu einander stehen. Das Griechenthum hat von jeher die Fähigkeit besessen, fremde Volkskörper spurlos in sich aufzunehmen, sich anzugliedern oder völlig auszuscheiden und abzulehnen. Man kann damit die unbewußte Function eines einzelnen Organismus, z. B. die chemischen Processe im Pflanzenleben vergleichen. Wer hat bisher die geheimen und doch ebenso zweckmäßigen Vorgänge der Völkerchemie ergründet? Schon das Attika des Alterthums, das von fremden Zuwanderungen verhältnißmäßig noch wenig berührt wurde, läßt die Spuren von Beimischungen erkennen, deren Bestandtheile für uns freilich mehr bloße Namen als Begriffe sind, wie Autochthonen, Pelasger, Thraker, Jonier, vielleicht auch ein Tröpflein karischen und semitischen Blutes. Die vielberufene „race prussienne“ des Herrn Quatrefages darf gewiß als eine glückliche Zusammensetzung gelten. Die Bevölkerung unserer östlichsten Provinz setzt sich aus Altpreußen, Masuren, Lithauern und Deutschen, darunter insbesondere noch Salzburgern, zusammen. In Neuhellas finden wir die zugewanderten Slawen völlig absorbirt, während z. B. das türkische Element mit allen Spuren seines Daseins nahezu ausgeschieden ist. Selbst so nützliche Werke der Türken, wie ihre Brunnen, Brücken und gepflasterten Maulthierstraßen sind dem Verfall preisgegeben und heute selten geworden. Auch friedliche Acclimatisationsversuche erwiesen sich als verfehlt, wenn widerstrebende Bestandtheile zusammengeführt wurden. König Otto besiedelte die oberhalb Athens gelegene Ortschaft Arakli mit baierischen Colonisten. Heute befinden sich dieselben in einem wenig erfreulichen Stadium der Entartung. Von ihrem Deutschthum ist, außer dem Familiennamen, kaum ein besseres Kennzeichen übrig geblieben, und was sie von den Griechen angenommen haben, sind nicht gerade deren Vorzüge.

Um so bemerkenswerther erscheint das für beide Theile fruchtbare Verhältniß zwischen Griechen und Albanesen. Seit dem Befreiungskriege mit Blut festgekittet, ist dasselbe heute unauflöslich, trotz aller Verschiedenheit der Volkscharaktere. Man möchte von einer Ehe sprechen, in welchem Bilde dem Albanesen heute die Rolle des Mannes zufallen dürfte. Die kühnen, illyrischen Räuber- und Söldnerscharen, welche sich zur Zeit des vierzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in breiten Massen auf den gelichteten Districten Ostgriechenlands niederließen, haben längst ihre Waffen mit dem Pfluge und dem Rebenmesser vertauscht; sie sind heute ruhige und besonnene Haushälter geworden, welche das Land nicht mehr missen könnte. Von hohem Wuchs, energisch ausgeprägten Gesichtszügen, vorwiegend blondem Typus, ist der Albanese dem zierlicheren, dunkleren Griechen auch an physischer Kraft überlegen und liefert somit zugleich für den Wehrstand des Landes den ansehnlichsten Beitrag. Sein phantastisches Costüm, Fustanella, reich gestickte Jacke, rother Fez u. s. w., wurde als Nationaltracht adoptirt. In Bezug auf Religion und Sitte dagegen ist er von vornherein der empfangende Theil gewesen. Der im Königreich wohnende Albanese hat nicht nur die Riten der griechisch-orthodoxen Kirche mit ihren Cultuslocalen, Heiligenfesten und daran haftenden alten Traditionen übernommen, sondern weist heute auch in Hauseinrichtung und sonstiger Lebensart keine wesentlichen Unterschiede zu den griechischen Bewohnern der westlichen Provinzen auf. So begegnen wir denn auch im Bereiche der attischen Landschaft Formen und Zuständen, welche von Alters her vorhanden waren und so zu sagen am Boden haften. Unter kaum veränderten Existenzbedingungen sind die heutigen Ansiedelungen, abgesehen von ihrer geringeren Dichtigkeit, noch in jeder Weise geeignet, uns das Leben des altgriechischen Ackerbauers zu veranschaulichen. Nur wer es vorzieht, das Alterthum im Lichte der Verklärung zu sehen, wird sich gegen diese Quelle verschließen wollen. — Der Lage nach decken sich die heute vorhandenen Dörfer Attikas freilich keineswegs vollkommen mit den antiken Wohnstätten. Auch wo alte und neue Siedelungen ungefähr zusammentreffen, wird man den Resten der ersteren doch in der Regel außerhalb des Dorfes begegnen. Uebrigens erweisen zahlreiche Ruinen verlassener mittelalterlicher Ortschaften, daß bereits in der Zwischenzeit ein häufiger Localwechsel stattgefunden hat. Die ältesten Kirchen und Capellen, unsere besten Wegweiser, bilden fast niemals mehr den Mittelpunkt einer heute bewohnten Stätte. Plätze, die noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts als Dorfschaften bezeichnet werden, liegen gegenwärtig völlig öde; neue Gemeinden sind erstanden. Es scheint, als ob gewisse Oertlichkeiten sich auslebten; andere freilich, wie Kephesia, sind durch Wasserreichthum und sonst ausgezeichnete Lage wie vorherbestimmt für unveränderliche Bewohnung.

In letztvergangenen Jahrhunderten war bei der Wahl des Wohnsitzes die Sicherheit vor Ueberfällen, namentlich vor Seeraub in erster Linie maßgebend. Noch heute ist, abgesehen von den Häfen Athens und der Bergwerksstadt Laurion, die gesammte Küstenlinie Attikas verödet; die malerischen Fischerdörfer Italiens mit ihrer „marina“ sucht man hier vergebens.

Der albanesische Bauer lebt gesellig. Die wenigen Einzelgehöfte sind durch die Gelegenheit zur Berieselung von Gärten oder zur Anlage von Bachmühlen hervorgerufen. Die übrigen gruppenartigen Ansiedelungen sondern sich nach zwei Haupttypen, deren Ursprung auf ähnlichen socialen Unterschieden beruht wie bei uns etwa derjenige der freien Bauerngemeinden und der Insassen von Herrschaftsbezirken. Für die den letzteren entsprechenden Anlagen haben wohl die mittelalterlichen Klöster das Vorbild geliefert. Dieselben gruppiren sich in eng geschlossenem, nur durch wenige Thore zugänglichem Viereck um einen großen Hofraum; Wohnungen, Ställe, Vorrathsräume sind nur diesem zugewandt. Es sind die Anlagen für das concentrirte, in einer Hand vereinigte Besitzthum. Außer den schon genannten Klöstern und Klostermeiereien weisen gegenwärtig dieses Schema die Güter und Vorwerke griechischer Großgrundbesitzer auf. Das geistliche Eigenthum befindet sich meist in äußerstem Verfallstadium, während die anderen größeren Landcomplexe erst jüngeren Datums sind. Ihr Ursprung stammt entweder aus früherem Privateigenthum der Türken oder beruht auf Neucultivirung verödeter und herrenlos gewordener Strecken.

In diesen Hofanlagen entsteht von Neuem der Typus des antiken Herrenhauses mit seinem Zubehör. Abgeschlossen und wehrhaft stellt es sich nach außen dar; im Inneren ragt die Wohnung des Eigenthümers oder Verwalters höher empor; vom Altane oder Dache aus beaufsichtigt er heute noch die Arbeiten des Gesindes. Von den zahlreichen mittelalterlichen Wacht- und Vertheidigungsthürmen, denen wir heute noch so oft als Ruinen, namentlich in der Küstenlandschaft, begegnen, standen viele offenbar, wie die umliegenden Spuren lehren, inmitten solcher Ansiedelungen. Die heutigen Taubenhäuser könnte man als ornamentale Reste derselben bezeichnen. Ein Schöpfbrunnen und etwa eine Capelle vervollständigen das Bild der Innenausstattung.

Das Bauernhaus des Dorfes aber wiederholt dieselbe Einrichtung im kleineren Maßstabe. Es ist in sich vollkommen selbständig und abgeschlossen. Jede Familienwohnung bildet mit ihrem vorliegenden, von hoher Bruchsteinmauer umgebenen Hofraum für sich eine „Insel". Eine Ausnahme machen nur die Häuser am Platze mit ihren Schenken und Verkaufsmagazinen; sie allein, die den Fremden heranziehen wollen, sind unmittelbar von der Straße aus zugänglich. Den großen Sitzsteinen vor den Thüren und vor den Hofthoren wendet der Archäologe gern besondere Aufmerksamkeit zu. Mit einem gewissen praktischen Monumentalsinn liebt es der Bauer, altehrwürdige Inschriftsteine, Postamente, Architektur- oder wohl gar Statuenreste für diesen Zweck zu benutzen. Ebenso wird die Einfassung von Thür und Thor, namentlich eine häufig aufgesparte Nische über dem Thürsturz oder dem Bogen, welche sich auch an Capellen findet, vielfach mit antiken Resten ausgeziert.

Wollen wir ein Haus zum Zweck irgend welcher Verhandlungen oder Erkundigungen betreten, so empfehlen sich nur diejenigen Tageszeiten, an welchen der Hausherr voraussichtlich daheim ist, also in der Woche nur die frühe Morgen- oder die Abendstunde. Der Mann ist unumschränkter und gefürchteter Herrscher, und nicht leicht gibt es ein Mittel, die Scheu und Zurückhaltung der weiblichen Familienmitglieder zu überwinden, denen wir in seiner Abwesenheit etwa begegnen.

Es würde nicht gute Sitte verrathen, wollte man das Thor, auch wenn es unverschlossen ist, ohne Weiteres durchschreiten. Selbst der Nachbar, welcher den bösartigen Hofhund nicht zu fürchten braucht, respectirt das Heiligthum der Schwelle, indem er sich durch lauten Ruf und Klopfen bemerkbar macht. Wir betreten den gepflasterten Hofraum mit seinem Schöpfbrunnen und kuppelförmig aufgemauerten Backofen. An den Seitenwänden, denen wohl auch ein auf Holzträgern ruhendes Schutzdach das Ansehen von Hallen verleiht (die alte Aithusa), sieht man Ackergeräthe und aufgeschichtetes Brennmaterial: Olivenwurzeln, Rebzweige, Thymian und anderes Gestrüpp. Geradeaus erstreckt sich vor uns das einstöckige Wohnhaus, ein Bruchsteinbau mit aufgemauerter Sitzbank vor der Thür und wenigen, durch Holzläden verschließbaren Fensterluken. In der Regel bildet das Innere nur einen einzigen Raum mit gestampftem Erdboden und rußgeschwärzten Dachsparren. An der einen Schmalseite befindet sich die meist rauchfanglose Feuerstelle, vor welcher die Familie ihr Mahl an einem runden spannhohen Tische liegend genießt und später die Decken zum Nachtlager ausbreitet. Sonst ist der Vorrath an Teppichen, Kleidungsstücken u. s. w. an den Wänden aufgestapelt. Eine Truhe, einige Mauernischen nehmen den übrigen Hausrath auf. An den Balken hängen Schläuche mit Schaf- oder Ziegenkäse, Granatäpfel, Zwiebeln und Knoblauch in Bündeln. Tische und Stühle nach unserer Art sind selten zu finden. Die Weintonne und das irdene Oelfaß befinden sich am anderen Ende des Raumes oder auch in besonderen Verschlägen untergebracht; ebenso Esel oder Maulthier, während die Hühner im Wohnraum selber ziemlich unbehelligt verkehren.

Es gibt daneben in besseren Dörfern einzelne Häuser wohlhabender Leute, die mit einem zweiten Stockwerk und selbst mit Marmorbalkons versehen sind; aber bis jetzt ist mir kein Fall bekannt geworden, in dem der richtige Bauer diese oberen Räume nun auch selber bewohnte. Er tritt sie dem Arzt, dem Advocaten, dem Fremden ab, oder sie stehen gänzlich leer. Die verheiratheten Söhne beziehen ihr eigenes Heim. Fragen wir nach der Größe des Dorfes, so nennt man uns in der Regel die Zahl der Wohnhäuser, welche als identisch mit derjenigen der Familien gilt.

Nicht minder einfach und dürftig wie die Art des Wohnens gestaltet sich die der Ernährung. Der Landmann ist fleißig und arbeitet schwer auf dem steinigen Acker oder auf seinem Weinfelde, dem er viel Mühe widmet. Und was genießt er? Brot, Oliven, trocknen Käse, Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch; selten Stockfisch oder Sardellen, noch seltener Fleisch. In einem Dorfe mittleren Schlages wird ein- oder zweimal wöchentlich eine Ziege geschlachtet; das Lamm ist schon Festtagsspeise.

Dazu kommen noch die langen, streng eingehaltenen Fastenperioden, welche eine wesentliche Rolle im Sparsystem der Bauern bilden. In dieser Zeit sind Oel und Käse und eigentlich auch die Oliven verpönt. Sechzig Tage nur Brot und vielleicht einige in Wasser abgekochte Gemüsearten und Hülsenfrüchte! Und um diese Zeit, vor Ostern, werden noch in harter Arbeit die zähen Schollen der Rebenpflanzungen getrocknet. In der That wäre eine solche Leistungsfähigkeit nicht zu erzielen ohne die Reizmittel von Zwiebeln, Knoblauch und dem ein-

heimischen Harzwein. Die Anspruchslosigkeit der Bevölkerung charakterisirt sich treffend durch ein Wort, welches ich gesprächsweise von einem Athener hörte: „Wo eine Ziege verhungert, kann immer noch ein Grieche bestehen!" — Dennoch habe ich an Ort und Stelle nie eine Klage über das Loos der Entbehrung vernommen. Viel mag dazu der Umstand beitragen, daß die Lebensweise des Wohlhabenden sich äußerlich von derjenigen des Armen nur wenig unterscheidet. So fließt das Dasein des griechischen Landbewohners in einer Dürftigkeit dahin, die fast natürlich erscheint und nicht empfunden wird; allerdings auch nicht jenen freundlichen, man möchte sagen poetischen Zug besitzt, mit dem sie uns gelegentlich in Italien entgegentritt. Der Albanese verfügt eben nicht über die durch lange geschichtliche Entwicklung ererbte Beweglichkeit, Umgänglichkeit und Grazie.

Eine Unterbrechung seines gleichförmigen Daseins, kaum eine Erholung, gewähren die zahlreichen, geräuschvollen Heiligenfeste, deren Kreislauf unverkennbar durch die Jahreszeiten und die davon abhängigen ländlichen Beschäftigungen geregelt wird, daher vielfach an den antiken Kalender erinnert. Zu berühmten „Panigyris"-Orten wallfahrten ganze Familien oft Tagereisen weit, die Männer in gestickter Jacke, weiß gewaschener, balletrockähnlicher Fustanella, den rothen Fez mit blauseidener Quaste auf dem Haupt; die Frauen und Mädchen in ihren buntesten Costümen, Kopf und Brust oft mit goldenem und silbernem Münzgeschmeide überladen. Da lagern und übernachten die Familien und Gevatterschaften im Freien. Der eigentlich religiöse Theil der Feier beschränkt sich auf eine Vormittags in der betreffenden Capelle abgehaltene Liturgie. Der Rest des Tages trägt rein geselligen Charakter. Jeder Gruppe dient als Festmahl das unentbehrliche Lamm am Spieß; der Wein kreist in großen Holzflaschen. Die Hauptbeschäftigung der Jugend aber bildet der Reigentanz, den sie mit unglaublicher Ausdauer übt, stundenlang ununterbrochen. Eine lange Kette von Tänzern beiderlei Geschlechts, wie wir sie auch auf antiken Denkmälern dargestellt sehen, zieht sich in langsamem, feierlichem Schrittmaße hin und her. Nur der Vortänzer an der Spitze gefällt sich in lebhafteren Bewegungen.

Wenn ich von geräuschvollen Festen sprach, so tragen die meisten Festgenossen allerdings weniger dazu bei, bis etwa in einzelnen Gruppen der Wein seine Wirkung thut und Gesänge ertönen. Dem Albanesen gebricht es durchaus an natürlicher Lebhaftigkeit; sein Temperament läßt sich nicht mit dem des Italieners oder des Rheinländers vergleichen. Selbst in den Schenken und Kaffeehäusern herrscht meist eine für uns auffallende Ruhe. Es ist bei jener Gelegenheit vielmehr die gellende und dröhnende Musik, Pickelflöte und Pauke, welche, stundenweit hörbar, den Tanz im Fluß erhält und schließlich wohl nicht bloß auf das ungewöhnte Ohr des Fremden einen betäubenden Einfluß übt.

Nicht minder ermüdend und einförmig muthet uns der Gesang an, da er vollkommen melodielos ist und in jener hohen, näselnden Tonart vorgetragen wird, welche wohl nicht zufällig an die Blasinstrumente aus Holz oder Rohr erinnert. Die Kunst des Vorsängers, welcher sich auf einer Art Guitarre oder Mandoline begleitet, erhebt sich zu hoher, von dem Zuhörerkreis wohl gewürdigter Fertigkeit durch peinliche Beobachtung eines sehr complicirten Rhythmus. An poetischem Gehalt werden, nach den mir bekannt gewordenen Proben, die griechischen

Volkslieder von der älteren albanesischen Freischaren- und Liebeslyrik mindestens erreicht. In ihr mischt sich starker ungebändigter Freiheitssinn mit Weichheit, ja mit Melancholie in echt volksthümlicher Weise; vielfach werde ich an die Poesien der heimathlichen Lithauer gemahnt, deren Stellung innerhalb Deutschlands überhaupt so manche Analogie zu den Albanesen Griechenlands darbietet.

Aus dem Volkscharakter des heutigen Albanesen ist mancher Zug schon im Vorhergehenden entwickelt. Dem Fremden gegenüber benimmt er sich würdig, ohne jene oft lästige Neu- oder Wißbegier des griechischen Provinzialen; auch bei näherem Umgange bleibt er eher zurückhaltend; wo sein Interesse ins Spiel kommt, wird man ihn mißtrauisch und berechnend finden. Mögen wir uns auch häufig über seine vielberufene Unzuverlässigkeit beklagen, wer seine Anhänglichkeit einmal erworben hat, dem bewahrt er hingebende Treue.

Daß sich in die scheinbare Gelassenheit des griechischen Albanesen noch manche Züge alter Wildheit und aufflackernder Leidenschaftlichkeit mischen, wird angesichts der jungen Cultur eines ursprünglich ungezähmten kriegerischen Gebirgsvolkes kaum Wunder nehmen. Schon die unglaubliche Erregung, welche im Laufe eines Lustrums wenigstens zweimal, vor den Gemeinderaths- und Abgeordnetenwahlen, das gesammte Volk durchzuckt, bringt manchen alten Groll zum Durchbruch und säet neue Feindschaften. Mitten durch Familien sah ich den Riß oft gehen, Brüder unter sich, ja Vater und Sohn in heftiger Fehde entbrannt.

Unter den Verbrechen sind Diebstahl oder Raub weitaus die seltensten, Körperverletzung und Todtschlag die häufigsten und auch diese fast regelmäßig im Zustande des Affectes begangen. Mehr als einmal sah ich das Messer blitzen, ohne daß der Grund des Streites irgend erheblich erschien; das Bild der aufeinander Zustrebenden, der Gefährten, welche dieselben auseinander halten, ist schon bei den antiken Vasenmalern ein nicht unbeliebter Stoff. Fälle der Blutrache, wie sie im südlichen Peloponnes noch herrscht, sind mir nicht bekannt geworden, dagegen mehrfach Conflicte mit tragischem Ausgange, die sich im Gefolge des keineswegs ungewöhnlichen Brautraubes ereignen. In der Regel beruht die Wahl der Braut auf gegenseitiger Uebereinkunft der Eltern. Glaubt indessen ein Bewerber keine Aussicht auf freiwillige Zustimmung der Angehörigen seiner selbstgewählten Geliebten zu haben, so schreitet er nicht selten zur Entführung. Ueber ein Mädchen, das besonders schön und begehrenswerth erscheint, hört man wohl prophezeien, daß sie einst noch geraubt werden könnte. Im Falle beiderseitigen Einverständnisses ist dieses Mittel, den Widerstand der Eltern zu überwinden, wohl meistens von Erfolg begleitet. Als die Brüder und Verwandten einer „Geraubten" den Zufluchtsort des Entführers in einem attischen Dorfe entdeckt und eine regelrechte Belagerung des Hauses eingerichtet hatten, trat das Mädchen hervor und erklärte: „Ich war es, die ihn entführt hat." Aber auch wenn es der Gewalt bedurfte, fügt sich die Auserkorene und mit ihr die Familie nicht selten der vollendeten Thatsache. Dennoch kommt es vor, daß solche Versuche an der beharrlichen Weigerung der Entführten scheitern, so daß der Räuber sich schließlich genöthigt sieht, seine Beute wieder frei zu geben. Einige solche Fälle mit tragischem Ausgange sind mir aus den letzten Jahren erinnerlich. Im Dorfe Spata lernte ich 1886 eine trauernde Familie kennen, deren Oberhaupt

als Vater des geraubten und wieder zurückgekehrten Mädchens bei einem Aufenthalt in Athen durch den verschmähten Bewerber und dessen Genossen aus Rache niedergestochen worden war. Die Söhne und Brüder entgingen nur durch Zufall dem gleichen Schicksal.

Bemerkenswerth ist die Scheu, mit welcher dem Fremden derartige Ereignisse an Ort und Stelle verschwiegen oder auf Befragen abgeleugnet werden, wiewohl man im Nachbardorfe sichere Auskunft darüber empfängt. In Vari sah ich das Grab einer Frau, die vor Kurzem durch Selbstmord geendet hatte. Das Motiv erfuhr ich erst später in einem anderen Orte; dasselbe ist für bäuerliche Verhältnisse, mit denen man nicht so leicht die Vorstellung tiefen Empfindungslebens verbindet, psychologisch interessant genug: sie starb aus gekränktem Ehrgeiz, weil ihr Bruder, ein Mönch des Klosters, zu welchem das Dorf im Hörigkeitsverhältniß steht, bei wiederholter Anwesenheit es verabsäumt hatte, sie zu besuchen.

Schilderungen breiter Volkskreise werden naturgemäß den individuellen Erscheinungen innerhalb derselben meist wenig gerecht. Und doch scheint das Sonderleben, wie wir es aus alter Geschichte in Griechenland so ausgebildet wissen, auch heute noch an der Scholle zu haften. Es gilt dies ebenso sehr von einzelnen Persönlichkeiten, wie von Districten und Gemeinden. Schon die Leute, mit denen ich mehr oder minder zufällig auf Wochen oder wenigstens Tage in nähere Berührung kam, meine aus jedem Dorfe besonders gewählten Begleiter und Führer bilden eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Typen. Der treffsichere Schütze und Pfadfinder, der heitere Spielmann, der Bildungseifrige, der Humorist, der verschlagene Egoist, der philosophische Kopf, welcher religiösen Fragen und erdgeschichtlichen Problemen nachhängt, sind alle Beweise gewiß für die mannigfaltigen Spiegelungen und Brechungen des Volkscharakters. Wir dürfen diesen Typenreichthum um so höher veranschlagen, je geringer thatsächlich die Anregung ist, welche dem attischen Dorfe von der Außenwelt zuzukommen pflegt. Der Verkehr mit der Landeshauptstadt ist auffallend gering; selbst heute, da die Eisenbahn die Provinz in mehreren Richtungen durchzieht, sehen wir von Station zu Station oft nur ein Zeitungsblatt Einkehr halten, welches der Verkäufer auf der Durchfahrt mit dem bezeichnenden Rufe ausbietet: „Wer versteht zu lesen?“ Noch geringer fast sind die Berührungen der Dörfer unter sich; oft fehlt es selbst an leiblichen directen Wegeverbindungen. In dieser Abgeschlossenheit aber gedeiht eben jene Mannigfaltigkeit der Charaktere, durch welche sich, meiner Erfahrung nach, auch nahe benachbarte Gemeinden vielfach unterscheiden. In der weiten, Mesogia genannten Binnenebene, östlich des Hymettos, ist das größte Dorf Koropi verhältnißmäßig jungen und gemischten Ursprunges. Die Einwohner erscheinen als ziemlich freudlose Gesellen, wenig beliebt; in der That ist es der einzige Ort, an welchem meinen Arbeiten Mißtrauen und Intriguen entgegengesetzt wurden. Als ein ganz anderer Menschenschlag erscheinen die kühnen und etwas hitzigen Männer von Keratia, die z. B. während meiner Anwesenheit eine Verletzung ihres Besitzrechtes mit den Waffen in der Hand zu ahnden auszogen, und erst nach einem ernsthaften Zusammenstoß mit dem Militär auf den Weg des gemeinen Rechts zurückgewiesen werden konnten. Es ist vielleicht nicht Zufall, daß

bei Keratia ein besonders feuriger rother Wein gedeiht, den man dort, wohl mit Rücksicht auf die meist italienische Arbeiterbevölkerung der nahen Laurianbergwerke, auf „europäische Art“, d. h. ohne Zusatz von Fichtenharz fabricirt. Nördlich und östlich von Koropi liegen die ziemlich bedeutenden Dörfer Liópesi, Spata und Markopulo. Die Bewohner von Liópesi gelten mit Recht als fleißige Arbeiter, welche früher als Andere aufstehen, als treffliche Haushälter und daher durchweg „wohlsituirte Leute“. In Spata herrscht mehr Frohsinn, Leichtlebigkeit, viel Geschäftigkeit und Intelligenz. So ist auch der Spürsinn auf Alterthümer und das Geschick, sie zu heben, dort am meisten entwickelt. Markopulo, freundlich und sauber, hält zwischen den Beiden die Mitte. Die dürftigen Nachrichten der Alten lassen eine ähnliche Mannigfaltigkeit der altattischen Gemeinden immer noch deutlich erkennen. Da herrschte angesagte Feindschaft zwischen zwei Demen, welche eine Sage aus der Zeit des Theseus erklären mußte; andere wiederum galten als streit- und proceßsüchtig, diese als verschlagen und großsprecherisch, jene als einfältig oder derb. In den Ruf der patriotischen, kriegstüchtigen und gradsinnigen Acharner theilen sich heute noch die auf ihrem Landgebiet wohnenden Bauern von Menidi und Chassia, wo die Fahne des Befreiungskrieges zuerst erhoben wurde. Halb Hirten, halb Bauern sind noch heute die Bewohner des nördlichen Bergdistrictes von Attika, der Diakria; ihnen vor Allen ist herzliche, von Eigennutz freie Gastlichkeit eigen; dort ist das antike Idyll noch in vielen Zügen lebendig. — Die Gastfreundschaft beruht ja in erster Linie auf gegenseitiger Aushülfe bei spärlichem Verkehr und dem Mangel an Herbergen. Dennoch hat sie als geheiligte Sitte und Pflicht so tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, daß jede Verletzung derselben nachhaltig empfunden wird. Einst hatte ich vergeblich an die Thür eines Hauses geklopft, dessen Besitzer zwar als geizig und mißtrauisch, aber auch als der wohlhabendste im Dorfe galt, und deshalb nach der Meinung der Anderen besonders geeignet erschien, mir passende Unterkunft zu gewähren. Bei späterer Rückkehr an denselben Ort wurde mir eifrigst berichtet, daß bald darauf sein einziger Sohn in blühendem Alter gestorben sei. Der Todesfall sollte durchaus als göttliche Strafe für jene Verweigerung des Gastrechts gelten.

Im Allgemeinen treten krasse Erscheinungen des Aberglaubens, der Bigotterie, des religiösen Uebereifers unter dem nüchternen und verständigen Volke kaum zu Tage. Das gläubige Gefühl bethätigt und befriedigt sich durchweg in äußerlichen Formen, den hergebrachten Liturgieen und strenger Einhaltung der Fastenzeiten. Es bedarf dazu keines Spornes; von geistlicher Herrschaft, von Seelsorge kann um so weniger die Rede sein, als die Landgeistlichkeit ihrem Bildungsgrade nach keineswegs über die Umgebung hinauszuragen pflegt. Der „Papas“ war und bleibt gewöhnlich Ackerbauer, welcher auf Grund eines gewissen Befähigungsnachweises von dem örtlichen „Kirchenrath“ angestellt wurde; im alltäglichen Verkehr genießt er durchaus keine sonderliche Bevorzugung. Die Verwahrung und Verwaltung der Kirche bleibt in den Händen jener Laienbehörde.

Wenn eine Liturgie durch genügende Raumverhältnisse und entsprechende Zahl der Ausführenden zu voller Entwickelung kommt, so gebricht es ihr nicht an dramatischer Wirksamkeit. Letzterer Ausdruck darf wörtlich genommen werden.

Der in zwei Hälften vor der „heiligen Stufe“ gruppirte Chor, die erhöhte Bilderwand mit ihren drei Pforten, durch welche die Geistlichen in wechselnden Prunkgewändern aus dem Allerheiligsten heraustreten und sich zurückziehen, ihre Wechselgesänge mit den Chören, der Grundgedanke einer fortschreitenden Handlung, alles Dieses legt jedem aufmerksamen Betrachter den Vergleich mit dem antiken Drama unabweislich nahe.

Die reichste Vereinigung sehr alter Gebräuche findet sich unzweifelhaft im Todtencultus vor, denn so dürfen wir die heutigen Bestattungs- und Gräbersitten wohl benennen. Der Verstorbene wird in einem offenen leichten Sarge unter Klagelauten der Weiber zu Grabe getragen. Als symbolische Beigabe liegen Früchte, insbesondere Granatäpfel, in den Händen und neben dem Haupte desselben. Während der kirchlichen Liturgie weiht jeder der Anwesenden eine brennende Kerze. Auf dem Grabhügel werden zerbrochene Thonkrüge niedergelegt. Auf Scherben oder auf besonderen Becken sehen wir Weihrauch brennen, oder es glimmt eine Lampe in kleinem, mit Glas geschlossenem Aufbau, einem winzigen Tempelchen nicht unähnlich. Einige Zeit nach der Bestattung wird die Todtenspeise geweiht; bunt verzierte runde Kuchen oder Schüsseln voll gequellter Hülsenfrüchte, Gerste u. s. w. stehen mit brennenden Lichtern besteckt während des Gottesdienstes vor den Stufen des „Allerheiligsten“, um später theils von Angehörigen und Freunden genossen, theils auf die Gräber gestellt zu werden. —

Wo der Albanese das Land bestellt wie in Attika, tritt das Griechenthum durchaus zurück; es beschränkt sich fast allein auf Handel und Gewerbe. Der Krämer, der Kaffee- oder Schankwirth ist meist aus dem Peloponnes oder den türkischen Provinzen zugewandert. Hauptvertreter des nomadisirenden Handwerks sind die Schuhmacher, deren Arbeit bis zu ihrer Wiederkehr im nächsten Jahre vorhalten muß. Ebenso sind die Fischer von den Inseln, die Naschwerkshändler aus Macedonien, die Gemüseverkäufer aus den Gartendörfern vorübergehende Gäste. —

Gegenüber den conservativen albanesischen Bauernschaften bezeichnet der einzig in türkischen Händen befindliche, von Athen aus geleitete Großgrundbesitz ebenso entschieden den Fortschritt, wie die Klöster und Klostergüter gegenwärtig den Rückgang und Verfall bezeichnen. Die letzteren überzogen einst in erstaunlicher Dichtigkeit das ganze Land; heute liegen die meisten verödet oder bereits in Trümmern da. Einst waren die Klöster Bewahrer und Pfleger nicht bloß einer äußerst intensiven Landescultur, sondern auch der geistigen, des Hellenismus überhaupt. Namentlich boten sie der männlichen Jugend unter der Türkenherrschaft den einzig sicheren Zufluchtsort vor der Aushebung und Zwangserziehung zum Janitscharenthum. Aus diesem Zufluß an frischen Kräften erklärt sich wiederum die einstige hohe Blüthe. Heute existiren überhaupt nur noch zwei von Mönchen bewohnte Klöster mit ausgedehntem Landbesitze und beträchtlichen Einkünften. Viele ihrer Aecker sind an Bauern verpachtet, die Vorwerke und Meiereien größtentheils verfallen. Nach der Stimmung in Stadt und Land zu schließen, dürfte ihre Aufhebung nur eine Frage der Zeit sein.

In die vorbildliche Stellung der Klöster sind jetzt die größeren Landgüter eingetreten, wenn auch ihr Einfluß auf die breiteren Bevölkerungsschichten bisher noch wenig fühlbar ist. Auch sind namentlich zu Anfang, nach den Befreiungskriegen, große Opfer an Kapital und Arbeit ohne Ertrag geblieben. Eine Ackerbauschule in Malakasa hatte nur kurzen Bestand; der von General Sutzos angestellte Entwässerungsversuch des großen Sumpfes von Marathon war erfolglos; Pyrgos, ein von der ersten Königin Griechenlands, Amalia, eingerichtetes Mustergut, ist längst seinem Zweck entfremdet; Tatoï, heute Landsitz des Königs Georg, vermag trotz ausgezeichneter ökonomischer Verwaltung schwerlich einen bedeutenden Theil des Aufwandes zu decken. Aber die Ertragfähigkeit des Bodens mehrt sich zusehends unter reichlicherer Bewässerung, die theils den sorgsam aufgespürten und benutzten Quellen, theils der Pflege des Waldes verdankt wird. Schon erzeugen diese Besitzthümer bessere, feurige Weine; selbst Korinthenbau wird an manchen Orten mit Glück betrieben. Die Veredelung der zahlreichen wilden Birnbäume hat Früchte erzielt, die den alten Ruf des attischen Obstes bestätigen. Leider bleibt für Viehzucht bei dem Mangel an geeigneten Weiden nur ein beschränkter Raum. In erheblicher Zahl werden nur Schafe gehalten. Der albanesische Bauer verzichtet freilich auch darauf und überläßt seine Triften ebenso wie der Staat und mancher Gutsherr gegen eine Abgabe den nomadisirenden Hirten oder Vlachen. Während ihre Ziegenherden, die Feinde jedes aufsprießenden Bäumchens, eine Aufforstung der Bergabhänge unter den heutigen Umständen unmöglich machen, zehren noch allsommerliche Waldbrände von unheimlicher Ausdehnung an den vorhandenen Beständen. Auch diese Zerstörung wird meistens, — mit Unrecht, glaube ich — den Vlachen zur Last gelegt, weil der mit Asche gedüngte Boden im Frühjahre etwas fettere Weidenahrung hervorbringt.

Die Vlachen vertreten gegenwärtig in Attika und in vielen anderen Theilen Griechenlands den dritten Stand. Sie bilden die berufsmäßige, streng abgeschiedene Hirtenbevölkerung. Der Grieche, welcher sie nur von ferne kennt, bedient sich ihres Namens geringschätzig zur Bezeichnung eines einfältigen, plumpen Menschen. Die erste nähere Bekanntschaft mit denselben in ihrem eigentlichen Revier, im Gebirge, würde sie ihm eher unheimlich erscheinen lassen. Unvermuthet sehen wir uns plötzlich in der Nähe einer Gruppe von braunen, bienenkorbartigen Reisighütten, oft dreißig bis vierzig solcher Rundbauten, deren Durchmesser die Breite eines mittleren Zimmers erreicht. Eine lockere Steinmauer oder Dornenhecke bildet die Einfassung. An ein Ausweichen ist nicht mehr zu denken; es gilt geradewegs darauf loszusteuern, denn bereits dringt ein ganzes Rudel riesiger, wolfsähnlicher Hunde auf uns ein. Diesem plötzlichen, von durchdringendem Gebell begleiteten Massenangriff sieht auch der Erfahrene niemals ohne ein unbehagliches Gefühl entgegen, wiewohl er weiß, daß der ungestüme Anprall sich alsbald nur auf eine sehr nahe Umkreisung beschränken wird. Wenn es gelingt, Deckung im Rücken zu finden, so ist die unmittelbare Gefahr schon beseitigt. Die einzige Waffe, vor welcher die Hunde von Jugend auf Respect gewonnen haben, ist der geschwungene Stein, der sie wenigstens in einiger Entfernung hält. Doch geben sie deshalb die Belagerung nicht auf, und wir müssen wie Odysseus, da er als Bettler den Hürden des Eumaeus nahte, geduldig warten, bis uns einer der

Hirten, die sich gewöhnlich nicht allzu sehr beeilen, aus der peinlichen Lage befreit. Seine Steinwürfe erweisen sich als wirksamer, und murrend folgt die Meute uns und unserem Führer in das Innere der Ansiedelung, des „Stani". Ein Theil der männlichen Bevölkerung befindet sich mit den Herden weitab im Gebirge; die Anderen sind mit mannigfachen Verrichtungen, namentlich mit der Bereitung des Ziegenkäses beschäftigt. Da lernen wir die Bewohner der rauhen Berge von ihrer harmlosen und gastfreundlichen Seite kennen. Die ganze Feindseligkeit, über welche sie verfügen, gilt eigentlich nur einem Gegner, dem Wolfe. Diesen von den Herden fernzuhalten, dienen auf den Berghöhen menschenähnlich gefügte Feldsteine, gleich Vogelscheuchen. Gelingt es sogar, den Wolf in Fallen oder Gruben zu fangen, so ziehen die Erleger mit der auf einem Kreuzholze ausgespannten Haut triumphirend und kleine Belohnungen sammelnd durch die benachbarten Dörfer; bisweilen kommen ihnen auch diese durch eine Treibjagd zu Hülfe.

Die Vlachen Attikas sind griechisch redende Nomaden, welche mit ihren Schaf- und Ziegenherden die tieferen Berglehnen beweiden, im Sommer die höheren Gebirge, vom Parnes bis nach Thessalien und Macedonien nordwärts aufsuchen. Ein Rest dieses Wanderzustandes haftet übrigens auch an manchen griechischen und albanesischen Bauernschaften, deren Einwohner noch über eine zweite Ansiedelung, sogenannte Kalyvia, verfügen.

Der Vlachenname scheint mir in Griechenland viel mehr zur allgemeinen Bezeichnung des Hirtenstandes, als einer bestimmten Nationalität verwendet zu werden; in der That werden ja auch die slawischen Walachen als Kutzovlachen von jenen bestimmt unterschieden. Ich halte die in Rede stehenden für sehr alte und vielleicht sehr unvermischte nördliche Gebirgsstämme. Für ein Mischvolk wäre seine Zurückhaltung vor jeder Außenheirath höchst auffallend. Bemerkenswerth ist auch sein ausschließlicher Gebrauch der griechischen Sprache. Wäre ein nationales, etwa slawisches Idiom erst durch langen Aufenthalt in der Fremde verloren gegangen, so müßten sich die Vlachen weit eher die Sprache der unmittelbarer benachbarten Albanesen als der Griechen angeeignet haben. Das Gebiet der Racenmerkmale ist freilich unsicher. Die hohen Gestalten der Männer tragen von ihrer Beschäftigung verwetterte, scharfe Züge; dagegen finden wir bei den jüngeren Frauen fast stets eine ruhige, ebenmäßige Schönheit, durch die sie sich vor den härteren Typen der meisten Albanesinnen vortheilhaft auszeichnen. —

Wiewohl die Vlachen an Staat und Grundbesitzer hohen Weidezins zu entrichten haben, müssen sie im Allgemeinen recht wohlhabend sein. Dies tritt freilich nur ganz selten zu Tage, wie z. B. an den Hochzeiten, denen beizuwohnen ich Gelegenheit hatte. Im Gegensatz zu den Albanesen waren hier Ceremoniel und Ausstattung ausführlicher und reichlicher. Das Fest pflegt eine ganze Reihe von Tagen in Anspruch zu nehmen. Die durch die Eltern ausgewählte Braut, deren Antlitz der Bräutigam oft erst am zweiten oder dritten Tage der Feier unverschleiert erblickt, wird durch Freunde aus dem Kreise ihrer Familie eingeholt. Die Anverwandten selber nehmen an der Hochzeit keinen Theil. Am Vermählungstage tanzen vor der Hütte des Paares reichgeputzte Jünglinge mit

buntbebänderten Standarten, oder vergnügen sich mit Gesang und Schießen. Beim Eingange empfängt uns der Bräutigam, der den Glückwünschenden aus einer mächtigen Holzflasche den Wein zu spenden hat. Es wird an diesen Tagen nicht wenig getrunken, recht im Verhältniß zu den zahlreich verzehrten Lämmlein und Zicklein. Der Albanese würde mit seinem Vorrath sparsamer umgehen, zumal wenn er, wie die Wlachen, den Wein erst kaufen müßte. —

Im Inneren spielt sich bei unserem Eintritt zunächst eine etwas wunderliche Scene ab. Es ist Sitte, daß die Braut und Neuvermählte während der ganzen Festzeit den Gästen gegenüber vollkommen stumm bleibt. Ueberreich geputzt tritt sie uns in dem Halbdunkel des nur durch die Thür erleuchteten Reisigzeltes entgegen. Von dem Haupte, dessen dunkle Flechten schon der rothe Fez mit goldener Schnur und großer blauer Quaste ziert, wallt noch ein durchsichtiger feuerrother Schleier herab. Es ist eine stattliche Erscheinung mit dunklem Auge und regelmäßigem Oval des Gesichts. Die Arme auf der Brust gekreuzt, begrüßt sie uns mit langsam feierlichen Verbeugungen. Wer nun die „Formen" kennt, reicht ihr die Hand zum Kuß und spricht den üblichen Segenswunsch: „Lebe glücklich, werde alt mit wohlgerathenen Erben." Dieser Kuß der Braut bedeutet aber auch den Dank für die Brautgabe, denn unsere dargereichte Hand soll nicht leer sein, sondern zugleich eine gewisse Geldsumme ungesehen übermitteln. So führen die Gäste sich ein; ihre Ausgaben für Musik und andere Ehrenpflichten belaufen sich dann immer noch hoch genug, um es erklärlich zu finden, wenn oft nahe Freunde des Bräutigams sich um der Unkosten willen von der Hochzeit fernhalten. Die Ehe bedeutet auch unter den Wlachen die unbedingte Abhängigkeit der Frau von dem Willen und der Herrschaft des Mannes.

Wir haben den Boden und seine heutigen Erben mit breiten Strichen gezeichnet. Es fehlte nicht an Veranlassung zu vergleichenden Rückblicken in die classischen Zeiten Griechenlands, durch welche unser Interesse an der Landschaft in erster Linie bedingt wurde. Auch der Alterthumsforscher wandelt nicht bloß auf Gräbern und Ruinen; die Neuzeit existirt nicht parasitisch auf dem Moder der alten; sie ist immerhin organische Fortsetzung, Leben von demselben Leben, trotz mancher Verkümmerung und manchen Rückganges. Mag heute auf demselben Boden spärlicher fließen, was einst in reicherer Fülle strömte, so hat doch kaum eine Quelle ihren Lauf verändert; immer noch vermögen wir wenigstens ihr altes Bette zu verfolgen.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

W. Lang.

Zweiter Aufenthalt in Hamburg[1]).
(1802—1805.)

I.

Als Reinhard, im Jahre 1802, nunmehr Gesandter der Consulatregierung, ein zweites Mal nach Hamburg kam, da hatte er eine Reihe von ernsten Erfahrungen hinter sich. Im Frühjahr 1798 als Gesandter nach Florenz geschickt, war ihm dort nach der Vertreibung des Großherzogs die Verwaltung des Landes zugefallen, und er hatte hier ein neues Staatswesen nach den Grundsätzen der Revolution zu begründen gehofft. Allein die Siege der Coalition und mehr noch der Aufstand des toskanischen Volkes, das sich gegen die aufgezwungene Beglückung sträubte, hatten ihn und alle Franzosen aus dem Lande getrieben. Er war dann — kurz vor der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten — vom Directorium zum Minister des Auswärtigen ernannt worden, um schon nach einigen Wochen zu erfahren, daß er nur der Lückenbüßer für Talleyrand gewesen war, der zu den Verschworenen des 18. Brumaire gehörte. Nach dem Staatsstreich schickte ihn der Erste Consul nach der Schweiz, wo er bemüht war, dem von der Fremdherrschaft und durch die Wuth der Parteien zerrütteten Lande zu einem erträglicheren Loose zu verhelfen. Doch das Ende war, daß er das Mißtrauen aller Parteien, die er versöhnen wollte, und zuletzt das Mißfallen seiner Regierung sich zuzog. „In der Schweiz hatte ich eine unauflösliche Aufgabe zu lösen; und die Art, wie ich sie zu lösen gedachte, war unpractisch; ich erfuhr den Fluch der guten Intentionen!" Im Herbst 1801 wurde er von Bern abberufen. Den Winter brachte er abwartend, ohne Anstellung, in Paris zu. Frau Reimarus in Hamburg begann schon ungeduldig zu werden. Als der Philosoph Jacobi, der eine Reise nach Paris gemacht hatte, Mitte Januar 1802 mit Baggesen von dort wieder abreiste, schrieb die Doctorin be-

[1]) Vergl. Erster Aufenthalt in Hamburg. Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXX, S. 398 ff. und Bd. LXXI, S. 208 ff.

kümmert: „Wir hatten gewünscht, daß Reinhard's mit ihnen hätten den verzauberten Ort verlassen können, wo es keiner deutschen Moralität recht wohl sein kann." Reinhard verkehrte in Paris mit Sieyès, mit seinen alten Freunden, den Republikanern, aber er unterließ es, dem Mann des 18. Brumaire den Hof zu machen, der bereits die Erinnerungen der revolutionären Zeit auszutilgen begann und die Tuilerieen in ein Hoflager umgewandelt hatte. „Diese tüdeske Unbeholfenheit beleidigte Bonaparten, aber sie ging mir hin, weil sie ihm bei mir natürlich erschien; doch half sie mir zum ersten Exil, das ich damals wünschte." Bonaparte wollte in der That nicht auf Reinhard's fernere Dienste verzichten. Fast alle seine Sendungen hatten mit einem Mißerfolge geendet. Gleichwohl schien allen Regierungen Frankreichs der geborene Deutsche unentbehrlich, alle schätzten seinen Fleiß und seine Hingebung, seine Geradheit und Uneigennützigkeit und vor Allem seine musterhaften, so gehaltvollen als fein geschriebenen Berichte. Für die norddeutschen Dinge, die, so lange der Krieg mit England währte, von der größten Wichtigkeit waren, gab es keinen schärferen und sachkundigeren Beobachter. Hier vor Allem hatte sich „der Tiefblick und die seltene Combinationsgabe, sowie die eines geistvollen schriftlichen Vortrags" bewährt, die einer der Hamburger Freunde als die Reinhard auszeichnenden diplomatischen Eigenschaften rühmte. Im April 1802 erfolgte seine Ernennung zum Gesandten, diesmal nicht bei den Hansestädten, sondern — nach hergestelltem Reichsfrieden — bei dem niedersächsischen Kreise. Vor seiner Abreise hatte er eine Audienz beim Ersten Consul. Hier traf er zum ersten Mal mit dem Sohne Karl Augusts von Sachsen-Weimar zusammen. „Ich stand hart neben ihm; er konnte mich nicht bemerken, wohl aber ich ihn." Er sollte später die herzogliche Familie unter erfreulicheren Umständen wieder und wieder sehen.

Im Juni traf Reinhard wieder in Hamburg ein. Auch hier hatte sich inzwischen Manches verändert. Zunächst in der Familie. Sein Schwager Sieveking war am 25. Januar 1799, erst achtundvierzig Jahre alt, nach kurzer Krankheit gestorben. Nicht bloß die nächsten Angehörigen empfanden den Verlust des bedeutenden Mannes, zumal in dieser Zeit, als einen schweren Schlag. Schon begannen sich über dem reichen Gemeinwesen düstere Wolken zusammenzuziehen. Während des Krieges war es immer schwieriger geworden, zwischen den drohenden Zumuthungen der Kriegführenden, hier Frankreichs, dort Englands, hindurch zu steuern. Die Republik erhob Beschwerde, daß Hamburg die Ausgewanderten und ihre Verschwörungen schütze, den deutschen Handel begünstige; umgekehrt klagten England und Rußland, die Stadt sei der Zufluchtsort aller Unzufriedenen, ein Herd revolutionärer Umtriebe, ein Mittelpunkt jacobinischer Propaganda. In ernstliche Bedrängniß gerieth die Stadt, als der Ire Napper Tandy mit drei Gefährten sich hierher geflüchtet hatte und Frankreich ihre Freilassung, England und Rußland ihre Auslieferung verlangten. Die Zwangsmaßregeln, die Kaiser Paul gegen die hamburgische Schiffahrt ergriff, waren mit die Ursache der tief eingreifenden Handels- und Geldkrisis, die über Hamburg im Jahre 1799 hereinbrach. Plötzlich sanken die unnatürlich gesteigerten Preise der aufgestapelten Waaren, die Handelshäuser erlitten ungeheure Verluste und eines nach dem anderen mußte seine Zahlungen einstellen. In dieser Schreckenszeit, der Vorläuferin noch schlim-

merer Tage, wurde zum ersten Mal jene sorglose Leichtlebigkeit erschüttert, die in Folge der riesigen Geldumsätze des vorigen Jahrzehnts eingerissen war. Von der Begeisterung, mit der man einst dem Anbruch eines neuen Zeitalters entgegengejubelt hatte, war wenig mehr übrig. Hier wie überall waren die Sympathien für Frankreich erkaltet; doch zu den Ursachen, die überall die gleichen waren, trat hier noch die besondere: Bedingung für Hamburgs Wohlstand war der ungestörte Handelsverkehr mit England und nun hatte sich allzu deutlich die französische Absicht enthüllt, den englischen Handel mittelbar in den Hansestädten und in den deutschen Strommündungen zu bekämpfen. Nach dem Zerwürfniß, in das Hamburg wegen der Auslieferung Napper Tandy's mit der französischen Republik gerathen war, hatten Gerüchte von einer bevorstehenden französischen Expedition gegen die Nordseeküsten lebhafte Beunruhigung hervorgerufen. Jetzt war Friede, aber ein Friede, dem Niemand traute, und jene Gerüchte wollten nie ganz verstummen. Zu dem officiellen Programm Frankreichs gehörte immer noch die Neutralität der Städte, doch auch die Verträge gewährten keine Beruhigung mehr über die Hintergedanken der französischen Politik. Reinhard erschien, als er das zweite Mal nach Hamburg kam, nicht mehr in demselben Grade wie früher als der Vertreter einer befreundeten Macht.

In Hamburg ist Reinhard wieder mit seinem Freunde Kerner zusammengetroffen, doch geschah dies unter Umständen, an denen gleichfalls ersichtlich war, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Bis zum Ende von Reinhard's Gesandtschaft in der Schweiz war Kerner bei ihm als Secretär geblieben. Unter Bonaparte's Alleinherrschaft aber wollte der hitzige Republikaner nicht mehr dienen, und er entschloß sich, den französischen Dienst überhaupt zu verlassen. In Bern trennte er sich von Reinhard, ging schon Ende 1801 von Paris nach Hamburg, wo er von seinem ersten Aufenthalt her anhängliche Freunde besaß, versuchte zuerst eine kaufmännische Laufbahn einzuschlagen, und da dies mißlang, begründete er im März 1802 eine politische Zeitschrift, in der er freimüthig und mit zunehmender Schärfe die Zeitereignisse besprach. Im Mai erfuhr er, daß ein neuer französischer Gesandter in der Person Reinhard's erwartet werde, und sofort ahnte ihm nichts Gutes. Von seinem besten Freunde hatte er zu fürchten, und er fürchtete nicht grundlos. Im Juli hörte der „Nordstern“ auf zu erscheinen, und es ist kein Zweifel, daß dies mit der kurz zuvor erfolgten Ankunft Reinhard's zusammenhing, sei es, daß dieser den alten Freund vertraulich warnte oder daß er beim Senat Vorstellungen erhoben hatte. Kerner mußte sich jetzt nach einer anderen Beschäftigung umsehen, er kehrte zu seinem medizinischen Berufe zurück und nach einem Aufenthalt in Kopenhagen und in Schweden nahm er im August 1803 die ärztliche Praxis in Hamburg auf. Von Reinhard hielt sich der Zurückgekehrte im Anfang fern, er zürnte ihm; als er sich aber bald darauf mit einer Hamburgerin verlobt hatte, benützte dies Reinhard zum Versuch einer Aussöhnung, und zwar mit bestem Erfolg. Sie war so vollständig, daß sich Kerner von dem alten Gefährten zum Traualtar führen ließ. Nach der Trauung, es war am 27. Mai 1804, ver-

sammelte man sich zu einem ländlichen Feste, und hier war es, wo der französische Gesandte von einem Courier überrascht wurde, der ihm die Nachricht von der Verwandlung des Consulats in das Kaiserreich brachte[1]).

In der Hamburger Gesellschaft traten dem Gesandten überall bekannte Gesichter entgegen und neue Bekanntschaften schlossen sich an. Unter den letzteren war der dänische Diplomat J. G. Rist, der jedoch, wie der holländische Gesandte Reinhold, Kerners Jugend- und Schulfreund, erst in späteren Jahren zu größerer Vertrautheit mit Reinhard gelangte. Friedrich Perthes, der Schwiegersohn von Matthias Claudius, damals ein junger aufstrebender Geschäftsmann, erzählt, daß er auch mit Reinhard in vielfache Berührung gekommen sei, und rühmt es, daß er „seinen Blick durch die Gespräche mit dem redlichen und in den politischen Verhältnissen erfahrenen Mann erweitert“ habe. Jacobi, der Philosoph, wohnte noch immer in Eutin, ganz heimisch geworden in diesem norddeutschen Gelehrten- und Dichterkreise. Christine fand in Jacobi's Tochter Helene eine Freundin wieder, und Reinhard selbst pflegte gerne diesen Verkehr, der ihn in ganz andere Regionen versetzte, als seine Berufsgeschäfte ihm auferlegten; er bedauerte nur, daß Jacobi's wankende Gesundheit nicht häufiger eine persönliche Begegnung ermöglichte. Am 14. März 1803 schloß Klopstock die Augen, und wenn berichtet wird, daß bei dessen Begräbniß in Ottensen die fremden Gesandten anwesend waren, so hat sicher Reinhard nicht gefehlt, der einst von Klopstock's Oden und Elegien den ersten Anstoß zu seinen eigenen Dichtungen empfangen hatte.

Noch immer vereinigte am Freitag Abend der Theetisch des Reimarus'schen Hauses eine auserlesene Gesellschaft um den „frommen Weisen“, der, alt an Jahren, jung an Geist geblieben war, und seine Gattin, die Doctorin, die, obwohl sie mit der Zeit zu unbehülflicher Leibesfülle gedieh, ihren Gästen noch immer dieselbe lebendige und anregende Theilnahme schenkte. Noch immer, auch nach dem Tode des Hausherrn, war das Sieveking'sche Haus „ein Sammel-, ja ein Tummelplatz für Alles, was von Fremden und Einheimischen auf einige Bedeutung Anspruch machte.“ Und noch immer füllte an den Sonntagen den Landsitz Neumühlen eine bunte Gesellschaft, „Gäste von allen Nationen, Altern und Farben.“ Doch die Schwere der Zeit begann sich auch im geselligen Leben fühlbar zu machen. Es war nicht mehr die Unbefangenheit, die sonst hier geherrscht hatte. Und vielleicht herrschte sie am wenigsten, wenn Reinhard zugegen war. Denn die einstige leidenschaftliche Parteinahme für die Revolution war jetzt bei den Nächstverbundenen dieses Kreises in heftige Abneigung gegen Bonaparte, das „flagellum Dei zu Malmaison“, und in eifrige Parteinahme für England umgeschlagen, und wenn, nach einer Bemerkung Rist's, die enge Verbindung Reinhard's mit der Reimarus'schen Familie „wegen mancher Eigenheiten und seltsamen Schwächen nie zur Freundschaft werden wollte“, so mag dies wenigstens für diesen zweiten Aufenthalt Reinhard's in Hamburg gelten, da er zugleich unter dem Druck seines jetzigen Berufes litt. Man scheint durch Zuträgereien diesmal im Voraus gegen ihn eingenommen gewesen zu sein, und, wie er in späteren Jahren einmal gegen Goethe äußerte, er konnte in der eigenen Familie sich nicht zurecht finden; „ich war empört und sehr unglücklich.“

[1]) A. Wohlwill, G. Kerner, S. 73.

II.

Unter den Bekanntschaften, die Reinhard in dieser Zeit machte, war die wichtigste die des Lothringers Carl von Villers. Als geborener Franzose, der durch Schicksal und Neigung ein Deutscher geworden war, bildete Villers gleichsam ein Gegenstück zu Reinhard, der Franzose geworden war und gleichwohl Deutscher bleiben wollte. Wenn Goethe jenem den Namen Janus bifrons gegeben hat, so trifft dieselbe Bezeichnung auch für Reinhard zu. Schon durch diese Aehnlichkeit in Gesinnung und Lebensgang mußte sich Reinhard zu dem um drei Jahre jüngeren Villers hingezogen fühlen. Bei ihm konnte der Vereinsamte am Ehesten auf Verständniß seiner eigenthümlichen Lage, auf mitfühlende Theilnahme für Bedrängnisse rechnen, die er sonst sorgfältig in sich verschloß. Reinhard hat sich unter der Schwere der Zeit an den edlen Freund mit einer ähnlichen Wärme angeklammert, wie später an Goethe.

Der liebenswürdige, ritterliche Franzose fand dauernd seine Heimath in Deutschland[1]). Er hatte im französischen Heere gedient. Eine Schrift über die Freiheit, die er im Jahre 1791 veröffentlichte, war den Jacobinern anstößig geworden, und im folgenden Jahre kam er als politischer Flüchtling nach Deutschland. Zunächst studirte er an der Universität Göttingen und eignete sich deutsche Bildung in ungewöhnlichem Grade an. Seit 1797 aber lebte er in Lübeck, im Hause des Senators Rodde, dauernd gefesselt an dessen Frau Dorothea, die von ihrem Vater Schlözer mit einer gelehrten Bildung ausgestattet worden war und sogar den philosophischen Doctorhut sich erworben, aber darüber die natürliche weibliche Anmuth nicht eingebüßt hatte, — „le docteur aux belles mains“ oder „aux blancs bras“, wie die Freunde sie scherzend nannten. Villers vertiefte sich nun ganz in deutsche Literatur und Wissenschaft und machte es sich zur Lebensaufgabe, die Bedeutung derselben seinen Landsleuten nahe zu bringen. Er stand in Verbindung mit Benjamin Constant und der Frau von Staël, mit denen er die gleichen Zwecke verfolgte. Nur war er noch viel entschiedener deutsch gesinnt, und vergebens hielt ihm die Staël das Vaterland, die Jugenderinnerungen und die Liebenswürdigkeit der Franzosen vor Augen, um ihn nach Frankreich zurückzurufen. Eine Schrift, in welcher Villers die Kantische Philosophie auseinandersetzte, bewog Bonaparte, ihn zu einem gedrängten Auszug aufzufordern. Wie einst Sieyès durch Reinhard, so ließ sich der erste Consul durch Villers in die Geheimnisse der „Kritik der reinen Vernunft“ einweihen. Jetzt, im Jahre 1802, arbeitete er an einer Preisaufgabe über die Reformation Luther's, die das soeben durch Leon Joseph Dacier reorganisirte Institut de France gestellt hatte. In dem Hause des reichen Senators und späteren Bürgermeisters Rodde, einem der gesellschaftlichen Mittelpunkte der Stadt Lübeck, ist Villers aber auch den öffentlichen Dingen nicht fremd geblieben. Er liebte Deutschland und er liebte vor Allem die Hansestädte, wo er das Gastrecht und zahlreiche Freunde gewonnen hatte. Als das Reich aus den Fugen ging und die Kleinen vor den Mächtigen zitterten, nahm sich Villers in mehreren Schriften, wie in persönlichen Bemühungen der

[1]) Vergl. Isler, Briefe aus dem Nachlaß des Ch. de Villers. Hamburg 1879. — Ders., K. Fr. Reinhard's Briefe an Ch. de Villers. 1883.

Interessen der Städte an, und hier war es, wo er und Reinhard sich begegneten. Durch diese Geschäfte sind die näheren Beziehungen beider Männer eingeleitet worden.

Persönlich lernten sie sich im Sommer 1802 kennen, ohne Zweifel in Neumühlen, zu dessen Freunden Villers längst gehörte. Es war kurz vor den Regensburger Verhandlungen, die unter Vermittelung Frankreichs und Rußlands über die Gebietsveränderungen in Deutschland entscheiden sollten. Die Reichsdeputation war auf den August einberufen. Für Alle, die zu gewinnen oder zu verlieren hatten, galt es nun, in letzter Stunde ihre Anliegen vorzubringen, ihre Forderungen zu begründen, der Gunst der Mächtigen sich zu versichern. Den meisten Reichsstädten war der Untergang der Freiheit bestimmt, nur für die Hansestädte zeigten sich von Anfang an günstige Aussichten. Frankreich hatte sich bisher für ihre Unabhängigkeit verwendet, und an seiner Diplomatie fanden auch jetzt ihre Wünsche eine kräftige Fürsprache. Wir wissen, worin die Wünsche der Städte bestanden. Vor Allem verlangten sie Aufhebung der Ueberreste des Feudalismus, der Lasten, die an die geistlichen Herrschaften erinnerten, Beseitigung der Rechte und Einkünfte, die im Namen der Domcapitel den benachbarten Fürsten in den Städten und deren Gebiet zustanden. Bremen verlangte außerdem die Aufhebung des Elsflether Zolls, und alle drei Städte wünschten die endliche Anerkennung ihrer vollkommenen Neutralität in allen Reichskriegen und die Befreiung von jeder Art von Kriegslasten. Für die Gewährung einer solchen Ausnahmestellung verlangte Preußen in der Reichsdeputation von den Städten wenigstens einen Gegendienst: sie sollten zum Besten des Reiches eine jährliche Summe von fünfhunderttausend Gulden entrichten. Aber auch gegen diese Zumuthung riefen sie mit Erfolg die Hülfe Frankreichs an.

Diese Verhältnisse sind es, die Reinhard jetzt zu studiren und in den Berichten an seine Regierung zu bearbeiten hatte. Mit gewohntem Fleiß sammelte er das statistische Material, das dem Entschädigungswerk im niedersächsischen Kreise zur Grundlage dienen sollte, und für die Verhältnisse Lübecks wandte er sich dabei an die Mitwirkung Villers'. Aus den (französisch geschriebenen) Briefen, die er seit August 1802 an Villers richtete, erfahren wir Näheres sowohl über diese Geschäfte, als über die zunehmende Wärme der freundschaftlichen Beziehungen beider Männer.

Am 22. November sendet Reinhard an Villers einen für Jacobi bestimmten Brief, der damals für einige Tage nach Lübeck kommen wollte, und fügt bei: „Jacobi hat die Absicht, einige Wintermonate in Hamburg zuzubringen. Vielleicht ist dies ein Grund, der Sie zu uns herüberziehen kann. Glauben Sie, daß ich immer mit Vergnügen die Gelegenheiten ergreifen werde, Sie wiederzusehen und Ihnen Beweise der Achtung zu geben, die Sie mir eingeflößt haben." Villers gab Hoffnung zu kommen, denn im nächsten Briefe, vom 25. November, in welchem Villers' Absicht, mit Luther sich zu beschäftigen, lebhaft gutgeheißen wird, fügt Reinhard bei: „Die ganze Familie weiß Ihnen Dank, daß bei Ihrem Vorsatz, nach Hamburg zu kommen, auch wir mit in Rechnung genommen sind." In einem Briefe vom 7. December legt er dann dem Freund eine Reihe von Fragen vor, welche die Stadt Lübeck betreffen und über die er um Auskunft bittet.

„Die localen Einzelheiten kennen zu lernen und mir die neuesten Angaben zu verschaffen genügt es nicht, die Bücher zu befragen; ich muß mich an Personen wenden, die an Ort und Stelle wohnen. Ich habe wenige Bekanntschaften in Lübeck, und ich weiß Niemanden, der geeigneter wäre, den Ansichten meiner Regierung zu entsprechen, und dem ich mich lieber verpflichtet fühlen möchte, als Sie. Wollen Sie es also übernehmen, mir über diesen Gegenstand Ihre eigenen Beobachtungen und die Ergebnisse einiger Besprechungen mit unterrichteten Lübecker Kaufleuten mitzutheilen? Nur ist die Sache etwas dringlich; wäre es zu viel verlangt, wenn ich mir die Antwort binnen vierzehn Tagen ausbitte? Verzeihen Sie meine Belästigung. Es heißt dies im wahren Sinne Ihre Zirkel stören. Aber ich wünsche, ich könnte mich ebenso leicht in die Regionen erheben, wo Sie herrschen, als es Ihnen leicht sein wird, in diejenigen herabzusteigen, wo man die Lösung für meine Fragen suchen muß."

Diese Fragen bezogen sich auf die Handelsverhältnisse Lübecks, die Zollregister, den Werth der aus- und eingeführten Waaren, sodann die endliche Ablösung der auf dem Gebiet von Lübeck und Hamburg berechteten Domcapitel, sowie die Säcularisation des Bisthums Lübeck, womit der Herzog von Oldenburg für die Aufhebung des Elsflether Zolls entschädigt werden sollte. Reinhard erfuhr nun von Villers, daß dieser bereits mit Arbeiten für den gleichen Zweck beschäftigt war. Die einschlägigen Fragen waren im Auftrag des Ersten Consuls an die französischen Commissäre der auswärtigen Beziehungen in allen drei Hansestädten geschickt worden. Neben dem Beamten, der diese Stelle in Hamburg bekleidete, hatte man sich aber nachträglich auch noch an Reinhard gewandt, weil man diesen für besonders bewandert in den Verhältnissen der Hansestädte hielt. Es war unter diesen Umständen Sache des Ehrgeizes für Reinhard, seiner Regierung eine befriedigende und möglichst erschöpfende Arbeit einzusenden, wozu er sich neuerdings die Dienste Villers' erbat. Gleichzeitig benachrichtigte er diesen, daß er beauftragt sei, zu einer freundschaftlichen Auseinandersetzung mit dem König von Dänemark mitzuwirken, da dieser auf die Besetzung der Domcapitel von Hamburg und Lübeck Rechte besaß, auf die er nicht verzichten wollte. In Folge dieser Mittheilung kam der Senator Curtius von Lübeck nach Hamburg, um mit Reinhard und dem dänischen Gesandten von Eyben diese Sache zu verhandeln, und Reinhard kann in seinem Briefe vom 17. December die Versicherung geben, daß die französische Regierung fest entschlossen sei, der Stadt Lübeck die in Aussicht genommenen Vortheile im vollen Umfang zu sichern und durch keinen Einspruch verkümmern zu lassen. Der Widerstand Dänemarks zeigte sich übrigens stärker als erwartet worden war. Es gelang keine Verständigung. Den Austrag mußte man den Verhandlungen in Regensburg überlassen, wo jetzt der große Markt für die innerdeutschen Gebietsveränderungen in vollem Gange war.

Villers hat inzwischen die gewünschten Angaben an Reinhard gesandt, und dieser drückt in einem Brief vom 27. December lebhaft seinen Dank für die reichlichen Mittheilungen aus. Dennoch sind sie ihm nicht genügend, nicht genug ins Einzelne gehend, was die Statistik der aus- und einlaufenden Schiffe, ihre Flaggen, ihre Herkunft und ihre Bestimmungsorte, ihre Tonnenzahl und den Gesammtumsatz betrifft. Er selbst sagt sich freilich, auch wenn diese Angaben vollständig wären, so würden sie wenig nützen, da es sich um Kriegsjahre handelt, die nicht die Regel, sondern die Ausnahme bilden. „Indessen, man will es so, und Sie wissen, was das „„Man will es"" in Frankreich bedeutet."

Im Februar erwartete Reinhard den Besuch Villers' in Hamburg, und mit Ungeduld sah er diesem Zeitpunkt entgegen. Auf einen politischen Seufzer, eine Andeutung über den veränderten Zeitgeist seit 1789, die Reinhard dem Papiere anvertraute, scheint Villers mit einem offenen Ergusse geantwortet zu haben. Wir entnehmen es dem Briefe, mit dem Reinhard am 25. Januar 1803 erwiderte:

„Ich werde, mein lieber Villers, Ihren letzten Brief als ein kostbares Besitzthum aufbewahren. Ich schätze es hoch, unter die Zahl meiner Freunde einen Mann rechnen zu können, dessen Geist schon durch die Wahl seiner Beschäftigungen und durch die Art des Ruhmes, den er sich gewann, den Charakter verbürgt. Sie sind nicht wie ich, am Fuße der Schaffote, Zuschauer einer Revolution gewesen, die das Herz gefrieren macht. Sie haben nicht wie ich eine verletzte Empfindlichkeit davongetragen durch die Kenntniß der Welt, die auf die Unmöglichkeit, das Gute zu thun, angelegt ist. Glauben Sie mir, da heißt es einen weiten Weg zurücklegen, um endlich wieder zu dem Bedürfniß zu lieben und zu achten zurückzukommen. Sie sind unter der kleinen Zahl derer, die mich dieses Bedürfniß von Neuem kennen lehren. Ich wünsche, daß Sie mit mir zufrieden sind, um es selbst sein zu können, und ich werde Ihr Kommen als eine glückliche Episode meines jetzigen Lebens betrachten. Ich habe mich mit Poel verständigt; es wird keine Eifersucht geben, wenn Sie in Hamburg bei mir wohnen; in Altona wird Sie Poel ausschließlich besitzen. Das Zimmer ist bereit; der Salon erwartet Sie, Sie und Jacobi; wir werden lesen, wir werden glauben und mein Herz wird sich aufheitern. Tausend Grüße."

Villers konnte übrigens damals den Besuch in Hamburg noch nicht ausführen. Es blieb beim Briefwechsel, der sich zunächst um die Behandlung des fortdauernden Streites zwischen Dänemark und der Stadt Lübeck drehte. Doch wiederholt Villers sein Versprechen, Reinhard die inzwischen vollendete Schrift über Luther persönlich zu bringen, und Reinhard schreibt, indem er vorschlägt, den förmlichen Ton in den Briefen aufzugeben:

„Von ganzem Herzen biete ich Ihnen ein kleines Zimmer in meinem kleinen Hause an. Machen Sie keine Complimente; seit letztem Herbst war es dazu bestimmt, einen Philosophen zu beherbergen. Ich weiß nicht durch welches Verhängniß es kommt, daß ich so oft den Graben nicht überspringen kann, um mich Personen zu nähern, die mich stark und seit lange anziehen. Ich verwünsche alsdann meine Runzelstirne; wenn gegenüber ein Gesicht sich befindet, das mir gleichfalls ein wenig streng scheint, so gibt es kein Mittel, daß ich darüber wegkomme. So ist mein Gesicht und so ist es von Natur, und doch könnte ich vielleicht mit größerem Rechte sagen, daß es nur eine Maske ist, und daß die Kälte nur aus der starken Empfindlichkeit entspringt. Es scheint mir, diese Vorrede ist nicht ganz überflüssig, wenn ich Sie bitte, Frau Rodde meine Empfehlungen zu sagen. Tausend Grüße."

Villers erwiderte:

„Ich habe Sie, würdiger Freund, gleich bei der ersten Begegnung verstanden und mich niemals durch Ihre ernsthafte Zurückhaltung betrügen lassen. Niemand glaubt mehr als ich an die Offenbarung der Seelen (vorausgesetzt, daß sie etwas zu offenbaren haben!). Der förmliche Ton war auch bei mir bloße Maske. Ich werfe sie mit inniger Freude ab, und die Art, wie Sie mich einladen, bestärkt mich unwiderruflich in meinem System. Ich habe der ausgezeichneten Frau mit den strengen Mienen den Satz Ihres Briefes gelesen, wo ihrer Erwähnung gethan ist, sie lachte sehr darüber und beauftragt mich, Sie wie Frau Reinhard herzlich zu grüßen. Die Strenge ihres Aeußeren verbirgt gleichfalls die edelste und feinfühlendste Seele. Inmitten ihrer Kinder und ihrer nächsten Freunde muß man sie sehen, um sie kennen zu lernen, um ihr Herz und ihren Geist zu schätzen. Sonst bewahrt sie eine außerordentliche Zurückhaltung und Schüchternheit, welche die Sorge, sie zu verbergen und zu meistern, in eine nach Außen imponirende Sicherheit und Stärke verwandelt, wie man sie nur zu häufig bei jenen zartgesinnten moralischen Hasenfüßen findet, die sich verloren glaubten, wenn man das Geheimniß ihrer Schwäche und ihrer Scham erriethe. Nehmen Sie dazu das außerordentliche Leben ihrer ersten Jahre, die verderblichen Stöße, die damals ihr Nervensystem und ihre ganze physische Natur erlitt. Endlich

noch ein kleiner Tropfen Schlözerisches Blut in den Adern, und Sie haben den Schlüssel für ihre Eigenart."

Die Verhandlungen in Regensburg waren indessen zum Abschluß gelangt. Der Hauptschluß der Reichsdeputation trägt das Datum des 25. Februar. Die Wünsche der Hansestädte wurden, Dank der Fürsprache des allmächtigen Frankreich, im vollen Umfang erfüllt. Sie wurden frei von den drückenden Ueberresten des geistlichen Herrschaftswesens, frei von den Zöllen, die ihren Handelsverkehr unterbunden hatten, frei von den Servituten, die Hannover, Oldenburg, Dänemark auf ihren Gebieten besessen hatten. Damit war ein Ziel erreicht, das Reinhard, der Anhänger der Grundsätze von 1789, seit seinem ersten Aufenthalt in Hamburg im Auge gehabt hatte. Er und Villers durften sich sagen, daß sie durch ihre Vorarbeiten mitgewirkt hatten zu einem Ausgang, der in den Städten mit Freuden begrüßt wurde. Einzelnes blieb noch besonderen Uebereinkünften vorbehalten. Am 16. März wurde ein Abkommen zwischen Lübeck und dem Herzog von Oldenburg unterzeichnet, das auch darum günstig für die Stadt war, weil weitere Verhandlungen mit Dänemark, das von Oldenburg entschädigt wurde, dadurch abgeschnitten wurden. Reinhard zeigte in einem Briefe an Villers vom 15. April mit Vergnügen diesen glücklichen Ausgang an, der ihm aus Regensburg mitgetheilt worden war. Aus demselben Brief ersehen wir, daß Villers inzwischen in Hamburg gewesen war. Reinhard sehnt sich bereits nach dem nächsten Besuche des Freundes: „Wann werden Sie wiederkommen? Sie müssen wissen, daß je mehr man Sie sieht, um so größer das Verlangen ist, Sie wiederzusehen." Im nächsten Briefe, vom 28. April, kann er ihm mittheilen, daß Dacier die Preisschrift über Luther angenommen hat. „Er schreibt mir, daß von sieben zum Wettbewerb eingesandten Arbeiten fünf aus Deutschland kommen. Ich schließe daraus, daß kein französischer Katholik sich betheiligt hat, und daß Sie sehr wahrscheinlich den Preis erhalten werden." Dies war in der That der Fall. Villers erhielt den Preis und wurde zum correspondirenden Mitglied des Instituts ernannt. Die Schrift erschien im Druck unter dem Titel: „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther" und erlebte in wenigen Jahren vier Auflagen und verschiedene Uebersetzungen in andere Sprachen. Reinhard selbst gehörte dem Nationalinstitut schon seit dessen neuer Einrichtung im Jahre 1795 als Mitglied an, und zwar in der Classe für moralische und politische Wissenschaften.

III.

Der Reichsdeputationshauptschluß hatte den Hansestädten auch die Erfüllung jenes Wunsches gebracht, an dem ihnen seit Jahren am allermeisten gelegen war. Die vollkommene Neutralität für ihr Gebiet und ihre Häfen wurde ihnen zugestanden, die Befreiung von jeder Kriegslast und Beisteuer; ihr Seehandel sollte von den europäischen Mächten nach dem Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut" behandelt werden. Auch diesen Erfolg hatten sie Frankreich zu verdanken, in dessen Interesse es lag, daß die Städte vom Reichsverband sich lösten und daß den Flotten kriegführender Mächte der Zugang zu den Wasserstraßen gesperrt wurde. Wie aber dann, wenn Frankreich selbst als kriegführender Macht die Neutralität der Städte unbequem wurde? Wer schützte die Städte, wenn Frankreich es im Interesse seiner Krieg-

führung gelegen fand, selbst die wichtigen Stellungen zu besetzen, die es Anderen verschlossen hatte? Die Frage sollte nur allzubald practisch werden. Man begreift es, wenn berichtet wird, daß die Freude der Städte über das Gelingen ihrer Wünsche nur mäßig sich äußerte. Für die kleinen Gemeinwesen mochte es doch ein beängstigendes Gefühl sein, daß sie in den ungewissen Zeitläuften nun ganz auf sich selbst angewiesen waren und ihre Unabhängigkeit einer Macht verdankten, die keine Unabhängigkeit duldete, wo sie ihr unbequem war. Schon im März sah man den Wiederausbruch des Krieges mit England voraus, das Malta zu räumen sich weigerte, und diesmal war Frankreich von Anfang an entschlossen, das verhaßte Inselreich, dem zu Wasser nicht beizukommen war, auf dem Festland zu bekämpfen. Talleyrand kündigte Truppenbewegungen „an die Hannoversche Grenze“ an, und noch deutlicher sagte der Erste Consul selbst in den Weisungen, die er am 12. März seinen Gesandten ertheilte: „England zwingt mich zum Krieg, dann will ich auch die britische Flagge überall verfolgen, wo sie weht. Kehrt das britische Cabinet nicht um, so bin ich entschlossen, Hannover zu besetzen.“ Preußen erschöpfte sich in Bemühungen, einen Schlag abzuwenden, von dem es selbst mehr als England betroffen wurde. Der Augenblick war gekommen, wo das norddeutsche Neutralitätssystem auf die Probe gestellt wurde.

Noch ehe die Entscheidung gefallen war, am 25. Mai, schrieb Reinhard an Cotta in Tübingen, nachdem er ihm für die Uebersendung einer Bücherkiste gedankt hatte:

„Wir haben hier sonderbare drei Monate verlebt. Ewige Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden, die selbst in diesem Augenblick noch fortdauert. Alsdann die Nebenfragen, die Hauptfragen für diese Gegend sind. Wird Preußen, wird Frankreich Hannover besetzen? Was wird aus der Neutralität der Weser und Elbe? Wird ein preußischer Corporal in Hamburg die Polizei übernehmen, um heillose Journalisten im Zaum zu halten?“ u. s. w.

Zwei Tage, nachdem dieses geschrieben war, rückte General Mortier im Kurfürstenthum ein und zwang die Hannoversche Armee zur Capitulation von Suhlingen. Was nun weiter werden sollte, darüber war Alles in größter Ungewißheit. Die abenteuerlichsten Gerüchte schwirrten durch die Luft. Reinhard bat deshalb Villers, ihm über Alles, was er in Lübeck höre, oder was dort vorgehe, genauen Bericht zu erstatten. „Was uns selbst betrifft,“ so fügte er in dem Briefe vom 30. Juni hinzu, „so können Sie sich vorläufig daran halten, daß General Mortier mir für die Stadt Hamburg schreibt, es sei für sie nichts Beunruhigendes in unseren Bewegungen.“ Wirklich wurde Hamburg noch geschont, doch nicht die Neutralität seines Gebiets. Um den Engländern die Elbe zu verschließen, besetzten die Franzosen auch das hamburgische Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven. Schon vor sechs Jahren hatte Reinhard in einer Depesche die Bemerkung gemacht, Cuxhaven sei so gut wie ein britischer Hafen; ganz denselben Ausdruck brauchte jetzt Talleyrand, um einen Schritt zu beschönigen, gegen den Preußen vergebens sich verwahrte. Man habe, schrieb er in einer Note vom 8. Juli nach Berlin, im Verzicht auf die Besetzung der Hansestädte Preußen nachgegeben, weiter könne man nicht gehen; oder solle man zulassen, daß englische Schiffe im Bereich der französischen Batterien herumführen? Mortier erhielt Befehl, strengstens darüber zu wachen, daß keine englischen Waaren, keine eng-

lischen Posten in den Nordseehäfen zugelassen werden. Für den Wachdienst auf Elbe und Weser wurde der Bau von je dreißig Flachbooten angeordnet, wozu das Holz aus den Hannoverschen Wäldern geholt werden sollte. Reinhard wurde angewiesen, beim Senat die Schuld für die ergriffenen Maßregeln ganz auf die englische Politik zu werfen. Die Engländer aber parirten den Schlag damit, daß sie durch etliche Fahrzeuge ihrer Flotte die Elbe und Weser wirklich blockirten und dadurch nicht bloß dem Handel der Städte, sondern auch den neutralen Staaten Preußen und Dänemark, deren Schiffe nicht mehr nach Hause kehren konnten, schweren Schaden zufügten.

Es war ein Sommer voll aufregender Arbeit für den Vertreter Frankreichs. Mit gespannter Erwartung sah man den Entschlüssen Preußens entgegen, die Städte mußten beschwichtigt und vertröstet werden, in Hamburg kamen und gingen französische Generale, Reinhard selbst hatte im August eine Reise nach Hannover zu machen. Geschäftliche Dinge führten auch Villers wieder nach Hamburg, und Reinhard sah dem Wiedersehen mit Ungeduld entgegen: „Ich gleiche einem Menschen, der auf dem Punkte ist, zu ertrinken, ich klammere mich an die Zuneigungen, die mir bleiben."

In diesen Sommer fiel auch eine Familienangelegenheit, die Reinhard näher anging. Sein Bruder Philipp Christian holte sich seine Frau gleichfalls aus Hamburg, aus dem mit den Reimarus eng befreundeten Hause des Vorstands der Handelsakademie, Professors J. G. Büsch. Zwei Jahre jünger als sein Bruder Gesandter, war Philipp Christian ebenfalls in Württemberg zum Theologen erzogen worden, war dann aber, wie denn die Geschwister alle einen merkwürdigen Zug in die Ferne hatten, nach Jena gegangen, wo er mit Schiller bekannt wurde; seit 1798 war er Professor der Philosophie an der Centralschule in Köln, und jetzt hatte er einen vortheilhaften Ruf an die Universität Moskau erhalten. Die Vermählung mit Luise Büsch fand im August 1803 statt, dann schiffte sich das Paar in Lübeck ein. In Moskau starb die Frau, und der Professor heirathete eine Inländerin, mit der er in der großen Katastrophe von 1812 den Untergang fand. Am Tag vor dem Einzug der Franzosen in Moskau verließ er mit seiner Familie die Stadt und in Nishnij-Nowgorod raffte ihn und seine Frau die herrschende Seuche weg. „Dieser Bruder war der Onkel Toby der Familie."

Das Jahr 1803 ging nicht zu Ende, ohne daß die Stadt Hamburg die Nähe der Franzosen noch empfindlich zu spüren hatte. Für den Unterhalt der Truppen in Hannover und ihre Ausrüstung waren dem Kurfürstenthum die schwersten Opfer auferlegt, und als die Noth in dem ausgesogenen Lande stieg, und man zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte, warf der Erste Consul, wie schon das Directorium gethan hatte, das Auge auf die reichen Hansestädte. Anfang November erschien General Berthier mit einem Herrn Posset in Hamburg und eröffnete dem Senat, daß sie ermächtigt seien, eine Anleihe für die Armeebedürfnisse aufzunehmen. Der Senat sträubte sich, wagte es aber nicht, auf seinem Widerstand zu beharren. Man entschloß sich, drei Millionen zu bewilligen, für die eine Zwangsanleihe in der Stadt ausgeschrieben wurde.

Der Eindruck, den diese Gewaltthat in Europa machte, war derart, daß Bonaparte selbst davon betroffen wurde. Sofort ergingen Weisungen an den Kriegsminister Berthier und an Reinhard, in welchen unter dem Ausdruck entschiedener Mißbilligung genaue Berichte über den Vorgang verlangt wurden. Die Sache sollte rückgängig gemacht oder doch in eine andere Form gebracht werden. „Es ist unwürdig," schrieb Bonaparte an Berthier, „einen General abzuschicken, um diese Anleihe zu machen. Die Stände hätten die Anleihe machen sollen. Eine Convention mit einer fremden Regierung mußte von einem Minister der Republik, versehen mit regelrechten Vollmachten und Weisungen, abgeschlossen werden. Sie ist deshalb umzuwandeln in eine andere, wo die hannoverschen Stände die contrahirende Partei und Frankreich bloß Garant ist." Reinhard sollte namentlich darüber berichten, ob sich im Vertrag geheime Clauseln finden, dazu bestimmt, einen Theil der als Anleihe verlangten Gelder in die Taschen Einzelner, d. h. der Officiere, abzuleiten. Bonaparte kannte seine Generale, er kannte auch Reinhard, auf dessen Uneigennützigkeit er, wo es darauf ankam, den Gewohnheiten der französischen Beamten gegenüber, wiederholt sich verließ. Zugleich aber muthete er seinem Gesandten nun die amtliche Mitwirkung bei der schlecht verhüllten Gewaltthat zu. An Talleyrand schrieb er am 30. November:

„Benachrichtigen Sie den Bürger Reinhard, daß ich die Convention nicht ratificiren kann; daß die Anleihe von den hannoverschen Ständen gemacht werden muß, weil sie bloß zu ihrer Unterstützung bestimmt ist; daß Hannover die Wahl hat, entweder die Heimzahlung in zehn Jahren zu versprechen oder sie auf die Patrimonialgüter des Königs zu hypothekisiren, und daß ich dafür bürge, daß diese Bestimmungen getreu ausgeführt werden. Schicken Sie ihm die nothwendigen Vollmachten und Weisungen. Theilen Sie dem Bürger Reinhard gleichfalls mit, daß er nichts ohne Ihre Befehle hätte thun dürfen, daß er, um Weisungen zu verlangen, einen Courier an Sie absenden und so lange dem General Mortier antworten mußte, daß er warten solle. Empfehlen Sie ihm, mit der größten Umsicht vorzugehen und vom Gang dieser Sache Sie unterrichtet zu halten."

So hatte die Sache dem Gesandten einen Tadel des Ersten Consuls zugezogen; er sah sich noch dazu in der peinlichen Lage, jetzt in seiner amtlichen Eigenschaft bei der Anleihe mitzuwirken, und kurz darauf mußte er sich eine neue Zurechtweisung von Bonaparte gefallen lassen. Wie in Hannover seit der französischen Besetzung ein Netz von Spionage sich ausbreitete, so wurden auch für Hamburg die Vorschriften zur Beaufsichtigung der Ausgewanderten verschärft und besondere Späher dahin abgeschickt, die neben dem Gesandten, unabhängig von ihm, thätig sein sollten. Reinhard glaubte Ursache zu haben, sich über die Sendung eines Spions, Namens Colleville, zu beschweren und machte Vorstellungen, die aber schroff zurückgewiesen wurden.

„Die Regierung," ließ ihm Bonaparte am 26. December durch Talleyrand schreiben, „kann schicken, wen sie will, ohne irgendwen darüber benachrichtigen zu müssen. Die Sendung Colleville's hat nichts gemein mit den offenen, diplomatischen und wichtigen Functionen des Bürgers Reinhard. Die Haltung des Bürgers Reinhard ist einfach. Wenn er vermuthet, daß Colleville ein nach Hamburg geschickter Spion ist, so soll er ihn ignoriren, um den Menschen nicht durch seine Beziehungen zu beglaubigen. In einer Stadt wie Hamburg muß die Polizei nicht einen, sondern zehn Spione haben. Die Spione sind nicht Agenten der Regierung, sie sind nicht öffentliche Beamte, sie sind nicht einmal eigentlich mit Aufträgen betraut: es sind Menschen, die da als Franzosen sind, die man bezahlt wie man will und die schreiben was sie wollen."

IV.

Verdrießlichkeiten dieser Art wiederholten sich. Hamburg war in den Augen Bonaparte's ein Herd englischer Intriguen. Während des ganzen Jahres 1804, des Jahrs der Gründung des Kaiserreichs, dauerten die Beschwerden wegen Verbreitung englischer Pamphlete fort. Einzelne Häuser, die angeblich sich zum Canal englischer Verschwörungen machten, wurden durch Drohungen eingeschüchtert. Immer wieder wurde Reinhard größere Strenge eingeschärft, insbesondere strengere Beaufsichtigung der Hamburger Preßerzeugnisse. Bereits Ende 1802 hatte der „Spectateur du Nord" zu erscheinen aufgehört, nachdem er zuvor schon in Frankreich verboten war. Am 18. August 1804 verlangte der Kaiser auch die Unterdrückung des „Journal critique sur la guerre actuelle" und ließ durch Talleyrand den Gesandten auffordern, thätiger sich zu zeigen in der Unterdrückung des Uebermuths der Städte. Zwei Tage später wiederholte er seinem Minister: „Sie sind nicht streng genug gegen Hamburg. Wenn es fortfährt das Entrepot für alle schlechten Libelle zu sein, die sich in Deutschland verbreiten, so ist meine bestimmte Absicht, es einer festländischen Macht zu überlassen, die dort die Polizei gegen England machen kann." So angenehm für Reinhard sein erster Aufenthalt in der Hansestadt gewesen war, so peinlich gestaltete sich seine jetzige Aufgabe. Mehr und mehr sah er sich zur Vertretung einer Politik gezwungen, die im Kampf gegen England über alle Rücksichten sich hinwegsetzte. Es war sein Beruf, französische Gewaltthaten, die er mißbilligte, zu beschönigen, ja gelegentlich bei denselben mitzuwirken. In einzelnen Fällen konnte er wohl, wie er dies in der Schweiz gethan, einen mildernden Einfluß ausüben; das System selbst zu ändern, war er hier so wenig wie dort im Stande. Der preußische Gesandte in Hamburg, Schultz, schrieb einmal, „daß deutsch-schwäbische Ehrlichkeit dem Charakter dieses französischen Ministers noch immer zu Grunde liege." Umsomehr muß man annehmen, daß ihn seine Aufträge je und je in Widerstreit mit sich selber brachten. Schon in dieser Zeit beschlich ihn der Gedanke, den diplomatischen Dienst seines Adoptivvaterlandes zu verlassen — zu einem bestimmten Entschluß darüber hat er es nicht zu bringen vermocht. Er haßte Bonaparte, wie durch ein Wort von Steffens bezeugt ist. Allein noch immer mochte er sich sagen, daß auch unter dem Corsen die Revolution ihren Siegeszug gegen das alte Europa fortsetze, daß der Kampf gegen England im Interesse des künftigen Völkerrechts bis zum Ende durchgekämpft werden müsse. Und dann: er hatte keine andere Existenz, als die er sich im französischen Staatsdienst geschaffen hatte; hier hielt ihn der Trieb und die Gewohnheit zu wirken fest, der Ehrgeiz und vielleicht der Glaube, doch auf seinem Posten Gutes wirken, Schädliches verhindern zu können, womit er schon in früheren und wieder in späteren Lagen aufsteigende Selbstvorwürfe beschwichtigte — genug, er hat niemals in seiner Laufbahn den Punkt finden können, wo die innere Entfremdung von der Sache, der er diente, zum Entschluß der Lösung wurde. Zeitlebens war es seine Art, sich widerstandslos von den Ereignissen treiben zu lassen, ihnen auch, wo sie unerwünscht verliefen, die möglichst beste Seite abzugewinnen und im Uebrigen sich, wie er einmal an den Kanzler Müller schrieb, „in die Sphären des Gemüths und der Gesinnung zurückzuziehen, die uns angehören."

Mit dieser Lebensphilosophie ist er zuletzt zu einem Gleichmuth der Seele gelangt, der ihn gelassen die Weltereignisse und die eigenen Schicksale betrachten lehrte. Allein diesem spät errungenen Gleichgewicht sind Zeiten schwerer Seelenkämpfe vorausgegangen. Reinhard war von Natur ernst und einsilbig. Doch von diesem zweiten Hamburger Aufenthalt begannen seine Freunde an ihm eine krankhafte Trübung der Laune zu bemerken. Es fiel ihnen seine schweigsame Verstörtheit auf. Wie von bösen Geistern geplagt, so schildern ihn Briefe aus dieser Zeit.

Ein neuer Gewaltstreich, der auf Befehl des Kaisers verübt wurde, und bei dem Reinhard seine Mißbilligung nicht zurückhalten konnte, war Veranlassung, daß er von dem ihm drückend gewordenen Posten enthoben wurde.

V.

Was in der Nacht vom 24. zum 25. October 1804 in Hamburg geschah, war selbst nach allen vorausgegangenen Handlungen roher Gewalt, selbst nach der Entführung des Herzogs von Enghien ein Ereigniß, das in ganz Europa das größte Aufsehen machen mußte. Napoleon hatte seinem Polizeiminister Fouché Befehl ertheilt, durch französische Truppen den englischen Geschäftsträger in Hamburg, Sir George Rumbold, aufheben und dessen Papiere wegnehmen zu lassen. Also ein doppelter Bruch des Völkerrechtes: die Verletzung neutralen Gebietes und die Vergewaltigung einer diplomatischen Persönlichkeit[1]).

Rumbold sollte sich der Spionage und Verschwörung gegen das Kaiserreich schuldig gemacht haben. Früher schon hatte Napoleon gegen andere englische Vertreter auf dem Festland öffentliche Klage wegen solcher Umtriebe erhoben, und als der englische Minister Hawkesbury in einem Rundschreiben das Benehmen seiner Gesandten rechtfertigte und offen das Recht, die inneren Zerwürfnisse in Feindesland zum eigenen Vortheil auszunützen, behauptet hatte, war Napoleon entschlossen, auf diese Theorie mit einer That zu antworten, bevor er sie in einem diplomatischen Rundschreiben erwiderte. Seit Juni führte Bernadotte den Oberbefehl über die französischen Truppen in Hannover. An ihn wandte sich Fouché zur Ausführung des kaiserlichen Auftrags. Es sei der ausdrückliche Befehl des Kaisers, schrieb Fouché dem Marschall, sich der Person und sämmtlicher Papiere des englischen Geschäftsträgers zu bemächtigen. Bernadotte beauftragte seinen Adjutanten Maisons mit der Ausführung. Dieser begab sich sofort nach Hamburg, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und den Anschlag vorzubereiten. Zu diesem Zweck besuchte er den französischen Gesandten und machte ihm Mittheilung von seinem Auftrag. Reinhard war aufs Aeußerste betroffen. Doch glaubte er, das völkerrechtswidrige Unternehmen noch abwenden zu können, und indem er nach einem Ausweg suchte, stellte er die localen Schwierigkeiten ins Licht, die der Ausführung im Wege ständen. Der englische Gesandte besaß eine Stadt- und eine Landwohnung. Nur in der letzteren konnte der Ueberfall ausgeführt werden; dann aber war man nicht sicher, ob man auch

[1]) Sowohl den geschichtlichen Zusammenhang dieses Ereignisses als seinen Hergang hat A. Wohlwill erzählt in Hamburgs Vergangenheit, Bd. 1, S. 1 ff., auf Grund von Actenstücken, die er in der Zeitschrift des Vereins für Hamburger Geschichte Bd. VII und VIII veröffentlichte.

die Papiere, die man suchte, bei ihm finden würde. Reinhard erbot sich, sofort einen Courier an Talleyrand abzusenden, um durch Vorstellung dieser Verhältnisse vielleicht neue Weisungen für den Marschall zu erwirken. Als ihm aber Maisons eine Abschrift des Briefes von Fouché mit dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers an Bernadotte vorwies, erachtete der Gesandte weitere Einwendungen für nutzlos. Er gab Maisons Auskunft, soweit er selbst es zu thun im Stande war, verweigerte aber die erbetene Mitwirkung des Gesandtschaftspersonals, mit der Begründung, daß offenbar die Betheiligung der diplomatischen Vertreter nicht gewünscht sei. Maisons ging mit der Erklärung, seinen Auftrag weiter verfolgen zu wollen. Die Erregung Reinhard's spiegelt sich deutlich in einem Schreiben, das er sofort, am 22. October, an Talleyrand persönlich richtete, so vorsichtig auch die Ausdrücke gewählt sind. „Ich habe das Unglück gehabt, von Herrn Maisons, der vom Marschall diesen Auftrag erhalten hat, ins Vertrauen gezogen zu werden.“ Mit diesen Worten gab allerdings der Gesandte — innerhalb der Grenzen der diplomatischen Sprache, und wie sie dem Untergebenen zustand — seine Mißbilligung der vom Kaiser befohlenen Gewaltthat zu erkennen, wie man sie auch aus den folgenden Sätzen herauslesen konnte:

„Ich gab Herrn Maisons von mir aus alle Auskunft, die ich geben konnte, aber ich verweigerte ihm, einen meiner Leute für weitere Erkundigungen zu geben, weil ich in diesem Augenblick keinen wußte, dessen ich hinlänglich sicher war für ein derartiges Unternehmen, bei dem es offenbar die Absicht der Regierung ist, die diplomatischen Vertreter nicht zu betheiligen. In Erwartung des Ausgangs bleibt mir nichts übrig, als gewissenhaft ein furchtbares Geheimniß zu bewahren, das Gelingen der Ausführung zu wünschen und mich in die Folgen, die es nach sich ziehen wird, zu ergeben.“

Zwei Tage später wurde der Anschlag, wie ihn der Kaiser vorgeschrieben hatte, ausgeführt. Die Kunde von dem Vorgefallenen erregte in der Stadt die größte Bestürzung. Schon am Morgen nach der That erschien eine Abordnung des Senats bei Reinhard, um näheren Aufschluß zu erlangen. Dieser stellte seine Mitwissenschaft in Abrede und erklärte, wie alle Welt durch die That überrascht gewesen zu sein. Erst im Laufe des Tages theilte er dem Senat das Schreiben Fouché's an Bernadotte mit, er wollte es eben erst aus Harburg erhalten haben. Wie nun vom Hamburger Senat sofort diplomatische Schritte gethan wurden, um die Freilassung Rumbold's zu erwirken, und wie auf die nachdrückliche Verwendung Preußens der Kaiser wirklich den Gefangenen, der inzwischen nach Paris gebracht worden war, in Freiheit setzen ließ, soll hier nicht weiter erzählt werden. Man hatte bei Rumbold allerdings Papiere gefunden, die seine Verbindung mit Ausgewanderten und politischen Agenten der Königspartei darthaten, wie dies übrigens den offen bekannten Anschauungen der britischen Regierung von den Rechten und Pflichten ihrer diplomatischen Vertreter entsprach.

Ob Reinhard mit jenem Satz in dem Briefe an Talleyrand: „je suis réduit . . . à désirer le succès de l'opération et à me résigner aux conséquences qu'elle entrainera“ auch an die Folgen gedacht hat, die das Ereigniß für ihn persönlich haben konnte? In jedem Fall konnte er nicht überrascht sein, wenn der Kaiser einen heftigen Zorn auf ihn warf. Auch die bloße Andeutung seiner Mißbilligung, die sich Reinhard erlaubte, mußte ihm die Ungnade des Allmächtigen zuziehen, der keinen Widerspruch duldete. Wenn auch Reinhard in

seinen späteren Depeschen es nicht an Ausdrücken der Ergebenheit fehlen ließ, dort hatte er sich einen Ausdruck entschlüpfen lassen, der seine wahre Gesinnung verrieth. Auch die Art, wie er eine amtliche Mitwirkung ablehnte, mag den Kaiser gereizt haben, der ihn wohl zu brauchen und zu schätzen wußte, aber ihm nie gewogen war. Die Gefühle, die den Kaiser und seinen Diener auseinanderhielten, waren gegenseitig. Nach Guhrauer, wie nach Sulpiz Boisserée und nach dem französischen Gewährsmann Masson, ist Reinhard wegen der Mißbilligung des an Rumbold verübten Gewaltstreichs abberufen und durch den berüchtigten Bourienne, Bonaparte's früheren Privatsecretär, ersetzt worden. Doch ist die Abberufung erst am 22. März 1805 erfolgt. Am gleichen Tage hatte Bourienne eine Audienz beim Kaiser, der zu ihm sagte: „Gehen Sie nach Hamburg. Ich habe über Deutschland Pläne, in denen Sie mir nützlich sein können; hier will ich England ins Herz treffen; ich will ihm das Festland entreißen."

Reinhard selbst war überzeugt, als Mann von Charakter gehandelt zu haben. Einer Aeußerung zufolge hatte er aus seinem Wunsch einer Versetzung kein Hehl gemacht. Ernstlich beschäftigte ihn der längst erwogene Gedanke, ganz aus dem Dienst sich zurückzuziehen. An Freund Cotta schrieb er aus Hamburg den 11. Mai:

„Die abermalige Veränderung meiner Lage kennen Sie aus den Zeitungen; ich habe durch die unverhohlene Aeußerung meines Wunsches dazu mitgewirkt. Ob ich bald, ob ich jemals wieder ins öffentliche Leben treten werde, wird sich nach der Zurückkunft des Hofes (aus Mailand), wie ich hoffe, schnell entscheiden. Bis dahin gedenk' ich mich in Aachen aufzuhalten, wo meine Frau die Bäder gebrauchen wird. Schon lange war meine Absicht, in jenen Gegenden mich anzukaufen, und ich habe mich daher schon vor einem Jahre in der vierten Cohorte der Ehrenlegion einschreiben lassen. Ich habe mich erforscht, soweit ein Mensch sich erforschen kann; und meine Ueberzeugung ist, daß eine völlige Zurückgezogenheit nicht mein pis-aller seyn werde. Daß ich reich seyn könnte, weiß man; daß ich es nicht bin, weiß man auch; allein ich habe gerade genug, um unter den Flügeln der Genügsamkeit vor der Nothwendigkeit geschützt zu seyn, um Brod und um Stellen zu betteln. Ein kleines Landeigenthum war immer das Ziel meiner Wünsche; ich hab' es nie höher gestellt, weil ich meinen Charakter weder verleugnen konnte noch wollte. Und so geschieht mir wie ich geglaubt habe. Meine Abreise von hier wird von der Ankunft meines Nachfolgers abhangen, der den Gewinn eines bedeutenden Processes in Paris noch abzuwarten hatte, und dessen Creditive vor der Abreise des Kaisers nicht unterzeichnet waren."

Reinhard hatte bei den ersten Ernennungen für die Ehrenlegion im Jahre 1804 die Commandeurwürde des neuen Ordens empfangen. Ihre Bezüge sollten die Mitglieder aus dem Ertrage von Nationalgütern erhalten, und zu diesem Zwecke wurden die sechzehn Cohorten der Ehrenlegion über das Reichsgebiet vertheilt. Jeder Cohorte wurde eine Anzahl von Departements zugewiesen. Die vierte Cohorte umfaßte die Rheindepartements mit dem Hauptsitz in Schloß Brühl bei Köln. Reinhard's Sinn war aber zugleich auf den Erwerb eigenen Grundbesitzes gerichtet, und am Rhein gab es damals National- und Patrimonialgüter in Menge zu kaufen. Er begab sich deshalb, nachdem er Hamburg nach der Ankunft Bourienne's am 12. Juni verlassen hatte, mit seiner Familie zunächst an den Rhein.

Jener Brief an Cotta aber gibt einen bemerkenswerthen Beitrag zur Beurtheilung von Reinhard's Charakter und Lebensansicht. Es ist ein wichtiger Abschnitt seines Lebens, wo man die Ergreifung eines Entschlusses aus dem

innersten Selbst erwartet. Er aber lehnt, wie immer, diesen Entschluß von sich ab. Stark drängt sich ihm der Gedanke auf, in solcher Zeit das öffentliche Leben zu verlassen, es lockt ihn die ländliche Zurückgezogenheit, aber er scheut sich, seine Zukunft sich selbst zu bestimmen. Vielmehr wartet er, was mit ihm geschehen wird. Der Entschließung des Kaisers stellt er seine Zukunft anheim. Er haßt den Kaiser, aber es ist sein Herr. Was er mit einem eigenthümlich fatalistischen Zuge „Schicksal und Pflicht" nennt, wird er auch ferner auf sich nehmen. Er wird sich ein Tusculum in den deutschen Provinzen des Kaiserreichs erwerben, aber er wird im Dienste des Landes ausharren, dem er seine Treue zugeschworen hat.

Erinnerungen an Gottfried Keller.

Von

Adolf Frey.

VIII.

Den Dichter bewegten die sittlichen Momente im Handel und Wandel des politischen Lebens so stark, er bemaß und erwog sie so sorgfältig, weil er selber eine im höchsten Grade sittliche Natur war, die das Moralische aus innerstem Bedürfniß forderte. Freundlichkeit des Herzens oder Menschenkenntniß drückten ihm wohl da und dort die Augen zu; aber gewisse moralische Mängel widerten ihn mit solcher Macht an, daß der unbesiegliche Abscheu dagegen früher oder später die Schranken der Weltklugheit und beabsichtigten Zurückhaltung zu durchbrechen pflegte. Gelangte er zur Ueberzeugung: „Der hat kein Herz!" dann verwehrten ihm selbst gemeinsame Neigungen, bedeutende Verdienste und Begabung eine innere Gemeinschaft auf die Dauer, und er zog den Verkehr mit einem Alltagsmenschen, der das Herz auf dem rechten Flecke trug, der Gesellschaft eines klugen Herzlosen vor, in dessen Nähe und Umgang er sich unbehaglich fühlte.

Lüge und Unwahrheit widerstrebten ihm in seltenem Maße. Selbst landläufige Complimente, die Jeder ruhig austheilt und einsteckt, erschienen ihm leicht als eine Art von Beleidigung, zumal wenn sie ihm ins Gesicht gesagt wurden, und er selbst spendete auch in liebenswürdiger Stunde ein Lob kaum gegen seine Ueberzeugung. Man darf sogar soweit gehen, zu sagen, daß man unter Hunderttausenden nicht einen Mann von so großer Wahrhaftigkeit finden wird, wie er war.

Er besaß ein lebhaftes, unerschütterliches Pflichtgefühl, das er für seine Person durch seine staatsschreiberliche Amtsführung am besten erläuterte. Was ich über diese seine amtliche Stellung, aus den besten Quellen schöpfend, Wissenswerthes gefunden habe, stelle ich hier zusammen.

Im Erstling seiner Novellen, in „Pankraz dem Schmoller", erzählt Gottfried Keller mit anschaulichem Behagen die Heimkehr seines Helden, welcher Mutter und Schwester in den Verhältnissen wiederfindet, aus deren drückender Enge er in jungen Jahren entfloh und die ihm jetzt nichts mehr anhaben können,

nachdem er es zu innerlicher Läuterung und nach außen zu einem gefesteten und gesicherten Zustand gebracht hat. Diese Heimkunft ist eine poetische Umkehrung derjenigen, die Keller 1842 selber erduldete, als er mit gescheiterten Träumen München Lebewohl sagte und den Weg nach dem Vaterland unter die Füße nahm. Mit reichen Hoffnungen und schmalem Beutel war er zu Ostern 1840 nach der Kunststadt ausgezogen, hatte nach etlichen Lehrjahren keinen gedeihlichen Abschluß erreicht und als Wandergut höchstens die aufdämmernde Erkenntniß heimgetragen, daß ihm die Gabe eines Malers versagt sei.

Aber Pankrazens Heimkehr deutet zur Zeit ihres Entstehens nicht nur auf des Dichters Schicksal zurück; sie birgt auch die Wünsche und Zukunftsträume des Dichters, der 1848 eine zweite Reise nach Deutschland unternahm, um dort vermehrte Bildung und den Kranz des Poeten zu holen. War er an der Isar nicht zum Landschafter gediehen, so wuchs er an der Spree in einem halben Jahrzehnt zum großen Dichter empor: die kurze Spanne eines Lustrums zeitigte ein Bändchen Gedichte (1851), den „Grünen Heinrich" (1854) und den ersten Band der „Leute von Seldwyla" (1856).

Bevor dieser ans Licht trat, befand sich sein Verfasser schon wieder in Zürich, wo er im Herbst 1855 eingetroffen war. Hier hatten mehrere Freunde zusammengesteuert, so daß der Bedrängte Schulden tilgen, sich neu kleiden und die Heimfahrt ins Werk setzen konnte. Seit 1850 lediglich auf die sehr dünnen Honorare angewiesen — er empfing z. B. für die vier Bände des „Grünen Heinrich", an dem er sieben Jahre geschrieben, nur achthundert Thaler — hatte er seiner Noth und Verlegenheit kein Ende erlebt, zumal auch die dramatischen Pläne keine Vollendung erfahren und somit keine günstigere Wendung herbeigeführt hatten.

In der Heimath, wo Mutter und Schwester mit dem Zurückgekehrten ihr Weniges gern und redlich theilten, stand zunächst eine Erleichterung durch literarische Thaten nicht zu erwarten, da Keller's Werken nur ein sehr beschränkter Kreis von Lesern zufiel und die Kritik entweder hinter dem Berge hielt oder unbedeutende Dinge zu Tage förderte, den einzigen Auerbach abgerechnet. Vielleicht weil der äußere Erfolg sich nicht einstellte, vielleicht weil er sich in gewissem Sinne ausgeschrieben hatte und den Segen der reifenden Zeit über seine Entwürfe gehen zu lassen begehrte: er brachte nichts Größeres fertig, und die Mißstände einer finanziell gedrückten Lage wuchsen immer mehr, so daß die Freunde sich nach Hülfe umsahen. Sie gedachten ihn an der Züricher Hochschule mit einer Professur für deutsche Literatur zu versorgen. Da er aber, wie das Gesetz es forderte, zuerst Privatdocent hätte werden müssen, so ging man von diesem Wege ab, der allzu langsam zum Ziele führte. Plötzlich that sich ein Thor auf: die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich wurde frei. Unter einem Kleeblatt besonders hülfreicher und werkthätiger Genossen gerieth man auf den Gedanken, Keller hier unterzubringen, worauf sich die drei mit ihm besprachen und ihn zur Anmeldung bewogen. Sie vertheilten die Rollen und stimmten einzelne Mitglieder des Regierungsrathes zu Gunsten des unerwartet aufgetauchten Candidaten, dem nicht nur der Mitbewerb einer tüchtigen Kraft hinderlich schien, sondern auch seine ganze Mythenbildung von Trink- und Becherschnurren, die

damals in Zürich noch bekannter waren, als das Lorbeerreis des Poeten. Indessen, die Sache gelang. Keller wurde am 14. September 1861 mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, am 21. beeidigt und bezog die Amtswohnung mit Schwester und Mutter, die nun endlich ihren zärtlich geliebten Sohn geborgen sah — freilich nicht mehr lange, denn sie segnete das Zeitliche zwei Jahre später.

Der Dichter konnte gehörig unwirsch werden, wenn er in Beschreibungen seiner Erlebnisse, die sich namentlich über der Neige seines Lebens häuften wie sinkendes Herbstlaub, zu lesen bekam, er sei im heimischen Dienst allmälig zum ersten Staatsschreiber aufgerückt, er habe in Berlin einige Semester dem Studium der Rechte obgelegen und dergleichen mehr. Thatsächlich war ihm vor der Anfrage der Freunde selbst im Traum nicht der Gedanke an diese Stellung aufgestiegen, die früher vornehmlich von Juristen begehrt und als Brücke zum Sessel eines Regierungsrathes oder gar zum Thron des Bürgermeisters beschritten wurde, wie z. B. von Alfred Escher, dem Schöpfer der Gotthardbahn. Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts, als die Schweiz noch einen Staatenbund bildete, umkleidete die Staatsschreiber von Zürich, Bern und Luzern ein gewisser Glanz vor dem gesammten Volk der Eidgenossen, da diese Cantone Vororte der Tagsatzung waren und der betreffende Staatsschreiber als Protokollführer dieser Versammlung amtete, die Wohl und Wehe des vielgliedrigen Verbandes berieth. Obwohl nun dieses Schimmers längst verlustig, stellte sich die Züricherische Staatsschreiberstelle doch noch als ein, nach Schweizer Verhältnissen und Maßstäben, ansehnliches Amt dar und barg vor Allem die Tugend, auf die es hier ankam; sie nährte und erhielt ihren Inhaber: sie gewährte freie Wohnung, Licht und Holz und fünfundvierzig Procent Sporteln, die mit dem festen Gehalt von 1750 Franken ein Jahreseinkommen von etwa sechstausend Franken ergaben.

Warm und geborgen lag nun der Dichter wohl, aber ruhig lag er nicht. Noch heute füllen die Aufgaben des Staatsschreibers das Tagewerk eines rüstigen Mannes, und vor drei Jahrzehnten, wo die Cantone der jetzt ungleich mehr erstarkten Bundesgewalt noch selbständiger gegenüberstanden und an ihrer Statt Manches erledigten, dem Staatsschreiber überdieß manche Bürde auflag, die jetzt von den Secretären der verschiedenen Directionen oder Departements getragen wird, mußte er sich rechtschaffen tummeln, wollte er allen Obliegenheiten gebührend nachkommen. Der betreffende Paragraph des Gesetzes von 1850 besagt, das Secretariat des Regierungsrathes werde von zwei Staatsschreibern versehen, die auf eine Amtsdauer von vier Jahren durch den Regierungsrath gewählt werden. Der erste Staatsschreiber ist zudem Secretär der Direction der politischen Angelegenheiten; ihm steht die Oberleitung der Staatskanzlei und ihres Rechnungswesens zu. Im Uebrigen vertheilt der Regierungsrath die Geschäfte auf die beiden Staatsschreiber. (Der zweite wurde übrigens 1871 durch einen Canzleisecretär ersetzt). Fällt die Wahl eines Secretärs des Großen Rathes auf den Staatsschreiber, so ist er zur Annahme verpflichtet.

Gemäß diesen Vorschriften gestaltete sich die Sache für Keller folgendermaßen: ihm lag ob die Führung der regierungsräthlichen Protokolle, die Abfassung von Missiven an den Bundesrath und die Cantonsregierungen, die Redaction der regierungsräthlichen sowie der von der sogenannten Recurs-

commission gegen einzelne Directionen gerichteten Anträge; sodann versah er das Secretariat der politischen Angelegenheiten und dasjenige des Cantonsrathes oder Großen Rathes, das ihm bis zum Jahre seines Austrittes jeweilen übertragen wurde. Er hatte ferner Pässe, Wanderbücher und Heimathscheine zu unterschreiben, ebenso Apothekerpatente, Metzgerrechte, Wasserrechte u. s. w. Beispielsweise expedirte die Staatskanzlei im Jahre 1874 nicht weniger als 438 Pässe ins Ausland und 508 Wanderbücher; beglaubigt wurden von ihr 27 Pässe für das Innere der Schweiz, 216 Reiseausweise, 1988 Heimathscheine, 846 Zeugnisse u. s. w. Zeitraubend war auch die Durchsicht der jährlichen Rechenschaftsberichte aller Directionen sammt Anfertigung des Registers. Es gibt wohl keinen Dichter, der seinen Namen so oft unterzeichnete, wie Keller: annähernd zweimalhunderttausend Mal wird er es gethan haben; auch dürfte Keiner je soviel Manuscripte angefertigt haben: allermindestens zweihundert Bände, im Format seiner Werke gerechnet, liegen noch in den Archiven.

Keller bemerkt irgendwo, seine Wahl sei im Verhältnisse zu den für und gegen ihn gefallenen Stimmen gebilligt und getadelt worden. Diese Anschauung des Betheiligten, dem vermuthlich mehr die Aeußerungen der Wohlgesinnten und Freunde zu Ohren gelangten, als die Meinungen eines weiteren Kreises, kann sich vor der Thatsache nicht behaupten, daß man dem Poeten keine Ausdauer bei den Actenbündeln zutraute, und daß selbst die Nächststehenden der Entwicklung des staatsschreiberlichen Gebahrens mit getheilter Zuversicht entgegenblickten. Allein sobald er einmal den rechten Boden gefunden, schoß der Keim der bürgerlichen Tüchtigkeit, der in seiner Seele lag, zur schönsten Saat empor, und es geschah, was selbst der Hoffnungsreichste nicht erwartet hatte: Keller wurde nach dem Urtheil des eidgenössischen Kanzlers Schieß, eines in jeder Beziehung vorzüglichen Beamten, der beste, pünktlichste Staatsschreiber der ganzen Schweiz. Er arbeitete sich rasch in die Geschäfte hinein, erledigte Alles vorweg und befliß sich der Ruhe, Besonnenheit und Ordnung, vom guten Stil gar nicht zu reden. Nicht selten hielt ihn die Arbeit bis in die Nacht hinein fest, und an trüben Sonntagen saß er oft so unverdrossen zu Hause, daß er Montags früh, in seinen Schlafrock gehüllt, ein ganzes Büschel von Missiven zu den Canzlisten hinunterbrachte. Die Staatskanzlei befand sich nämlich damals im heutigen „schweizerischen Antiquariat", oben an der Kirchgasse: im Erdgeschoß war ein Theil des Archivs geborgen, im ersten Stockwerk hausten die Kanzlisten und der zweite Staatsschreiber, darüber lag die Amtswohnung und das Bureau des ersten. Hier standen vom anbrechenden Sommer bis zu den Herbststürmen immer Rosen auf dem Schreibtisch, die er in dem zur Staatsschreiberei gehörigen Garten zog, und neben der bevorzugten Blume fehlte auch das Lieblingsthier nicht, die Katze. Sie lagerte mit Vorliebe auf den Papieren des Herrn Staatsschreibers, und ließ sie sich gerade auf einem für ihn unbequemen Fleck nieder, so mußte schon etwas Dringliches vorliegen, bis er sich entschloß, sie zu verjagen. Ein Mal übergab er einem Canzlisten lachend einen Bogen zur Neuschrift, der beim Wochenbettchen der geliebten Gesellschafterin nicht ganz heil davongekommen war.

Hinter den mitunter wolkigen oder rauhen Stimmungen des Vorgesetzten witterten die Untergebenen unschwer das Wohlwollen, das ihn antrieb, wo er

Noth sah, aus eigenen Mitteln zu helfen, obwohl diese ziemlich karg waren, da er erst nach fünf Jahren Staatsdienst, nach Abtragung seiner Schulden, Vermögen zu versteuern hatte. Anläßlich eines Festes erschien er eines Nachmittags und jagte die Canzlisten in drolliger Weise mit der Aufforderung fort, das schöne Wetter zu genießen und etlichen Flaschen den Hals zu brechen, zu welchem Behufe er ein Goldstück spendirte. Nur das wollte sie bedünken, der Hagestolz halte, wenn Ueberschüsse zu vertheilen waren, in Folge unzureichender Schätzung dessen, was ein armer Canzlist mit seiner Familie brauche, sein Absehen zu sehr auf den Vortheil der Staatskasse gerichtet. Aber der Staat ging ihm allzeit voran, wie er in edelster Weise in seinem Testament bewies.

Das auslaufende Jahr 1868 sammt dem beginnenden folgenden bescherte den Zürichern eine Aenderung der Verfassung und, solange diese im Werk war, ihrem Staatsschreiber eine drückende Zulage zu seiner Amtsbürde, da er als Schriftführer sowohl des ganzen Verfassungsrathes als des fünfunddreißigköpfigen Ausschusses oft von einem Tag zum andern umfängliche Protokolle von sehr substantieller Beschaffenheit anzufertigen hatte, so daß er mehrmals, wenn er nach dem Nachtessen einen bescheidenen Schoppen getrunken, bis um Mitternacht die Feder nicht ruhen ließ. Nach diesen Mühen mochte ihm die Feier seines fünfzigsten Geburtstages doppelt behagen, die ihm die dankbare Vaterstadt mit einer Zurüstung und einem Glanz bereitete, wie sie noch keinem schweizerischen Dichter geboten wurden. Auf eine Anregung aus Studentenkreisen thaten sich eine Reihe züricherischer Vereine zusammen, brachten ihm am Abend des 19. Juli mit Musik und wehenden Fahnen vor dem Hotel Baur einen Fackelzug und sangen zwei seiner Lieder, die Baumgartner in Musik gesetzt hatte, das unvergängliche „O mein Heimathland, o mein Vaterland" und „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen". Nach der Ansprache eines Studenten, der den ersten Anstoß zur festlichen Begehung des Tages gegeben, hielt Keller eine kleine Rede, worin er Rückkehr zur Poesie verhieß, nicht ohne schalkhaft zu bemerken, es sei kein Wunder, wenn, in Ansehung seiner Jahre, seine Muse alsdann einem ältlichen Frauenzimmer gleichsähe, eine Befürchtung, die freilich grundlos genug war. Auch erklärte er in tiefer Bescheidenheit, wie überraschend ihm die Ovation sei, und beanspruchte die ihm erwiesene Ehre zugleich für den drei Jahre vorher verstorbenen Freund Baumgartner. Darauf führte ein vierspänniger Wagen den Dichter zum Bankett in die Tonhalle. Noch ehe die Becher des Commerses erklangen, bestieg der Historiker Georg von Wyß die Rednerbühne und ernannte im Namen der Universität Zürich den Jubilar unter hallendem Zuruf der Versammelten zum Ehrendoctor, worauf der damals eben ins Amt getretene Erziehungsdirector — von ihm, nicht von der Hochschule, war der Gedanke an eine Verleihung des Doctorhutes ausgegangen — die pädagogisch-ethische Seite in Keller's Schriften, namentlich unter Hinweisung auf Frau Regula Amrain, preisend hervorhob und ihm eine im Sinne dieses Lobes gehaltene Anerkennungsurkunde überreichte. Auch Johannes Scherr erhob ihn und schön vor Allen Gottfried Kinkel. Keller selbst ergriff das Wort, ging später an den langen Tischen auf und nieder, den zu seiner Feier Herbeigeströmten anmuthig und freundlich dankend, und blieb in freundlichem Gespräch bei der Runde sitzen, bis der Morgen graute.

Stuttgarter Sänger, bei der Zürcher „Harmonie" auf Besuch weilend, verschoben ihre Heimreise in ziemlicher Anzahl, um sich an dem Feste zu betheiligen, so daß durch eine hübsche Fügung Deutschland und die Schweiz am Ehrentag des Dichters einträchtig zusammenstanden. Sonst freilich ging die Feier an dem großen Bruderstamm unbemerkt vorbei; denn Keller's Ruhm war damals jenseits des Rheines noch im Munde Weniger. Aber indem er gerade zu Anfang der siebenziger Jahre mächtig zu wachsen begann, mochte er dem Dichter den sichern Ausblick eröffnen, sich leichter als früher mit der Feder durchzubringen, zumal ihm ein bescheidener Sparpfennig den Rücken deckte. Auch stimmte er in manchen Dingen mit der neuen politischen Richtung, die im Canton Zürich zur Herrschaft gelangt war, durchaus nicht überein, und nicht etwa aus persönlichen Gründen, denn sie erkannte ihn an; er polemisirte zwar nicht, schickte sich in Alles und beschränkte sich darauf, seinem Groll nur bei wenigen Vertrauten Luft zu machen und bei seinen Ueberzeugungen zu verharren. Aber vor Allem war es das Heimweh nach der Poesie, das ihn allmälig antrieb, die Fesseln des Amtes abzuwerfen. Er nahm seinen Abschied im Jahre 1876, worüber in den Verhandlungen des Regierungsrathes vom 8. Juli sich Folgendes aufgezeichnet findet: „Nachdem Herr Staatsschreiber Dr. Gottfried Keller sein letztes Protokoll verlesen, werden ihm Namens des Regierungsrathes seine fünfzehnjährigen Dienste vom Präsidium warm verdankt." Die Regierung veranstaltete zur Feier seines Austritts einen Schmaus und verehrte ihm einen silbernen Becher. So schied er in Minne.

Er hatte zwar während seines amtlichen Wirkens die — übrigens schon in Berlin entworfenen — „sieben Legenden" und den zweiten Band der „Leute von Seldwyla" veröffentlicht und gerade durch seine Stellung eine Fülle von Beobachtungen in die Hand bekommen, die er später mit Vortheil namentlich im „Martin Salander" verwerthete. Aber im Ganzen verlor er doch diejenigen fünfzehn Jahre des Lebens, die man als die kräftigsten und jeglichem Schaffen förderlichsten anzusehen gewohnt ist, und es mögen ihn manchmal über den Acten die schönen Geister seiner herrlichen Gestalten heimgesucht und um Befreiung gefleht haben. Darf man wohl annehmen, daß er die Hemmung in ihrer ganzen Stärke empfand, so ließ er doch nie eine Klage laut werden; denn er fühlte neben der — durch alle fünfzehn Jahre nur ein einziges Mal durch einen Urlaub erleichterten — Last auch den Segen einer gebundenen und geordneten Thätigkeit und sah mit jener Ruhe und Gelassenheit in die Zukunft, die seine Helden so oft auszeichnet. Er konnte das unruhige Drängen anderer, namentlich jüngerer Dichter, das Sperren und Ausschlagen gegen ein Amt mit scharfen Worten verurtheilen, wozu er freilich, wenn Einer, das Recht besaß, weil er selbst so tapfer auf dem Posten geblieben war. Ganz in dem Sinne, dem gefallenen Loose die gute Seite abzugewinnen und sich mannhaft und dankbar ins Gegebene zu fügen, spricht er sich darum in einem bald nach seinem Amtsaustritt entstandenen Lebensläufchen folgendermaßen über sein Staatsschreiberthum aus:

„Aus der amtlichen Schreibstube, die ich fünfzehn Jahre bewohnt habe, bin ich vor Kurzem in die andere, die literarische, zurückgekehrt. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Cantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rath, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlich solide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicherweise war es aber weder

eine ganze noch eine halbe Sinecure, so daß keine von beiden Thätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde.

„Als die alte Republik Zürich mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in den Geschäften tummeln, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit hat einmal stattgefunden, ihren Dienst gethan und kann nun wieder mit einer anderen ungetheilten Existenz vertauscht werden."

Im Pflichtenheft des Staatsschreibers stand auch die Abfassung des regierungsräthlichen Mandates für den eidgenössischen Bettag. „So oft," sagt er, „kein „leitender Staatsmann" in der Behörde saß, der die Lust verspürte, seinen Stil an der besagten Kundgebung zu versuchen, so wurde die Sache eben kurzweg der Staatskanzlei übertragen. . . . ." Keller hat schon vor 1869 die streng confessionelle Sprache aus denjenigen Entwürfen verbannt, die ihm für fragliche Kundmachungen übertragen wurden, und da durch den Wegfall der bezüglichen Gemeinplätze die Redaction allerdings schwieriger wurde, so war das vielleicht mit ein Grund, daß die Regierung den Erlaß von Bettagsmandaten ganz aufgab und von anderen Cantonen sofort nachgeahmt ward. Es war der Kirchenrath, an den die Sache überging.

Wie die anderen regierungsräthlichen Erlasse und Bekanntmachungen, wurden auch Keller's Bettagsmandate im „Zürcherischen Amtsblatt" publicirt, allein zum Theil stark überarbeitet, je nach dem persönlichen Geschmack der „leitenden Staatsmänner" oder aus anderen Gründen. Die ursprünglichen Entwürfe sind noch im Nachlaß des Dichters vorhanden und werden zweifelsohne mit der Publication desselben ans Tageslicht treten. Wären Keller's dichterische Werke vergangen und versunken und beständen nur diese Bettagsmandate noch, sie würden ganz allein ein helles Licht auf den Hort bürgerlicher und sittlicher Tüchtigkeit werfen, den der seltene Mann im Busen trug. Indem er die Bettagsmandate verfaßte, begnügte er sich nicht damit, die hergebrachten Ansprachen kraft seiner vorzüglichen Schreibart aufzubessern; und während seine Vorgänger, jeder nach den ihm verliehenen Gaben, es dabei bewenden ließen, die langehin üblichen Karten neu zu mischen, so weit das in dem engen Rahmen der räumlich beschränkten und inhaltlich traditionellen Kundgebung anging, trat der Dichter mit der vollen Größe seiner ausgeprägten Persönlichkeit in diese knappe Umspannung. Nicht eine Linie gab er von seiner Eigenheit preis, schrieb keine Zeile, zu der er nicht mit ungetheilter Ueberzeugung hätte stehen können, und verschmähte es, das geringste rednerische Kunstmittel anzuwenden oder nach einer Phrase zu greifen, die ihm den Erfolg gesichert hätte. Vielmehr sind seine Mandate nach ihrem Wortlaut wie durch ihr bloßes Vorhandensein eine scharfe und unerbittliche Kriegserklärung gegen die Phrase im politischen und bürgerlichen Leben. Ihre künstlerischen Vorzüge ganz unangesehen, ruft er mit Wärme ohne Leidenschaftlichkeit, mit höchster Einfachheit, mit gehaltenem Ernst und schlichter Würde nach dem innern Gehalt und erhebt als Erstes die ethische Tüchtigkeit. Ihn durchdringt mit aller Macht die Ueberzeugung, daß jeglicher staatliche Fortschritt, ja die Existenz des Vaterlandes und die Berechtigung zu ihr nur auf der rein menschlichen Vervollkommnung des einzelnen Bürgers beruht. Hand in Hand

mit dem tiefen Danke für errungene Güter und abgewendetes Mißgeschick geht immer der Hinweis auf die Pflicht gegen das irdische Vaterland, das er über Alles liebte. Und das vorab krönt ihn am meisten, daß er die von Anderen geforderten Tugenden im Dienste seiner Heimath aufs Genauste und Ernstlichste selber übte.

IX.

Wie den amtlichen, so kam er auch den kleinsten privaten Verpflichtungen peinlich nach, ohne Pedanterie, denn er war kein Philister oder Ordnungsmensch. Keller fühlte sich von Richard Wagner abgestoßen, weil dieser, ein großer und berühmter Herr geworden, der materiellen Hülfe seiner Zürcher Freunde sich nicht mehr erinnerte. Auch sonst wollte Keller von einer bevorzugten Stellung des Genies nichts wissen und trat jeder künstlerischen Ungebundenheit mit der herben Strenge des wackeren Kleinbürgers entgegen, der das Herz auf dem rechten Flecke trägt.

Der Haß gegen Streber jeder Sorte erlosch nie in ihm und füllte wesentlich den kämpferischen Theil seiner Lebenstage. Wer durch streberische Mittel Gut, Stellung oder Namen an sich riß, den betrachtete er instinctiv als einen Frevler an der Gerechtigkeit, der einen verdienten Mann um das Seine gebracht habe. Namentlich war er auch denen abhold, die unklare, überstürzte Ideen aushecken und ausposaunen, ohne die vielleicht verwirrende und verderbliche Wirkung eines solchen Thuns hinreichend zu bedenken; diese „unreifen Teufel," die weniger von selbstsüchtigen Beweggründen zu derartigen Schritten verleitet werden, als vom Wunsche, die Welt zu beglücken, warf er übrigens als schädliche Gesellen in denselben Topf mit jenen.

Den Genossen seiner eigenen Zunft sah er doppelt scharf auf die Finger. Wenn Schriftsteller, namentlich junge, die sich noch nicht über eine schöpferische Ader gehörig ausgewiesen hatten, Zeitschriften gründeten und Anthologien zusammenbrauten, um eine literarische Hegemonie zu erlangen, dann mochten sie sich vorsehen, sobald sie an seine Thüre pochten. Es gewährte ihm eine grimmige Freude, solche „Dichterhalleriche", wie er sie im Hinblick auf die verschiedenen Dichterhallen taufte, mit langer Nase abziehen zu lassen.

Er für sich huldigte einer völligen Enthaltsamkeit der von ihm mißbilligten Dinge. Seit der Mitte seines Lebens schrieb er, mit ganz geringen Ausnahmen, grundsätzlich keine Recensionen über Gedichte, Novellen und Romane Lebender, weil seine Schöpfungen der gleichen Gattung angehörten, und hielt an diesem Vorsatz auch dann fest, wenn er einer jungen Kraft die Bahn gerne geöffnet hätte. Daß er selbst keine Anzeige seiner Sachen anregte oder den Wunsch darnach andeutete, braucht kaum noch gesagt zu werden. Das lief schon seiner strengen und reinen Auffassung von der Kunst zuwider, die sich mit den Jahren zusehends und bis zur Starrheit steigerte. Als ihn der Leiter einer angesehenen deutschen Zeitschrift um Photographie und Autograph anging, womit er eine zum siebzigsten Geburtstag des Dichters geplante Gottfried-Keller-Nummer zu zieren dachte, lehnte er den Wunsch ab und erklärte einem Freunde, er habe sich fast ein halbes Jahrhundert abgemartert, um seinen Poetennamen blank zu er-

halten, und wolle darum von solchen Dingen nichts wissen. Ich sah ihn bald darauf. Er lenkte das Gespräch zornig auf diesen Vorfall. „Da soll man wie ein wildes Thier vorgeführt werden und seine Sprünge und Tänze machen, und dann kommt ein Anderer mit dem Stecklein, stößt durchs Gitter und erklärt das Thier." — „Ich hatte das erklärende Sprüchlein schon geschrieben, als mich die unerwartete Absage der Redaction traf," erwiderte ich. Da lächelte er und war besänftigt. „So, so, Sie also wollten mich mit dem Stecklein erklären!"

Mancher Andere sieht auch ein, daß Geschäftigkeit, Marktgeschrei und ausruferische Betriebsamkeit keinen Namen machen können, wenigstens auf die Dauer nicht; aber Wenige besitzen Keller's Kraft, dieser Erkenntniß unentwegt nachzuleben. Dem innersten Wesen folgend, vertraute er dem Lauf der Begebenheiten und hütete sich vor allem Zwängen und Zwingen, indem er dies als eine Versündigung gegen die den Dingen innewohnende unerbittliche Gerechtigkeit betrachtete, die unfehlbar zur Geltung komme, früher oder später. Im „Apotheker von Chamounix" läßt er Platen sagen, durch Worte werde nichts erzwungen; keine Witze und kein Selbstlob vermöchten einen Mann zu erhöhen, kein Rühmen und kein Lügen helfe; es gelte am Ende Jeder, was er sei, und kein Jota mehr noch minder. Heine, meint Keller, habe diese so einfache und begreifliche Moral im Leben nicht begriffen. Aber Meister Gottfried begriff sie früh; denn sie stak ihm im Blut. Darum war es ihm gegeben, sich zu gedulden und zu fügen und fünfzehn Jahre ohne dichterische Muße im Staatsdienst auszuharren. Als er, ein Mann von bald sechzig Jahren, seine Staatsschreiberstelle niederlegte, schüttelte mancher seiner Bekannten den Kopf in der Meinung, er werde nun wohl nicht mehr viel Poetisches zuwege bringen. Er aber griff ruhig in die Zweige seines Baumes und schüttelte eine goldene Frucht nach der anderen herunter. Er vermochte auch Vollendetes lange im Pulte zu behalten, nicht nur, um es gänzlich ausreifen zu lassen, sondern weil er die Unruhe des Gemüthes zeitig überwand, jeden Augenblick vor das Publicum hinzutreten und von sich reden zu machen, und weil er vom Wahne frei war, mit kleinen Arbeiten seinen Namen zu vergrößern.

Die schon in Berlin, also vor 1856, geschriebenen „sieben Legenden" veröffentlichte er erst 1872 und machte keine Anstrengungen, den „Apotheker von Chamounix", den er nach dem Erscheinen von Heine's „Romancero" verfaßte, und den ihm damals der Verleger ablehnte, sonst irgendwo unterzubringen, sondern fügte ihn erst 1883 den „Gesammelten Gedichten" bei.

Mit einer gerechten Selbstwürdigung verband er fraglos eine echte und tiefe Bescheidenheit. Wie alle Menschen, freute ihn Anerkennung und Verehrung, aber Kundgebungen ging er gerne aus dem Weg. Die Züricher Feier seines fünfzigsten Geburtstags überraschte ihn, und er stand fast rathlos den Huldigungen gegenüber, die ihm zwanzig Jahre später die Heimath und ganz Deutschland entgegentrugen. Es genirte ihn beinahe, daß er als der größte deutsche Dichter der Gegenwart gelten sollte. Als er vernahm, der greise Moltke habe sich als der Erste in die zu Berlin aufgelegte Liste seiner Verehrer eingeschrieben, da erstaunte er gerührt: „Gerade, wie wenn ich ein vornehmer Herr wäre!" Ungefragt sprach er nie von widerfahrenen Ehren, es wäre denn geschehen, seine Dankbarkeit zu bekunden.

Es war nur die tiefste Bescheidenheit, die ihn dem Unsterblichkeitsglauben entsagen ließ. Nicht der leiseste Hauch der Blasphemie rührt sich in dem schönen Gedichtcyclus „Sonnwende und Entsagen", in denen er den Verzicht auf ein Fortleben nach dem Tode niederlegte. Nie trug das Sichbescheiden ein rührenderes Antlitz, und selbst der Andersdenkende wird sich dem Zauber des großen Entsagenden nicht entziehen können.

C. F. Meyer formulirt das Außerordentliche Keller's dahin, „daß er die specifische Vaterlandsliebe des Schweizers und seine Gottlob noch immer aufrechten ethischen Eigenschaften der Geradheit und Pflichttreue mit einer ungewöhnlich starken Phantasie und ihren Launen und Verwegenheiten vereinigt, eine seltene Mischung, die sich nicht so bald wiederholen wird" [1]). Man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, seine sittlichen Vorzüge, im Großen und Ganzen der Anlage gemessen, stehen mit seinen dichterischen auf gleicher Höhe und lassen ihren Träger als einen Menschen von so einfacher und unbeirrter Art erscheinen, wie sie fast nur die Jugend der Menschheit und Völker hervorbringt.

X.

Gelassen und wehrhaft focht der Dichter die ihm vom Schicksal angesagten Fehden durch, in denen ihm manche nie vernarbte Wunde geschlagen wurde. Glück und Behagen in seinen Werken sind nicht der Widerschein seiner Erlebnisse, sondern die Kinder seiner Wünsche und Erfindung. Dem schärfer Zusehenden entging eine gelegentlich vorüberhuschende Bitterkeit nicht, eine begreifliche Bitterkeit, die den niemals weich Gebetteten befiel. Wenn er von den günstigen Loosen Anderer sprach, klang es mitunter wie halbverwundene Klage durch, und ein Blick, in dem sich Begehren und Entsagen mischten, schien die harten Pfade zu streifen, die er gewandelt.

Er verlebte eine freudlose Jugend, deren kümmerliche Oede er im „Grünen Heinrich" in einen herrlichen Wundergarten umschuf, um sich nachträglich in der Vorstellung wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Selbst bei den Verwandten auf dem Lande, so bemerkte mir die Schwester, war es so langweilig, daß sie nicht begreifen konnte, wie es der Bruder dort aushielt. Söhnte er sich auch mit der Dürftigkeit der Knabentage und mit der bis übers vierzigste Jahr hinaus nie völlig bemeisterten Noth ums tägliche Brot ohne Mühe aus, so verwand er den Unmuth nie ganz, daß er, mit vierzehn Jahren aus der Schule weggewiesen und dadurch in die verfehlte Laufbahn des Malers getrieben, das beste Decennium des Lebens verlor, um die Grundlage der Bildung verkürzt und im poetischen Schaffen verspätet wurde.

Zaudernd und spät kam der Ruhm herbei. Mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte Keller seine ersten Gedichte, zwei Lustren später die „Leute von Seldwyla", denen eine zweite lyrische Sammlung und der „grüne Heinrich" vorangingen. Aber als die Züricher seinen fünfzigsten Geburtstag feierten, regte sich in Deutschland nicht eine einzige öffentliche Feder, und der Kulturhistoriker wird es vielleicht dereinst der Aufzeichnung werth erachten, daß die unsterblichen Seldwyler bis zu einer neuen Auflage beinahe zwanzig Jahre brauchten. Der

[1]) „Neue Zürcher Zeitung" vom 17. Juli 1890.

starre Lorbeer, der sich endlich herabbog, berührte die Stirn eines alternden Mannes. Er hatte ihn früher herbeigesehnt, nicht nur beseelt vom Wunsche nach Anerkennung und Erfolg, sondern wesentlich in der Hoffnung, seine dürftige Lage gebessert zu sehen. „Das Jahr 1848 mit seinem Lärm," grollte er einmal, „hat meine ersten — 1846 erschienenen — Gedichte unter den Tisch gewischt, und ich konnte wieder von vorn anfangen und sehen, wie's mir ging."

Es ward schon oft darauf hingedeutet, welchen vornehmen Platz das Problem der Erziehung in Keller's Werken einnimmt. Das entspringt vielleicht ebenso sehr seinem Schicksal, als dem ethischen Bedürfniß. Er selber, ein eigenwilliges und früh selbstherrliches Kind, erhielt keine hinreichende Erziehung, welchen Mangel er bis ans Ende spürte. In seiner ersten Novelle, in „Pankraz der Schmoller", erfindet er Situationen, die den Helden vom schmollenden Schweigen curiren, wovon diesen die Mutter nicht erlösen konnte; Keller selbst heilte sich von diesem Fehler niemals völlig, obwohl der Begebenheit zwischen Lydia und Pankraz, die den Helden, zur Hälfte wenigstens, vom hartnäckigen Schweigen befreit, ein Erlebniß des Dichters mit einer Heidelberger Professorentochter zu Grunde liegen soll. In „Frau Regel Amrain" schildert er eine kluge und energische Mutter, die ihren Sohn zielbewußt auf die rechten Wege lenkt und vor Unrecht behütet; dazu war freilich trotz aller zärtlichen Liebe die seinige nicht stark genug gewesen, wie sie auch, im Widerspruch mit ihrem verklärten Gegenbild, nach ihres Mannes Tode nochmals eine Heirath einging, die übel ausfiel und bald wieder gelöst wurde. In den „Züricher Novellen" wird der junge Herr Jacques von einem gescheiten und gebildeten Mentor ins Leben eingeführt, wie er Keller nie begegnet ist. Der „grüne Heinrich" dagegen zeichnet die Erziehungsverhältnisse ziemlich der Wahrheit entsprechend, so weit sie den Aufenthalt in Zürich und bei der Mutter betreffen.

Keller wirft in diesem Bildungsroman gelegentlich die Frage auf, wie ganz anders es wohl mit ihm gekommen wäre, wenn er einen Vater gehabt, der seinen Willen gebrochen hätte. Ich vermuthe, der Vater hätte mit dem merkwürdigen Knaben, den die Genien und Dämonen des schlummernden Talentes früh an der Hand nahmen und nach ihrem Gutdünken leiteten, einen harten und mühseligen Stand gehabt, und ich denke auch, der Bildungsboden seines Elternhauses wäre, selbst bei längerem Leben des Vaters, zu beschränkt gewesen, um ein richtiges Verständniß des wunderlichen Kindes zu ermöglichen. Seine tiefgründige Verschlossenheit verlangte ungewöhnlichen psychologischen Blick, sein Trotz forderte Kraft, die verhüllte Weichheit Milde, der starke Unabhängigkeitstrieb breites Gewährenlassen: das Alles findet sich selbst in der Hand eines gebildeten Erziehers nicht gar häufig beisammen. Zudem lagen die Verhältnisse bei ihm nicht so einfach, wie bei seinen Helden, von denen er sich unterscheidet. Pankraz kann vom Schmollen erlöst werden, da sich der Erlösung kein Talent oder gar ein Doppeltalent in den Weg stellt; Fritz Amrain ist ein tüchtiger, braver Junge, aber nicht mehr als das, und auch Herr Jacques überzeugt sich, daß seine vermeintlichen Künstlergaben keine sind. Am Schlusse des Romans angelangt, wird dem Leser des „grünen Heinrich" immer Etwas wie eine ungelöste Frage bleiben, weil er unwillkürlich auf den Abstand zwischen dem Helden

und dem Dichter gestoßen wird: Jener nimmt still und resignirt Abschied von uns; er konnte sich innerlich ordnen und fassen, weil er der Fährlichkeit überhoben war, sich mit einem Talente noch ferner auseinander zu setzen, und wir wissen ihn auf seinen Lebenswegen geborgen und gefestet; der Dichter dagegen fühlte die Unruhe der gährenden und treibenden Begabung, die ihn nicht zum nämlichen ruhigen Abschluß gelangen ließ, wie den Heinrich Lee. Mehr als er vielleicht selber wußte, gibt er im „grünen Heinrich“ zu, daß er in gewisser Beziehung kaum zu erziehen war, was er auch durch seine Lebensführung und Haltung bekräftigte. Während er nämlich aus ernsten sittlichen Kämpfen, die Keinem erspart bleiben, als Sieger hervorging, indem er die Regungen und Ausbrüche der Eitelkeit und des Ehrgeizes kräftig niederhielt und sich auch ins Joch eines seinem innersten Berufe widerstrebenden Amtes fügte, brachte er es nie zur völligen Ablegung einer auffälligen Unbehülflichkeit, eines verdrossenen, unzeitigen Schweigens und einer aufbrausenden Heftigkeit, die er oft bereute. Seltsam, daß ein Mann von seiner sittlichen Kraft, der in schwerwiegenden ethischen Dingen eine Selbsterziehung von seltener Entschiedenheit übte, gewisse Aeußerlichkeiten, die er mit Recht als Hemmnisse empfand, so sehr der mangelnden Erziehung aufs Kerbholz zu setzen geneigt war. Aber es erging ihm vermuthlich, wie es den Menschen insgemein ergeht: das, was man entbehrt, schätzt man am meisten.

Indessen that er alle Unzufriedenheiten immer rasch wieder ab; nur eine wurde er sicherlich nicht leicht und nie vollkommen los. Er verschmerzte sein Junggesellenthum nicht. Er wies einst vor C. F. Meyer mit dem Tone der Wehmuth auf seine Bücher und Habseligkeiten: „Das wird in gleichgültige Hände kommen!“ Schon bald ein Fünfziger, lernte er eine junge, bei Züricher Verwandten auf Besuch weilende Bernerin kennen, zierlich und fein an Leib und Seele, und die Beiden fanden auf den ersten Blick Wohlgefallen an einander. Sie kehrte wenige Wochen nach dem ersten Zusammentreffen in ihre Heimath zurück, ohne daß es trotz der gegenseitigen Neigung zu einer Erklärung gekommen wäre. Da erschien in einem Winterthurer Blatt ein schmähender Artikel über den Staatsschreiber. Er fiel der Geliebten in die Hände, und sie suchte und fand am 15. Juli 1866 den Tod im Wasser. Das schönste unter seinen Liebesgedichten, „Die Entschwundene“, bezieht sich zweifelsohne auf sie; ein anderes, das er niemals drucken ließ, zeigt den Schmerz des einsam Gebliebenen:

Du solltest ruhen, und ich störe Dich,
Ich störe Deine Ruhe, süße Todte;
Ich wecke Dich im kühlen Morgenrothe
Und wecke Dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Entschwundnes Gut, o Herz voll seltner Güte,
Steh auf und schüttle nur Dein nasses Haar,
Thu auf die lieben Augen treu und klar,
Gebrochen in des Lenzes reinster Blüthe!

XI.

Von Freude, Hoffnung und Ungemach, die seinen Busen füllten, ließ er selbst überm Wein die Freunde wenig gewahren; nicht aus Hochmuth oder berechnender Zurückhaltung, sondern aus Scham und Trotz, und von jenem un-

mittheilsamen Wesen beherrscht, das er im „grünen Heinrich“ an sich zeichnet. Es war ihm nicht verliehen, sich auszusprechen und zu erleichtern; er mußte Alles mit sich allein abmachen, und dann ging es ja die Andern wenig oder nichts mehr an. Sodann verbot ihm die Bescheidenheit, über sich und seine Angelegenheiten irgendwie ausführlich zu reden. Der Gedanke, sich im Geringsten vorzudrängen und aufzudrängen und dadurch eine andere Individualität zu belästigen, peinigte ihn mit so widerwärtigem Nachdruck, daß er ein befremdliches Schweigen oder eine unzweideutig ablehnende Haltung dem Reden in den meisten Fällen vorzog. Ueberdies fühlte er ein mit den Jahren wachsendes Mißtrauen, wie es nach schweren Erfahrungen und Enttäuschungen gerade bei ursprünglich harmlosen und nichts ahnenden Naturen leicht sich einfindet; mit Unrecht witterte er oft versteckte Absichten und zog sich dann spröde in sich selbst zurück. Dieser mißtrauische Zug, der sich ebenso unberechenbar einstellte, als er unerwartet ausblieb, gestattete gelegentlich auch Zuträgereien bei Keller Zugang, wobei er, der eigenen Geradheit folgend, und nachdem er das erste Erstaunen überwunden, viel eher das Zugeflüsterte glaubte, als den Verdacht an einen Hintergedanken des Erzählers aufkommen ließ.

Einsamkeit und eigene Wege liebte Keller von früh auf und hatte, zur Verwunderung seiner Altersgenossen, schon als Knabe ohne Begleit ganze und halbe Tage lang die Umgebungen Zürichs durchstreift, vor den Jahren, da sich solche Neigungen beim jungen Volk einzustellen pflegen. Aber er war durchaus kein Einsiedler, sondern suchte gerne die Gesellschaft der Freunde und Bekannten, um mit ihnen einen fröhlichen Schoppen auszustechen. Es verdroß ihn und störte sein Behagen, wenn Einer den Becher ungeneigt ließ und in auffallender Weise den Zurückhaltenden und Würdigen spielte. Er war, was auch das Gerücht in der Nähe und Ferne behauptete, kein Trinker. Nur so viel ist wahr, daß er, wenigstens bei außerordentlichen Anlässen, es liebte, lange sitzen zu bleiben, und daß er den Becherlupf als eine schöne Einrichtung betrachtete, die dem Manne nach einem arbeitsvollen Tage mitunter nöthig und zu gönnen sei. Er zählte nicht unter die gewohnheitsmäßigen Wirthshausbesucher, trank auch selten allein, und beschränkte sich zu Hause auf ein geringes Maß, das er während der Mahlzeiten zu sich nahm. Wäre es anders gewesen, so hätte er — bei seiner Beleibtheit und dem fast gänzlichen Mangel an Bewegung — die gute Gesundheit, den eisenfesten Magen und vor Allem die Schaffenskraft nicht behalten, die mit sechzig Jahren die „Züricher Novellen“ und mit dreiundsechzig das „Sinngedicht“ abschloß, die mit vierundsechzig die Palingenesis der Gedichte beendete und mit siebenundsechzig den „Salander“ zum Schlusse führte.

Indessen trieben es die Züricher ein wenig wie die Seldwyler, mit denen sie sonst freilich keine Aehnlichkeit haben. Sie feilten und schliffen mit Behagen und Humor eine Menge von Trinkfabeln, vielfach althergebrachtes und herrenloses Gut, und prägten ihnen das Bildniß ihres berühmten Mitbürgers auf. Uebrigens thaten sie das nicht ohne Stolz und Neigung, weil sie, die im Ganzen nüchterne und sparsame Leute sind, mit Entschiedenheit darauf halten, daß bei besonderen Gelegenheiten ein Jeder, weß Namens er auch sei, nicht unter das landesübliche Maß sinke. Und gerade das billigte Keller an Andern auch.

Bei Festen und geselligen Vereinigungen zeigten sich in seinem Benehmen drei Perioden, die einander folgten, wie die Jahreszeiten im Kalender. Zuerst saß er meist schweigend oder einsilbig da, hörte den Andern zu und blickte halb träumerisch vor sich hin. Dann erhellte er sich allmälig: wie die Nebel langsam von einer leuchtenden Landschaft wegschweben, so wurde sein Inneres sacht enthüllt, und nun traten alle jene Schätze des Geistes und Gemüthes ins Licht, die den menschlichen Werth des Mannes aufdeckten und der Erinnerung solche Stunden unverlöschlich einprägten. Er ließ dem Witz und Humor die Zügel schießen, erzählte Schnurren, ahmte irgend eine komische Figur, die Schwächen eines Feindes oder Anmaßenden nach, beredete Ernstes mit Geist und Tiefe, verhandelte die Angelegenheiten der Freunde liebenswürdig und streute dabei die Reichthümer seiner Sprachkraft und Phantasie mit vollen Händen aus, drollige Wortbildungen und Wortfügungen, schlagende Vergleiche und sprechende Bilder. Während die schöpferische Lustigkeit manchen Humoristen nur als Gegengift ihrer melancholischen Lebensader verliehen ist und sich bloß auf der Schreibkammer einstellt, begleitete der Humor den Meister Gottfried auf Weg und Steg.

Auf einmal verschattet sich seine Stirn, die Augen blitzen, und er wirft die kleine, weiße Hand bei kaum bewegtem Unterarm mit einer eigenthümlichen, schnellenden Gebärde schräg aufwärts, als ob er sie wegschleudern wollte. Jählings war ihm der Dämon in den Nacken gesprungen, und der Ahnungsloseste der ganzen Gesellschaft vielleicht fühlte sich von einem starken Wort, von einer Herbheit getroffen, die er so wenig verdiente, als er sie gewärtigte. Gleich unerwartet, mit nicht minderer Heftigkeit konnte sich die Entladung wiederholen, und Keiner war sicher. In vielen Fällen freilich kam das Gewitter nicht zum Ausbruch; nur ein schwüles Wetterleuchten loderte dräuend herein.

Es geschah sicherlich nicht umsonst, daß er seine epigrammatischen Gedichte in die Abtheilung „Trinklaube" einreihte; und es bedeutet gewiß eine Art Selbstbekenntniß, daß er den Schluß des letzten Liedes in dieser „Trinklaube" gegenüber der ersten Fassung in sprechender Weise erweiterte:

„Darum lasset rinnen
Letztes Glas und Lied!
Zornig uns von hinnen
Nun die Freude zieht!

Und der Lüge schwarzen Molch
Tapfer anzustechen,
Dem gemeinen Höllenstrolch
Kühn das Horn zu brechen:
Ja, die Nas' zu finden,
Die uns nicht gefällt,
Zieh'n mit allen Winden
Fort wir in die Welt!"

Die Reizbarkeit verließ den Meister Gottfried überhaupt nicht, wodurch der Verkehr mit ihm eine eigene unberechenbare Sache wurde. Man war nie sicher, was ihn in Wallung brachte, so daß er einem Fernerstehenden leicht launisch erschien, was er doch im gewöhnlichen Sinne nicht war. In erster Linie mochte man sich's gesagt sein lassen, nicht in sein Inneres oder in sein Schicksal dringen zu wollen, wie auch er seinerseits nie die geringste Frage nach irgendwie intimen

Verhältnissen stellte. Jede Faser in ihm lehnte sich gegen Alles auf, was wie Zudringlichkeit oder beabsichtigte Beeinflussung aussah: er wollte sein Inneres unbetastet, seine Ellbogen frei, seine Bahn offen wissen.

Er bereute genugsam, „nicht hinter dem Berge halten zu können", wie er sich einmal ausdrückte. Dennoch empfand er den Zorn als Wohlthat, ganz abgesehen davon, daß er ihn antrieb, mit schiefen und unhaltbar gewordenen Verbindungen aufzuräumen. „Auch der Aerger über widerstrebende Richtungen, der kritische Zorn über die aufgeblasenen Gebilde hohler Nichtkönner ist gesund und bewahrt die Künstlerseele vor dem Einschlafen" [1]). Der Unmuth verhalf ihm zu mancher Conception, die er in ruhigeren Stunden milderte oder unterdrückte, wie denn, einer Bemerkung zu Folge, die er vor der Sammlung seiner Gedichte (1883) fallen ließ, eine Reihe gesalzener Gedichtchen und Sprüche aus seinem Vorrath ausgeschieden und vernichtet wurden. Das schöne Gedicht „Die kleine Passion", das in den süßesten Ton des Friedens ausklingt, endete nach des Dichters Mittheilung ursprünglich mit einem Ausfall gegen die katholische Kirche, weswegen eine deutsche Zeitschrift den Druck ablehnte. So wußte er den Zorn in Versöhnung zu wenden.

XII.

In der Vorschule einer gewissen Herbheit, die ihm, nach den Zeugnissen der Altersgenossen, schon früh eigen war, gewöhnte und versöhnte man sich einigermaßen mit seinem leicht aufbrausenden Blute, das nur selten in seinen Werken Spuren hinterließ. Die auffälligste dünkt mich die Bestrafung der beiden Lumpenbrüder in der „Armen Baronin" zu sein, die mich mit einer unleidlichen Härte trifft.

Diese Härte fiele nicht so sehr ins Gewicht, stäche sie nicht völlig ab von Keller's sonst so humaner Natur, die der Tragik selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit auszuweichen liebt und es z. B. nicht über sich vermag, den „Grünen Heinrich" sterben zu lassen, wie es ursprünglich geplant und in der ersten Auflage dargestellt war; sie fiele nicht so schwer ins Gewicht, hätte er nicht das feinste Gefühl und Mitgefühl für alles Leid und Unglück, für alles Gute und Schöne der Menschenseele besessen und hätte er nicht selbst die geringste Abweichung vom Rechten mit einer unfehlbaren Sicherheit empfunden, und zwar plötzlich, ohne Zurechtlegung und in allen Fällen. Denn er stand so zu sagen immer mit der ganzen ungeschwächten Stärke seines Charakters und Empfindens da.

Das Feingefühl für das Schickliche offenbarte sich auch in seinem bescheidenen Benehmen. Er trug nicht die kleinste eitle oder üble Angewöhnung an sich und benahm sich mit einer Natürlichkeit, wie ich sie an sehr wenigen Menschen gesehen habe. Auch das war ein sprechender Zug, daß er jungen Leuten gegenüber, die er leiden mochte, niemals die Miene eines Gönners oder Protectors aufsetzte. Gebärden und Betragen verriethen den Wunsch, still und ehrbar wie irgend ein anderer Bürger da zu sein und unbeschrieen zu bleiben.

---

[1]) „Ein bescheidenes Kunstreischen". Neue Zürcher Zeitung vom 23. März 1882.

Freilich konnte Niemand trockener und einsilbiger am Tische sitzen als der Dichter, an dem man selten eine gehobene Stimmung äußerlich wahrnahm. Er scherzte einst: „Der Auerbach hat's gut, der ist immer hellauf und begeistert; ich muß schon ein paar Schoppen d'ran rücken, bis ich so weit bin." Allzu lebhafte Kundgebungen der Verehrer beengten ihn, und er suchte dann seiner Verlegenheit durch ein gewisses stachliches Wesen abzuhelfen, da er lieber den Schein der unerschütterlichen Trockenheit als den des Ergriffenseins vertrug, wie er das im „Grünen Heinrich" zur Genüge auseinander setzt und darstellt.

Dem entsprechend handhabte er den Dank, dessen mündliche Erstattung ihm schwer fiel und mitunter eine seltsame Form annahm. Ich hatte eine größere Recension über den „Martin Salander" veröffentlicht, als ich ihn einige Wochen später aufsuchte. Nachdem ich mich gesetzt, öffnete er den Schrank, um die für die Besucher bestimmten Cigarren herunter zu langen, hielt aber in diesem Thun inne, als er den Arm schon ausgestreckt hatte, und wandte sich gegen mich: „Sie händ sich dänn wäge mine — n au verchöst." (Sie haben sich um meinetwillen auch in Unkosten gestürzt.) Einst fuhr ein Zürcher Pfarrer mit dem Dichter in der Eisenbahn, ohne ein Gespräch zu versuchen; er hob seinem Gegenüber, das er wohl kannte, beim Aussteigen das Handköfferchen vom Haken und trug es ihm bis zur Droschke. In dieser geborgen, fragte Keller, indem er den dienstfertigen Herrn ernsthaft ansah: „Wer sind Sie eigentlich?" — „Pfarrer H." — „Sie sehen auch gar nicht aus wie ein Pfarrer." Das war Dank — und Compliment; denn im Allgemeinen hegte er für die Diener am Wort keine große Vorliebe.

In solch' wunderliche Gestalt konnte der Dank des merkwürdigen Mannes schlüpfen, der doch freundliches Benehmen und liebenswürdiges Entgegenkommen tief empfand, zumal er davon bis über die Mitte seines Lebens hinaus wenig genug zu kosten bekommen hatte. Mancher oder wohl die Meisten konnten ihn nicht verstehen. Es blieb ihnen verborgen, daß nicht Mangel an Erkenntlichkeit, sondern der unbezwingliche Drang nach Wahrheit im Spiele war. Er verschmähte die conventionelle Form, auch wo sie die Wahrheit umhüllte, weil ihm diese Form allein schon als Verkörperung der Lüge erschien. Er stieß unabsichtlich zurück, da er, wie in dem Wort an den Pfarrherrn, nicht das sagte, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt, sondern das, was er dachte. Ueberhaupt war es ihm eigen, zuweilen auf das zu antworten, was der Andere dachte, nicht auf das, was er sprach.

Wahrheit zeugt mitunter Herbheit und bringt dem, der für sie eintritt, manches Bittere, ihm mehr als Anderen. Keller, der von allem seinem Thun und Lassen ruhig die Consequenzen zog, wußte das gut genug. Aber er blieb sich treu, er konnte nicht anders, wiewohl es ihm fern lag, irgend Jemanden ohne Noth verletzen zu wollen.

Auf dem Grunde dieser Wahrhaftigkeit und dieses lautern Wesens ruhen die herrlichen Vorzüge seiner Werke, auf dieser Wahrhaftigkeit ruhte der ganze Mensch. Und gerade sie macht ihn mir lieber und verehrungswürdiger, je mehr ich an ihn denke und nach ihm zurückblicke. Nur weil er wahrhaftig, war er ein ganzer Mann; nur weil er ein ganzer Mann, war er ein großer Dichter.

Felix Mendelssohn-Bartholdy in Weimar.

Aus dem Nachlaß der Baronin Jenny von Gustedt, geb. von Pappenheim.

Mitgetheilt
von
Lily v. Kretschman.

Je mehr eine große Zeit uns zur Vergangenheit wird, desto mehr empfinden wir, was sie uns war, was wir ihr zu verdanken haben. Der Wunsch, sie näher kennen zu lernen, treibt uns, ihren Lebensäußerungen bis ins Kleinste nachzuforschen, damit ihrem Bilde kein Pinselstrich, kein Licht, kein Schatten fehle. So geschieht es jetzt mit der classischen Periode unserer Literatur. Seitdem das Goethe-Schiller-Archiv den Händen einer großdenkenden Fürstin anvertraut ist, welche die Traditionen des Weimar'schen Fürstenhauses in seltener Weise hochhält, wird uns alljährlich Bedeutendes daraus zugänglich gemacht, und eine weitgehende Bewegung im Interesse der Sache hat sich selbst der fernerstehenden Kreise bemächtigt. Mit lebhafter Freude werden darum auch solche Berichte begrüßt, die noch von den Zeitgenossen Goethe's herrühren. Freilich sind nicht alle gleichwerthig. manche hat Neid und Gehässigkeit dictirt. Wenn aber Jemand, wie meine verstorbene Großmutter, Jenny von Gustedt, geb. von Pappenheim[1]), die Feder ergreift, um Schilderungen aus jener Zeit zu geben, sie, die in Goethe „den erhabenen, väterlichen Freund, den Förderer alles Guten und Edlen" täglich begrüßen durfte und unter seinen Augen heranwuchs, so wissen wir, daß nichts als Liebe und Bewunderung, als dankbare Erinnerung aus ihren Worten sprechen kann.

Unter ihren Schriften, die man gegenwärtig sammelt und ordnet, um sie demnächst als Ganzes der Oeffentlichkeit zu übergeben, befindet sich auch eine Reminiscenz an Felix Mendelssohn, der, wie bekannt, ein häufiger, sehr willkommener Gast im Goethe'schen Hause war. Er selbst hat in seinen „Reisebriefen" darüber berichtet; in Sebastian Hensel's Buch „Die Familie Mendelssohn" findet sich ebenfalls viel des Interessanten aus jener Weimarer Zeit, und endlich hat Dr. Karl Mendelssohn diesen Abschnitt aus seines Vaters Leben zum Gegenstand einer Broschüre gemacht. Er gibt darin unter Anderem eine Stelle aus Felix Mendelssohn's Tagebüchern wieder, in welcher dieser verschiedene Aussprüche Goethe's aufbewahrt hat. „Jenny von Pappenheim," sagte er, „ist gar so schön, so unbewußt anmuthig und reizend, wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage. man weiß nicht, wo es steckt." Es ging in Wahrheit von meiner Großmutter ein Glanz aus, der das Dunkel erhellte und das Schöne verklärte; auch Felix Mendelssohn empfand dies und brachte ihr seine jugendlich überschwenglichen Huldigungen dar. Eine Zeit lang stand sie in Briefwechsel mit ihm, und der Antheil, den sie an ihm und an Allem nahm, was nach seinem Tode über

[1]) Frau von Gustedt starb, hochbetagt, am 29. Juni 1890.
Anm. der Redaction der „Deutschen Rundschau".

ihn veröffentlicht wurde, veranlaßte sie später noch, die eigenen Erinnerungen an den liebenswürdigen Componisten zu Papier zu bringen[1]). Es sind auch dies nur einzelne Züge zu dem Bilde jener Zeit; aber man fühlt, daß sie dem Leben entnommen und nicht aus Spinneweben und Urkundenstaub an das Licht des Tages getreten sind. So mag denn die liebe Verstorbene selber sprechen.

Wie eigenthümlich berührt es mich immer aufs Neue, wenn zur Geschichte wird, was mir Gegenwart war und eigentlich noch ist. Die Vergangenheit steht lebendig vor meiner Seele, und deutlich tritt Mendelssohn's freundliches Bild daraus hervor. Zuerst las ich seine Reisebriefe: frisch, jung, aus einer anderen Welt und Zeit, aus meiner Zeit. Die innere Ernte bei dem Buch ist das Bewußtsein, daß dieser gute, reine Mensch da war; damit ist man belohnt, und es ist ausgenutzt. Bedeutender und nachhaltiger wirkt Hensel's: „Familie Mendelssohn". Es sind lauter Charakterköpfe, trefflich gemalt, in dem goldenen Rahmen der Liebe des Verfassers. Wenn auch Vieles zu ergänzen und auszuführen wäre, zu bestreiten findet sich nichts. Seiner Aufenthalte in Weimar wird nicht ausführlich genug gedacht, und da könnte meine Erinnerung an Mendelssohn als Ergänzung dienen.

Sein erster[2]) Besuch in Weimar wurde mir brieflich nach Straßburg gemeldet, wo ich in Pension war. Ich muß meine Eltern damals wohl sehr mit neugierigen Fragen gequält haben, denn ich entsinne mich, daß meine Mutter mir schrieb, ich möchte mich mehr um meine Bücher, als um Weimars Feste kümmern. Trotzdem flossen Berichte darüber mir reichlich zu. Mein sehr geliebter Stiefvater[3]) war es besonders, der mir, trotz der ihn überbürdenden Staatsgeschäfte, in seiner geistvoll-humoristischen Art von Weimar erzählte. War es doch ein Paradies für mich, Goethe der Abgott meines kindlichen Herzens, Alles, was mit ihm zusammenhing, werthvoller, als alle Herrlichkeiten der Welt. Die heutige Jugend hat keinen Begriff von solch' einem Enthusiasmus; ihn zu haben, ist ein großes Glück, dessen Mangel einen traurigen Schatten auf das Leben unserer jungen Leute wirft. Die Begeisterung für Goethe war bei uns Pensionskindern so mächtig, daß man meinen sollte, wir hätten schon jahrelang andächtig zu seinen Füßen gesessen, und lasen doch nur heimlich hie und da seine Werke! Daß ich ihn kannte, daß er mir das Haar gestreichelt, die Hand gereicht hatte, gab meiner Person in den Augen meiner Freundinnen eine weihevolle Bedeutung.

Jede Zeile, die aus Weimar kam, wurde verschlungen, jedes Wort, das er gesagt hatte, machte die Runde durch die ganze Mädchenschar. Wir haben einmal, als er krank war, bitterlich weinend in einer Ecke gesessen, und ich und meine liebste Freundin falteten schließlich die Hände zu dem rührendsten Kindergebete für den großen, bewunderten Dichter. Ein Gefühl wie dieses mag heute als sentimental belächelt werden; ich glaube doch, wir waren dabei frommer, glücklicher, unsere Seelen harmonischer, unser Geist erfüllt vom Guten, Schönen und Wahren. Die Empfänglichkeit dafür war größer, die Freuden des Lebens darum zahlreicher, nicht vergällt durch Spottsucht und wohlfeile Witze.

Felix Mendelssohn's Natur war im höchsten Grade begeisterungsfähig, offen, treuherzig und gut. Er gewann sich schnell die Herzen des Goethe'schen Kreises, nicht zum wenigsten das des Dichters selbst. Mit stillem Neid las ich die Schilderung seiner Anwesenheit, seines Talentes, mit dem er die Hörer entzückte. Bei meinen Eltern war er auch einmal zu Tisch eingeladen, man zeigte ihm ein Bild von mir, und er wünschte, mich nach seinem „Ringelreihen" tanzen zu lassen. Die Abschrift einer

[1]) Die Niederschrift fällt in den Anfang der achtziger Jahre.

[2]) Verfasserin denkt wahrscheinlich an den zweiten Besuch Mendelssohn's im Frühjahre 1825, da sie bei seinem ersten Besuche 1821 erst zehn Jahre alt war und sich kaum dafür interessirt haben wird.

[3]) Minister v. Gersdorff, von dem Goethe sagte: „Dem Mann müßte Weimar ein Denkmal setzen."

kleinen Composition von ihm — ich entsinne mich nicht mehr, welche es war — versetzte mich in helles Entzücken, und lange Zeit hindurch beschäftigte mich der Gedanke an den „wunderbaren Jüngling", an Goethe's „David".

Bald darauf kehrte ich nach Weimar zurück, wo Felix Mendelssohn's Name noch in Aller Munde war. Selbst August Goethe, der sehr selten ein liebevolles Urtheil über fremde Menschen hatte, gab zu, daß er das Zeug dazu habe, alle Welt, selbst ihn, mit sich fortzureißen. Es vergingen einige Jahre, bis ich die persönliche Bekanntschaft des jungen Musikers machte, vergessen jedoch konnte ich ihn nicht, da Goethe öfters Briefe von ihm bekam, die Ottilien sofort mitgetheilt wurden und die ich dann vorlesen hörte. Sie athmeten alle die unendliche Verehrung für seinen Gönner, eine Verehrung, die nicht bei den Worten blieb, sondern sich durch Thaten am schönsten äußerte. Das war es ja auch, was Goethe bezweckte, was ich immer mehr an ihm bewunderte: dieser Einfluß, den er auf Alle, die ihm nahe traten, ausübte, dem Keiner entging; er weckte und förderte jedes Talent, und wie Viele, die sonst im Dunkel verkommen wären, zog er an das Licht seines herrlichen Geistes. Es ging eine Wirkung von ihm aus, die mir, wenn sie auch heute noch nicht vergangen ist, doch damals eine unbeschreibliche elektrische Kraft zu haben schien, und die Mendelssohn, der selbst ein genialer Mensch war, mit doppelter Gewalt empfunden haben muß.

Auch Fanny Mendelssohn, die ich leider nie kennen lernte, schrieb öfters nach Weimar. Ich glaube, sie hatte ein Gedicht von Goethe bekommen, das sie zu componiren versuchte[1]), denn Ottilie besaß einige Notenzeilen von ihr, die sie sich scheute, Goethe selbst zu geben.

Im Sommer 1830 war es, als Ottilie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte: Mendelssohn kommt. Daß ein musikalischer Besuch erwartet wurde, ahnte ich schon, als ich die Treppe hinauf kam, Goethe's Thür offen fand und hineinsah: Riemer packte mit Friedrich, Goethe's Bedienten, Noten aus, die abgestäubt wurden, und der damals einzige Mann, der kranke Flügelsaiten zu heilen verstand, entlockte dem langen, braunen Kasten kläglich wimmernde Töne. Ich vermuthete Zelter's Besuch und freute mich darauf, denn der alte Herr mit seiner derben Komik, seiner polternden Sprechweise und seinem liebewarmen Herzen, war mir sehr werth geworden. Statt seiner kam nun sein Schüler, das Wunderkind, das Sonntagskind. Als ich ihm zuerst begegnete — er ging zu Goethe, ich kam von Ottilie — beschlich mich ein leises Gefühl der Enttäuschung: er sah zart aus, ging etwas gebückt, und sein Gesicht machte mir keinen bedeutenden Eindruck. Denselben Nachmittag traf ich ihn bei der Gräfin Henckel und glaubte einen anderen Menschen zu sehen: die Lebhaftigkeit seines Mienenspiels, seine Grazie, die doch durchaus nichts Weibisches hatte, sein strahlendes Lächeln, als ob man einen Vorhang von einem Fenster wegzöge und nun in den schönsten Frühling sähe, das Alles machte seine Erscheinung zu einer sich der Erinnerung dauernd einprägenden. Und nun sein Spiel, das so ganz er selber war: kein Gefühl, das ins Bizarre ging, keine Disharmonie, die sich nicht milde auflöste, keine Virtuosenkunststückchen, bei deren Anblick uns schwindelig wird. Hummel schien mir mit mehr Feuer, mit mehr äußerer Leidenschaft zu spielen, aber man empfand nicht, wie bei Mendelssohn, daß so ganz das Herz im Spiele lag.

Von Anfang an verbrachte er den größten Theil des Tages im Goethe'schen Hause. Er war wirklich Goethe's David, denn er verscheuchte jede Wolke von der Jupiterstirn unseres Dichters. Jedem, der damals Mendelssohn kannte, wird es begreiflich sein; trat er doch mit dem ganzen Zauber der Jugend, der Genialität, der glücklichen Zukunftsträume in unseren Freundeskreis. Es fiel Niemandem ein, wie das heute in anderen Städten der Fall sein würde, ihn seiner Abstammung wegen mißtrauisch zu betrachten. Der Gedanke wäre im damaligen Weimar unmöglich gewesen und ist es auch im heutigen noch und wird es sein, so lange die großen Traditionen nicht zur Fabel geworden sind. Goethe schätzte die Menschen nach ihrem

[1]) Siehe Goethe-Jahrbuch, Bd. XII, S. 116, 117. Es ist das Gedicht: „Wenn ich mir in stiller Seele" (Hempel, Bd. III², S. 355). Die Composition ist im Besitz des Herrn Max Friedländer.

Werth, Karl August hatte es stets gethan und war von seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung selbst durch Gegenbeweise nicht abzubringen gewesen. Am herrlichsten befolgte unsere geliebte Großfürstin diesen Grundsatz, und wir Alle hätten uns geschämt, nicht diesen großen Vorbildern nachzueifern. So gehörte Rahel, so gehörte Mendelssohn zu unserer anerkannten Aristokratie.

Vormittags war er meist allein mit seinem Gönner, der nie müde wurde, ihm zuzuhören. Wie Goethe es bei allen Dingen liebte, nach einem bestimmten System zu verfahren, so auch hier: er wünschte die Geschichte der Musik in Tönen, nach geordneter Zeitfolge, zu hören. Irgendwo las ich einmal, er habe von Musik nichts verstanden und ihre äußerliche Kenntniß nur als für seine Bildung nöthig erachtet. Das glaube ich nicht. Felix Mendelssohn war stets aufs Höchste überrascht von Goethe's tiefem Verständniß und sprach oft mit uns davon: „Goethe erfaßt die Musik mit dem Herzen, und wer das nicht kann, bleibt ihr sein Lebtag fremd." In Ottiliens Zirkel, den gerade damals das „Chaos" [1]) vereinigte, beschäftigte und belebte, trat er als neues, willkommenes Element. Alles, was Kunst im weitesten Begriff berührte, faßte er mit Begeisterung auf, während das wissenschaftliche Gebiet, besonders das naturhistorische, nicht in seinen Interessenkreis zu ziehen war, obwohl er es gut zu verbergen wußte. Goethe, dem, seiner eigenen wunderbaren Natur nach, jede Einseitigkeit unverständlich blieb, versuchte oft auf Felix einzuwirken. Es blieb vergebene Mühe; einmal soll Goethe sogar — ganz Saul! — seinem Liebling zornig den Rücken gekehrt haben, weil er ihn nicht verstand. Aufs Höchste erschrocken, saß Mendelssohn wie versteinert vor dem Flügel, bis er, fast unbewußt, mit den Fingern die Tasten berührte und, wie zu eigenem Trost, zu spielen begann. Plötzlich stand Goethe wieder neben ihm und sagte mit seiner weichsten Stimme: „Du hast genug, halt's fest!" So erzählte Felix, der lange dem Sinn der Worte nachgrübelte.

Ein andermal war er auch die indirecte Ursache eines heftigen Auftritts, der freilich wortlos verlief. Er spielte Nachmittags bei Ottilie; ein Freund nach dem anderen kam herein, das neueste „Chaos" lag vor uns, wurde besprochen, belacht, sein Spiel verhallte ziemlich ungehört. Da ging die Thüre auf, Goethe erschien, warf einen Blick so voll Zorn und Verachtung auf uns, daß unser Gewissen uns sofort mindestens zu Räubern und Mördern stempelte, ging ohne Gruß an uns vorüber, auf Mendelssohn zu und, ehe wir zur Besinnung gekommen waren, hatte er mit ihm das Zimmer verlassen. Es war dies das einzige Mal, daß ich Goethe oben sah. Später sagte mir Ottilie, der Vater habe sie noch tüchtig ausgezankt und ihr befohlen, auch ihren Besuchern sein Urtheil nicht vorzuenthalten. Als er hörte, das „Chaos" habe uns so unaufmerksam gemacht, besänftigte er sich etwas, da er selbst sich lebhaft dafür interessirte. Auch Mendelssohn war gleich nach seiner Ankunft unser Mitarbeiter geworden; er verfaßte einige allerliebste Verse [2]) dafür, sandte auch später einen Reisebrief aus Schaffhausen [3]), und mystificirte uns, indem er sich, hinter dem Namen einer Dame versteckend, eine Warnungspredigt [4]) vor Weimars Gefahren einschickte. Sein immer sehr harmloser Zorn richtete sich gern gegen die Engländer, besonders gegen Mr. Robinson [5]), den er stets nach seinem Freytag frug. Ganz besondere Freude bereitete uns Mendelssohn mit seinen Compositionen einzelner Chaos-Lieder. Eines derselben ist fast zum Volkslied geworden und hat mich immer gerührt, wenn ich es hörte [6]). Im zweiten Jahrgang unserer Zeitung erschienen drei Briefe

[1]) Zeitung, die unter Frau v. Goethe's Redaction wöchentlich einmal erschien und zu der Goethe wie sein ganzer Kreis Beiträge lieferten.

[2]) Sind nicht mit Sicherheit anzugeben.

[3]) „Brief eines Reisenden", Chaos Nr. 43. Erster Jahrgang.

[4]) „An Therese P. in Rudolstadt", Chaos Nr. 36. Erster Jahrgang.

[5]) Mr. Crabb Robinson war oft in Weimar. Goethe erwähnt ihn in einem Briefe an Zelter vom 20. August 1829. Von ihm ist der Artikel „Goethe" in „The gallery of portraits and memoirs", 1835.

[6]) „Lieblingsplätzchen" von Friederike: „Wißt Ihr, wo ich gerne weil' in der Abendkühle", Chaos Nr. 41. Erster Jahrgang. Mendelssohn gibt an, es sei aus „Des Knaben Wunderhorn",

Mendelssohn's[1]), die dieser an Goethe geschrieben hatte. Es war uns natürlich immer höchst wichtig, wenn Goethe selbst Beiträge sandte. Die Briefe seiner Freunde, die er Ottilien zum Zweck der Veröffentlichung gab, wurden von ihm erst einer genauen Revision unterworfen; er strich Unnöthiges, kürzte die Sätze und änderte oft noch den ersten Druck. Ebenso verfuhr er mit Gedichten, die ihm in die Hände fielen. Er vernichtete oft über die Hälfte der Strophen; waren die Verse gar zu schlecht, so schüttelte er nur bedenklich den Kopf, brummte: „hm, hm," oder „nu, nu," und legte sie bei Seite. Von den Erzeugnissen unserer dilettantischen Muse, die er zurechtgestutzt hatte, pflegte Ottilie scherzend zu sagen: „Wir haben sie durch das Fegefeuer geschickt."

Felix Mendelssohn machte Verse, wie wir Alle, und beanspruchte auch nicht den Ruhm eines Dichters. Gesellschaftsspiele, wobei in möglichster Geschwindigkeit hübsche Reime gemacht werden mußten, waren an der Tagesordnung. Der Ungeschickte, oder der, dessen Versfüße zu sehr humpelten, war verpflichtet, ein Pfand zu bezahlen, das meist wieder durch ein Gedicht eingelöst wurde. In Tiefurt, wenn wir genug getanzt und gespielt hatten, ruhten wir uns dabei aus, und vor Kurzem fand ich noch ein Päckchen vergilbter Blätter, mit allen möglichen und unmöglichen Reimen bekritzelt, die mich lebhaft an jene Zeit erinnerten. Darunter fanden sich auch Mendelssohn's Verse, mit denen er einmal in Tiefurt sein Pfand eingelöst hatte:

Ihr wollt durchaus, ich soll ein Dichter werden,
Weil ich mit Euch in Weimar bin,
Ich aber kam als Musikant auf Erden
Und meine Verse haben keinen Sinn.

Ich will in Tönen Eure Schönheit preisen
Und Eure Macht, die mich zum Dichten zwingt;
Verfaßt die Lieder nur zu meinen Weisen
Und dann versprecht mir auch, daß Ihr sie singt.

Vermessen scheint mir's, wollt' ich weiter dichten,
Denn ich verscherze damit Eure Gunst.
Ihr Schönen seid zu streng im Strafen, Richten,
Mir hilft's doch nichts, ich lebe meiner Kunst.

Als unser verwöhnter „Musikant", der doch im Grunde ein Dichter war, wie jeder echte Künstler, uns seine, schon einige Male hinausgeschobene Abreise verkündete, war der Kummer groß. Er mußte versprechen wieder zu kommen, zu schreiben, uns einige Lieder zu schicken, die uns seine Gegenwart etwas ersetzen sollten. Ulrike von Pogwisch beschäftigte sich einen ganzen Abend damit, Silhouetten von ihm auszuschneiden, die sie dann unter uns vertheilte. Bei strahlendem Sonnenschein fuhr er fort, sein Wagen war angefüllt mit Rosen, die wir ihm zugeworfen hatten; Ottilie und Ulrike gaben ihm das Geleit, und so schied er von Weimar, recht als ein Sonnenkind. Er hinterließ nur trauernde Freunde, nicht einen Feind.

Als ich ihn nach vielen Jahren in Berlin wiedersah, war zwar der lachende Frühlingsglanz von seinen Zügen verschwunden, aber Herbst- und Winterstürme hatten sie nicht umbraust und störten auch wohl nie sein Sonnenschicksal. Sein Spiel war gehaltvoller, ruhiger geworden, die stürmischen Phantasien seiner Weimarer Zeit wiederholten sich nicht mehr. In der Erinnerung an die Vergangenheit leuchteten seine Augen auf, und er sagte mir mit dem Tone tiefster Ueberzeugung: „Wer weiß, was ohne Weimar, ohne Goethe aus mir geworden wäre!"

---

in welchem es jedoch nicht zu finden ist, auch nicht enthalten sein kann, da das „Chaos" nur Ungedrucktes brachte und das „Wunderhorn" schon 1808 erschien.

[1]) Es ist nur ein Brief vom 28. August 1831 (siehe Goethe-Jahrbuch, Bd. XII), den Goethe unter dem Titel: „Berner Oberland", in drei Theilen durch das Chaos (Bd. V, VI, VII, zweiter Jahrgang) veröffentlichen ließ.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Die Aufhebung des Paßzwanges in Elsaß-Lothringen ist nicht bloß in den Reichslanden und im übrigen Deutschland, sondern auch in Frankreich selbst als ein bedeutsames friedliches Symptom begrüßt worden. Wie verfehlt es auch wäre, in der Maßregel ein den Franzosen gemachtes Zugeständniß zu erblicken, kann doch andererseits keinem Zweifel unterliegen, daß die politische Nothwendigkeit, die im Jahre 1888 die Anordnung des Paßzwanges veranlaßte, nicht mehr vorhanden ist, da mit Recht hervorgehoben wird, daß nach einer mehr als dreijährigen Durchführung der in Betracht kommenden Vorschriften die Erwartung gerechtfertigt sei, der erzielte Eindruck werde ein nachhaltiger sein. So konnte die Regierung in der That im Vertrauen auf den gesunden Sinn des überwiegenden Theiles der elsaß-lothringischen Bevölkerung den Zeitpunkt für gekommen erachten, in dem sie ohne Beeinträchtigung der eigenen Interessen gegenüber der Mehrzahl der nach den Reichslanden kommenden Fremden auf den Paßzwang verzichten durfte. Nicht minder gerechtfertigt erscheinen die Ausnahmebestimmungen, die für noch active Militärpersonen, frühere Officiere und für Zöglinge von Militärschulen des Auslandes, sowie für diejenigen Personen getroffen worden sind, welche die deutsche Staatsangehörigkeit vor Erfüllung ihrer Militärpflicht verloren und das fünfundzwanzigste Lebensjahr nicht überschritten haben.

Da die in Frankreich verweilenden elsaß-lothringischen Chauvinisten keineswegs auf ihre Propaganda zu Gunsten Frankreichs verzichtet haben, erscheint es durchaus gerechtfertigt, wenn zugleich mit der Aufhebung des Paßzwanges angeordnet worden ist, daß alle Ausländer, die sich über vierundzwanzig Stunden in den Reichslanden aufhalten, bei Strafe der unverzüglichen Ausweisung zur Meldung bei der Polizei verpflichtet sind. Würden doch ohne eine solche Bestimmung die elsaß-lothringischen Agitatoren sehr bald in großer Anzahl aus Paris eintreffen, um an Ort und Stelle thätig zu sein. In diesem Zusammenhange darf auf die im Allgemeinen viel zu wenig gewürdigte Thatsache hingewiesen werden, daß an der antideutschen Propaganda in der französischen Hauptstadt in hervorragender Weise die elsaß-lothringischen Emigranten betheiligt sind, deren ganze Stellung darauf beruht, daß der Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland in jeder Hinsicht verschärft werde, weil sonst ihre ganze Bedeutungslosigkeit offenbar würde. Zum Theil unfähig, in Elsaß-Lothringen selbst sich eine Existenz zu gründen, speculiren sie auf ihren zur Schau getragenen französischen Patriotismus, indem sie in Paris ihr Glück versuchen. Sie bilden dann mit den Leuten der Patriotenliga im Gefolge Paul Déroulède's den Heerbann, der auf den Pariser Boulevards sein Unwesen treibt, sobald eine gegen Deutschland gerichtete Kundgebung inscenirt wird. Diese Elemente traten auch in Action, als es galt, durch Straßendemonstrationen die Aufführung des „Lohengrin“ in der Pariser Großen Oper zu verhindern. Standen wir in Deutschland der Lösung der Frage, ob die Oper Richard Wagner's, nachdem sie in einer ganzen Anzahl französischer Provinzial-

städte aufgeführt worden war, auch in Paris zur Darstellung gelangen würde, ohne jede Spur von Erregtheit gegenüber, so bauschten die französischen Chauvinisten die Angelegenheit zu einer Haupt- und Staatsaction auf. Selbst die Kronstadter Flottenzusammenkunft, die doch soeben erst als die Einleitung der Revanche begrüßt worden war, schien plötzlich an Bedeutung hinter der „Lohengrin"-Frage zurückstehen zu sollen.

In Wirklichkeit benutzten die Widersacher der gegenwärtigen französischen Regierung die Agitation gegen die Aufführung der deutschen Oper zugleich, um einen Vorstoß gegen das Ministerium Freycinet-Constans zu versuchen. Die Bonapartisten vom Schlage Paul de Cassagnac's, sowie die seit dem Anschlusse des Cardinals Lavigerie und anderer französischer Kirchenfürsten an die Republik hart in ihrer Position bedrängten Orléanisten hofften, das Cabinet durch Straßentumulte zur Nachgiebigkeit gezwungen zu sehen, eine Erwartung, die allerdings nunmehr sich als vergeblich erwiesen hat, da die „Lohengrin"-Aufführungen immer weniger Störungen erfuhren. Der französische Minister des Inneren, Constans, der den Boulangisten wegen seines rücksichtslosen Vorgehens gegen ihre Ausschreitungen längst verhaßt ist, hat auch aus Anlaß der jüngsten Demonstrationen seinen Ruf als energischer Politiker in vollem Maße bewährt. Nur läßt sich jetzt bereits mit Bestimmtheit vorhersehen, daß nach der Wiedereröffnung der Kammern die verbündeten Bonapartisten, Orléanisten und Ultraradicalen nicht ermangeln werden, den Ansturm gegen das Ministerium Freycinet-Constans unverzüglich zu beginnen. Weisen die Unversöhnlichen der äußersten Linken darauf hin, daß die Regierung, wie durch das Verhalten des Cardinals Lavigerie und seiner Gesinnungsgenossen erhärtet wurde, eine Schwenkung nach rechts vollzogen habe, so wird von Bonapartisten und Orléanisten in voller Uebereinstimmung versichert, daß die Monarchisten selbst durch die für die französische Republik wohlwollende Erklärung des Papstes Leo XIII. nicht veranlaßt werden können, ihren endgültigen Frieden mit den bestehenden Staatseinrichtungen zu schließen. Dies erscheint auch völlig begreiflich, da andernfalls die Imperialisten und die Royalisten ihre eigenen Existenzbedingungen verkennen würden. So war es für sie ein schwerer Schlag, als ein hervorragender Kirchenfürst in aller Form die republikanische Staatsform anerkannte und die Billigung des Papstes selbst erhielt. Fand das Beispiel des Cardinals Lavigerie Nacheiferung, so wäre es den bonapartistischen und orléanistischen Candidaten bei den nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer schwierig, ja unmöglich geworden, ihren bisherigen Besitzstand auch nur annähernd zu behaupten. Hieraus erklärt sich die Heftigkeit, mit welcher das Ministerium Freycinet-Constans von der Oppositionspartei jetzt bereits befehdet wird, die Rücksichtslosigkeit, mit der es allem Anscheine nach in der bevorstehenden parlamentarischen Campagne bekämpft werden wird. An äußeren Anlässen wird es um so weniger fehlen, als unter Anderem das von der französischen Regierung vor dem Schlusse der Session eingebrachte Gesetz über die Altersversicherung der Arbeiter die lebhafteste Opposition hervorgerufen hat, während das Ministerium erklären ließ, daß es mit diesem Gesetze stehen und fallen würde.

Die Taktik der monarchistischen Parteien in Frankreich läßt sich jetzt bereits klar erkennen. Sobald es ihnen gelingen würde, den Sturz des gegenwärtigen Cabinets herbeizuführen, wäre der Präsident der Republik, Carnot, in eine eigenthümliche Zwangslage gebracht, die seltsamerweise sich gerade aus dem jenseits der Vogesen laut gepriesenen Einvernehmen mit Rußland ergibt. Wie bereits betont werden konnte, daß die französische Republik durch die entente cordiale mit Rußland genöthigt sei, in gewissem Maße auf das Recht, selbständig den Krieg zu erklären, Verzicht zu leisten, müssen sich auch für die Gestaltung der inneren Politik Frankreichs aus dem unleugbaren Abhängigkeitsverhältnisse von Rußland gewisse Consequenzen ergeben, die von den Widersachern der Republik bereits ausgebeutet werden. Wäre das Cabinet Freycinet-Constans erst gestürzt, so würde der Präsident der Republik kaum im Stande sein, eine Evolution nach links zu unternehmen, indem er etwa Herrn Floquet mit der Vorbildung des Ministeriums betraute, der vor Jahren dem Vater des gegenwärtigen Zaren, als dieser während eines Aufenthaltes in Paris den Justizpalast

besuchte, den Ruf: „Vive la Pologne!“ entgegenschleuderte. Vielmehr müßten die Rücksichten auf Rußland Herrn Carnot bestimmen, im Falle eines Ministerwechsels conservativen Anschauungen Rechnung zu tragen, woraus sich dann wiederum eine verschärfte Opposition der Radicalen ergeben würde. So eröffnet sich eine weite Perspective parlamentarischer Verwicklungen, die mit der durch das französisch-russische Einvernehmen geschaffenen Lage in engem Zusammenhange stehen. Es wird sich aber sehr bald zeigen, daß die „incompatibilité des humeurs“, die aus der Grundverschiedenheit demokratischer und autokratischer Staatseinrichtungen hervorgeht, in der französischen Republik sich in charakteristischer Weise äußert.

In Bezug auf die auswärtige Politik darf daran festgehalten werden, daß das europäische Friedensbündniß nach der Kronstadter Flottenzusammenkunft in noch höherem Grade als früher die sicherste Bürgschaft bildet. In Frankreich und Rußland mußte es einigermaßen überraschen, wie kühl die Meldungen von dem französisch-russischen Einvernehmen von den maßgebenden Kreisen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien aufgenommen wurden. Ohne die Bedeutung der Thatsache zu verkennen, daß der Zar in offenkundiger Weise seine Sympathie für die französische Republik an den Tag gelegt, war man doch durch die Thatsache selbst keineswegs überrascht. Weit eher gelangte in England eine gewisse Nervosität zum Ausdruck, wie durch die allzu hitzige Behandlung der Dardanellenangelegenheit erhärtet wird. Nach den ersten Alarmrufen englischer Organe hätte man schließen können, eine russische Kriegsflotte würde bereits in allernächster Zeit mit Zustimmung des Sultans vor Constantinopel erscheinen. Nun zeigt aber der Wortlaut der Circularnote, welche die Pforte in der Dardanellenangelegenheit am 19. September d. J. an die türkischen Botschafter im Auslande gerichtet hat, daß es sich in dem von der englischen Presse aufgebauschten Abkommen zwischen der russischen Regierung und der Pforte um die gesetzliche Ordnung eines thatsächlichen Zustandes handelt, der bereits seit geraumer Zeit besteht. Die Paketboote der russischen Freiwilligen-Flotte, welche den Dienst zwischen Odessa und den russischen Besitzungen im äußersten Osten versehen, tragen die Handelsflagge und genießen freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen. Da man sie zuweilen zum Transport von russischen Soldaten und Sträflingen verwendete, geschah es, daß sie am Eingange der Dardanellen angehalten wurden, woraus dann regelmäßig ein „Zwischenfall“ entstand, der in Constantinopel den ganzen diplomatischen Apparat in Bewegung setzte. Um dies in Zukunft zu verhüten, hat nun die türkische Regierung, ohne den Pariser Vertrag und die späteren Vereinbarungen zu verletzen, an die Commandanten des Bosporus und der Dardanellen genaue Instruktionen gerichtet, von denen dann der russischen Botschaft in Constantinopel Mittheilung gemacht wurde. Nach dem authentischen Wortlaute dieser Befehle werden die Schiffe der russischen Freiwilligen-Flotte, welche die Handelsflagge tragen, auch in Zukunft in gleicher Weise wie andere Handelsschiffe die Dardanellen frei passiren. Haben sie Sträflinge oder Soldaten an Bord, so wird ihre Durchfahrt nach einer von der russischen Botschaft erstatteten Anzeige durch Befehl des Sultans an den Großwesir gestattet werden. Die Paketboote, die aus dem äußersten Osten mit dienstentlassenen russischen Soldaten kommen, wird der Commandant der Dardanellen passiren lassen, indem er die türkische Regierung davon in Kenntniß setzt. Als Zweck der Instruktionen wird ausdrücklich bezeichnet, daß in Zukunft Mißverständnisse verhütet werden sollen, die sich aus dem bisher geübten unregelmäßigen Verfahren ergaben.

In England selbst herrscht seit dem Bekanntwerden des authentischen Wortlautes der von der Pforte an die Commandanten des Bosporus und der Dardanellen ertheilten Befehle eine beruhigte Stimmung. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß absichtlich zuerst von englischer Seite etwas grellere Farben aufgetragen wurden, weil man wähnte, daß nach der Kronstadter Flottenzusammenkunft die öffentliche Meinung in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien durch einen angeblichen Anschlag Rußlands lebhafter erregt werden würde. In Wirklichkeit zeigte sich aber nur von Neuem die Festigkeit der Tripel-Allianz und die volle Zuversicht der in ihr

vereinigten Regierungen. Uebereinstimmend hoben die Organe der letzteren hervor, daß England, falls es seine Interessen gefährdet glaubte, die Initiative ergreifen möge, während die Mächte des europäischen Friedensbündnisses im Einklange mit dessen rein defensivem Charakter den Verlauf der Dinge ruhig abwarten könnten. Gerade bei diesem Anlasse ließ sich auch wieder mit voller Deutlichkeit erkennen, daß insbesondere Englands Interessen in Mitleidenschaft gezogen werden, sobald Rußland in der orientalischen Frage irgend welche Ansprüche geltend macht. Hieraus erhellt, daß im Ernstfalle die englischen Streitkräfte von selbst auf dem Plane erscheinen würden, ohne daß die britische Regierung sich der Tripelallianz angeschlossen hat. Diese Thatsache ist ein weiteres friedliches Symptom, weil sie bekundet, wie fest der zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens errichtete Wall ist. Für Rußland sowohl als auch für Frankreich stände zu viel auf dem Spiele, als daß sie selbst gemeinschaftlich den Versuch machen sollten, diesen Frieden zu stören. Bezeichnend ist, daß gleichzeitig die Leiter der auswärtigen Politik des deutschen Reiches und der französischen Republik die politische Lage als eine durchaus friedliche charakterisirt haben. Der deutsche Reichskanzler, General von Caprivi, nahm sogar zu wiederholten Malen Anlaß, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß der europäische Friede keineswegs bedroht sei. Der leitende deutsche Staatsmann durfte bei der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des ostfriesischen Infanterieregiments Nr. 78, dessen Chef er ist, an die symbolische Bedeutung anknüpfen, daß er im Friedenssaale des Rathhauses von Osnabrück, in welchem im Jahre 1648 der westphälische Friede verhandelt, vom Bürgermeister der Stadt begrüßt wurde. Er betonte, wie ein Rückblick in die Vergangenheit zeige, was die Gegenwart errungen habe, wie die Befürchtungen, ob der gegenwärtige Zustand erhalten werde, nicht begründet seien, und wie keiner der Regierenden den Wunsch hege, den Frieden zu stören und einen europäischen Krieg hervorzurufen. Indem er deutlich genug auf das französisch-russische Einvernehmen hindeutete, hob er hervor, daß auch die Annäherung der Staaten in der neuesten Zeit keinen Grund zu Befürchtungen gebe, da sie nur der Ausdruck schon bestehender Verhältnisse sei. So faßte der deutsche Reichskanzler seine Betrachtungen dahin zusammen, daß, soweit er es zu übersehen vermöge, keine der europäischen Regierungen den Krieg wolle, der in seinen Leiden und Folgen voraussichtlich alle früheren Kriege übertreffen würde. Nicht minder bezeichnend ist, daß General von Caprivi während seines Aufenthaltes in Osnabrück auch in einer mehr militärischen Umgebung, im Kreise früherer Angehöriger seines Regiments, ausdrücklich darauf hinwies, daß alle Bestrebungen des Kaisers Wilhelm auf das Wohl des Landes und auf die Erhaltung des Friedens gerichtet seien. Der Zufall fügte es, daß gleichfalls ein militärischer Anlaß, die in Bayonne vollzogene Enthüllung des Denkmals für den General Faidherbe, den Chef der französischen Nordarmee im deutsch-französischen Kriege, vorlag, als der französische Minister des Auswärtigen, Ribot, die europäische Lage charakterisirte. Daß in dieser Darstellung der Besuche gedacht wurde, die das französische Geschwader unlängst in den Häfen befreundeter Nationen abstattete, kann nicht überraschen. Ebenso natürlich erscheint, daß die Kronstadter Flottenzusammenkunft in den Vordergrund gerückt wurde mit dem Hinweise, daß ein Souverän, vorausschauend und fest in seinen friedlichen Absichten, wie dies auch Frankreich selbst sei, öffentlich die tiefen Sympathien bekundet habe, die sein Land mit Frankreich verbinden, und daß die russische Nation sich ihrem Kaiser angeschlossen habe, um Frankreich herzliche Freundschaft zu bezeugen. Der französische Minister des Auswärtigen unterließ nicht hinzuzufügen, daß Jedermann wisse, wie die russischen Gefühle erwidert werden, da die Vorgänge von Kronstadt in den kleinsten Ortschaften Frankreichs Widerhall gefunden hätten. Zugleich erinnerte jedoch Minister Ribot auch an die Aufnahme, welche die französischen Matrosen in Dänemark, Schweden und Norwegen gefunden haben, wie dann auch in Portsmouth, wo die Königin von England das französische Nordgeschwader Revue passiren ließ, letzterem die liebenswürdigste Aufnahme zu Theil geworden sei. Was die Rede des französischen Ministers des Auswärtigen besonders bedeutsam erscheinen ließ, war die Versicherung, daß, wenn Frankreich sich in einer

andern Lage befinde, es sich doch keineswegs einer andern Politik anzupassen habe. Vielmehr betonte Ribot, daß die bisher befolgte Politik eine so günstige gewesen sei, daß man sie nicht an dem Tage aufgeben dürfe, wo ihr Werth vor Aller Augen zu Tage trete und Frankreich beginne, die Früchte derselben zu ernten. „In dem Augenblicke," erklärte der Minister, „wo wir mit größerer Würde in Frieden leben können, werden wir uns nicht dem aussetzen, den Frieden zu gefährden." Mögen die Theilnehmer bei der Enthüllung des Denkmals für den General Faidherbe immerhin insbesondere die Stellen der Rede Ribot's, die sich auf das Einvernehmen mit Rußland bezogen, mit besonderem Enthusiasmus aufgenommen haben, so darf doch nicht übersehen werden, daß es sich in Bapaume um eine militärisch-patriotische Feier handelte. Um so bedeutsamer erscheinen andrerseits die friedlichen Versicherungen des französischen Ministers des Auswärtigen.

Gebührt dem Ministerium Freycinet-Constans die volle Anerkennung, daß es durch sein maßvolles Verhalten zur Befestigung der bestehenden Einrichtungen wesentlich beigetragen habe, so darf doch andererseits auch darauf hingewiesen werden, daß die Republik durch Glücksfälle aller Art begünstigt ist. Wurde an dieser Stelle stets daran festgehalten, daß die Ankündigungen vom bevorstehenden Zusammenbruche der gegenwärtigen Regierungsform in Frankreich den thatsächlichen Verhältnissen keineswegs entsprächen, so hat der Niedergang der royalistischen, der bonapartistischen und boulangistischen Bewegung gezeigt, wie grundlos jene pessimistischen Prophezeiungen waren. Der Selbstmord des Generals Boulanger in Brüssel bezeichnet gewissermaßen das letzte Glied in dieser Kette von Niederlagen französischer „Prätendenten". Wie der Graf von Paris und Prinz Victor Napoleon wiegte sich wohl auch General Boulanger eine Zeitlang in kühnen Erwartungen, daß er berufen sein könnte, in eine leitende Stellung zu gelangen. Als zahlreiche Departements den General zum Abgeordneten wählten, konnten seine Parteigänger darauf hinweisen, daß gewissermaßen ein Plebiscit zu Gunsten des „sauveur" vorläge, der in ihren Augen die Revancheidee am besten verkörperte. So wuchs der Uebermuth des Generals, der, alle Vorschriften militärischer Disciplin mißachtend, seine demagogische Rolle immer offenkundiger spielte. Daher gab es auf der schiefen Ebene, auf der er hinabglitt, sehr bald keinen Halt mehr. Obgleich er mit allen der bestehenden Regierung feindseligen Parteien der Reihe nach pactirte, obgleich er das Sittengesetz in rücksichtsloser Weise verletzte, obgleich er seine Umtriebe gegen die Republik in staatsgefährlicher Weise zu verwirklichen suchte, so daß der Senat als Staatsgerichtshof ihn mit Recht zur Deportation und zum Verluste der bürgerlichen Rechte verurtheilte, besaß er doch nicht den Muth, seine Person einzusetzen; vielmehr zeigte er sich da, wo es zu handeln galt, in seiner ganzen Charakterlosigkeit. Dies wird nicht verhindern, daß Boulanger, nachdem er sich an dem Grabe seiner Geliebten erschossen hat, sehr bald der „Held" französischer Melodramen sein wird. In Wahrheit läßt sich sein Lebenslauf jedoch dahin zusammenfassen, daß er, treulos gegen seine Familie, gegen die Parteien, mit denen er der Reihe nach unterhandelte und gegen das Vaterland, nur einen Act der Selbstjustiz vollzog, indem er, weniger freiwillig als durch die Verhältnisse gezwungen, am 30. September aus dem Leben geschieden ist. Ernsthaft wird darum auch Niemand sein politisches Testament nehmen, in welchem er seine Anhänger auffordert, den Kampf gegen Diejenigen fortzusetzen, welche ihn „gegen Recht und Gesetz" fern vom Vaterlande in den Tod getrieben haben. Der nunmehr hingeschiedene Agitator, der mit Henri Rochefort um die Wette gegen die bestehenden Einrichtungen seines Vaterlandes schürte, täuschte sich absichtlich, wenn er in demselben politischen Testamente äußerte, die Geschichte werde nicht über ihn streng urtheilen, sondern über Diejenigen, die ihn verbannt und versucht haben, einen „loyalen Soldaten" durch ein „ungeheuerliches" politisches Urtheil zu brandmarken. Die eigenen Standesgenossen des Generals haben bereits, ehe der Senat als Staatsgerichtshof sein Urtheil über ihn fällte, deutlich zu erkennen gegeben, wie sie selbst über seine „Loyalität als Soldat" dachten. Die Unwahrhaftigkeit Boulanger's zeigt sich auch darin, daß er zum Kampfe gegen Diejenigen auffordert, die ihn in den Tod

getrieben haben, während er unmittelbar vorher mit melodramatischer Rührseligkeit bittet, ihm nicht zu zürnen, weil er in Folge eines Schmerzes vom Leben scheide, der ihm alle Arbeit unmöglich mache. Thatsächlich hat der General in seiner Lebensführung kläglich Schiffbruch gelitten, weil er den kategorischen Imperativ der Pflicht aufs Gröblichste verletzt hat. Nicht weil Boulanger ein fanatischer Widersacher Deutschlands war, muß streng über ihn geurtheilt werden, sondern weil er bei seinen ehrgeizigen Bestrebungen sich lediglich von seinem Egoismus und seiner Eitelkeit leiten ließ, so daß er nicht davor zurückgeschreckt wäre, einen Weltbrand zu entfachen, falls er im gegebenen Momente den Muth besessen hätte, seine eigene Person einzusetzen. Die boulangistische Partei wird nunmehr zerfallen, wie sehr auch Leute vom Schlage Henri Rochefort's sich bemühen mögen, künstliche Wiederbelebungsversuche anzustellen. Der europäische Friede kann nur gewinnen, wenn eine solche Partei aus der Welt geschafft wird, gerade wie die parlamentarischen Verhältnisse in Frankreich von einem Elemente der Zersetzung befreit worden sind.

Ganz anders als Frankreich durch den Tod Boulanger's, ist Großbritannien durch den fast gleichzeitigen Tod Parnell's — er starb am 6. October — um einen wirklich bedeutenden Mann ärmer geworden. Denn wenn auch er, der elf Jahre lang „der ungekrönte König von Irland" war, ähnlich wie Boulanger, das Meiste zu seinem Sturze selbst gethan, so wird doch Niemand leugnen, daß der irische Agitator stark namentlich in den Eigenschaften gewesen ist, die dem französischen General gefehlt haben: einer unbeugsamen Energie des Willens, einer überwältigenden Festigkeit des Entschlusses und einer eminenten staatsmännischen Befähigung. Dies räumen selbst diejenigen conservativen Organe der englischen Presse rückhaltlos ein, welche Parnell als den „Feind Englands" am meisten gehaßt, bekämpft und geschmäht haben; einmüthig gestehen sie, daß mit ihm eine große Figur von der politischen Bühne verschwunden sei. Von Natur schüchtern — man sagt, daß er, der das britische Parlament durch seine Reden so oft erschüttert, die angeborene Nervosität jedesmal aufs Neue zu überwinden hatte — scheute Parnell vor keinem Mittel der Gewalt, ja der Grausamkeit zurück in der Verfolgung des einen Zieles, das er unverrückt im Auge behielt. Von den angesehensten seiner Parteigenossen und der Mehrheit des irischen Volkes verlassen, besaß er doch immer noch Macht und Einfluß genug, um die ruhige Weiterentwicklung einiger der wichtigsten Fragen in der britischen Politik zu hindern. Es ist wahrscheinlich, daß sein frühes Ende — Parnell ist kaum fünfundvierzig Jahre alt geworden — der Sache des Home-rule und der Gladstonianer förderlich sein wird, obwohl sich schwer voraussehen läßt, wie die irischen Ultramontanen, die nun wieder das Heft in die Hände zu bekommen suchen werden, mit den englischen Radicalen zusammengehen sollen.

Literarische Rundschau.

Max Duncker.

Das Leben Max Duncker's. Erzählt von R. Haym. Mit Max Duncker's Bildniß. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1891.

Am 21. Juli d. J. sind es fünf Jahre gewesen, seit Max Duncker auf der Reise nach Pontresina, wo er von quälenden Nervenschmerzen Heilung oder doch Linderung erwartete, in Ansbach vom Tode ereilt worden ist. Jetzt erhalten wir von einem der feinsinnigsten Biographen, welche wir überhaupt besitzen, auf Grund eines reichen Materials ersten Ranges, vornehmlich auf Grund von Vorarbeiten der geistig hervorragenden Frau, welche Duncker die treueste und verständnißvollste Lebensgefährtin gewesen ist, eine Schilderung seines Lebens und seines Strebens, von welcher man nichts Besseres und Rühmenderes sagen kann, als daß sie des Mannes selbst vollauf würdig und ein Seitenstück zu Gustav Freytag's „Karl Mathy" ist. Versuchen wir es, die Hauptpunkte der Erzählung herauszuheben.

Max Duncker ist am 15. October 1811 zu Berlin geboren als der Sohn des Buchhändlers Karl Friedrich Wilhelm Duncker und seiner Gattin Fanny Delmar, der Tochter des jüdischen Bankiers Delmar. Er hat seine Schulbildung an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt genossen, im Jahre 1830 die Universität zu Berlin, 1832 die zu Bonn besucht und, nachdem er mehrere Jahre seine Dienste dem väterlichen Verlagsgeschäft gewidmet hatte, sich im Mai 1839 an der Hochschule zu Halle für das Fach der Geschichte niedergelassen. Nicht ohne Schwierigkeiten war das möglich geworden. Max Duncker war von Anfang an ein Anhänger der neuen Zeit, ein tüchtiger, breitschultriger Turner, ein Mitglied der Burschenschaft, weswegen er 1837—1838 sechs Monate in Köpenick in Haft gesessen hat, politisch wie kirchlich ein Liberaler im besten Sinne des Wortes: man begreift, daß ein solcher Mann auf dem eigensten Boden Heinrich Leo's keinen leichten Stand hatte, hört aber mit um so größerem Vergnügen, daß der grimme Recke, den Duncker schon literarisch befehdet, mit ritterlicher Gesinnung dem Gegner Raum zur Entwicklung verstattete. Unter welchen Mühseligkeiten und Kümmernissen vollzog sich jedoch diese Entwicklung! Duncker, obwohl als Schüler Hegel's zunächst mit der Linken der „Hegelinge" verbrüdert, welche den entschiedenen Fortschritt auf ihre Fahne schrieb, vertrat doch von Anfang an den Standpunkt, daß der Fortschritt an das Gegebene anzuknüpfen habe; daß die Freiheit nicht errungen werden dürfe auf Kosten der Autorität, der alten Monarchie, deren vornehmsten Träger, Friedrich den Großen, er gelegentlich vor den gespannt aufhorchenden hallischen Bürgern mit begeisterten Worten feierte. Aber unter dem Ministerium Eichhorn's, „von dessen national deutscher Gesinnung und dessen persönlichen Beziehungen zu den tapfersten Vertretern der freien Richtung aus der Zeit der Befreiungskriege man sich eines Besseren versehen hatte", war „die consequente Rück-

bildung des wissenschaftlichen und religiösen Geistes" das Ziel der Unterrichtsverwaltung, und einem solchen System konnte Duncker nur unangenehm sein. Bezeichnend genug erfolgte seine Ernennung zum Extraordinarius nur mit dem deutlichen Hinweis darauf, daß er die gegen ihn gehegten Bedenken durch die That entkräften möge; ebenso wie man ihm kein festes, wenn auch noch so kleines Gehalt, sondern nur eine „Remuneration" von jährlich dreihundert Thalern bewilligte, deren Auszahlung selbst wieder nur zögernd erfolgte, weil Duncker viel zu charaktervoll war, als daß er seine Ueberzeugungen geopfert hätte. Welch' kleinlichen Chicanen ein liberaler Mann damals ausgesetzt war, das mag man des Genaueren bei Haym, S. 65 ff., nachlesen. Je beengender diese Verhältnisse wirkten, desto werthvoller war für Duncker der Ehebund, den er am 27. Mai 1843 mit der Tochter des gesuchtesten Arztes von Halle, mit Charlotte Gutike, schloß; was diese Frau ihm in dreiundvierzigjähriger Ehe gewesen ist, haben wir schon angedeutet.

Mit der Berufung des vereinigten Landtages und mit der Februarrevolution von 1848 begann eine neue Zeit, in welcher Duncker sowohl als Tagesschriftsteller wie als Parlamentarier eine bedeutsame Rolle spielte. Am 9. Mai 1848 wurde er von Halle mit 149 von 156 Wahlmännerstimmen in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, und wenn er auch kein Redner von Gottes Gnaden war, vielmehr selbst bei sorgfältiger Vorbereitung mit seinem damals häufig widerspenstigen Nervensystem zu kämpfen hatte, so erlangte er doch als Berichterstatter der Casinopartei (des rechten Centrums) einen großen Einfluß. Man kann sagen, daß Niemand so klar, wie er im Januar 1849 that, den Gang umriß, welchen unsere Geschichte nehmen mußte: Absonderung des vielsprachigen, aber doch in sich zusammenhaltenden „Ostreichs" von einem im Wesentlichen deutschen „Westreich" unter Preußens Führung, dann aber Begründung eines festen Bündnisses zwischen beiden Reichen, wobei die Unzerreißbarkeit dieses Bündnisses durch bleibende Einrichtungen (etwa einen gemeinsamen Bundesrath beider Reiche unter dem Vorsitz Oesterreichs) gewährleistet werden sollte. Man hat so oft über das „Professorenparlament" von Frankfurt wohlfeilen Spott ergossen: ich meine, man sollte dieses Schmähwort endlich in einen Ehrennamen umwandeln; denn es ist unbestreitbar, daß gerade dieses Professorenparlament den Weg gewiesen hat, den Wilhelm I. und Bismarck später gegangen sind: nicht unpraktischen Phantastereien ist es nachgejagt, sondern es hat haarscharf die Richtung angezeigt, auf dem das irrende Staatsschiff der deutschen Nation allein Land finden konnte; aus der theoretischen Erkenntniß der treibenden Kräfte unserer Geschichte ist die politische Praxis erwachsen. Für Duncker's politische Begabung spricht besonders noch der Umstand, daß er aufs Klarste die schicksalsschwere Bedeutung erkannte, welche die Elbherzogthümer für Preußens Zukunft hatten: als Dänemark Ende Februar 1849 den Malmöer Waffenstillstand kündigte, da richtete Duncker am 7. März an ein Mitglied der preußischen Kammern eine Denkschrift, von welcher er wußte, daß sie dem Prinzen von Preußen vorgelegt werden würde, und empfahl darin die herzhafte Aufnahme des Handschuhs, selbst auf die Gefahr hin, daß aus dem dänischen Kriege ein Zusammenstoß mit Rußland erwachse. „Deutschland steht rathlos und verzweifelt und späht ringsumher nach seinem Führer; dem Staate, dem Fürsten, der sein Geschick mit kräftiger Hand ergreift, der seine Interessen mit Nachdruck zu vertreten und hinauszuführen versteht, dem wird das deutsche Volk für alle Zeit gehören" (S. 101). Mit Recht sagt Haym, Duncker's Vorstellungen seien so richtig gewesen, daß sie noch ein Menschenalter später durch den wirklichen Gang der preußischen Politik bestätigt wurden. Damals aber fehlte der Fürst, welcher den Muth und die Einsicht gehabt hätte, Alles an Alles zu setzen; der Ruhm des böhmischen Krieges, unscheinbarer und in Wahrheit doch größer als selbst der des französischen Heerzuges, sollte Wilhelm I. und Bismarck vorbehalten bleiben. Auch als Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone abgelehnt hatte, ward Duncker nicht müde, für den politischen Gedanken, für welchen er mit seinen Freunden in Frankfurt gekämpft hatte, in Presse und Parlamenten rastlos, hingebungsvoll zu arbeiten; obwohl als Officier verabschiedet, bot er doch im November 1850,

als die Scheinmobilmachung Preußens erfolgte, sich wieder zum Kriegsdienste an, bereit, auf dem Schlachtfelde für seine Ueberzeugung das Leben einzusetzen. Es war Alles umsonst; noch im November 1850 vollzog sich Preußens Unterwerfung in Olmütz. „Wir sind betrogen," schrieb Duncker damals, „nieder mit den Schuften! Ich gehe zu Andreas, d. h. ins demokratische Lager!"

Es kamen die Jahre der Reaction, unerfreulich überhaupt, unerfreulich insbesondere für Duncker, welcher unter dem wieder zur Herrschaft gelangten System in Preußen auf keinerlei Entgegenkommen zu rechnen hatte. Und dabei war er immer noch außerordentlicher Professor mit dem erwähnten gänzlich unzureichenden Einkommen, so daß er, zumal das väterliche Geschäft in ernste Noth gerathen war, wesentlich vom Ertrag seiner Feder leben mußte. Unter diesen Umständen war es eine wahre Erlösung, daß der württembergische Unterrichtsminister Rümelin, der alte Genosse von Frankfurt her, Duncker endlich im Herbst 1857, in dessen siebenundvierzigstem Jahre — entgegen den Wünschen des akademischen Senats — eine historische Professur an der staatswissenschaftlichen Facultät der Universität Tübingen übertrug. Die anderthalb Jahre, welche Duncker im Schwabenlande zubrachte, waren vielleicht die sonnigste Zeit seines Lebens; die idyllische Natur des Städtchens Tübingen, der reiche Umgangskreis, zu welchem auch Ludwig Uhland gehörte, die Hingabe der studirenden Jugend wirkten zusammen, um in Duncker's Herzen wieder einmal das lang entbehrte Behagen an Leben und Wirksamkeit zu wecken. Aber der Politiker und Patriot waren so mächtig in ihm, daß er nach dem Regierungswechsel in Preußen sich doch nach dem „natürlichen Boden seiner Wirksamkeit" zurücksehnte und im April 1859 als Geheimer Rath ins Ministerium der neuen Aera eintrat, um die Oberleitung der Presse zu übernehmen. Mit frohen Hoffnungen trat er diese Stelle an, durch welche er in alle die Schwierigkeiten verwickelt wurde, an welchen das liberale Ministerium schließlich erlag. „Zu spät erfuhr er, daß er seine Freiheit dahin gegeben hatte, um mit unendlichem Bemühen, Alles in Allem, nur wenig zu erreichen." Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß der Tod Dahlmann's am 5. December 1860 seine Blicke ernstlich auf die Bonner Professur richtete, und gemäß früheren Abreden trug der Cultusminister sie ihm auch im März 1861 an. Allein die kritische Lage des Staates ließ Duncker doch wieder wünschen, daß es ihm vergönnt sein möchte, „seine bescheidene Kraft an anderer Stelle Sr. Majestät zur Verfügung zu stellen", als in dem bisherigen unbefriedigenden Amte oder in einer dem Getriebe der hohen Politik entrückten Professur. Dieser Wunsch ward auch erfüllt. Duncker war schon seit Anfang des Jahres 1860 in persönliche Beziehungen zu dem Kronprinzen getreten; sowohl dieser als seine Gemahlin hatten Gefallen an ihm gefunden, und nun ward Duncker — entweder auf den directen Vorschlag des Barons v. Stockmar, des alten Berathers der englischen Königsfamilie, oder doch mit dessen vollster Uebereinstimmung — am 6. Juni 1861 zum Rath des Kronprinzen ernannt, in der Weise, daß er demselben über die zahlreichen und wichtigen Gegenstände, welche unter Theilnahme des Kronprinzen im Staatsministerium zu verhandeln seien, vorher Vortrag halten sollte.

Dieses Amt ist von allen, welche Duncker jemals bekleidete, das undankbarste gewesen; denn es brachte ihn binnen kurzer Zeit in den schärfsten Widerstreit zwischen Wollen und Können. Anfänglich war er mit dem Prinzen durchaus einig in der Verwerfung der inneren Politik, welche Bismarck dem Abgeordnetenhause gegenüber durchführte, und auch später hat er die Schroffheit des Ministers in dem Conflicte überhaupt und einzelne Maßnahmen im Besonderen, wie den berüchtigten Obertribunalsbeschluß vom 29. Januar 1866, scharf verurtheilt. Aber zweierlei Dinge gruben allmälig eine tiefe Kluft zwischen ihm und dem Prinzen. Als die schleswig-holsteinische Frage brennend wurde, war der Prinz, nach den Mittheilungen Haym's, stark von den augustenburgischen Sympathien beeinflußt; Duncker dagegen stellte sich auf den Standpunkt, daß das Bestehen so vieler Souveränetäten in Deutschland an sich schon bedauerlich sei, daß man also zur Befestigung neuer beizutragen sich hüten müsse, und daß, um dem Rechtsstandpunkte Genüge zu thun, zwar der Herzog von Augustenburg

einzusetzen sei, aber nur unter den nöthigen Bürgschaften für Preußen und Deutschland. „Ich erblicke," schrieb er am 4. Mai 1865 an Francke, „in der engsten Verbindung der Herzogthümer mit Preußen keine ‚Kreuzigung' derselben; ich habe den Stolz, daß mein Staat mir auch für Andere gut erscheint." Er fand es nothwendig, den Prinzen daran zu erinnern, daß er schlechterdings nicht weniger für Preußen verlangen dürfe als der König und das Ministerium. Der Gegensatz spitzte sich vollends zu, als der Krieg mit Oesterreich in Sicht kam und Duncker denselben für unabwendbar ansah, während der Prinz bloß von einer Politik moralischer Eroberungen und nur gegen etwa widerstrebende Fürsten von Anwendung der Gewalt etwas wissen wollte (S. 377). Mehr und mehr trennten sich die Wege beider Männer; doch nahm Duncker, um Aufsehen zu vermeiden, erst dann seine Entlassung, als der Prinz im Juni 1866 ins Feld zog und so die Auflösung des Verhältnisses gewissermaßen von selbst erfolgte.

Die sofort eintretenden kriegerischen Ereignisse brachten Duncker eine bedeutsame Thätigkeit: Bismarck verwendete ihn als „Civilcommissär" in Kassel und dann in Hannover; eine bleibende Anstellung des Altliberalen freilich konnte der Minister bei seinen weniger als er vorurtheilsfreien conservativen Collegen nicht durchsetzen. Dem constituirenden Reichstage gehörte Duncker als Vertreter seines alten Wahlkreises Halle an; weil er aber für das „eiserne Militärbudget" eintrat und dabei von der Regierung im Stiche gelassen wurde, verscherzte er sich die Gunst der Wähler, welche statt seiner Stavenhagen in den ersten Reichstag entsandten. Von da ab war es mit Duncker's politischer Thätigkeit zu Ende; er trat nur noch bei den Wahlen von 1878 als Befürworter einer Candidatur Falk's in Berlin hervor. Seine Kraft gehörte von 1867—1875 vor Allem dem Amte eines Generaldirectors der preußischen Archive, in welcher Eigenschaft er viele überaus nützliche Reformen ins Leben rief. Nachdem er sich in den Ruhestand zurückgezogen hatte, wandte er alle Kraft auf die Neubearbeitung und Fortsetzung des Werkes, das er schon als junger Docent in Halle begonnen hatte, der am Ende neun Bände zählenden „Geschichte des Alterthums": dann auf Forschungen zur neueren preußischen Geschichte und auf Vorträge an der obersten Abtheilung der Kriegsakademie, wo er vor einer erlesenen Zuhörerschaft die Zeit von 1786—1815 vierzehnmal (1872—1885) mit stets neuer Begeisterung behandelt hat; erst der Tod setzte dieser ihm besonders lieben Wirksamkeit ein Ziel.

Das Leben Duncker's bringt bei dem Beschauer zunächst einen fast wehmüthigen Eindruck hervor. Den größten Theil der ihm doch reichlich beschiedenen Lebenszeit hat er gegen übermächtige Strömungen angekämpft, und oft genug scheiterte er mit all' seinen Hoffnungen für das Vaterland und für sich selbst. Seine politischen Ziele sind wahr und richtig gewesen; aber sie wollten sich lange nicht verwirklichen, und einem so tüchtigen Gelehrten und gediegenen Lehrer hätte nicht erst hart an der Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres die akademische sella curulis gebührt. Daß ein Mensch sein ein Kämpfer sein bedeutet, hat Niemand mehr erfahren als Duncker. Aber ein versöhnender Schimmer fällt doch auf das ganze Bild dadurch, daß er am Ende noch den deutschen Bundesstaat erstehen sah, für welchen er von Jugend auf gestritten hatte, und daß ihm auch persönlich die Gelegenheit ward, da zu wirken, wo er durch seine ganze Anlage zu nützen und Samen auszustreuen vermochte zu künftiger reicher Ernte. Das Beste aber ist, daß er durch Niederlagen und Siege hindurch immer der Gleiche blieb: immer selbstlos, pflichteifrig, echt freigesinnt und echt deutsch, fromm ohne confessionelle Beschränktheit. Er war kein großer Mann, sagt selbst Haym; aber wie Viele sind dies denn? Ein guter und tüchtiger Mann war er, und das genügt: ohne solche richten auch die großen Männer nichts aus.

G. Egelhaaf.

e. **Shakespeare's dramatische Werke.** Uebersetzt von A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser. Mit Holzschnitt-Porträt als Titelbild. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht länger dürfen wir England um seine populären Shakespeare-Ausgaben beneiden. Shakespeare's zweite Heimath ist auch hierin seiner ersten und eigentlichen wetteifernd nachgefolgt und hat sie vielleicht noch übertroffen. Der Preis ist nicht höher als dort, aber was wir erhalten, ist besser, insofern es sich um das wirkliche Lesen und den täglichen Gebrauch handelt. Ohne Prunk von Farben und Gold — „what needst thou such weak witness of thy name?" — haben wir hier, in der solidesten Ausstattung, einen bequemen, handlichen, festen Leinwandband, dessen oberster Vorzug sein klarer, deutlicher, für jedes Auge lesbarer Druck ist: in der That eine bewundernswerthe typographische Leistung bei 942 Seiten in Lexikon-Octav und Doppelcolumnen! Wenn dies der äußere, gar nicht hoch genug anzuschlagende Vorzug des „ganzen Shakespeare für drei Mark" ist, so kommt nun erst recht zur Geltung der innere Werth, der dadurch verbürgt wird, daß es die deutsche Shakespeare-Gesellschaft war, in deren Auftrag ihr verdienter Präsident, Wilhelm Oechelhäuser, die Herausgabe besorgt hat. Von ihm ist die vortreffliche Lebensbeschreibung, die den Band einleitet, verfaßt; ihm verdanken wir die ganz knapp gehaltenen, aber höchst instructiven Vorberichte zu jedem Stück, in welchem die historischen Beziehungen erläutert, die Quellen angegeben werden. Endlich, und nicht am wenigsten gereicht es diesem volksthümlichen Unternehmen zur Empfehlung, daß es den Shakespeare uns in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck gibt, der unerreichten und unerreichbaren, welche den Briten zum Eigenthum der deutschen Nation gemacht hat. Dieser Band wird — wir mögen das beliebte Wort nicht gebrauchen: Shakespeare's Dramen in immer weitere Kreise tragen; denn wo gäbe es einen, in dem sie nicht schon, in der einen oder anderen Gestalt, wären? Wohl aber wird er als Geschenk für die Jugend oder zum Handgebrauch unvergleichliche Dienste thun; hierfür kann kein anderer Shakespeare, weder in deutscher noch auch in englischer Sprache, sich mit diesem messen.

xyβ. **Lustspiele.** Von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta 1891.

Iris. Erzählungen und Dichtungen von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta 1891.

Lustige Schattenspiele, von guten Gedanken und witzigen Einfällen, bunt, funkelnd im Schmuck ihrer wohlgefügten Verse; ohne jede Spur von Lebenswahrheit, ohne irgend eine scenische Intention; und doch so anmuthend, so elegant! Dann Romanzen im Byron'schen Stil, formschön, überspannt und träumerisch; sie feiern meist die Liebe: Eros besingt Alles, sogar den Tod: „wir fühlen uns unsterblich und allmächtig, die Welt kann eher als wir vergehen." Das ist der Grundton auch in der tiefsinnigsten unter diesen Dichtungen: „Mysterien der Seele." Eine bedeutsame Rolle spielt die Figur des weltabgewendeten und verkannten Künstlergenius. Man kann das platonisch finden. Man kann Vieles unmodern finden in beiden Bändchen; und doch wird manchen Leser bei der Lectüre eine gewisse Wehmuth überkommen, daß nun vielleicht nie, nie wieder ein solcher Poet solche Töne anschlagen wird.

Maria Széchy. Schauspiel in 3 Acten von Ludwig Dóczi. Stuttgart, Cotta 1891.

Letzte Liebe. Schauspiel in 4 Acten von Ludwig Dóczi. Stuttgart, Cotta 1891.

Der begabte ungarisch-deutsche Dramatiker bietet uns seine neuesten poetischen Erzeugnisse.

Wie die magyarische Rebellenburg Murany sammt dem Herzen der Burgfrau Maria Széchy dem kaiserlichen Feldherrn Wesselényi in die Hände fällt und wie der tapfere Agor seine allerletzte Liebe findet, nachdem ihn die „letzte" enttäuscht: das wird jeder Leser mit Spannung verfolgen; die Einzelheiten der Fabeln wiederzugeben, würde auf kurzem Raume nicht angehen; beide sind verwickelt und bunt. Im Vordergrund des einen wie des anderen Stückes ragt eine stolze, heißliebende „Maria", und ein kühner, soldatischer Herzensbezwinger. Wie Ehre und Hochsinn mit Liebe fechten, um nach langer Gefahr sich zu versöhnen, ist in beiden Dramen das Grundmotiv. Auch sonst finden sich Aehnlichkeiten: hier wie dort jambisches Versmaß (und zwar vortreffliches!); hier wie dort ausgezeichneter Aufbau neben etwas veralteter Technik; viele Monologe und lyrische Partien. Die Verkleidungen und Verwechselungen erinnern oft stark an Shakespeare. Sonst können die Schauspiele wärmstens zur Lectüre empfohlen werden. Auf der Bühne hat „Letzte Liebe" auch hier in Berlin die Probe bestanden.

β. **Die sittliche Weltanschauung** von Moritz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Eine ganze, in sich geschlossene Weltanschauung ist es, die der rühmlichst bekannte Verfasser der „Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" in diesem hier in zweiter Auflage erscheinenden Werke vor uns entrollt — eine Weltanschauung, die seiner eigenen Versicherung zufolge, die Einseitigkeiten des Materialismus wie des Spiritualismus, des dualistischen Deïsmus, wie des gewöhnlichen Pantheismus durch eine Alleinheitslehre von ausgesprochen brunonischer Färbung zu überwinden sich bestrebt. Die Art und Weise, wie dies versucht und wie zumal der Begriff der sittlichen Weltordnung für diesen Zweck vermehrt wird, ist eigenartig und interessant. Der Verfasser ist Indeterminist und hält an der Existenz besonderer, „organisirend wirkender" Seelenmonaden und am Unsterblichkeitsglauben fest. Auch wer diesen Ausführungen Carriere's nicht beizupflichten vermag, wird sich an dem Gedankenreichthum des Werkes und an der Wärme, mit der allenthalben die idealen Forderungen des Menschengemüthes der einseitig materialistischen Denkungsweise gegenüber verfochten werden, erfreuen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Ecce Homo! des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog von Engelbert Albrecht. Leipzig 1891. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Arwed. — Ein Diplomat. Roman von E. Arwed. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Baechtold. — Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. Siebente Lieferung. Frauenfeld. Verlag von G. Huber. 1891.

Bapst. — Essai sur l'histoire des Panoramas et des Dioramas par Germain Bapst. Extrait des rapports du jury internationale de l'exposition universelle de 1889 avec illustrations inédites de M. Edouard Detaille. Paris. Imprimerie Nationale. MDCCCXCI.

Baumbach. — Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind.

Behnke. — Stammering: its Nature and Treatment. By Emil Behnke. London, T. Fisher Unwin. 1891.

Berendt & Friedländer. — Spinoza's Erkenntnisslehre in ihrer Beziehung zur modernen Naturwissenschaft und Philosophie. Allgemein verständlich dargestellt von Dr. Martin Berendt und Dr. med. Julius Friedländer. Berlin. Mayer & Müller. 1891.

Bibliothèque Universelle et Revue Suisse. 96me Année. Troisième Période. Tome LII. No. 154. — Octobre 1891. Lausanne, Bureaux de la Bibliothèque universelle. 1891.

Bischoff. — Th. Körners „Zriny" nebst einer allgemeinen Uebersicht über Th. Körner als Dramatiker von Heinrich Bischoff. Leipzig, Verlag von Gustav Fock. 1891.

Budde. — Naturwissenschaftliche Plaudereien von Dr. E. Budde, Redacteur der „Fortschritte der Physik". Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1891.

Caetani Lovatelli. — Römische Essays von Ersilia Caetani Lovatelli. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig, Verlag von Carl Reissner. 1891.

Crawford. — Marzio's Crucifix. Novelle von F. Marion Crawford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfner. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1891.

Danielson. — Finlands Vereinigung mit dem Russischen Reiche. Anlässlich der Arbeit von K. Ordin „Finlands Unterwerfung" von Joh. Rich. Danielson, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Helsingfors. Uebersetzung der zweiten Auflage des schwedischen Originals. Helsingfors, 1891. Commissionsverlag von K. F. Köhler, Leipzig.

Dehmel. Erlösungen. Eine Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen. Von Richard Dehmel. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Bd. I. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe. Heft 8: Ueber den Einfluß des Zeitungswesens auf Literatur und Leben. Von H. Bulthaupt u. A. Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1891.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. Lfg. 2/4. Prag 1888–1891. Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. — Sechster Jahrgang. Heft 83: Die Bewegung für Errichtung von Heimstätten. Von K. Schneider. — Heft 88/89: Der Naturalismus in der Kunst. Von Dr. August Reißmann. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Ditscheiner. — Jos. Alois Ditscheiner's grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache mit besonderer Rücksicht auf die Beugung, Fügung, Bedeutung und Schreibart der einzelnen Wörter, ihre Synonyme und Tropen und mit kurzen Worterklärungen und erläuternden Beispielen. Dritte vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Jg. Em. Wessely. L. 1. Leipzig 1892. Rob. Friese. Sep.-Cto.

Du Bois-Reymond. — Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil Du Bois-Reymond. Des ersten Vortrages siebente, der zwei Vorträge dritte Auflage. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1891.

Dukmeyer. — Füchse mit brennenden Schwänzen. Von Friedrich Dukmeyer. Berlin, Eduard Renzel. 1891.

Duruy. — Das Ende des Traums. Von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Fritz Bischoff. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1891.

Engler & Prantl. — Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere den Nutzpflanzen bearbeitet unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachgelehrten von A. Engler und K. Prantl. 64. Lieferung: Rubiaceae von K. Schumann. IV. Teil, 4. Abteilung. Mit 172 Einzelbildern in 13 Figuren. — 65. Lieferung: Nolanaceae, Solanaceae, Scrophulariaceae von R. v. Wettstein. IV. Teil, 3. Abteilung b. Mit 232 Einzelbildern in 22 Figuren. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1891.

Erzählungen aus Sylt's Vergangenheit in freier Darstellung. Tondern und Westerland. Druck und Verlag von F. Dröhse.

Fischer. — Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Fontane. — Theodor Fontane's gesammelte Romane und Erzählungen. Lieferung 45. Berlin, Deutsches Verlagshaus.

Gerard. — Die Mexicanerin. Reata. Roman von E. D. Gerard. Genehmigte Uebersetzung von Johannes Holm. Köln a. Rhein, Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Gnad. — Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Verlag von Carl Konegen. 1891.

Goldschmidt. Gegengift. Neue Epigramme. Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer.

Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Zweite und vermehrte Auflage. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Haaß. — Künstler-Leben. Heiteres und Weiteres aus der Künstler- und Musikerwelt. Novellen, Humoresken und Erzählungen von C. Haaß. Köln a. Rhein. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Hamerling. — Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. Neue Folge. Bd. I u. II. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Hase. — Karl von Hase's Werke. Band XI. Zweiter Halbband: Karl von Hase's Leben. Zweite Abtheilung: Annalen meines Lebens. Herausgegeben von Karl Alfred von Hase. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1891.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. XVI. Jahrg. October 1891. Heft 1. Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.

Heinemann. — Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig 1891. Verlag von Artur Seemann.

Hermann. — Kaiser Hadrian in Baden. Ein Festspiel in 5 Akten von Ernst Hermann. Baden-Baden, Verlag des Gemeinnützigen Vereins. 1891.

Herzsohn. — Schlehdorn und Rosen von Paul Herzsohn. Leyden, E. J. Brill. 1891.

Hess. — Die Ehre und die Beleidigung des § 185 St.-G.-B. Ein psychologisch-juristischer Versuch von Dr. Anton Hess, Referendar. Hamburg. Verlag von Otto Meissner. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.

Oversberg.

Ein Lebensbild.

Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Einundsiebzig Jahre alt ist unser Herr Generalinspector, aber wetterfest und unermüdlich, hart wie Stahl und scharf wie der Nordwind im December — und gescheit — und einen Blick! . . . „Wissen Sie, wie Sie sind, Herr Verwalter, oder Herr Förster, oder Herr Controlor?“ oder was der ist, mit dem er eben spricht. „So sind Sie!“ und dann sagt er's einem aufs Haar.

Bei mir, als ich ihm vorgestellt wurde, bald nach meinem Eintritt in die Oekonomieverwaltung hieß es: „Herr Binder, Kaufmannssohn aus Wien. Der Jüngste der Familie, Nesthäkchen, wohlhabend und wohl verhätschelt — wie? —“

Das war am Abend des ersten Tages, den er damals in Neuhaus zubrachte auf seiner Inspectionsreise. Eine Woche später, beim Abschied, fragte er nicht mehr: „Wie?“ Da tranchirte er schon meinen inneren Menschen mit wahrem Hochgenuß und legte mich gleichsam mir selber vor. Ich wurde sehr roth und sprach: „Ich habe nicht gewußt, Herr Generalinspector, daß ich von Glas bin.“ Er schmunzelte, klopfte mir mit seinen langen, knochigen Fingern auf die Schulter, daß ich's bis in den Ellbogen spürte, und nannte mich „Finand“, eine Auszeichnung, zu der mir sämmtliche Herren gratulirten.

Seit meiner ersten Begegnung mit ihm haben wir noch zweimal die Ehre gehabt, ihn bei uns zu sehen. Im Herbste trifft er immer aus Böhmen ein, um die fürstlich Dehsdorfischen Domänen an der mährisch-schlesischen Grenze zu besichtigen, und uns Allen scheint, daß er mit den Leistungen der Forst- und Oekonomieverwaltung noch nie so einverstanden war wie dieses Mal. Beim Abschiedsdiner, im großen Saale des Amthauses, kamen nur feine Sorten aus dem fürstlichen Schloßkeller auf den Tisch, und der Förster sagte mir:

„Nach der Qualität des Weines, den er uns vorsetzen läßt, ist die seiner Zufriedenheit mit den Erfolgen seiner Inspection zu bemessen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht Anno 89 hier gewesen sind, als der Borkenkäfer in unseren

schönsten Nadelholzbeständen gehaust. In jenem unvergeßlichen Jahre brachte der Inspector den Toast auf den Fürsten nach dem Rindfleisch statt nach dem Braten aus, und zwar mit Eigenbau — Sie können sich denken! Jetzt noch, meiner Treu, jetzt noch, wenn mir etwas Unangenehmes passirt, kommt mir der Geschmack in den Mund."

Nun, heute konnte der Förster sich gütlich thun, schon vor dem großen Augenblick, in dem der Herr Generalinspector aufstand, in seiner ganzen ungewöhnlichen Höhe und Schmalheit, und seinen halb gefüllten Champagnerkelch auf das Wohl des Fürsten leerte, ungern genug, denn er ist seinem Geschmack und seiner Ueberzeugung nach Wassertrinker.

Wir stimmten in sein Hoch ein, und nun erhob sich der Herr Dechant, der zu Häupten der Tafel saß, schneeweiß und stattlich.

Ein Pfeiler der Kirche wird er oft genannt, doch scheint mir diese Bezeichnung unrichtig, denn er hat nichts Steinernes und nichts Ausschließendes wie der Pfeiler, dem es nur um das Eine zu thun ist, dem er seine Stütze leiht. Viel eher kommt der Herr Dechant mir vor wie ein Baum, der seinen Schatten und seine guten Früchte Allen reichlich spendet, die nach Labung begehren; ja seine Zweige sogar über die Ausgestoßenen und Verfehmten breitet, deren es auch gibt in unserer Gemeinde.

Der Dechant, wie gesagt, erhob sich und brachte einen Toast auf die Anwesenden aus, die dabei Abwesende wurden (im Geiste), weil's gar so lange dauerte. Wenn der Dechant spricht, seh' ich immer einen schwer beladenen Wagen vor mir, der den Berg hinauf rumpelt. Der Fuhrmann schläft, die Pferde duseln, das Holzwerk schnarcht und stöhnt — man gäb' was d'rum, wenn man rufen dürfte: Hü! — Er aber hört sich natürlich gern und schaut nach jedem Satz im Kreise herum mit sehr naiver und sehr harmloser Selbstzufriedenheit.

Als er endlich geschlossen hatte, und wir in Jubel darüber ausbrachen, nahm er wieder Platz und fragte den Herrn Inspector: „Haben Sie meinen lieben Fürsten kürzlich gesehen, ist er recht wohl? — Und die liebe Fürstin, und die lieben, lieben Kindlein auch? Kommt er bald, wie er mir mittels lieber Correspondenzkarte vom 3. April versprochen hat?"

Der Inspector beantwortete Alles mit Ja, bestellte die schönsten Grüße des Fürsten an seinen ehemaligen Religionslehrer und setzte hinzu: „Er läßt Ihnen auch sagen, daß er einen alten Freund betrauert, den Herrn Oversberg."

„Oversberg?"

„Erinnern sich seiner nicht mehr? Vor zehn Jahren war er hier mit dem Fürsten. Die Freundlichkeit selbst; sich immer bedankt für jeden Gruß und für jeden Guten Morgen und Guten Abend, den man ihm gewünscht hat: ‚Danke schön, danke verbindlichst', und den Hut gelüpft vor jedem Taglöhner."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, ich hab' ihn schon!" rief der Oberförster plötzlich, und sein Gelächter durchschmetterte den Saal wie Cimbelschlag und Paukenschall: „Er war da mehrmals mit auf der Jagd. Sein Gewehr, das hat er getragen wie eine Guitarre. Ich habe Ihnen noch gesagt, Herr Verwalter: ‚Ich bin neugierig, was er uns da aufspielen wird,' und Sie haben noch gesagt: ‚Ich auch'."

„Schau, schau," versetzte der Verwalter, ein guter, alter Herr, der seine kurzen Reden immer mit „und" beschließt. „Ja, man sagt so manches — und, und." Wir warteten ein Weilchen, es war aber schon aus. Ohne das geringste Bedürfniß, noch etwas hinzuzusetzen, wies er schweigend den Kragen seiner lichtgelben Gallaweste, der mit tückischer Hartnäckigkeit zu den Ohren seines Eigenthümers emporstrebte, an den einem Westenkragen gebührenden Platz zurück.

„Ein Jäger war er nicht, nein, aber ein Schütz," begann mein Nachbar, der kleine, lebhafte Förster, der einen semmelfarbigen, so üppigen Haar- und Bartwuchs hat, daß sich jeder Pintscher vor ihm verstecken kann. — „Dreimal hab' ich ihn anlegen gesehen, zweimal auf Marder, einmal auf ein Wiesel, und mir gedacht: Sapperment, was aufsteht, liegt."

„Auf das Schädliche mag er geschossen haben," sagte der Inspector, „mit Hasenblut hat er seine Hände nie befleckt, und zwar — aus Nächstenliebe."

Wieder ließ der Oberförster sein Gelächter ertönen, der Dechant aber schüttelte bedächtig den Kopf:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, meine Herren; Herr Albrecht Oversberg war durchaus kein Hase. Ich besinne mich seiner jetzt deutlich und deutlicher. Die Umgebung, in welcher er vor mein inneres Auge tritt, bilden Rauch und Flammen. Aber nicht als der Höllenfürst erscheint er mir, sondern als ein guter, stiller Engel. Und stehen sehe ich ihn auf der Feuerspritze neben dem Commandanten der Feuerwehr, unserem zur Zeit in Gott ruhenden Herrn Bäckermeister Lepitcek. — An jenem Tage schrie dieser Gute wohl aus Leibeskräften, hatte aber seine Geistesgegenwart durchaus eingebüßt. Ihm wurde später die Rettung des halben Dorfes bei dem furchtbaren Brande als sein Verdienst zugeschrieben. Indessen war es einzig und allein dasjenige des Herrn Oversberg."

„Herr Dechant," fiel der Inspector ihm ins Wort, „weil ich Ihnen erzähle, daß der Fürst an dem Oversberg einen Narren gefressen hat, avancirt der bei Ihnen gleich zu etwas Rechtem."

Der Greis sah ihn vorwurfsvoll an und sagte halb im Ernst und halb im Scherze: „Was hat er Ihnen gethan? Gestehen Sie's."

„Mir nichts und Niemandem. Unterhalten höchstens hat er mich, war für mich ein Räthsel, das lösen zu wollen mir nie eingefallen ist."

„Ein Räthsel Ihnen, einem solchen Menschenkenner? — Das machen Sie uns nicht weiß."

„Bei dem Oversberg, Hochwürden, hat meine Menschenkenntniß mich sitzen lassen. In den konnte ich mich nicht hineindenken. — Und Sie, meine Herren, könnten Sie's? Können Sie sich vorstellen, daß ein Mann das Factotum abgibt auf einem Gute, das früher (freilich nicht lange) sein war, und die rechte Hand des neuen Herrn wird? Und wer ist Ihnen der? Der angetraute Gatte der ehemaligen Braut desselben ‚Mannes'. — Einer vielgeliebten Braut, nota bene."

Nein, wahrlich, Keiner von uns konnte sich da hineindenken. Es hätte sich sogar Jeder verachtet, der im Stande gewesen wäre, seine werthe Persönlichkeit in eine solche Lage zu versetzen. Darauf schworen wir.

Der Dechant jedoch wollte erst hören, wie das Verhältniß, von dem die Rede war, sich gebildet hatte, bevor er sein Urtheil darüber aussprach.

„Wie sich's gebildet hat? — Wenn ich auf den Uranfang zurück muß, komme ich auf den Onkel, von dem Oversberg das Gut Siebenschloß geerbt hat. Das ist nicht wenig langweilig, melde ich Ihnen im voraus."

Er musterte uns durch die Bank, Einen nach dem Andern, und erquickte sich ein Weilchen an dem niederschlagenden Eindruck, den seine Verheißung gemacht, dann fuhr er fort: „Ich habe ihn gut gekannt. Siebenschloß grenzt an die fürstlichen Güter in Böhmen, die ich damals schon unter der Leitung meines Vaters verwaltete. Er war — der Onkel Oversberg nämlich — ein einsamer, alter Junggeselle, ein Gelehrter. In welchem Fach glauben Sie? — im Käferfach. Sammlungen einen ganzen Saal voll hat er gehabt. Dazu die Cataloge verfaßt und weitläufige Correspondenz geführt mit in- und ausländischen Berufsgenossen und wissenschaftlichen Vereinen. Viele Jahre allein, bis er brieflich auf einen längst vergessenen Jugendfreund stieß, einen pensionirten Oberstleutnant. Der bewegte sich in den Schmetterlingen. Seliges Wiederfinden! der Gedanke, einander neuerlich zu verlieren, ausgeschlossen. — Eine Viertelstunde weit vom Herrenhaus steht eine verlassene Mühle, an einem einst wasserreichen, jetzt nur noch schwach rieselnden Bach. Blumige Wiese, Erlen und Weiden, hinter dem Hause ein Wäldchen, an dessen Saum eine Eiche. Sehen muß sie der Deutsche, um zuzugeben, daß so was vorkommen kann in mährischen Landen. Die Mühle wird adaptirt, restaurirt, kriegt ein Thürmchen aufgesetzt, dürfte sich für ein Schlößchen ausgeben, wenn sie wollte, und wird auch so getauft."

„Genannt," warf der Dechant dazwischen.

„— Der Oberstleutnant zieht ein an der Spitze seiner todten Schmetterlinge, eines großen Porträts seiner seligen Frau Gemahlin und mit seiner sechzehnjährigen, lebensprühenden Tochter Lene. Ein Bild von einem Fräulein, und elegant sage ich Ihnen — immer in Spitzen; verdreht Männlein und Weiblein die Köpfe, den ersten durch ihre Schönheit, den zweiten durch ihre Toiletten. Reger Verkehr entspinnt sich zwischen dem Käferonkel und dem Schmetterlings-Oberstleutnant. In Bälde wird Albrecht Oversberg nach Siebenschloß citirt. Eine Ehre, die ihm selten widerfährt. Könige und alte Junggesellen mögen ihre Erben nicht. Aber die Freunde haben ihren Plan. Albrecht soll sich in Lene verlieben und vice verso."

„Versa," berichtigte der Dechant, worauf der Inspector sein spöttisches Räuspern vernehmen ließ, das nichts anderes heißt als: — Wenn Sie glauben, daß ich Sie um Ihre Kenntnisse beneide — und weiter erzählte:

„Das war in den Osterferien. Onkel Oversberg, müssen Sie wissen, hatte den Neffen in Antwartschaft auf das berühmte Erbe Oekonomie studiren lassen, ihm aber keine Gelegenheit gegeben, die erworbene Weisheit praktisch anzuwenden. So war Albrecht mit unzureichenden Mitteln einen Pacht eingegangen, bei dem er sein bischen Eigenes einbüßte. Später wurde er Professor an einer Oekonomieschule."

„Richtig!" rief der Oberförster. „Derjenige, welcher bei der Praxis abgeblitzt ist, sucht sein Glück bei der Theorie," und der Inspector versetzte:

„Wo immer er früher sein Glück gesucht, jetzt hatte er's gefunden. Es lachte ihn an aus den Augen des Fräuleins Lene, und sprach zu ihm aus dem Munde

des Onkels. Er soll das Fräulein heirathen, Siebenschloß übernehmen; der Oberstleutnant behält den ihm lieb gewordenen Wohnsitz, die Freunde bleiben bei einander und Vater und Tochter auch. — Alles rollte wie auf Rädchen, die Alten jubilirten, die Verlobung wurde gefeiert. Wir waren auch geladen, mein Vater und ich, und halfen redlich mit, die Braut anschwärmen. Natürlich sie war darnach. ‚Moosrosenknospe‘ nannte sie mein Nachbar zur Linken, ‚Morgenröthe‘ mein Nachbar zur Rechten. Der glückliche Unglückliche aber, der Bräutigam, mußte sich nach empfangenem Verlobungskuß und getauschtem Treueschwur losreißen und nach seiner Hochschule zurückkehren, um seinen Cours zu Ende zu lesen. Zur Trauung sollte er wieder in Siebenschloß eintreffen. Indessen — was geschieht? Es zeigt sich, daß die Vertiefung ins Schmetterlingsfach dem Menschenverstand weniger abträglich ist als die ins Käferfach. Der Oberstleutnant fängt Ihnen nach und nach an zu merken, daß es nicht recht geheuer ist mit der Wirthschaft auf dem Gute. Sie ist unter der fünfzigjährigen Regierung eines Gelehrten auf eine schiefe Ebene gerathen und rutscht abwärts, langsam aber sicher. — Was thun? . . . ‚Oeffnen Sie ihm die Augen, Sie sind praktische Oekonomen,‘ sagt der Oberstleutnant, auf das Aeußerste bekümmert, zu meinem Vater und mir. ‚Helfen Sie, reden Sie mit ihm!‘ — Wir reden. Er ist wie ein Bock. Warten sollen wir, bis sein Neffe kommt, der hat studirt, der wird's uns zeigen, bei dem können wir in die Schule gehen. Das war Alles sehr fein gegeben, und wir haben gleichfalls fein replicirt, daß wir jede Gelegenheit, etwas zu lernen, gern ergreifen. Keine sechs Wochen später starb der alte Oversberg nach kurzer Krankheit. Sein Neffe kam zum Begräbniß und war so ergriffen, daß wir meinten: Dem hat am Ende ein guter Freund verrathen, wie's bestellt ist mit seiner Erbschaft. Aber nein, das dämmerte ihm erst auf, als er sie antrat.

„Was wahr ist, ist wahr; er hat nicht gesucht, sich ein X für ein U vorzumachen, nicht lange herumgewackelt zwischen dem ersten Zweifel und dem letzten — zu mir gesagt: ‚Sie kennen die Verhältnisse. Wie steh' ich? Ich will es wissen.‘ — Da habe ich ihn sich selbst von Allem überzeugen lassen durch den Augenschein, und er ist natürlich von einer unangenehmen Ueberraschung in die andere gerathen; und gänzlich niedergebrochen in der Kanzlei, beim Addiren der Rück- und Ausstände. Auf einmal legte er die Feder hin, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, drückte das Gesicht in die Hände und blieb in dieser Position, bis ich ihn endlich mahnte: ‚Nun, Herr Oversberg belieben Ihren Gedanken Audienz zu geben?‘ Er guckt auf, schaut herum ganz verloren, ich rufe ihn an: ‚Kommen Sie zu sich, wo sind Sie?‘ Nun hat er ein Lächeln von besonderer Art gehabt, das ihm geblieben ist bis an sein Ende: ‚Ich war bei einem Leichenbegängniß,‘ gibt er zur Antwort — ‚welch' ein Trauerzug — unübersehbar — — ich habe meine Hoffnungen begraben.‘

„Was er sagen wollte, war nicht mißzuverstehen, und ich freute mich, daß er's von selbst begriff: Kein Geld, keine Braut. Die Temperaturveränderung im Benehmen des Oberstleutnants gegen ihn konnte ihm, trotz aller seiner Unschuld in solchen Dingen, nicht entgehen, und er hatte sich ferngehalten von

dem Schlößchen auf der Wiese während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um ins Reine zu kommen über den Stand seiner Angelegenheiten.

„‚Was wird er jetzt wohl anfangen?‘ dachte ich mir, wollte ihn aber nicht fragen.

„Am nächsten Tage, es was um Johanni und sehr heiß, trieb mich die Neugier wieder zu ihm. Unterwegs, in der Nähe seiner Wohnung, traf ich den Oberstleutnant und seine Tochter, die von der Schmetterlingsjagd heimkehrten. Er hatte ein paar Schwalbenschwänze auf dem Hut stecken, sie trug ein Spiritusfläschlein und einen Pinsel, um den Gefangenen damit auf die Köpfe zu tropfen, weil sie es nicht leiden konnte, das Ungeziefer an der Nadel zucken und flattern zu sehen.

„Der Oberstleutnant winkte und rief mir schon von Weitem zu, sehr aufgeregt, wie er seit einiger Zeit immer war: ‚Guten Nachmittag! Kommen Sie, kommen Sie, machen wir eine!‘

„Eine Partie Domino, meinte er. Ich sagte, daß ich bereit sei, und folgte ihm ins Haus. Das Fräulein jedoch schickte er fort, mit vielerlei Aufträgen. Würde sie Allem nachgekommen sein, bis zum Abend hätte sie zu thun gehabt.

„Nun, wir setzten uns hin und spielten.

„Mein Gegner war nicht bei der Sache, verlor nacheinander zwei Partien und stand im Begriff, auch die dritte zu verlieren. Er beugte seinen breiten Nacken, stützte seine Arme in die Seiten, schnaubte und zog die niedere Stirn in Falten, und hinter der saß Ihnen ein Eigensinn, ein unglaublicher, kein eiserner, sondern der von der unüberwindlichen, der zähen Art.“

„Wenn man diese Beschreibung hört, denkt man: der reine Cyklop,“ sprach der Dechant, und der Inspector, ärgerlich über die Unterbrechung, versetzte:

„Kenn' das Thier nicht.“

Er protzte einmal gern damit, daß er fremd war auf humanistischen Gebieten. Auch früher habe ich schon bemerkt, daß Gelehrte oft weniger stolz sind auf ihr Wissen, als Ungelehrte auf ihre Unwissenheit.

„Gut also,“ fuhr der Inspector fort. „Glauben Sie mir — nicht, daß ich es jetzt sage, nein, damals, wie ich mir ihn recht betrachte, denke ich, er könnt' einem Angst machen, der Mann mit seiner Aufgedunsenheit und seinem kurzen Athem. Früher war mir das nicht so aufgefallen, und verändert hat er sich ja seit dem Tode seines Freundes, und seitdem die Aussichten auf eine gute Partie für das Fräulein Tochter verschwunden sind. Ist doch ein alter Mann, und gar viel dürfte über ihn nicht kommen, sonst wär's gefehlt — den Eindruck machte er mir. — Daß sein Appetit fort ist, gibt er selbst zu, und die halben Nächte schreibt er — er, dem das Schreiben — oder wie er sich ausdrückt: das Herumkratzen mit einem Stückchen Eisen auf dem Papier — Zähneknirschen macht. Und am Morgen trägt er selbst recommandirte Briefe an seinen Vetter in Wien auf die Post und holt auch selbst die eintreffenden Antworten ab.

„Er stierte noch immer rathlos seine Steine an. Ich unterdessen sah von meinem Platze aus durch das Fenster und erblickte Ihnen unten auf dem Fußsteig am Wiesenrande den geehrten Herrn Oversberg. Er schreitet einher, langsam, aber ohne sich aufzuhalten.“

Da interpellirte ich den Herrn Inspector: „Darf ich fragen, ist er ein hübscher Mensch gewesen? Wie hat er ausgesehen?"

„Wie soll er ausgesehen haben? Nicht groß und nicht klein, nicht dick und nicht dünn; blaue Augen, braune Haare, braunen Backen- und Schnurrbart, das Gesicht, trotz seiner einunddreißig Jahre noch wie Milch und Blut. An dem Tage mehr wie Milch, und zwar wie gestockte. Gut denn. Der Oberstleutnant streckt endlich die Hand aus und setzt seinen Stein an — ich will eben den meinen, meinen letzten, umschlagen — Domino hätte ich gemacht, da klopft es an die Thür und Oversberg tritt ein. Er schien nicht gerade besonders angenehm überrascht, mich da zu finden, begrüßte mich ebenso kühl wie er den Oberstleutnant warm und gerührt begrüßte, worauf ich Miene machte, mich aus Discretion zu empfehlen.

„Aber der Alte hielt mich fest: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Wir haben keine Geheimnisse, Herr Oversberg und ich. Was Herr Oversberg mir sagen kommt, darf die ganze Welt wissen. Wohl, wohl. Nehmen Sie Platz, Herr Oversberg!'

„So gibt er ihm einen Herrn Oversberg nach dem andern, und mit dem: Herr Schwiegersohn, und: Lieber Herr Sohn, ist es aus.

„Mein guter Oversberg ging sofort auf den Ton ein, was blieb ihm übrig? ‚Sie wissen Alles, Herr Oberstleutnant,' sagte er, ‚Sie sind genau unterrichtet von der in meinen Verhältnissen eingetretenen Wendung.'

„— ‚Wendung, ja, das ist es —' dieses Ausdrucks bemächtigte sich der Oberstleutnant mit großer Geschwindigkeit. — ‚Eine Wendung zieht die andere nach, und so stehen wir nicht mehr wie früher, leider, leider. Ich bedaure — besonders wegen meiner Tochter. — Was uns betrifft, uns Männer, Gott im Himmel, ich habe meine Dorothea verloren und lebe, und kann mich freuen über einen Schmetterling. Sie werden sich also hineinfinden; aber auch sie wird sich hineinfinden, wohl, wohl, in das Unabänderliche.'

„‚Das Fräulein zu sprechen wünsche er doch sehnlich,' erwiderte Oversberg. ‚Wenn er auch Siebenschloß nicht behaupten könne, ganz mittellos sei er nicht. Die Möglichkeit, das Gut nach seinem vollen Werthe zu verkaufen, und im Besitz eines kleinen Vermögens zu bleiben, habe sich ihm geboten.' Er zog einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn dem Oberstleutnant. Der setzte den Zwicker auf die äußerste Spitze seiner kleinen Nase, denn nur da fand dieser einen Halt, und las halblaut vor, was sein Vetter, Herr Theodor von Siegshofen, ein reicher Großhändler in Wien, an Oversberg schrieb. In Schlangenwindungen kam er heran. Ein kurzer Aufenthalt, den er im vorigen Sommer bei seinem lieben Verwandten, dem Oberstleutnant in Siebenschloß, genommen, war ihm unvergeßlich. Die Luft so gesund, die Gegend so sympathisch. Er hatte allerdings keine Ahnung, ob Herr Oversberg daran denke, sich von dem Besitze zu trennen. In dem, wenn auch nicht wahrscheinlichen, aber doch nicht unmöglichen Falle jedoch, daß er sich heute oder morgen, oder übers Jahr dazu geneigt fände, bäte er ihn, sich seiner als Eines ihm im Wort Stehenden zu erinnern.

„Davon, daß der Großhändler seinen Besuch beim Oberstleutnant in Begleitung seines Sohnes abgestattet, und daß dieser einzige, vielgeliebte Sohn sich

sterblich in Fräulein Lene verliebt hatte und sie mit zärtlichen Briefen bombardirte, davon stand in dem väterlichen Schreiben natürlich nichts. Und wenn auch etwas gestanden hätte, mein guter, guter Oversberg würde doch nichts gemerkt haben."

Wir lachten, am lautesten aber lachte der Controlor, der — ich wette darauf, selbst nichts merkte von einem Zusammenhang zwischen dem Besuche des Herrn von Siegshofen in Siebenschloß und diesem Briefe.

„Ich konnte", begann der Inspector von Neuem, „mich nicht enthalten, zu sagen: ‚Dieser Antrag kommt a tempo; merkwürdig a tempo!‘

„Den Oberstleutnant befiel eine kleine Verlegenheit, er wetzte auf seinem Sessel hin und her und sprach: ‚Wohl, wohl. Jetzt aber heißt's überlegen. Was werden Sie antworten?‘ — ‚Ich habe geantwortet.‘ — ‚Sie haben?‘ — ‚Worauf denn warten?‘ — ‚Nun,‘ meinte ich, ‚schimmlig wäre Ihnen in acht Tagen die Sache nicht worden, und einem Kaufmann solche Eile zeigen . . . Klugsein ist anders.‘

„‚Ganz recht, aber — Jeder kann, was er kann, nicht mehr, nicht um das Geringste mehr. Ich kann die Ungewißheit nicht ertragen, ich muß mir die Wenn und Vielleicht abgewöhnen, die machen mich irre!‘ Indessen — immer sanftmüthig und durchaus nicht wie Einer, der ‚irre‘ ist — wandte er sich an den Oberstleutnant: ‚Ich habe Herrn von Siegshofen Siebenschloß angetragen (angetragen auch noch!) um einmalhundertfünfzigtausend Gulden. Gibt er sie, und das kann man geben, dann bleiben mir nach meiner Berechnung zwanzigtausend Gulden, eher mehr als weniger.‘

„‚Zwanzigtausend Gulden?‘ wiederholte der Alte in einer Art, wie wenn das ein Pfifferling wäre, den er für seine Person nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren würde. Dann gab er Redensarten von sich, Versicherungen größter Hochachtung, tiefgefühlten Bedauerns, ewiger Dankbarkeit, stand auf und machte mit der Hand, die stark zitterte, eine entlassende Gebärde. Er hätte ihn um Alles gern draußen gehabt, bevor die Tochter zurückkam. Aber das war sogar von dem lieben Oversberg zu viel gefordert. — ‚Sehen möchte er sie doch noch,‘ wiederholte er, gleichfalls aufstehend, als der höfliche Mann, der er war. Der alte Herr, ganz puterroth, legte sich aufs Bitten:

„‚Machen Sie ihr das Herz nicht schwer, sehen Sie — wozu wohl? . . . Geschieden muß sein.‘ — ‚Herr Oberstleutnant, ich möchte das, wie schon gesagt, aus ihrem eigenen Munde hören.‘ — ‚Als ob sie etwas dreinzureden hätte . . . Sie hat nichts dreinzureden, sie ist siebzehn.‘

„Da wurde Oversberg etwas entrüstet: ‚Wenn alt genug, um ein vor Gott und den Menschen fürs Leben bindendes Ja zu sprechen, doch wahrlich auch alt genug, um ein Nein zu sagen, das nur er allein gelten zu lassen braucht,‘ sagt er; und wenn er schon ihr Ja nicht hören soll, ihr Nein will er hören. Darauf besteht er, merkt nicht, daß der Oberstleutnant bereits am ganzen Körper zittert, alle Farben spielt und aussieht zum Erschrecken. Nun, daß man Widerspruch erfahren kann, hat er längst vergessen. Die Schmetterlinge widersprechen nicht, die Tochter auch nicht, die thut, was sie mag und hält den Mund. Die alten

Leute vertragen ein Zuwiderhandeln besser als ein Zuwidersprechen. Plötzlich senkt der Oberstleutnant die Stimme, und Oversberg ruft: ‚Da ist sie ja!‘ —

„In einem weißen Kleide, den großen, runden Hut in der Hand, die Haare mit einem rosenfarbigen Bande hinaufgebunden wie ein kleines Mädchen, kommt Fräulein Lene, roth und erhitzt, daher, und auf Oversberg zu mit helllichter Freude: ‚Albrecht,‘ sagt sie, ‚erinnern Sie sich einmal, daß Sie eine Braut haben? — Es ist Zeit. Ich habe wirklich geglaubt, Sie wollen nichts mehr von mir wissen!‘

„Wenn sie das geglaubt hatte, als sie ihn sah, glaubte sie etwas Anderes. Mit einer Wonne blickte er sie an und mit einer Bewunderung! Und hatte im selben Moment Alles vergessen, außer daß sie da vor ihm stand, voll Jugend, Schönheit und Liebe, und daß er vierzehn Tage in ihrer Nähe zugebracht und ihren Anblick entbehrt hatte.“

Hier beging der Oberförster eine Taktlosigkeit. Er platzte heraus mit seiner plumpen Lacherei, zwirbelte seinen stichelhaarigen Knebelbart, seine Aeuglein blinkten unter den herabhängenden Brauen und den immer halb geschlossenen Augendeckeln weinselig hervor, und er kicherte: „Belieben da zu gestehen. Herr Inspector, der Herr Inspector werden selbst in das schöne Fräulein da verguckt gewesen sein?“

Unser Gestrenger nahm die Dummheit übel. Sein harter Blick schoß dem Oberförster ein: Sie Lümmel! mitten ins Gesicht. „Wir wollen von etwas Anderem sprechen,“ sagte er, und seine Lippen drückten sich fest und klamm zu wie eine Kasse, die man absperrt.

Wir mußten lange bitten, bevor er sich wieder herbeiließ, das Wort zu nehmen:

„Der Oberstleutnant fuhr seine Tochter an: Wer sie gerufen habe und wie sie sich unterstehen könne, und augenblicklich solle sie sich auf ihr Zimmer begeben. Aber das Fräulein verhielt sich nicht anders, als wenn er chinesisch zu ihr gesprochen hätte. Mein guter Oversberg hingegen, wie er die Unerbittlichkeit des alten Herrn auch seiner Lene gegenüber sieht, gibt die letzte Hoffnung auf, nimmt sich zusammen so viel er kann und spricht: ‚Fräulein Lene, ich habe um Sie geworben, obwohl ich ja eigentlich zu alt für Sie bin — in der Ueberzeugung, daß ich Ihnen das Leben angenehm werde gestalten können. Das war ein Irrthum. Ich bin nicht nur zu alt, ich bin auch zu arm für Sie, und gebe Ihnen denn Ihr Wort zurück.‘

„— Ei, wie sie diese Erklärung aufgenommen hat! — wer das nicht gesehen hat — hat nichts gesehen. Das Erstaunen erst, das grenzenlose. Ihr Wort zurückgeben, er — ihr? . . . Steht die Welt auf dem Kopf? Gibt's keinen Verlaß, keine Treue mehr? — Und dann: ‚Haben Sie nur ein Wort von mir, habe ich nicht auch eines von Ihnen?‘ interpellirte ihn das junge Ding mit dem Anstand eines Staatsanwalts. ‚Fragen Sie doch, ob ich Ihnen das zurückgebe.‘

„Viele Jahre sind darüber hingegangen — ich kann natürlich nicht jede einzelne Rede wiedergeben, wie sie gelautet hat, im Ganzen aber stimmt's. So vielerlei einem im Laufe des Lebens um die Ohren summt — es ist Unvergeß-

liches darunter. Der Kampf zum Beispiel, zu dem es damals kam zwischen Vater und Tochter.

„Der liebe Oversberg wankte anfangs hin und her. Sprach sie, gab er ihm recht, und umgekehrt, wie sich's für einen edlen und unparteiischen Menschen gehört, der immer trachten muß, sein eigener Feind zu sein. Einmal bat er: ‚Fräulein Lene, fügen wir uns;' ein anderes Mal: ‚Vertrauen, Herr Oberstleutnant — etwas werth bin ich doch, ich werde arbeiten, ich werde mich emporringen.'

„Der Oberstleutnant sah entsetzlich aus, tauchte sein Sacktuch alle Augenblicke ins Lavoir und preßte sich's an die Stirn, und kam zuletzt in seiner Verzweiflung mit Allem heraus, was ihn schon lange gedrückt haben mochte. Er hatte darauf gerechnet, daß Oversberg, der Ehrenmann, seine Ansprüche auf die Hand des Fräuleins jetzt aufgeben werde, und dieselbe dem jungen Siegshofen zugesagt. Ja, das hatte er gethan — er konnte sich nicht anders helfen. Die Obervormundschaftsbehörde verlangte von ihm zum — ich weiß nicht wie vielten Mal — daß er Rechnung lege über das Vermögen, das seine Tochter von ihrer Mutter geerbt hat. Nun, er kann Rechnung legen, es ist nur eben kein Vergnügen und würde einem Schreibereien machen ohne Ende. Kurzum, er will einen Schwiegersohn, der ihn in Stand setzt auf die Frage: — Wo ist das Geld? antworten zu können: — Da liegt's! . . . Heute, wie die Sachen stehen, wüßte er nur zu sagen: — Wo? — man solle doch Lene selbst fragen. Ja, er war ein schwacher Vater; was sie haben wollte, gab er ihr, und was wollte und brauchte sie nicht! . . . ‚Bitte, sehen Sie doch selbst wie sie herumgeht auf dem Lande. Spitzenkleid, Spitzenhut, seidene Strümpfe. Unsere Nachbarin, die Fürstin, geht in Loden — die bürgerliche Stabsofficierstochter in Sammet . . . die Fürstin in Percal — sie in Gaze und so weiter . . . Wohl, wohl, immer wie eine Prinzessin, die auf ihren verwunschenen Prinzen wartet . . . Und bitte, gehen Sie doch in ihre Zimmer — überzeugen Sie sich wie sie wohnt, und sagen Sie dann selbst, ob sie darnach ist, einen Professor an einer landwirthschaftlichen Schule, oder einen kleinen Pächter zu heirathen.'

„Lene erwiderte, ihr läge nichts an den Fetzen und an dem Tand, ihr läge nur an ihrem Albrecht. Sie flammte, der Oberstleutnant war in das Stadium des Weißglühens gelangt. Ganz heiser, stöhnte und keuchte er nur noch, und deutete auf die Pistolen, die auf dem Schranke lagen: ‚Die sind meine letzte Zuflucht, dahin treibst Du Deinen Vater . . . Entscheide — wähle: ihn oder mich.'

„Und sie macht ein paar Augen, so recht wie ein wildes feuriges Füllen, stampft mit dem Füßchen und ruft aus, ohne sich zu besinnen: ‚Ihn, ihn! — wie kannst Du nur zweifeln?'"

„Sein eigenes Blut!" grollte der Controlor, der sieben schon erwachsene Kinder hat und sie in der Corda hält, daß sie nicht schnaufen können.

„Nun, ich kann Ihnen versichern," versetzte der Herr Inspector, „daß ich so etwas wie ein Ameisenlaufen über den Rücken verspürte bei der standhaften Erklärung des Fräuleins. — Stark, sehr stark, von einer Tochter, dachte ich, was wird wohl unser Oversberg dazu sagen, und sah ihn darauf an, und bemerkte, daß er die Stirn finster runzelte. — ‚O Fräulein Lene!' sprach er vorwurfsvoll.

Zugleich vernahm ich ein Stöhnen und einen schweren Fall, der Oberstleutnant war umgesunken, hatte sich rasch aufrichten wollen, schlug ein zweites Mal hart auf mit dem Kopfe, und lag da wie todt.

„Großer Schrecken, kleine Ueberraschung — wie gesagt, ich hab' es kommen gesehen."

„Und Sie haben dennoch das Fräulein, das Unglückskind, nicht aufmerksam gemacht?" fragte der Dechant. Es rollte und grollte in seinen Worten wie in einer Gewitterwolke, und seine hohe gewölbte Stirn wurde ganz roth, wie immer, wenn er mit aufsteigendem Zorn in seinem Innern kämpft.

„Nein, Hochwürden," antwortete der Inspector. „weil ich schon damals bleiben ließ, was ich für unnöthig hielt. — Nun denn: wir rissen dem Ohnmächtigen die Cravatte herunter, legten ihn flach hin auf sein Bett, labten ihn, was wir laben konnten. Der Arzt kam, das denkbar Mögliche geschah. Zwölf geschlagene Stunden blieb Ihnen der alte Mann bewußtlos, und als er endlich zu sich kam, war die Gefahr noch lange nicht vorbei. Wochenlang hing sein Leben an einem dünnen Faden. Er war nie krank gewesen, nun packte es ihn auf einmal und wollte ihn nicht mehr loslassen. Und doch wäre ich Ihnen lieber in seiner Haut gesteckt als in der des Fräuleins, so schön die war. Ihre kindliche Liebe hatte sich wieder gemeldet, zu ihrer Strafe und Qual. — Oversberg machte es ihr auch nicht leicht. ‚Fräulein Lene', hörte ich ihn einmal zu ihr sagen, ‚wenn er nicht gesund würde, wir hätten keine ruhige Stunde mehr. (Merken Sie: Wir, die Hälfte der Schuld nahm er auf sich.) Er muß gesund werden und was er will, muß geschehen. Nicht wahr, Fräulein Lene? —' Sie nickte stumm: Ja, sie war gebrochen, und er und sie pflegten den Alten Tag und Nacht, wie zwei Geschwister ihren Vater.

„Während der Krankheit des Oberstleutnants wurde der Verkauf von Siebenschloß perfekt gemacht. Ich, damals noch ein Neuling, vertrat die Interessen Oversberg's gegen einen mit allen Salben geschmierten Kerl von einem Wirthschaftsrath, der im Namen des Herrn von Siegshofen abschließen sollte. Manchen Vortheil ließ ich mir abgewinnen, mich oft in die Enge treiben. Hatte ich einmal das Feld behauptet, und stritt der Andere nur noch zum Scheine weiter, da richtig! war auch schon der liebe Albrecht da und verdarb mir alles mit seinem ewigen: — ‚Geben Sie nach — schließen Sie ab. Ich habe vorher gelebt, ich werde nachher leben. Der Oberstleutnant kommt zu keiner Gemüthsruhe, ehe man ihm nicht den Kaufcontract auf die Bettdecke legt.'

„Jeder Mensch hat wohl im Leben etwas, das er sich nie verzeiht, — ich habe diesen Verkauf. Die Rechnung Oversberg's war richtig. Zwanzigtausend Gulden mußten ihm bleiben, wenn der Geschäftsmann des Herrn von Siegshofen nicht zu denen gehört hätte, die dem Stier die Hörner vom Kopf herunter handeln. Unter den obwaltenden, für den Verkäufer höchst ungünstigen Umständen blieben ihm kaum fünfzehn.

„Am Tage nach dem wir dieses traurige Resultat erreicht hatten, und die Uebergabe stattfinden sollte, erschienen Vater und Sohn Siegshofen in Siebenschloß. Der Vater, ein kleiner, schlauer, schlagfertiger Mann, mit einem Gesichte wie ein Wiesel, der Sohn fünfundzwanzig Jahre alt, hochaufgeschossen, engbrüstig,

blutarm, lauter Nerven, kein Nerv. Er schien sehr verliebt in Fräulein Lene. — Sie ist wahrscheinlich das Erste gewesen, nach dessen Besitz er eine Weile schmachten mußte." —

„Und sie? wie benahm sie sich gegen ihn?" erlaubte ich mir den Herrn Inspector zu unterbrechen, und er erwiderte:

„Nach ihrer gewöhnlichen Manier Jedem gegenüber, der sich erkühnte, sie merken zu lassen, daß sie ihm gefiel, und nicht ihr Albrecht war. Da warf sie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zusammen, sah einen fest an mit einem Blick, der, ich sage Ihnen, der sprach nicht, der rief: ‚Schau nur, schau wie ich Dich nicht mag!' . . .

„Das aber genirte Herrn Robi nicht. Robi wurde er nämlich genannt, Robert hieß er. Er war in Fräulein Lene verliebt, und bekam sie zur Frau, alles Uebrige galt ihm als nebensächlich. Um ihre Gefühle kümmerte er sich wenig. — Was nicht ist, wird werden, dachte er wohl, und wenn's nicht wird, traurig für sie. Auf Oversberg, den armen Teufel, der bescheidentlich aus dem Wege ging, eifersüchtig zu sein, dazu ließ er sich nicht herab.

„Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, und der ihn mit der größten Ungeduld herbeiwünschte, war Ihnen vielleicht doch — der Oberstleutnant. Er hatte in seinem noch halb wirren Kopf den einen hellen Gedanken: Im Augenblick, in dem seine Lene mit Herrn Robi an den Altar tritt, ist Alles gut. Ihm die verhaßte Schreiberei und Rechnunglegerei erspart, von ihr die Gefahr abgewendet, arm zu sein, darben zu müssen . . . Arm sein! darben! — davor hatte er Ihnen einen Graus! — Es schüttelte ihn, wenn er die Worte aussprach. Ein Unglück ist ein Unglück. Man übertaucht's oder man übertaucht's nicht — aber Noth leiden, das ist ein Unglück von jeder Stunde, ein immerwährendes Unglück, da gibt's kein Uebertauchen, da heißt's untertauchen, das reißt einen hinab. ‚Ich kenn's, sagte er, ‚ich hab's ausgekostet meine ganze, elende Jugend hindurch. Nein, nein, nicht Noth leiden, nicht darben soll meine Lene!'

„Ich will ein wenig vorgreifen in meiner Erzählung und gleich jetzt sagen, daß ihm sein Wille gethan, und die Trauung in der Schloßkapelle abgehalten wurde, ganz still und ohne ihn.

„Anwesend waren nur wir Trauzeugen und die Eltern Herrn Robi's. Dessen Mutter hatte sich nämlich auch eingefunden; eine anspruchslose Dame, der man ihren Reichthum nicht ansah, sehr einfach und wortkarg. Sie ließ die Braut nicht aus den Augen, und wenn diese arme Seele nicht so benommen gewesen wäre, wie sie war, hätte sie den mitleidigen und kummervollen Blick bemerken müssen, der unverweilt auf ihr ruhte.

„Aber sie bemerkte nichts. Sie wurde roth und blaß und wieder roth, und schien einmal ganz Ergebung, und unmittelbar darauf meinte man, die Flammen der Empörung müßten gleich beim Dach heraus schlagen. Und als sie ihr Ja zu sagen hatte, sagte sie hastig: ‚Ja, ja,' und es fehlte nur, daß sie noch hinzugesetzt hätte: ‚In Gottesnamen, weil Ihr mich zwingt.'

„Gleich nach der Ankunft der neuen Eigenthümer von Siebenschloß hatte Oversberg seinen Koffer gepackt und sprach zu mir, da ich ihn aufsuchte im Amthaus, in das er sich zurückgezogen, um Platz zu machen: ‚Nun will ich

fort.' Worauf ich natürlich nichts erwidern konnte als: ‚Ein großer Verlust für uns.'

„Stellen Sie sich vor, wie verwundert ich Ihnen war, als nicht später denn am nächsten Morgen der Oberstleutnant mich rufen läßt und ganz eigen geheimnißvoll und gerührt anfängt: ‚Ich muß Ihnen eine Mittheilung machen.' — ‚Erfreulich?' ‚Kommt drauf an, — ich weiß noch nicht — was meinen Sie?' Und er weist mir einen Platz an, und ich setze mich an sein Bett. Er stand immer noch spät auf, war mager geworden, sah aber eigentlich gesünder aus als früher, hatte bereits Toilette gemacht, sich frisirt und rasirt, las auch schon wieder in seinen Schmetterlings-Büchern.

„‚Wissen Sie was?' sagt er also, ‚unser Albrecht bleibt.'

„‚Nein,' sag ich, ‚das kann nicht sein, das wäre zu — gutmüthig, sogar für ihn. —'

„‚Es ist, wohl, wohl, es ist. —' Und nun erzählte er mir im Vertrauen:

„Am vorigen Abend (wir waren im September, die Tage begannen kurz zu werden), es dunkelte bereits, der Oberstleutnant war im Lehnstuhl eingenickt, und seine Tochter saß neben ihm — da kam Oversberg. — Der Alte sah ihn, er war erwacht als die Thür ging, that aber nichts dergleichen. Fräulein Lene machte dem Eintretenden ein Zeichen, und er fragte leise: ‚Wie geht's?' ‚Gut, der Doctor war zufrieden.' — ‚Heil uns, Fräulein Lene, welch' ein Glück. Nun kann ich ruhig scheiden.' — ‚Scheiden?' In ihrem Tone spricht sich, obgleich sie nur flüstert, alles aus: Ueberraschung, Bestürzung und ein großmächtiger, unüberwindlicher Unglauben. — Eine Pause, dann fragt sie mit dem liebevollsten und zärtlichsten Vorwurf: ‚Albrecht, warum quälen Sie mich?' — Und er: ‚Mein Gott, Fräulein, was soll ich denn? —'

„Es entsteht ein seltsamer Streit zwischen ihnen. Sie begreift nicht, was ihn wegtreibt, sie begreift es nicht, sie begreift nur, wenn man Jemanden lieb hat, und wird nicht mit Gewalt von ihm fortgerissen, bleibt man bei ihm. Und er begreift — sie weiß nicht, was sie ihm zumuthet, weil sie ein Kind ist, leidenschaftlich und unschuldig. Herrn Robi muß sie heirathen, weil ihr Vater es will — daß sie ihren Albrecht darüber verlieren soll, sieht sie nicht ein. Warum — warum denn? . . . Wie sie jetzt mit einander existirt und ihren Krankendienst besorgt haben, wollen sie weiter existiren, das ist in ihren Augen das Zusammenleben von Liebenden. — Oversberg ringt die Hände: ‚Lene, Lene, wenn Sie nicht wären wie ein Kind — Sie könnten das von mir nicht verlangen!' — Und sie mit gewaltsam unterdrücktem Schluchzen: — unheimlich, versicherte der Oberstleutnant, war das Geflüster, aus dem ihre schreiende Herzensangst heraustönte. Im Grunde, wie schon die Frauen sind, sagt sie immer dasselbe: ‚Wenn Sie mich verlassen, haben Sie mich nicht lieb.' Da bricht er endlich aus: ‚Nur zu lieb — ich muß fort, weil ich Sie zu lieb habe. Sie verstehen das noch nicht, aber Sie werden es verstehen. Gott, mein Gott — ein Anderer wird es Sie lehren!' Damit wendet er sich und will davonstürzen.

„Lene ist mit dem Rücken gegen das offene Fenster gestanden, ihre Gestalt — die war Ihnen schlank und biegsam wie eine Gerte und dabei kräftig — hat sich scharf abgehoben vom noch etwas beleuchteten Abendhimmel. Zufällig hatte sie die Arme just ausgebreitet und drückte die Handflächen an die Fenster-

flügel, und wie der Oberstleutnant verstohlen zu ihr hinüber sah, ist sie ihm vorgekommen wie eine Gekreuzigte, und da hat er einen schweren Gewissensvorwurf verspürt und gedacht: Ich bin's, der sie jetzt ans Kreuz schlagen muß, weil ich ihr früher nichts versagen konnte.

„In dem Moment sprach die Kleine auf einmal: ‚Albrecht, Albrecht!' und er blieb stehen. ‚Wissen Sie, wie mir jetzt ist? Ganz wie in Kindertagen. Wenn ich schlimm war, und ich war oft schlimm, und wenn meine liebe schwache Mutter nicht ein und aus wußte mit mir, griff sie zu ihrem letzten Mittel und sagte: Arme Lene, jetzt ist Dein Schutzengel fort — ich hab' ihn fliegen gesehen. — Da kam ein Gefühl über mich von trostloser Verlassenheit. Ich habe es lange nicht mehr gehabt — jetzt ist es wiedergekommen.'

„Er ist gerührt, spricht hin und her — ich weiß nicht was — allerlei, nur nicht das Richtige. Daß seine Mannesehre ihm befiehlt, sich zu verabschieden, scheint ihm nicht eingefallen zu sein."

„Mannesehre, Herr Inspector?" fiel ihm der Dechant mit großer Wucht in die Rede. „Hier muß ich eine Bemerkung machen. Mit dieser Mannesehre ist das so eine Sache. Im Evangelium habe ich nie etwas von ihr gelesen, und überhaupt nicht in der Vulgata und eben so wenig in der Thora."

„Thut mir leid um diese Thörin, oder wie sie auf Lateinisch heißt," warf der Inspector ärgerlich hin. „Zur Sache! — Lene erging sich nun in den bittersten Vorwürfen: — ‚Sie haben mich ins Unglück gestoßen, und jetzt verlassen Sie mich.' — Gut, gut, er möge gehen; sie wird sich schon zu helfen wissen, sie wird sterben.

„— ‚O Lene, sterben ist nicht so leicht!' gab er ganz durchdrungen zur Antwort, und meinte damit natürlich — sonst wäre ich todt. Doch sie mißverstand ihn und versetzte:

„‚Lieblos sind Sie, lieblos . . . Sie wollen nur fort . . . wie mir das thut, kümmert Sie nicht . . . Ich bin eine Närrin, daß ich da bitte und bettle . . . So gehen Sie denn — gehen Sie, wenn Sie das Herz dazu haben. Ich aber, ich sage Ihnen, ich werde daran sterben, weil ich will, und ich kann, was ich will.'

„Eine Weile ist es ganz still geblieben, und endlich fragte Oversberg sehr leise und sehr zögernd: ‚Wenn ich bliebe, Lene, würden Sie dann nicht mehr sterben wollen?'

„Und sie gab mit dem vollen Ton der Freude zur Antwort: ‚O nein, nicht mehr, Alles würde ich dann ertragen, Alles und leicht . . . ich würde leben und — gern.'

„— Und gern . . . armes Ding! dieses Versprechen hat sie nicht gehalten. Wieder ist eine lange Pause gewesen; endlich sagte er:

„‚Ach, Lene, Sie sind stark, und ich bin schwach. — Ich bleibe, Lene!'

„Ist Ihnen denn richtig auch geblieben."

„Herr Inspector," rief ich aus — ich weiß nicht, wo ich die Kühnheit dazu hernahm, — „ich wäre auch geblieben."

Die Herren lachten und witzelten, und zwar keineswegs fein; und der Inspector beschämte mich recht grausam, indem er wegwerfend zu mir sagte:

„Schön von Ihnen. Freilich, eine Dummheit findet immer Gesellschaft, die Klugheit steht allein. Hören Sie weiter. Den Oberstleutnant hatten alle mit dem Abschied von seiner Tochter verbundenen Aufregungen sehr zurückgeworfen. Er seufzte in Einem fort nach seiner „Krankenwärterin", wie er den guten, guten Oversberg nannte, und der ließ sich halt wieder als solche bei ihm anstellen. Nebenbei besorgte er seinen Umzug in einen Bauernhof, den er, theuer genug — natürlich, wozu wären Leute von seinem Schlage auf der Welt, wenn nicht um übers Ohr gehauen zu werden? — erstanden hatte. Das Haus machte ihm wenig Sorge, nur gerade, daß es nicht hereinregnete und daß es ihm nicht über dem Kopf zusammenfiel, mehr verlangte er nicht. Er war nie drin, immer draußen. Der Boden muß ihm curios gebrannt haben unter den Füßen, schon gar in der ersten Zeit nach der Rückkehr der jungen Eheleute. — Was er sich Ihnen da herumgetrieben hat in Wind und Wetter! Von uns aus ins Gebirg — 's ist eine schöne Distanz. Tag für Tag war er dort — auf der Jagd, hat's geheißen, immer auf der Jagd . . ."

„Na ja, ein solcher Jäger da," meinte der Oberförster, „wahrscheinlich nichts treffen wollen da, aber vielleicht was fangen — Grillen vielleicht."

Der Controlor, der Herrn Oversberg schon deshalb haßte, weil eine Tochter um seinetwillen ihrem Vater den Gehorsam gekündigt, bemerkte bissig: „Die weiten Spaziergänge dürften seinem schönen Teint (er sprach: Tent) geschadet haben."

„Angeraucht hat er sich nach und nach schon," versetzte der Herr Inspector. „Seine rosenfarbigen Wangen sind so dunkel geworden, daß man's nicht mehr merkte, wie ihm das Blut hineinschoß, wenn die Rede auf Frau Lene kam. Anfangs hatte man immer gehört, daß Herr von Siegshofen und Gemahlin um Weihnachten wieder da sein sollten. Der Oberstleutnant zählte einem, wenn man ihn besuchte, die Tage und Stunden vor, die ihn noch vom Wiedersehen mit seiner Lene trennten. Auf einmal wurden deren aber so viel, daß er das Zählen bleiben ließ. Herr Robi hatte geschrieben, er habe einen Husten, müsse etwas für sich thun und werde auf ärztlichen Rath den ganzen Winter im Süden zubringen. Im Mai kamen seine Eltern nach Siebenschloß, ihn da zu erwarten. Dem Vater machte der Husten bang, von dem er in jedem Briefe ausführlich berichtete, die Mutter legte der Sache keine Bedeutung bei und behielt recht, denn als der vielgeliebte Sohn heimkehrte, sah er so gut aus, als er überhaupt aussehen konnte.

„Die Lene hingegen — eine solche Veränderung wie an der habe ich — in doch verhältnißmäßig kurzer Zeit — an einem zweiten Menschen nie erlebt. Als ein herrliches, stolzes, blühendes Kind war sie gegangen, als eine blasse, stille, scheue Frau kam sie zurück . . . So scheu und fremd und wie hinausgeschoben aus der Welt . . . und nirgends weniger zu Hause als in ihrem eigenen Haus, und das ist ihr geblieben bis zu ihrem, zum Glück für sie, frühen Tod.

„‚Was ist ihr — was ist meiner Lene?' fragte der Oberstleutnant, und der Schwiegersohn schmunzelte: — Was soll ihr sein? Er hat nichts bemerkt; sie klagt nicht. Daß sie eben nicht besonders hübsch aussieht, hat natürliche Ursachen. Diese waren allerdings vorhanden. Im Spätsommer genas sie eines Knaben.

Gott im Himmel, das war Ihnen ein Stammhalter! — Faustgroß. Kein Jahr wird er alt, meinte die weise Frau, und der Doctor machte das bedenklichste Gesicht. Davon durfte man jedoch nichts hören und nichts sehen, sondern mußte thun, als ob man den armseligen kleinen Krietsch für ein kräftiges Kind halten würde. Und als Frau Lene vom Wochenbett aufstand, mußte man finden, sie sei wieder völlig aufgeblüht in Frische und Gesundheit. Förmlich erpreßt wurde einem das durch den Oberstleutnant und die Herren von Siegshofen. Nur die Schwiegermutter, die meistentheils mit niedergeschlagenen Augen herumging, sah nicht, was sie zu sehen wünschte, sondern was war. Worte hat sie allerdings darüber nicht verloren, es ließ sich nur aus ihrem liebevollen Benehmen gegen die Schwiegertochter erkennen. Sie machte sich auch in Bezug auf ihren Robi nichts weiß, tadelte ihn sogar in Gegenwart anderer Leute. Das nahm er denn immer auf wie ein Unrecht, das ihm geschah und schrieb's einem Mangel an mütterlicher Liebe zu. Im Zaum hielt es ihn aber doch ein wenig. Freilich dauerte das nicht lange. Der alten Dame war der Kampf peinlich, und sie machte sich aus dem Staube. Sobald Frau Lene die Führung des Hauses wieder übernehmen konnte, trieb die Mutter Siegshofen zur Heimkehr nach Wien, und nun stand es Herrn Robi frei, zu thun und zu lassen, was ihm einfiel, ohne daß Jemand auch nur „Pah" dazu gesagt hätte.

„Erst hatte es ihm beliebt, herum zu commandiren und den Herrn zu spielen in Siebenschloß. Wem Gott die Besitzung gibt, gibt er auch den Verstand, sie zu administriren, wird er wohl gedacht haben. Aber der Verstand, den er gebraucht hätte, wollte ihm nicht wachsen. — Allerhöchste Zeit der miserablen Wirthschaft, die sogar einem Fremden jammerte, ein Ende zu machen, der nervus rerum war vorhanden, aber — wie packt man die Geschichte an? Herr Robi wußte es nicht, und seine Verlegenheit den Beamten einzugestehen, genirte er sich. Kein Wunder am Ende, daß er den Weg zu Demjenigen fand, vor dem sich nie Jemand genirt hat, zu — Oversberg."

„Und der hat da gleich angebissen!" rief der Oberförster.

„Das heißt, wie er schon war — nach seiner Manier. Wir haben sein Vorgehen immer: das stille Regiment genannt. Befehlen konnte er nicht" — der Inspector sagte es lächelnd —, „er machte nur Vorschläge."

Wir waren alle ergötzt, und der Verwalter, der eben wieder einen Kampf mit seiner Weste bestanden hatte, sprach:

„Vorschläge? — gar nicht übel. Ich will mir das auch angewöhnen: — Ochsenknechte, wie wär's, wenn Ihr Euer hungriges Vieh füttern, und Euch dann erst Euren Abendrausch antrinken würdet? — Arbeitsleute, meine Lieben, spielend leicht könntet Ihr fertig werden mit dem Binden — ein Landregen droht, und morgen ist Sonntag. Ueberlegen wir, ob's nicht besser wäre zuzugreifen, statt zu faullenzen — und — und —"

„Herr Verwalter," unterbrach ihn der Dechant in der Fortsetzung seiner ‚und' — „wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe."

„Brauchen sich seiner nicht annehmen," versicherte der Inspector, „es will Niemand sein Verdienst schmälern. Er hat Manches ausgerichtet, wie schon gesagt — auf seine Art. Wo er mitgethan hat, da ist — merkwürdig! den

Anderen allerlei Gutes eingefallen, bei dessen Ausführung er Ihnen immer gleich mit Hand anlegte. Leid war ihm nicht um sich selbst, zu gering hat er eine Arbeit nie gefunden. Nach und nach develoпirte er sich als recht leidlicher Oekonom, hatte übrigens viel Glück, verließ sich drauf, und durfte sich drauf verlassen. — ‚Ihnen trägt ja der Windhafer Weizenähren', habe ich mehr als einmal zu ihm gesagt . . . Und dann — brave Leute! ja, die hatte er, und das war eigentlich sein Hauptglück."

„Wird es nicht vielleicht auch sein Verdienst gewesen sein, daß er sie zu finden wußte?" fragte der Dechant, und der Inspector erwiderte:

„Ja, gewiß. — Herr Robi stützte sich endlich ganz auf ihn. Es kam so weit, daß er nicht mehr dahin zu bringen war, eine Unterschrift zu geben, eine Rechnung zu bezahlen, ohne bei Oversberg angefragt zu haben: ‚Soll ich?' Dabei — man möcht's nicht glauben — fühlte er sich als dessen Wohlthäter. ‚Denn,' sagte er, — ‚ich geb' ihm eine Stellung.' Und dann machte er einen wichtigen Buckel, wiegte den Kopf und setzte hinzu, so von oben herunter: ‚Ich thue gern etwas für ihn. — Sie wissen ja — der Arme — — er war halb und halb verlobt mit meiner Frau. — Aber — — sie hat mich vorgezogen.' — Das war wieder seine Manier, wer ihn ansah, stand in seiner Schuld. Er hatte sich nie bei Jemandem zu bedanken . . . Und ein solches Weichthier! Hielt nichts aus und hielt nichts fest. Alle paar Wochen eine andere Liebhaberei, und immer großartig betrieben, Rudersport, Bienenzucht, Astronomie, die Jagd . . . Auch aufs Künstlerische hat er sich geworfen. Entdeckt Ihnen, daß ein großes Talent zum Bildhauer in ihm schläft, und daß er bisher nur nichts gemerkt hat von dem Gottessegen. Sofort werden einige Zimmer als Atelier eingerichtet, und ein Lehrer kommt aus Wien. Sie, der hat's verstanden! hat in Siebenschloß ein paar Sachen gemacht, — eine Büste von Herrn Robi, und eine vom Oberstleutnant und eine vom Stammhalter — schon prächtig! Auch Frau Lene hätt' er machen sollen — das ist ihm aber nicht zusammen gegangen, denn der junge Mann — ein schöner, großer Bursch war er — verliebt sich zum Wahnsinnigwerden in sie. Nicht im Stande, es zu verbergen. Bei Tisch sitzt er, bringt keinen Bissen hinunter, verschlingt immer nur Frau Lene mit den Augen . . . Dem Herrn Robi hat's außerordentlich Spaß gemacht, daß seine Frau einem Künstler eine solche Leidenschaft einflößt. Mein guter Oversberg hingegen ist damals aufgestanden aus seiner Gelassenheit. Zu allen Tageszeiten auf dem Schloß gewesen, sich eingefunden bei den Sitzungen, die Frau Lene im Atelier hatte. — Ja, sich hinreißen lassen, Herrn Robi vor mir zu sagen: ‚Wenn Du (sie waren ‚Du' geworden, vermuthlich wegen der Stellung) ihm nicht die Thür weisest, thu' ich's.' Und er that's. Wie? haben wir nie erfahren. Auf einmal war der Künstler abgereist mit Hinterlassung eines Abschiedsbriefes an den Hausherrn, eines Briefes, den zwar der Bildhauer geschrieben, in dem ich aber, als sie ihn mir zu lesen gaben, den höflichen Stil meines guten Oversberg erkannte. — Der trat nun wieder schön zurück in seiner Bescheidenheit, ließ sich nur zur officiellen Besuchsstunde blicken; das war am Nachmittag, den der Oberstleutnant regelmäßig bei seiner Tochter zubrachte.

„Schleppte auch sein Kreuz, der Alte.

„O wie gern hätt' er den Schwiegersohn geliebt und den Oversberg nicht gemocht! Es war jedoch — was er sich selbst und den Anderen auch vorzuschwindeln suchte — das Umgekehrte der Fall. Und nun die Angst, daß Frau Lene ihm's nachmachen könnte. — Eine begründete Angst ... Herr Jesus, was mag die ausgestanden haben, die Frau!"

Der Inspector sagte das ganz wehmüthig, ohne die geringste Spur von Schärfe. Ueberhaupt, wenn er von Frau Lene sprach, geschah es immer mit verhaltenem Schmerz, und der derbe Mann fand Ausdrücke, um ihre Empfindungen zu schildern, die ich nicht im Stande bin, aus der Erinnerung wiederzugeben, über deren Zartheit ich aber staunte. Er muß sie sehr verehrt haben. Dafür hat er Herrn Robi kräftig gehaßt und beurtheilte ihn vielleicht doch gar zu hart.

„Wissen Sie," sprach er, „im Innersten zuwider war ihr der Herr Gemahl; ihr Gesicht veränderte sich, wenn er ins Zimmer trat, ihre Stimme hatte einen anderen Klang als sonst, wenn sie mit ihm sprach.

„Einmal stand sie vor dem Schmetterlingskasten mit ihrem Vater, der ihr und mir eine Vorlesung hielt über den neuesten Fang, den er gethan. Da schlich Herr Robi von rückwärts mit großen, leisen Schritten an sie heran und gab ihr plötzlich einen derben Kuß ins Genick.

„Sie zuckte, sie wurde Ihnen wie die Wand, ein Gruseln durchlief sie vom Wirbel bis zur Sohle, und jetzt, denk' ich — jetzt fällt sie hin und wird ohnmächtig. Doch nahm sie sich zusammen und sagte nur: ‚Wie hast Du mich erschreckt!' —

„Es war aber nicht Schrecken, was sie gepackt hatte, es war Grausen — Ekel ... Es war, was die Leute, die an der Katzenscheu leiden, empfinden müssen, wenn ihnen eine Katz' in die Näh' kommt. Ich hab's ein paar Mal mit angesehen."

„Was das für Sachen sind! Mit solchen Sachen sollt' die Meinige mir kommen," brummte der Controlor, „die würd' ich ihr austreiben. Hat denn der gnädige Herr von Siegshofen nichts gemerkt von diesen Sachen?"

„Doch! momentan ist ihm's aufgegangen. Aber wie solche Leute sind: Wegschieben das Unangenehme — wegschieben! Wenn er sich's zugegeben hätte — was für Ungelegenheit konnte daraus erwachsen. Am Ende gar eine Scheidung. Gott behüt's! Da fand er's viel bequemer und auch schmeichelhafter zu denken: Mir ist sie recht, warum soll ich ihr nicht recht sein — und den zärtlichen und geliebten Gatten zu spielen.

„Und sie hatte eine Geduld mit ihm — eine himmlische!

„Seine albernen Launen, sein fippriges Wesen, das läppische Gethue, das er manchmal hatte, brachten sie nie außer sich. Sie muß seine Dummheiten schon gekannt haben und immer drauf gefaßt gewesen sein, und ein so erfinderischer Kopf war er trotz seiner Unstätheit nicht, daß er sie mit einer neuen hätte überraschen können."

Hier machte der Herr Generalinspector eine Pause und fuhr erst nach längerer Zeit und mit sichtlicher Selbstüberwindung fort:

„Ganz anders freilich war sie gegen Oversberg. — Mit allen Menschen immer dieselbe, gegen ihn ungleich, sehr ungleich.

„Beim ersten Wiedersehen — als ob sie vor ihm in den Boden sinken möchte, aus Scham, bald darauf, als ob sie ihn gleich zur Rechenschaft ziehen werde wegen einer schweren Schuld.

„Was einem Alles einfällt, wenn man anfängt, sich zu erinnern an die alten Geschichten! Kleinigkeiten — nicht der Rede werth, meint man, und haben einen doch so tief hineinschauen lassen in diese Menschen!

„Unter Anderem zum Beispiel das. Es war nach einem Diner, zu dem auch Oversberg und ich geladen gewesen sind. Alle übrigen Gäste hatten schon ihren schwarzen Kaffee bekommen, nur er noch nicht. ‚Kriegt der nichts?‘ fragte Herr Robi und zeigte mit dem Finger auf ihn. ‚Was hat er denn angestellt, daß er nichts kriegt?‘

„Sie wird Ihnen furchtbar roth, schenkt schnell ein in die leere Tasse, die noch vor ihr steht, nimmt sie, geht damit auf ihn zu und sagt überflüssig laut: ‚Verzeihen Sie, Herr Oversberg, ich habe Sie ganz vergessen.‘

„Vergessen! — Ich bin in einer Ecke gestanden und habe meine Beobachtungen gemacht, und den Kampf gesehen, den sie geführt hat, in der Stille . . . Vergessen! — die ganze Zeit nichts Anderes gedacht, als: Wie bring' ich das — ‚Herr Oversberg, Ihr Kaffee‘ — in einem natürlichen Ton und just so heraus, wie ich gesagt habe: ‚Herr Der und Herr Jener, Ihr Kaffee.‘ Wohl zehnmal die Lippen geöffnet und nach der Tasse die Hand ausgestreckt und sich nicht entschließen können, und sie wieder zurückgezogen . . . Jetzt aber plötzlich aufgesprungen, die unglückliche Tasse ergriffen, gezittert, daß man das Löfferl klirren hörte, auf Oversberg zugegangen und ihm eine Lüge und eine Unart hingeworfen. Es ist aber kaum geschehen, so erschrickt sie, erschrickt zum Sterben. —

„Alle sind aufmerksam geworden und stutzig über ihr verstörtes Wesen. Der Oberstleutnant hat am Schnurrbart gekaut und einen Moment nicht viel weniger wild dreingestarrt, als an dem gewissen Tage, an dem er uns wie todt hingeschlagen ist . . . Herr Robi lacht, der Esel, über die Verlegenheit, in die er seine Frau gesetzt hat. Einen Schabernack thut er ihr ja immer gern an, muß doch eine kleine ordinäre Rache nehmen für die Gedanken, die er sich ihretwegen in seinen lichten Stunden macht.

„Der Einzige, der unbefangen geblieben ist, war Oversberg. Zugleich mit Frau Lene ist er aufgesprungen und ihr entgegen geeilt. ‚Aber Robi,‘ sagt er, ‚ich bitte Dich.‘ Und zu ihr: ‚Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,‘ und nimmt ihr die Tasse so ruhig aus den Händen, wie wenn rein gar nichts wäre; höchstens, daß er vermieden hat, sie anzusehen.

„Dieser scheinbaren oder vielleicht wirklichen Ruhe verdankte er die Herrschaft, die er über die Anderen gewann. Ich habe nie einen schwachen Menschen gesehen, an den so Viele sich angelehnt hätten. Der Oberstleutnant und Herr Robi eingestandenermaßen, Frau Lene unwissentlich und widerstrebend, und das Kind, sobald es jappen konnte, jappte es: ‚Herr Oversberg!‘ — Lief hinter ihm her wie ein Hündlein. Beim Erwachen: ‚Ich will zu Herrn Oversberg!‘ Zu

Mittag, wenn man's zum Essen zwang, denn von selbst wollt' es nicht — unter Thränen: ‚Aber dann zu Herrn Oversberg!‘ — Und der Kleine — zwischen dem dritten und vierten Jahre hat er sich etwas herausgemaust, wir meinten schon, wer weiß, vielleicht bringen sie ihn doch auf — der Kleine wurde nach und nach sein Leben. — ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ sprach Frau Lene von Zeit zu Zeit und war eifersüchtig auf ihr eigenes Kind, schmerzlich eifersüchtig, und Eifersucht ist eine große Qual . . . ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ — Dazu hatte sie sich seine Art, zu lächeln, angewöhnt. So ein armes Lächeln war Ihnen das und bedeutete: Nur zu! Was ich mir wünsche, darf ich ja doch nicht haben.

„‚Ich bewundere Ihre Tugend,‘ sagte ich einmal zu Oversberg — weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit.

„Er machte ein ordentlich strenges Gesicht: ‚Tugend, Herr Verwalter? Wenn ich nur ein wenig anders handeln würde als ich's thue, wäre ich ein Schuft. Merken Sie wohl: Nicht wenn ich das Gegentheil von dem thäte, was ich thue, nein, schon dann, wenn ich nur ein wenig anders handeln würde. Das ist ein großer Unterschied. Merken Sie wohl!‘ wiederholte er, ‚und kein Schuft sein, ist noch lange nicht ‚Tugend‘, wie Sie sagen. Ich mag das Wort nicht.‘

„‚Nicht?‘ Ich gönnte mir's, ihn steigen zu lassen, und stellte mich ganz erstaunt: ‚Sie sind also Einer, der seinen eigenen Namen nicht hören will.‘“

Der Inspector hielt wieder inne, noch länger als früher, bevor er von Neuem begann: „Ein paar Jahre, mich hat's gewundert genug, ist nichts geredet worden über Frau Lene und Oversberg. Indessen, Sie können sich denken, der Tratsch am Land! — Die Leut' haben halt doch zu munkeln angefangen.

„Im Schloß war eine Kammerjungfer, nicht übel, nur daß sie immer schief lachte, mit dem halben, nie mit dem ganzen Munde. Arbeitsam, famos in ihrem Fach, anständig, ehrlich, aber — eine Viper. Die beehrte mich mit ihrem Vertrauen. Frau Verwalterin werden, hätte ihr gepaßt. Immer wußte sie etwas Neues, und so giftig kam Ihnen bei ihr Alles heraus! — Nun, einmal, ich denk's wie heut', begegn' ich ihr, es war an einem recht kühlen Vormittag im März, in der Nähe des fürstlichen Thiergartens. Sie hat einen Besuch bei der Försterin abgestattet. Wir bleiben beide stehen, und sie macht gleich ihre Schlangenaugen und erzählt von dem Schrecken und der Gemüthsbewegung, die sie vor ein paar Stunden gehabt hat. Sie war im Schlafzimmer der gnädigen Frau beschäftigt (mit Horchen natürlich); nebenan im Salon saß der Oberstleutnant bei seiner Tochter und sprach laut und zornig. Seine ‚Wohl, wohl‘ nahmen schrecklich überhand. Hatten einen Vortrab bekommen, eine Menge ‚Wo‘. Wenn er sich ärgerte, wurde ein förmliches Bellen daraus: ‚Wo, wo, wo, wohl.‘ Die Zofe behauptete, just die Ohren hätte sie sich verstopfen müssen, um nicht jedes Wort zu verstehen, als er Frau Lene unter gehöriger Wowohlbegleitung andonnerte:

„‚Ein Unrecht . . . das allerkleinste . . . und, Du weißt . . . meine Pistolen liegen noch immer da.‘

„Sie lachte krampfhaft und sagte — gewiß nicht laut, aber die Viper hat eben gehorcht: ‚Ich weiß, und weiß auch, daß Du mich langweilst mit Deinen

Pistolen. Meinetwegen können sie ruhig liegen bleiben. Eh' Du Dich meiner schämen brauchst, Vater, stehst Du an meinem Grab und weinst um mich.'

„Darauf wollte die Kammerkatz mehrere ‚Wo — wohl' gehört haben und dann ein Stöhnen und Wimmern wie von etwas Angeschossenem und das Stürzen eines schweren Körpers. Sie sogleich, und gestand es auch ganz ungenirt — das Auge am Schlüsselloch.

„Was sieht sie? — Der Oberstleutnant liegt auf den Knieen vor seiner Tochter, die beim Fenster sitzt, mit dem Rücken gegen die Thüre. Der Alte ringt die Hände, Bäche von Thränen laufen ihm über das Gesicht . . . Wie sie ihm auch zuredet und ihn bittet aufzustehen, er thut's nicht, er will nicht, er kommt nur immer tiefer hinein in seine Angst und Verzweiflung, schluchzt und beschwört:

„‚Glücklich sein! leben, mir zu Lieb' glücklich sein . . . Nicht sterben, meine Lene, nicht sterben! . . .'"

Der Inspector unterbrach sich plötzlich, und es war, wie wenn die Spannung, die aus den vielen auf ihn gerichteten Augen sprach, ihm ein gewisses Unbehagen verursache; er richtete die seinen auf ein Bild unserer großen Kaiserin Maria Theresia, das ihm gegenüber hing, und sagte gepreßt und nachdenklich:

„Sechzehn Wochen später, auf den Tag, starb Frau Lene. Dreiundzwanzig Jahre alt, im sechsten ihrer Ehe."

„Sie hat sich gewiß zu Tode gekränkt," sagte ich, und der Oberförster sprudelte heftig heraus:

„Ja, just! Das ist auch etwas Neues, daß sich die Leute zu Tode kränken. Zu meiner Zeit haben wir gelitten wie die Hunde und sind dabei gesund geblieben wie die Fische."

„Und was soll ihr denn gefehlt haben?" erkundigte sich der Controlor, so böse und so bissig, als ob er ihr nicht einmal das Recht auf eine Krankheit, an der sie sterben durfte, zugestanden hätte.

Der Inspector zuckte die Achseln: „Röserln auf den Wangen gehabt, gefiebert. — Der Doctor, so einer wie die Landärzte gewesen sind vor vierzig Jahren. Wenig Kunst, viel Erfahrung, voll Devotion vor Allem, was in Schlössern wohnt; der Doctor also sprach sich nicht aus. Er war auf das Schweig- und Vertuschungssystem des Herrn Robi eingeschustert. Erst einen Monat vor ihrem Tode hat man angefangen, sie als eine Kranke zu behandeln . . . Und sie, sich's nicht gefallen lassen wollen, selbst da noch nicht; sich geschleppt, auf die Gesunde gespielt, viel heiterer gewesen als je zuvor, und viel zärtlicher mit ihrem Kinde."

„Und vielleicht auch mit . . ." begann der Controlor und wollte dazu eine Prise nehmen. Aber seine flammend rothe Nase hatte sich umsonst auf den bevorstehenden Genuß gefreut, und seine Rede blieb unvollendet.

Ein ‚Herr Controlor!' in dem wenigstens einige Dutzend R bedrohlich knatterten wie Kleingewehrfeuer, schnitt ihm dieselbe ab.

Der Herr Dechant hatte gesprochen.

Fast unmerklich dankte ihm der Inspector mit einem raschen Blicke und sprach: „Oversberg war in dem Jahr wenig in Siebenschloß; blieb fern, hielt's nicht mehr aus in der Nähe Frau Lene's. Die Arme mit ihrem Schutzengel! Der Schutzengel war immer auf der Flucht vor ihr."

„Der die Versuchung flieht, der ist der Held," flocht der geistliche Herr ein.

„Ich war dabei, wie er, zum letzten Male in ihrer Gegenwart, anzeigte, daß er verreise, und sich empfahl. Sie senkte bei dieser Nachricht rasch die Augen; um ihre Lippen spielte es seltsam trotzig und herbe; aber sie schwieg. Er machte ein tiefes Compliment, und — draußen war er. Nie hab' ich gesehen, daß er ihr oder sie ihm die Hand gegeben hätte. Aber in einem geheimen Einverständniß ist er doch gewesen — mit dem Doctor; der schrieb ihm regelmäßig. Darauf bin ich gekommen. Nun tritt Ihnen das Ende geschwinder ein als der Arzt erwartet hat. Da citirt er mich. — ‚Sie stirbt,' sagt er. ‚Ich bitte Sie, bleiben Sie da für alle Fälle; beim alten Herrn. Mir ist bang' um ihn. Eigentlich sollt' man ihn und Herrn von Siegshofen vorbereiten!' — ‚Das wäre die Sache Oversberg's,' meint' ich, und unglaublich aber wahr, sehnte mich nach ihm in diesem Augenblicke. ‚Daß der auch jetzt noch fort sein muß!' — ‚Ich hoffe, er kommt,' seufzte der Doctor, ‚ich habe ihm telegraphirt und ihm einen Wagen auf die Bahn geschickt. Wenn Alles klappt, könnte er da sein in anderthalb Stunden . . . Geb's Gott, daß die Katastrophe nicht früher eintritt. Was fangen wir sonst mit dem alten Herrn an?'

„Ich entschließe mich und frage: ‚Soll ich zu ihm?' — ‚Nein, noch nicht. Er hat die ganze Nacht bei der gnädigen Frau gewacht, und ist jetzt drüben beim gnädigen Herrn und ruht ein wenig aus. Beide schlafen.'

„So bin ich denn vor dem Schloß geblieben, habe mich auf die Bank neben dem Thor gesetzt und gewartet.

„Der Doctor geht ein-, zweimal hinauf, kommt wieder, zündet sich eine Cigarre an, steckt sie verkehrt in den Mund, macht sich nichts draus. Was ihn plagt, ist seine Sorge um den Oberstleutnant und auch die, daß noch keine Anstalten wegen des Geistlichen getroffen worden sind. ‚Was anfangen, Herr Verwalter, wenn Herr Oversberg nicht kommt? . . . Aber er kommt,' tröstete er sich, ‚und dann ist uns geholfen. — Die gnädige Frau scheint mir jetzt etwas besser, zum größten Glück . . . Mein Gott, wenn nur Herr Oversberg käme!'

„Nun denn, Schlag acht fährt er in den Hof, springt aus dem Wagen und auf den Doctor zu und keucht mehr als er spricht: ‚Lebt sie noch?' — Der Doctor wiederholt: ‚Noch,' und bringt seine Schmerzen vor wegen des Oberstleutnants und des Geistlichen. Oversberg hört ihn an, oder hört ihn nicht an — ich weiß nicht. Er hat keinen Tropfen Blut im Gesicht, beißt die Zähne zusammen und geht ins Haus, über die Stiege, den Gang geradeaus, auf die Zimmer der Frau Lene zu.

„Wir folgen ihm, der Doctor und ich, bis in den Salon. Er, das bemerken, sich umwenden und uns zurufen mit einer Stimme voll Zorn und Schmerz: ‚Ich — ich allein! . . .'

„Der Doctor wagt nicht mehr sich zu rühren; ich denke mir: Was hast Du zu commandiren? und suche mir einen Platz, von dem aus ich Frau Lene sehen

kann, ohne daß sie mich bemerkt. Beide Flügel der Thür zum Schlafzimmer waren offen, das Bett ist gerade gegenüber, frei, mit dem Kopfende an der Wand gestanden. Die Viper und ein Stubenmädchen haben, auf Befehl der Krankenwärterin, eben im Salon die Fenster aufgemacht. Die gute, frische Morgenluft ist hereingekommen und durch die Zimmer gestrichen und über das Bett der Kranken, und über ihr Gesicht und durch die kleinen, zerzausten braunen Locken. Ihre Augen sind geschlossen, die Wangen fahl, sie sieht aus, als ob sie einen schweren, finstern Traum hätte, rührt sich nicht, nur die Finger zucken und klopfen auf die Decke. Die Krankenwärterin, die vor ein paar Tagen aus Wien gekommen ist, steht neben ihr und wischt ihr mit einem Battisttüchel den Schweiß vom Gesicht.

„Gute Nacht, Frau Lene, denke ich, und bin doch froh, daß ich sie noch einmal gesehen habe, ohne daß ihr Plaggeist dabei war, der Herr Robi . . . Nun aber tritt Ihnen Oversberg — mit Schritten, wie wenn er der Herr wäre, ans Bett . . . Nimmt der Wärterin das Tücherl aus der Hand, schiebt Ihnen die Person weg, sie dürft' ein Sessel sein, der ihm im Weg ist, beugt sich über die Kranke und sagt ganz laut: ‚Lene, liebe Lene!‘ — Und sie macht die Augen langsam auf, und ihr Gesicht verwandelt sich. Alle Traurigkeit in Freude — aller Schatten in Licht. Die Jugend ihrer sechzehn Jahre erwacht in ihrem Blicke, und ihr altes Lächeln ist auch wieder da, ihr Lächeln aus der früheren Zeit — das rosige, sonnige, das heißt: Was ich mir nur wünsche, Alles, Alles habe ich! . . .

„‚Albrecht,‘ sagte sie einige Male leise und deutlich und sah ihn flehend an. So schüchtern kam's heraus, als ob sie kaum hoffen würde, auf die Erfüllung ihrer Bitte: ‚Albrecht . . . einmal . . . geben Sie mir einmal die Hand —‘ und wie er ihr die Hand gibt: ‚Die andere auch.‘ Sie hält seine beiden Hände in ihren Händen und sagt: ‚Sie haben mich doch ein wenig lieb gehabt.‘ — ‚O Lene, Lene, immer gleich übermenschlich lieb!‘ war seine Antwort. ‚Dank!‘ — nur gehaucht, aber die Seligen im Himmel danken so, glaub' ich. Sie streckt die Arme aus, drückt seine Hände fest — fest . . . macht einen tiefen Athemzug und ist todt.

„Er blieb sehr lange vor ihr stehen, ohne den Blick von ihr zu verwenden, löste endlich seine Hände aus den ihren, preßte das Tüchel an seine Augen und an seinen Mund, steckte es zu sich, und — merkwürdig, da er, sich von ihr ab und uns zuwendet — nichts hätten sie ihm angesehen — nichts, sage ich Ihnen.

„*Sie* liegt da, ausgesöhnt mit dem Leben, mit Allem, und man hätte sie für ein Kind halten können, das vor Müdigkeit eingeschlafen ist; aus *ihm* spricht ein Frieden — völlig erhaben. Ja, ja: sanft und leicht ist sie gestorben, und er hat einen schönen Augenblick gehabt in seinem Leben, und das war der.

„Anders der Oberstleutnant und Herr Robi. Der Alte nach dem Tode seiner Tochter total niedergebrochen, und was das Geistige betrifft — fertig gewesen. Der Herr Robi ein Vierteljahr hindurch — untröstlicher Wittwer: ‚Mein Weib! mein geliebtes, liebendes Weib!‘ Er hat, betheuert er, ihr frühes Ende voraus gesehen und ihr deshalb die goldenen Tage bereitet, die sie an seiner Seite gehabt. Er wollte ein Gedicht machen für ihr Grab, brachte es aber nicht über die erste

Zeile. Die lautete einmal: ‚Kein Zwiespalt trübte unsern Himmel,‘ und ein anderes Mal: ‚Zu sonnig unser Weg.‘ — Sogar der geduldige Oversberg zeigte offen, daß ihm die Faxen zum Hals herauswuchsen, nur der Oberstleutnant konnte nicht aufhören, sich wiederholen zu lassen, wie glücklich seine Tochter gewesen. Den Trost suchte, wollte er, an den klammerte er sich aus Selbsterhaltungstrieb, der immer mächtig in ihm war.

„Sie hatten Frau Lene — einstweilen — auf dem Dorfkirchhof beigesetzt, den Platz aber schon ausgesucht, auf dem sich ihr Mausolum erheben sollte."

„Mausoleum," berichtigte der Dechant, indem er das l e nachdrücklich betonte.

„Natürlich! — man darf sich doch versprechen," versetzte der Inspector. „Ein Mausoleum wollt' er ihr bauen, und in der Art wie das vom großen Napoleon hätte es werden und auch schon gleich fertig dastehen sollen. Nun — die alte Geschichte. Die Arbeit mit dem bekannten Robi'schen Stallfeuer angefangen und betrieben worden, bis der Winter sie unterbrochen hat. Dann ist der Bauherr davon gerutscht, zur Erholung nach Wien, und Oversberg hat in seinem Namen weiter regiert.

„Um die Weihnachtszeit gab es eine Ueberraschung in Siebenschloß — Frau Lene kam zurück. Leibhaftig, herzig, wie sie unter uns gewandelt, aber — aus Stein, in der Gestalt ihrer für das Mausoleum bestimmten Statue. Der junge Bildhauer hatte sie gemacht, und es war noch seine ganze Liebe drin. Mir hat's beim ersten Anblick den Athem verschlagen . . . Etwas so Schönes! Der Kopf sehr sanft vorgeneigt, der linke Arm herabhängend am zarten, schlanken Leib, die rechte Hand ein wenig erhoben, das Kleid einfach, in vielen Falten. Und der Ausdruck in dem Ganzen! Unschuldig und doch bewußt, ein Mädchen und doch eine Frau. Ja, eine solche Kunst lasse ich mir gefallen.

„Der Oberstleutnant brach vor dem Ebenbilde seiner Tochter in Thränen aus, konnte sich die längste Zeit nicht fassen. ‚Sie spricht ja!‘ rief er endlich, ‚sie spricht! . . . Was sagt meine Lene?‘

„Die Statue wurde auch „einstweilen" zu Häupten von Frau Lene's Grab aufgestellt, steht heute noch auf demselben Fleck, denn zum Ausbau der Gruft ist es nicht gekommen. War unmöglich, solche Capitalschnitzer haben sie im Anfang mit ihrem Ueberhetzen gemacht. Was wäre in unserem rauhen Clima aus dem schönen Meisterwerk geworden, wenn Oversberg nicht ein Capellchen darüber hätte mauern lassen?

„In der ersten Zeit, in der sie sich dort befand, fuhr ich eines Nachts im Schlitten von einer Unterhaltung — es war Fasching — die ich in der Kreisstadt mitgemacht hatte, nach Hause. Die Straße führt über Siebenschloß. Am Ende des Dorfes macht sie eine Schlinge, die sich abschneiden läßt, indem man einen schmalen Weg längs der Friedhofsmauer einschlägt. So that ich. — Das Land ist flach wie der Tisch; der Schnee lag festgefroren und schuhhoch. Nun, wie ich an der kleinen Gitterthür vorbei komme — was seh' ich? — Sie steht halb offen. Was soll das heißen? Wer hat bei nachtschlafender Zeit auf dem Kirchhof zu thun? frage ich mich, halte, steige aus, binde mein Pferd an den nächsten Baum und geh' hinein.

„Von weitem schon schimmert mir, mitten unter den niederen Kreuzen ringsum — Frau Lene entgegen. Hinter ihr die dunkeln Cypressen der Oversbergischen Gruft, ihre Gestalt hebt sich von ihnen ab, weißer als der Schnee, eine wahre Lichterscheinung. Ich trete näher . . . da höre ich ein Schluchzen aus tiefster Brust, hart, trocken, und sehe der Länge nach ausgestreckt einen Menschen am Boden liegen vor der Statue, das Gesicht auf ihren Fuß gepreßt. Es ist Oversberg . . . Sein ganzer Körper bebt und schüttert in einem leidenschaftlichen, verzweiflungsvollen Schmerz, und er gibt sich ihm willenlos hin, der Mann der Selbstüberwindung.

„Die steinerne Frau Lene schaute mild auf ihn herab, und gar seltsam machte sich's, daß ihre Hand sich gerade über seinen Kopf ausstreckte wie zum Segen, wie zum Schutz.

„Nun — ich zog mich still zurück; mir war's nicht darum zu thun, ihn zu beschämen.

„Wissen aber wollte ich, in welchem Humor er sich befindet nach einem solchen Stelldichein mit seiner todten Geliebten. So nahm ich mir zu Hause nur Zeit, mich anzuziehen und zu frühstücken, und fuhr sofort wieder nach Siebenschloß. Einkaufen, leider. Sie hatten dort ihr gewöhnliches Glück gehabt und trotz des nassen Jahres ihr Heu trocken herein gebracht. Wir — nicht.

„Ich fand ihn in der Kanzlei mit den Plänen zu einer Wasserleitung beschäftigt, die er später ausgeführt hat. Als ich von der Entfernung der Quellen hörte und von den vielen Bauerngründen, durch welche die Röhren laufen sollten, kam mir das Unternehmen sehr keck vor, und ich sagte:

„‚Sie, das bleibt auf dem Reißbrett.‘

„Er suchte mich zu widerlegen, rechnete, zeichnete mir vor und war halt bei der Sache wie ein Mensch, der nichts Anderes als das im Kopfe hat. Die Augen glänzten ihm, als ob er sie die ganze Nacht nicht aufgemacht und höchstens von der Wasserleitung geträumt hätte. Es verdroß mich, ja — ich kann's nicht leugnen, und ich that, als wenn er mich zu seiner Meinung bekehrt hätte, und sagte: ‚Das dürfen auch nur Sie riskiren — mit Ihrem Glück!‘ Worauf er wegsah und schwieg.

„Das Trauerjahr war noch nicht ganz um, und Herr Robi, der untröstliche Wittwer, wieder verheirathet. Dieses Mal mit einem Fräulein von Adel, so einem papiernen wie der seinige. Schöne stattliche Blondine, lebenslustig, viel Geld gebraucht. Offnes Haus in Wien, offnes Haus auf dem Lande, Herr Robi anfangs ganz aufgemischt, später dann oft froh, wenn er beim Oberstleutnant sitzen und sich ein bisserl langweilen konnte, zur Erholung von allen den Festivitäten.

„Seine Frau machte Witze über die Greisencolonie in Siebenschloß, denn auch die alten Siegshofen hatten sich — nachdem er sein Geschäft aufgegeben — dahin zurückgezogen. Um den Stiefsohn kümmerte sie sich nicht stark; sie hat eigene Kinder bekommen, die etwas gesünder ausgefallen sind als der war. Ihn erhielt ja nur die außergewöhnliche Sorgsamkeit, die seine Großeltern und Oversberg auf ihn verwendeten, man muß wirklich sagen, künstlich, bis zum siebenten Jahre. Die junge Frau wurde traurig, wenn sie ihn ansah: ‚Armes Thierchen,

es wird nicht leben,' sagte sie voll Mitleid, denn sie war gutmüthig. Wäre sie böse gewesen, sie hätte die Alten, die doch keine Gesellschaft für sie waren, von Siebenschloß weggedrückt, so aber — drückte sie sich selbst, brachte den Winter in der Stadt, den Sommer in See- und anderen Bädern zu. In Siebenschloß erschien sie nicht mehr, und Herr Robi nur selten, um seine Alten und seinen Erstgeborenen zu sehen, den ihnen wegzunehmen er nicht das Herz hatte. Das Treibhauspflänzchen war ihr Glück und das Oversberg's.

„Es überlebte nur die Großeltern Siegshofen. Bald nach ihnen ging auch ihr Enkel.

„Nun — was Oversberg für Frau Lene nicht hatte thun dürfen, hat er für ihr Kind gethan, es gehegt und gepflegt unermüdlich, ist nicht von ihm gewichen Tag und Nacht. In der Krankheit war's seiner Mutter immer ähnlicher geworden, lag im Sarge wie sie, so schlank und weiß und hatte auch die langen, dunkeln Wimpern, die einen durchsichtigen Schatten warfen auf seine abgemagerten Wangen, und um den Mund ihr letztes, seliges Lächeln . . . An diesem kleinen Sarge ist die Erinnerung an sie wieder recht lebhaft erwacht, aber auch die Giftstaude der Verleumdung, von der man meinte, sie ist glücklich eingegangen, wieder in die Höhe geschossen. — Ja, die Viper saß nicht umsonst im Amthaus und hatte den Revisor genommen, weil der Verwalter nicht zu haben war.

„In der Gestalt des Bedauerns und des Lobes suchte die Lästerung den armen Oversberg auf. — ‚Das ist ein Verlust für Sie! Sie sind ja so gut! Nein, diese Güte, diese Liebe zu dem armen Kind . . . Sein eigener Vater hätte nicht anders mit ihm sein können!'

„Und er Alles für baare Münze genommen, nichts gemerkt. Ich mußt' ihn, dem Andenken Frau Lene's zu Ehren, aufmerksam machen, er soll sich gewiß recht zusammen nehmen beim Begräbniß, und warum er's soll, und daß die Leute nur warten, daß er dem Kinde ins Grab nachspringt, und sich darauf freuen.

„Da ist er wachsbleich geworden. — ‚Was sagen sie?' wiederholte er ein paar Male und preßte seine Hände zusammen. Mit welcher Kraft werden Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen sage, wie er sie auseinander nimmt, sind sie voll Blut.

„Zum Begräbniß, um keinen Preis früher, ist Herr Robi erschienen. Dabei sein, wenn sein Kind leidet — unmöglich; das konnt' er nicht, so grausam ist er nicht. Jetzt aber zeigt er sich! Alles aus Wien kommen lassen, den ganzen Pomp: Sechs Schimmel, blauen, silberbeschlagenen Wagen, silberbeschlagenen Sarg — silbergesticktes Bahrtuch, Fackelträger und so weiter. Die Geistlichkeit aus der ganzen Gegend zusammengetrommelt; der Zudrang ungeheuer — natürlich. Von weit und breit sind die Menschen herbeigelaufen, um das Leichenfest mitzumachen. Wie einen Prinzen, erzählt man sich, wird Herr von Siegshofen seinen Erstgeborenen begraben lassen, ‚und Herr Oversberg wird ihm ins Grab nachspringen,' setzten die Eingeweihten hinzu.

„Ist ihm aber nicht nachgesprungen. Dagestanden und sich genirt, weil Herr Robi gar so theatralisch war, besonders in dem Moment, in dem er die ersten

Schollen Erde auf den Sarg werfen und dann die Schaufel dem Oberstleutnant reichen mußte.

„Der hatte durchaus mitgehen und seine alte Uniform anlegen wollen, und nahm sich in ihr aus — zum Weinen; sie ist an ihm gehängt wie an einem Rechen. Ihretwegen wahrscheinlich auch das militärische Auftreten, zu dem er sich, seinem runden Rücken und seinen wackligen Beinen zum Trotz, gezwungen hat, und die Anstrengung, die er machte, um die Thränen hinunter zu schlucken, die ihn beinah' erstickten.

„Zu viel für den gebrochenen Mann ... Wie er die Hände nach der Schaufel ausstreckte, zitterte er so stark, daß er daneben griff; sie fiel, er stolperte und wäre bei einem Haar gestürzt, knapp neben der Grube. Wir haben ihn glücklich aufgefangen, ich und Oversberg, und der hat ihn beim Arm genommen und nach Haus geführt.

„An den Neugierigen vorbei sind sie gegangen, die Oversberg unverschämt anglotzten. Nun ja! — er hat ihre Erwartungen getäuscht ... Auch er schaut — zieht die Augenbrauen zusammen, und sein Blick sagt deutlich, Niemand konnte es mißverstehen:

„Gesindel!

„Ja, wenn er sich nur öfters hätte ärgern können, es ist ihm gut gestanden.

„Seit der gewissen Andeutung, die ich ihm gemacht habe, hat er nie wieder von dem Kinde gesprochen. Was er im Stillen durchgemacht haben wird — meiner Treu, lieber er als ich. Aeußerlich hat sich an ihm wenig verändert, nur daß er womöglich noch fleißiger geworden ist als früher — angezogen, angezogen — die pure Schraube! ... Viel später einmal kam, ganz zufällig, die Rede auf den kleinen Robi, und daß es doch schade ist um das einzige Kind Frau Lene's.

„‚Ein Unglück,' sage ich, und er seufzt tief auf:

„‚Nein — ein Glück. Den Willen sollte man ihm thun, und ihn dabei doch erziehen ... Er so kränklich, und wir so schwach ... Wir hätten ihn verwöhnt, was wäre aus ihm geworden? O wohl ihm! wohl ihm!'

„Darauf konnte ich nur entgegnen: ‚Dann ist's ja recht. Aber Ruhe würde ich mir an Ihrer Stelle gönnen. Für wen plagen Sie sich, wenn das Kind nicht mehr da ist, dem Siebenschloß doch einmal zugefallen wäre? Was haben Sie jetzt von Ihrer Arbeit?'

„Er sah mich an, wie wenn ich die größte Dummheit ins Leben gesetzt hätte, und gab mir zur Antwort: ‚— Nun doch — die Arbeit'."

Diese Auffassung erregte das Mißfallen der Herren Beamten. Der Verwalter fand kein Ende mit: „Erlauben Sie mir, und und und" ... der Oberförster rief: „Dilettantenfleiß, Unsinn da!" Der Controlor polterte, so ein verzwickter Junggeselle, dem nie ein Dunst davon aufgestiegen ist, was es heißt, eine Familie ernähren, habe leicht plappern. Am gelassensten blieb der Förster, der sprach einfach: „Von der Arbeit nichts haben wollen als Arbeit — das ist mir zu hoch."

„Ist es Ihnen?" versetzte der Inspector mit spöttischem Triumphe — offenbar hatte er sein Publicum jetzt da, wo er es haben wollte. — „Nun, mir auch.

Für tüchtige Arbeit tüchtigen Lohn ist mein Grundsatz. Und zum Beweis, daß ich ihn auch ausübe — eine Mittheilung meine Herren."

Er war plötzlich in seinen trockensten Geschäftston übergegangen, erhob sich (wir, selbstverständlich, sprangen auf) schlug an sein Glas und sprach unter lautloser Stille: „Unser gnädigster Herr Fürst hat auf meinen Antrag die Besoldung sämmtlicher hier anwesender Forst- und Wirthschaftsbeamten um fünfundzwanzig Procent erhöht."

Das war eine Ueberraschung, eine Rührung, eine Dankbarkeit, ein gegenseitiges Glückwünschen! Ich mußte warten, bis die hochgehende Fluth der allgemeinen Freude sich gelegt hatte, um, mit dem Rechte des Einzigen, der bei einer großen Bescherung nichts bekommen hat — aber auch nichts braucht, Gott sei Dank! — den Herrn Inspector um das Ende der Geschichte Oversberg's zu bitten:

„Sie hat kein End'," erwiderte er, „sie ist aus, das ist ihr End'."

„Ach," rief der Förster, ganz übermüthig gemacht durch das unerwartete Glück, das ihm zu Theil geworden (er ist unser ländlicher Don Juan). „Verehrter Herr Inspector, entschuldigen, daß ich mich ausdrücke, aber mir scheint, Herr Oversberg war ein Narr und hat keine Courage gehabt. Wenn er zugegriffen hätte, da sich das hübsche Fräulein so tapfer für ihn declarirt hat, Alles wäre gut geworden. Der alte Herr hätte sich erholt, wie er sich ja erholt hat, und verziehen und seine Enkeln gehutscht, anstatt . . ."

Der Inspector unterbrach ihn: „Natürlich! — Hab' ihm's auch vorgehalten . . . Aber Der! . . . mich spazieren geschickt, nichts Anderes; gesagt: Sie haben ihn ja damals gesehen — nämlich den Alten. Nach menschlicher Voraussicht wäre er einer neuen Gemüthsbewegung gewiß unterlegen, und — wir können nur nach menschlicher Voraussicht handeln . . . und auch nur nach unserem eigenen Charakter . . . Sie und Viele — Stärkere als ich würden anders gehandelt haben . . . ich, ich bin ein schwacher Mensch. Und noch etwas: Die Liebe in einem Winkel des Herzens, die Hochachtung in einem anderen — es kommt oft vor. Bei mir wohnen sie beisammen. Die Lene, die von ihrem sterbenden Vater weg zu mir gelaufen wäre — das wäre nicht mehr *meine* Lene gewesen . . ."

„Bravo!" rief der Controlor, „da hört man einmal etwas Vernünftiges von ihm."

„Und was ist denn," fragte der Verwalter und gab seiner Weste eine so nachdrückliche Mahnung, daß sie genug hatte und für diesen Abend ihre ehrgeizigen Bestrebungen aufgab, „was ist denn mit dem Herrn Oberstleutnant geschehen, und und . . ."

„Der Oberstleutnant weinte und klagte seinen Schmerz um den Sohn seiner Lene aus," erwiderte der Inspector, „und duselte dann noch viele Jahre gemüthlich weiter und wurde uralt, und mein guter Oversberg auch nicht jünger. Tag für Tag, bei jedem Wetter, wanderten beide zum Kirchhof. Der Alte setzte sich auf ein Bänklein am Grab seiner Tochter, blieb in Sommerszeit stundenlang dort sitzen und war Ihnen stillvergnügt. Die Schmetterlinge hatten jetzt Ruhe vor ihm. Ungenirt konnten sie ihn umflattern, sich auf seine Hand

niederlassen, er betrachtete sie mit Kennerblicken und — ließ sie fliegen. Ein besonders schöner Admiral hatte einmal Platz genommen auf dem Netze, das er gewohnheitsmäßig immer mittrug und neben sich auf das Bänklein legte.

„‚Fangen,‘ sagte ich — denn, müssen Sie wissen, ich besuchte ihn hie und da auf seinem stillen Plätzchen — ‚fangen Sie ihn doch!‘

„Er lachte, wiegte den Kopf hin und her und erwiderte mit ordentlich schalkhafter Miene: ‚Du sollst nicht tödten!‘

„Da konnte ich mir's nicht versagen, die Frage an ihn zu stellen, ob diese Auslegung des göttlichen Gebotes von ihm selbst oder von Oversberg herstamme, brachte aber eine klare Antwort aus ihm nicht heraus. So bleibt es denn ewig unentschieden, dürfen wir oder dürfen wir nicht unter den vielen Verdiensten, die der heilige Albrecht sich erworben hat, auch aufzählen: Er rettete mehreren Schmetterlingen das Leben ... verdarb damit freilich dem alten Oberstleutnant seine letzte Freude, wodurch das Verdienst wieder vermindert wird — um wie viel? — Das sind Spintesirungen, in die ich mich nicht einlasse, das geht Sie an, Herr Dechant."

Dieser nahm den Scherz nicht übel, sondern erwiderte mit Schmunzeln: „Spintisirungen, ja, über einen Conflict der Pflichten, die einem buddhistischen Weisen besser anstünden als einem christlichen Priester."

„Aha!" rief der Inspector, „der gute Oversberg gibt sogar Ihnen ein Räthsel auf. Lassen Sie mir, ich bitte recht sehr, gelten, daß er für mich eines bleiben durfte, bis an sein seliges Ende ... Denn selig soll es gewesen und er mit seinem Sprüchwort auf den Lippen gestorben sein. Das lautete: ‚O welch' ein Glück!‘ — Im Leben alle Augenblicke: ‚Welch' ein Glück!‘ und im Sterben, als er den Arzt, der ihn für bewußtlos hielt, sagen hörte: ‚Es geht zu Ende,‘ — auch wieder: ‚Welch' ein Glück!‘ So hat er sich's angewöhnt. Wie oft haben wir ihn deswegen ausgelacht! Seine berühmte Chance als Oekonom hat ihn ja auch manchmal sitzen lassen, die Dummheit und Bosheit der Menschen ihm auch zu schaffen gegeben. — Einmal ist die ganze Gemeinde gegen ihn aufgestanden, bis auf — zwei Häusler: ‚Zwei Ehrenleute,‘ sagt er: ‚Welch' ein Glück!‘ ... Wirklich, ich fahr' ihn an: ‚Wenn Ihnen der Sturm Ihr Haus zerstört und nur zwei Ziegeln auf einander sitzen bleiben, Sie werden noch sagen: Welch' ein Glück! ... Nein, Ihre sanftmüthige Heiterkeit, wo Sie die hernehmen!‘

„‚Woher?‘ — Das gab ihm zu denken, und erst nach einiger Zeit antwortete er: ‚Sie hat vielleicht einen recht engherzigen Grund; sie kommt vielleicht aus dem Bewußtsein — ich habe alle meine Lieben geborgen, es kann nur noch mir etwas geschehen.‘

„Er war ein alter Mann, seine Haare waren weiß geworden, den Kopf trug er ein wenig gebückt, sah Jeden von unten herauf mit außerordentlichem Wohlwollen an. Manche, besonders die Jüngeren, wie sie schon sind, erwiderten das so gewiß: Machen Sie sich doch nichts aus mir, ich mache mir ja nichts aus Ihnen. — Ob mein guter Oversberg so etwas gemerkt hätte? — nie! ... Er ging dahin ..."

Zum letzten Male an dem Abend unterbrach der Herr Dechant den Herrn Inspector. Der alte Herr lehnte sich zurück in seinen Sessel, legte die Hände auf den Rand des Tisches, wie er sie auf die Kanzelbrüstung zu legen pflegt und sprach: „Er ging dahin, unverwundbar durch seine Harmlosigkeit und Güte, wie die Helden der nordischen Sage es geworden sein sollen durch ein Bad in Drachenblut. Ehre seinem Andenken! Sonderbar, Herr Inspector, sehr sonderbar, Sie haben mir mehr von ihm erzählt, als Sie selbst von ihm wissen und wissen können. Denn, nehmen Sie es ja nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube: Sie sind ein gescheiter Mann, ein rechter Schätzmeister der Fähigkeiten, der Arbeitskraft Anderer in Ihrem wichtigen, weit umfassenden Wirkungskreise. Aber einen einfachen und edlen Menschen — verstehen Sie nicht."

Das Museum von Gizeh.

Von
Heinrich Brugsch.

I.

Der Name Museum von Bulak hat während seines dreißigjährigen Bestehens, bis zum Jahre 1889 hin, sich eines wirklichen Weltrufes erfreut, denn die darin aufgehäuften antiquarischen Schätze aus den Zeiten der alten Aegypter lockten aus weitester Ferne gelehrte und ungelehrte Reisende in ungezählter Menge nach dem Nilthale, und die Bewohner Kairos, die mohammedanischen nicht ausgeschlossen, pflegten in heller Menge die Hauptstraße von Bulak zu beleben, um ihre Neugierde in den Räumen des Museums zu befriedigen. Wie oft habe ich es nicht selber mit eigenen Augen gesehen, daß fein gekleidete und verschleierte Haremsdamen vornehmsten Ranges neben der einfachen Bürgersfrau standen, um irgend einen Gegenstand altägyptischen Ursprunges mit aller Aufmerksamkeit zu betrachten oder den Goldschmuck einer altägyptischen Königin mit lauten Ausrufen des Entzückens zu bewundern! Neben „den Herrinnen" stand wohl ein englischer Gentleman mit seinem rothen Murray in der Hand, während ich selber an irgend einer Stelle auf dem Boden hockte, um die Inschriften eines Denkmales in meine Copierhefte einzutragen.

Einzelne Hauptstücke des Museums, wie der eben erwähnte Goldschmuck einer Frau Pharao's aus dem achtzehnten Jahrhundert vor dem Beginn unserer Zeitrechnung oder die fast um zwei Jahrtausend ältere hölzerne Bildsäule des sogenannten „Dorfschulzen", vielleicht eines Dieners Pharao's, der beim Bau einer Pyramide sein Amt als Aufseher mit Würde getragen hatte, waren sogar zweimal nach der Babelstadt an der Seine gewandert, um den Besuchern der damaligen Weltausstellungen in stummer Sprache die eindringliche Lehre zu predigen, daß die älteste Welt in der Hauptstadt Memphis am Ufer des Nilstromes nicht dümmer und nicht klüger gewesen ist als die jüngste auf dem Pflaster der Pariser Boulevards. Waren doch die geschicktesten Goldarbeiter in den Werkstätten des Palais Royal geradezu erstaunt bei der mikroskopischen Prüfung eines altägyptischen Goldnetzes, das kunstvoll um einen Smaragd gelegt war. Die Schnüre

des Netzes waren aus je neunzig feinen Goldfädchen gedreht, die an Dünne mit den Fäden eines Spinnengewebes wetteiferten, während die Seilchen selber kaum die Stärke eines gewöhnlichen Zwirnsadens erreichten. Das konnte damals kein Pariser Goldschmied zuwege bringen. Die bloße Schaustellung dieses Gegenstandes und der übrigen Kunsterzeugnisse, welche vor Tausenden von Jahren aus den geschickten Händen altägyptischer Meister hervorgegangen waren, hätte ausgereicht, um von vornherein den Ruf des Museums von Bulak zu begründen, zur größten Genugthuung für den Stolz der Franzosen, welche in einem ihrer Landsleute seinen eigentlichen Stifter in Wort und Schrift zu verherrlichen nicht müde wurden. Wie diese Stiftung ihren Anfang genommen hatte, darüber mögen die folgenden Zeilen eine nähere Auskunft bieten.

Es war im Herbste des Jahres 1857, daß der Prinz Napoleon, bekannter unter seinem Spitznamen Plonpon, nach Aegypten die Meldung gelangen ließ, er beabsichtige im bevorstehenden Winter, und zwar in der zweiten Hälfte desselben, das Land der Denkmäler längs des Nils zu besuchen und wünsche die Reise von Kairo bis Assuan, an der Südgrenze des Landes, auf einem Regierungsdampfer zurückzulegen. Der Freund und Jugendgespiele des damaligen Vicekönigs Mohammed Sajid, dessen Namen: Ferdinand von Lesseps ich nur zu nennen brauche, um auf die Bedeutung seiner Vermittlung aufmerksam zu machen, übernahm es, seinem fürstlichen Gönner einen französischen Landsmann als Führer und Begleiter des Prinzen zu empfehlen, dessen Ruf schon damals durch eine der großartigsten Entdeckungen die Welt erfüllte, den Archäologen August Mariette. War er es doch, welcher am 1. November 1850 in der Wüste von Sakkarah in der Nähe der Stufenpyramide Königs Tosertasis zum ersten Male die Hacke einschlagen ließ, um in den folgenden Monaten und Jahren die Apisgräber des Serapeums von Memphis zu öffnen und längst vergessene Wunder der Vorzeit an das Tageslicht zu fördern.

Beinahe ein volles Jahr hindurch war ich sein Gast in der Wüstenklause von Sakkarah und täglicher Augenzeuge seiner Funde gewesen. Unser gemeinsames Zusammenleben und unsere gemeinsam durchgeführten Studien der gehobenen Schätze bildeten eine Freundschaft aus, die erst mit dem Tode Mariette's im Jahre 1880 ihren irdischen Abschluß gefunden hatte.

Einer der edelsten und großmüthigsten Könige Preußens, mein damaliger für Kunst und Wissenschaft begeisterter Landesherr Friedrich Wilhelm IV., hatte die Huld gehabt, mich auf die Empfehlung unseres großen Alexander von Humboldt hin auf seine Kosten in den Jahren 1852 bis 1854 nach Aegypten zu senden, um zunächst die ausgegrabenen Schätze des Serapeums und später die Denkmälerwelt Oberägyptens vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu erforschen und darüber von Etappe zu Etappe Bericht abzustatten. Ich war mit den Ortschaften, Ruinenstätten und Denkmälern des Oberlandes von einem Ende Aegyptens bis zum andern vollständig vertraut geworden, ein Vortheil, den ich vor Mariette voraus hatte, der bis zum Jahre 1857 das südliche Aegypten mit keinem Auge gesehen hatte.

Mit Freuden nahm ich deshalb seinen Antrag an, ihm auf seiner beabsichtigten ersten Reise nach Oberägypten als Begleiter und Führer zu dienen, —

gegen Ende October 1857 stießen wir von Kairo ab, — um die Gelegenheit zu benutzen, von Neuem ein gemeinschaftliches Dasein, wenn auch diesmal nicht in der Wüste, sondern auf dem Rücken des Vaters Nilos zu durchleben, und meine Dankbarkeit für die empfangene Gastfreundschaft durch meine Führerschaft und genaue Kenntniß Oberägyptens thatsächlich abtragen zu können.

An den Hauptplätzen der Trümmerhügel, die wir zusammen zu Fuß und zu Esel durchzogen, ordnete Mariette, der mit dem Titel eines Bey beehrt worden und mit besonderen vicekoniglichen Vollmachten versehen war, ausgedehnte Ausgrabungen an, deren Ergebnisse dem erwarteten französischen Prinzen Ueberraschungen bereiten sollten, in der That aber dem Museum von Bulak später zu Gute gekommen sind.

Denn wer nicht kam, war der Prinz; aber dem neu ernannten Bey waren ganz unvermuthet die stärksten Mittel in die Hände geliefert worden, die Nothwendigkeit eines Museums für Aegypten und die ägyptische Hauptstadt zu betonen, um zunächst den fürstlichen Besuchern des Wunderlandes gleich bei ihrem Eintritt in dasselbe angenehme antiquarische Genüsse zu bereiten.

Der damalige Vicekönig war ein Herr, der mit sich reden ließ, besonders wenn man es über sich gewinnen konnte, seiner Eitelkeit ein wenig zu schmeicheln und ihn als einen Beschützer und Förderer der Wissenschaft im Morgenlande zu preisen. Verstand man es außerdem durch unterhaltende Anekdoten seine gute Laune zu erwecken, so konnte man darauf rechnen, seine Gunst zu gewinnen und Erfolge zu erreichen, die alle gelehrten Auseinandersetzungen und schriftlichen Anträge nicht zu Wege gebracht hätten. Wie sein Nachfolger Ismael Pascha war er mit der französischen Sprache auf das Vollkommenste vertraut und bediente sich häufig gewisser Ausdrücke und Redewendungen, wie sie sonst nur dem Munde eines echten gamin de Paris geläufig zu sein pflegten.

Mariette kannte diese Eigenschaften des orientalischen Fürsten sehr genau, und da ihm, besonders in seinen jüngeren Jahren, ein sprudelnder Witz eigen war, so baute er darauf seinen Plan. Wie allen Arabern war Sajid Pascha das heidnische Alterthum der Aegypter in der Seele zuwider, und das Wort Pharao oder nach arabischer Aussprache Faraûn galt ihm als gleichbedeutend mit Schuft. Es bedurfte daher einer besonderen Geschicklichkeit seitens des Entdeckers des Serapeums, um den Vicekönig schließlich zu bewegen, seine Abneigung fahren zu lassen und die Gründung eines ägyptischen Museums, eines Antikchaneh, zu befehlen. Es ist wahr, daß Sajid später niemals einen Fuß in die Hallen seines Museums gesetzt hat, aber er hatte sein Wort gehalten und die wenn auch nur allernothwendigsten Geldmittel gespendet, um die neue Schöpfung ins Leben rufen zu können.

In Kairo, der wohl bewahrten Chalifenstadt, fand sich angeblich kein Raum und kein Gebäude vor, um als Herberge für die hauptsächlich auf der ersten Ausfahrt Mariette's gesammelten Alterthümer zu dienen. Dieselben bestanden außerdem aus den letzten Resten, die Mariet e aus dem Serapeum herausgezogen hatte, daneben aus einer reichen Auswahl geschichtlich werthvoller oder äußerlich hübscher Antiken, die der damalige österreichische Generalconsul von Huber, der sich in der Numismatik einne gut klingenden Namen erobert

hat, während seines langen Aufenthaltes in Aegypten angelegt und bei seinem Scheiden aus dem Nilthale dem Vicekönig käuflich überlassen hatte. Damit waren die Anfänge des künftigen ägyptischen Museums gegeben, und es kam noch auf die Hauptsache an, für dieselben eine geeignete Unterkunftsstätte zu finden.

Die Beamten der viceköniglichen Ministerien, die zu jener Zeit fast nur aus geborenen Türken bestanden, hatten nach langem Suchen eine passende Räumlichkeit entdeckt, die sich als ein der Regierung gehöriger Kohlenschuppen entpuppte. Das geschwärzte wacklige Gebäude lag in unmittelbarer Nähe der Landungsstelle, an welcher vor Einführung und Vollendung der Eisenbahn zwischen den Städten Alexandrien und Kairo die Postdampfer anzulegen pflegten, um die Reisenden abzusetzen und aus besagtem Kohlenschuppen neues Brennmaterial für die Rückfahrt nach Alexandrien zu ziehen. Der sogenannte „Hafen" lag unmittelbar am Nile, besaß einen halb verfallenen Quai aus behauenen Kalksteinen des Mokattam-Gebirges und bildete das südliche Ende der Vorstadt Bulak, deren Bewohner der Mehrzahl nach aus Nilschiffern und gewöhnlichem Arbeitervolk bestanden. War damals Bulak nichts weniger als ein sauberer, von ehrsamen Bürgersleuten bewohnter Vorort von Kairo, so gehörte vor Allem die nächste Umgebung des Kohlenschuppens zu den scheußlichsten Vierteln derselben. Griechische und maltesische Schnapsverkäufer hielten in Holzbaracken ihr Feuerwasser feil, in elenden arabischen Hütten aus Nilschlamm übten Tänzerinnen und Sängerinnen, der Auswurf der Menschheit, ihre zweifelhaften Künste aus, und ein lärmendes und betrunkenes Matrosenvolk machte die schmutzige und holprige Naturstraße besonders bei eingetretener Dunkelheit bis zur Lebensgefahr hin unsicher.

Beschriebener Kohlenschuppen, den ich in seinem Naturzustande während meines ersten Aufenthaltes in Aegypten, in den Jahren 1852 und 53, häufig zu sehen Gelegenheit fand, war somit als Wiegenbau für das zu begründende Museum bestimmt, Mariette dagegen in Verzweiflung über die unglaubliche Wahl. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß das künftige Museum in unmittelbarer Nähe des Niles gelegen sei, so daß ihm die Gelegenheit geboten war, Denkmäler von größerem Umfange und von schwerem Gewichte ohne besondere Schwierigkeit auf dem Wasserwege nach dem künftigen Museum zu befördern.

Er mußte dem Kohlenschuppen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, nach dem damaligen Stande des Antiken-Inventars, einen verhältnißmäßig großen Raum darbot und durch Aufführung von Quer- und Seitenwänden die Schöpfung von Sälen gestattete. Aber mehr als drei ließen sich beim besten Willen nicht herausbringen, wenn auch ein Seitenschuppen, in welchem altes Gerümpel aufbewahrt wurde, die Gelegenheit bot, als Magazin für überzählige Denkmäler seine guten Dienste zu leisten.

Mariette war ein findiger Kopf und die Pläne, welche er für die neue Schöpfung und ihre nächste Umgebung bis zur Anlage eines Vorgartens hin in aller Schnelligkeit entwarf, waren so vortrefflich ausgedacht und den Zwecken entsprechend, daß er seinen anfänglichen Unmuth fahren ließ und es geradezu als einen Vorzug empfand, in stiller Abgeschiedenheit von dem großstädtischen Treiben der Hauptstadt sein großes Werk in aller Ruhe durchzuführen.

Die bauliche Umwandlung des Schuppens bis zur Erhöhung und Pflasterung des Fußbodens hin ging mit sichtbarem Erfolg vor sich, wenn auch Mariette von Monat zu Monat genöthigt war, in den Vorzimmern des Vicekönigs Stunden und Tage lang zu antichambriren, um die erforderlichen Geldmittel zur Zahlung der Arbeitslöhne zu erringen. Weder seine Geduld noch sein Witz scheiterte an den Riffen widerwilliger Antworten. Gerade die bergehohen Schwierigkeiten trugen dazu bei, seine Ausdauer zu verdoppeln und seinen Muth zu erhöhen. Alle seine zahlreichen Briefe, die er aus dieser Zeit an mich gerichtet hatte, verrathen die sichere Hoffnung auf das endliche Gelingen seines Werkes, das er von nun an als die Aufgabe seines Lebens betrachtete.

Der alte Kohlenschuppen schien vom Boden verschwunden zu sein, denn an seiner Stelle erhob sich zuletzt ein zierlicher Bau in Gestalt eines kleinen ägyptischen Tempels, dessen Linien und buntfarbig ausgemalte Ornamente sich streng an dem altägyptischen Stil hielten. Eine wesentliche Stütze sowohl in der äußeren als in der inneren Ausschmückung der neu geschaffenen Räume fand er in einem italienischen Maler, den ganz Kairo später unter dem Namen des alten Vassalli verehrte. Luigi, wie er mit seinem Vornamen hieß, war ein italienischer Patriot, der einst gemeinsam mit Mazzini gegen Oesterreich sich verschworen hatte, zum Tode verurtheilt durch die Hülfe seiner Freunde dem Gefängniß entschlüpft war und zunächst in Smyrna, dann in Aegypten seinen Lebensunterhalt gewann. In Kairo hatte ich ihn im Jahre 1853 als Porträtmaler kennen gelernt, der neben seiner Kunst, die er nicht ohne angeborenes Talent ausübte, einen kleinen Handel mit ägyptischen Antiquitäten betrieb. Dies Geschäft, das er mit besonderer Vorliebe behandelte, weihte ihn in die Eigenthümlichkeiten der altägyptischen Kunstthätigkeit und die ersten Elemente der Hieroglyphik ein, und dem Künstler wurde es allmälig leicht, mit gewandter Hand und mit richtigem Verständniß altägyptische Darstellungen und Inschriften in farbiger Ausführung mit überraschender Treue auf das Papier zu werfen. Der europäische Porträtist hatte sich zuguterletzt in einen altägyptischen Zeichner und Maler umgewandelt. Als solcher stand er dem altägyptischen Baumeister Mariette hülfreich zur Seite, und in gemeinsamer Thätigkeit entwickelten sie einen Fleiß, der das Museumsgebäude und seine Annexe zum Erstaunen Aller in kürzester Zeit fertig stellte.

Die Alterthümer, so viel in jenen ersten Tagen der neuen Schöpfung vorhanden waren, hielten ihren Einzug in das Museum von Bulak, das sich bereits den ersten Besuchern wie ein altägyptisches Schmuckkästchen darstellte. Mariette erhielt nach dem Ableben Sajid Pascha's und nach der Thronbesteigung seines Nachfolgers Ismael den Titel eines Generaldirectors der ägyptischen Museen, während Vassalli das Amt eines Conservators und Directors der Ausgrabungen übertragen wurde. Erst später, im Jahre 1871, trat mein eigener Bruder Emil als Assistent in die Museumsverwaltung ein, um zehn Jahre darauf die Stellung des ausscheidenden alten Vassalli zu übernehmen. Dem zweiten Sohne meines Vaters gebührt das Lob, durch seine energisch-praktische Thätigkeit und seine ausgezeichneten Leistungen in der Aufnahme von Photographieen der Denkmäler und Inschriften der Entwicklung des Museums die hervorragendsten Dienste geleistet zu haben. Er ist es zugleich, der im Juli 1881 die in einem Felsen-

schacht von Der el-Bahari auf der thebanischen Todtenstadt versteckten Königsmumien zu Tage förderte. Sein von ihm und dem französischen Akademiker Prof. G. Maspero veröffentlichtes Werk darüber (es ist 1881 in Kairo unter dem Titel: „La trouvaille de Deir el-bahari“ erschienen) verfehlte damals nicht, das größte Aufsehen in der gelehrten und gebildeten Welt zu erregen.

Das Beamtenthum des Museums von Bulak war, wie man sieht, ein wirklich internationales, denn ein Franzose, ein Italiener und ein Deutscher arbeiteten mit gemeinschaftlichem Eifer und mit gemeinsamer Liebe zur Sache an der Erhaltung und der Förderung der Sammlungen, welche durch die in Aussicht stehende Feier der Eröffnung des Suescanales einen ungeahnten Zuwachs erhalten sollten.

Der Vicekönig Ismael Pascha empfand ebenso wenig als sein unmittelbarer Vorgänger Sajid eine besondere Neigung für die todte altägyptische Welt, und nur einmal hat er es über sich gewinnen können, sein eigenes Museum in Augenschein zu nehmen. Es war zur Zeit der Kanalfeste, als die schöne Kaiserin der Franzosen, Eugénie, den Wunsch äußerte, die weltberühmten antiquarischen Schätze von Bulak zu besichtigen. Ihr vorausgesetzter Besuch hatte für die schmutzige Vorstadt außer der Ehre noch den Vortheil nach sich gezogen, daß man die nach dem Museum führende Straße planirte und säuberte, die elenden Baracken und Erdhütten niederriß und die stehen gebliebenen Bauten weiß tünchte. Auch in Bulak hatte ein ägyptischer Minister die unglückliche Idee gehabt, gerade wie in Kairo die Moscheen und Minarets mit bunten Mauerfarben überstreichen zu lassen, zum Entsetzen der eingeladenen Gäste über eine so ungeheuerliche Geschmacklosigkeit. Das französische Wort badijonner war damals im Munde Aller.

Um einen vollkommen treuen Bericht abzustatten, den ich als langjähriger Augenzeuge und Freund Mariette's in schuldigster Wahrheit niederschreibe, darf ich einen vierten Beamten nicht vergessen, der im Museum die Rolle der lustigen Person, aber wider seinen Willen, spielte, den Korsen Napoléon Floris, dessen größter Stolz es war, sich der Landsmannschaft des großen Napoleon rühmen zu dürfen. Er gab sich selbst den Titel eines Ingenieurs des viceköniglichen Museums, führte vergoldete Visitenkarten in seiner Tasche, glaubte sich zu etwas Höherem bestimmt und hielt seinen Beruf für verfehlt. Was er eigentlich seines Zeichens war, hat bis zu seinem vor zehn Jahren erfolgten Tode niemals festgestellt werden können. Im Grunde verstand er jedes Handwerk, so daß er zu Allem zu brauchen war, wenn man, wie Mariette, die Klugheit besaß, seinen lächerlichen Schwächen Rechnung zu tragen. Mit einer wahren Feldherrnmiene leitete er die Hebung der gewaltigsten Steinmassen und Colosse aus dem tiefsten Erdboden und commandirte unter lautem Toben die arabischen Arbeiter, welche ihn hinter seinem Rücken mit dem Titel eines Scheitan d. h. „Satans“ zu beehren gewohnt waren. Er bestritt allen Ernstes Mariette sogar den Ruhm, der Gründer des Museums gewesen zu sein, da nicht die Entdeckung eines Denkmales, sondern es heben und holen zu können, die eigentliche Aufgabe eines Museumsbegründers sei. Möge der Himmel seiner Seele gnädig sein, schon darum, weil er auch als Arzt seine Kunst ausübte, wie Mariette behauptete, mit Hülfe von Pferdelatwerge, und richtig Frau und Kinder zu Tode kurirt hatte.

Die Regierung hatte Mariette einen Dampfer zur Verfügung gestellt, der an dem Museumsquai Jahr aus Jahr ein stationirte, um ihm zu jeder Zeit die Reisen nach Ober- und Unterägypten zu gestatten und die in den Hauptruinen und Tempeln aufgefundenen oder ausgegrabenen Denkmäler ohne Zeitverlust mit Leichtigkeit nach dem Museum von Bulak überführen zu können. Die Wintercampagnen zu Wasser endigten gewöhnlich mit einer Ernte reicher Schätze, welche sofort der Sammlung einverleibt und in den Katalog eingetragen wurden. Der letztere, welchen Mariette selber in französischer Sprache niedergeschrieben hatte (auch eine arabische Uebersetzung desselben für die einheimischen Besucher lag vor), erlebte mehrere Auflagen. Die zweite, für die Gäste des Vicekönigs bei Gelegenheit der Suesfeste bestimmt, war in wenigen Tagen erschöpft. Die „Notice des principaux monuments exposés dans les galeries provisoires du musée d'antiquités égyptiennes de S. A. le Vice-Roi à Boulaq", wie Mariette den Katalog bezeichnete, ist mit großer Geschicklichkeit abgefaßt, das Wichtigste hervorgehoben und beschrieben und insbesondere die Herkunft eines jeden einzelnen Stückes angegeben worden, ein Vorzug, dessen sich bisher nur das Museum von Bulak rühmen durfte.

Einzelne Stücke der Sammlungen erfreuten sich geradezu eines Weltrufes. Wir zählen dazu in erster Linie: die Statuen von vornehmen Aegyptern aus dem Alten Reiche, d. h. aus der Epoche jenseits des Jahres 3500 v. Chr. Geb., unter denen das Sitzbild Königs Chephres, des Erbauers der zweitgrößten Pyramide, und der sogenannte „Dorfschulze" eine hervorragende Bedeutung haben; die Hyksosbilder, mit ihrem fast mongolischen Typus in der Gesichtsbildung, aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends, den wundervollen Goldschmuck einer Königin Ahhotepe (um 1700 v. Chr.), die Siegesstele Thuthmosis' III. (um 1500), die Alabasterstatue einer äthiopischen Fürstin Namens Amniritis (um 700), die Hathor-Kuh aus der Zeit der Dodekarchen, die dreisprachige Stele von Tanis (das sogenannte Decret von Canopus), um nur die bekanntesten Denkmäler in aller Kürze zu bezeichnen.

Mariette hatte in der dritten Ausgabe seiner Notiz, die im Jahre 1869 erschienen war, von den provisorischen Galerien des Museums gesprochen, im Vertrauen darauf, daß der Vicekönig Ismael Pascha sein gegebenes Versprechen erfüllen und auf dem Esbekieh-Platz in Kairo ein monumentales Museumsgebäude aufführen lassen würde. Bis zum Tode Mariette's und bis zur bald darnach erfolgten Abdankung des Vicekönigs ist dieses Versprechen nicht in Erfüllung gegangen, trotzdem Nachgrabungen, zufällige Funde und gelegentliche Ankäufe die Zahl der Denkmäler in unglaublicher Weise vermehrt hatten. Mariette sah sich deshalb genöthigt, Anbauten ausführen zu lassen, die nach Osten und Westen hin einigermaßen Raum schafften, um die Fülle des Gebotenen aufzunehmen. Steincolosse, Granitsarkophage und sonstige Denkmäler von schwerem Gewicht waren schon längst nach dem Vorgarten und Vorhof verwiesen worden, darunter die geschichtlich so wichtigen beschriebenen Steine, welche vom Gebel Barkal, mitten in der nubischen Landschaft, ihren Weg nach dem Museum in Bulak genommen hatten. Was sonst nicht unterzubringen war, fand seine Unterkunft in einem langen schmucklosen Magazin.

So günstig die Lage des Museums von Bulak auch immerhin sein mochte, unmittelbar am Ufer des Niles, so war sie dennoch mit einem Uebelstande verbunden, welcher den Schätzen des Museums verderbenbringend werden konnte. Einerseits befand sich das Gebäude in der Nähe einer Dampfmaschine und eines Gehöftes, in welchem Fässer von Petroleum und sonstigen leicht brennbaren Flüssigkeiten haufenweise lagerten, andererseits erreichte in verschiedenen Jahren die Nilschwelle eine so bedenkliche Höhe, daß die Wasser in den Hof und, wie im Jahre 1878, in den Garten eindrangen und das Museumsgebäude bis zu zwei und drei Fuß Höhe überschwemmten. Es war jedesmal Noth am Mann. Tag und Nacht beschäftigte man sich damit, die einzelnen Antiken mit Ausnahme der schweren Steinmassen zu bergen, die vorläufig in einem an der Hauptstraße gelegenen Regierungsschuppen untergebracht wurden. Diebe brachen in nächtlicher Zeit oben vom Dache her ein und raubten einen größeren Theil feiner und kostbarer Gegenstände, darunter eine große Sammlung sogenannter Skarabäen mit eingravirten Königsnamen, die später bei hellem Tage an Reisende in Kairo öffentlich verkauft wurden.

Die Zustände waren geradezu unhaltbar geworden, als Mariette seine Augen schloß (1880) und der französische Professor G. Maspero zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Die französische Regierung hielt es für angemessen, bei der ägyptischen Regierung darauf zu dringen, daß dem französischen Gründer des Museums, wenn auch mit ägyptischem Gelde, ein französischer Nachfolger erstehen müsse.

Maspero, ein ebenso kenntnißreicher als thätiger Aegyptolog von Fach, übernahm mit jugendlicher Kraft und Begeisterung die schwere Aufgabe, die wachsenden Reichthümer des Museums zu beherrschen, und die Räume desselben zu erweitern, wie und wo es immer möglich war. Inzwischen hatten sich die Zeiten geändert; ein englischer Heereshaufen hielt Aegypten besetzt, eine englische Verwaltung leitete die inneren Angelegenheiten, wobei die Rücksichten auf die enorme Schuldenlast des Landes die peinlichste Sparsamkeit geboten, und das Museum wurde dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten unterstellt, in welchem man einem hohen englischen Beamten die Stellung des Unterstaatssecretärs eingeräumt hatte.

Bereits Mariette hatte in den letzten Jahren seines Lebens, zum Theil wohl auch durch Rücksichten auf seine wankende Gesundheit veranlaßt, von Nachgrabungen im größeren Stile vollständig Abstand genommen. Die kostspieligen Geldmittel dazu waren bei den wachsenden Schulden und deren hoher Verzinsung von dem Vicekönig nicht mehr zu erlangen. Der arg bedrängte Fürst hatte an andere Dinge als an Ausgrabungen zu denken. Hätte man ihm damals eine Million geboten, ich bin überzeugt, das ganze Museum würde dem Käufer ohne Zaudern übergeben worden sein. Selbst Arabi Pascha, der unbesonnene Anstifter und Leiter des berüchtigten und folgenschweren Aufstandes, hatte seinerzeit von der Museumsverwaltung eine Abschätzung des Werthes der Alterthümer eingefordert, doch nur in der Absicht, die ganze Sammlung zu einem annehmbaren Preise loszuschlagen. Mariette, dessen großartige Erfolge während seiner Nachgrabungen im Serapeum allbekannt sind, theilte außerdem die mir des öfteren ausgesprochene

Ansicht, daß man den späteren Geschlechtern schuldig sei, die Spatenwissenschaft auf ein gewisses Maß zu beschränken, um auch ihnen Ueberraschungen zu bewahren.

Die englische Verwaltung hatte einen jährlichen Fonds für Nachgrabungen ausgeworfen, der sich auf sechshundert Pfund Sterling belief, dem neu eingesetzten Generaldirector der ägyptischen Museen jedoch nicht ausreichend erschien, seinen geplanten Ansichten zu genügen. Er wandte sich deshalb in einem öffentlichen Aufruf an die gesammte gebildete Welt, um durch freiwillige Beiträge im Interesse der ägyptischen Alterthumskunde die Mittel zur Durchführung ausgedehnter Nachgrabungen an den verschiedensten Ruinenstätten des antiken Nilthales zu gewinnen. Die Sammlungen, zu denen Frankreich den Löwenantheil beisteuerte, ergaben einen Betrag von etwa zwanzigtausend Francs. Es war die Kriegskasse zu dem ersten Feldzuge Maspero's, der nach allen Richtungen hin weniger auf, als vielmehr unter dem ägyptischen Boden ausgeführt wurde.

Mariette hatte bei allen seinen Ausgrabungen bis zu seinem Tode hin den Weg eingeschlagen, nur auf Grund seiner eigenen Studien und Beobachtungen den Spaten an irgend einer Stelle einzusetzen und jeden fremden, besonders arabischen Rath mit aller Entschiedenheit abzulehnen, und zwar zum großen Nachtheil der antiquarischen Sammlungen des seiner Leitung anvertrauten Museums. Er schien es übersehen zu haben, daß ihm nicht allenthalben auf dem Boden Aegyptens die erforderliche Localkenntniß zu Gebote stand, und daß es unter den Eingeborenen des Landes eine Menge von Personen gab, welche, wie man zu sagen pflegt, eine ausgezeichnete Spürnase besaßen und die geheimnißvollsten Dinge unter der Erde herausgewittert hatten, die sie durch Mittelspersonen an Reisende, meist fern von den eigentlichen Fundorten, in aller Stille zu hohen Preisen verkaufen ließen. Die Strafen, welche er bei zufälligen Entdeckungen über die Verkäufer verhängen ließ und die rauhe abstoßende Weise, in welcher er die Araber der untersten Volksklasse in Stadt und Dorf zu behandeln gewohnt war, raubten ihm das Vertrauen der besten Bundesgenossen zu seinem Werke.

Wie oft hatte er nicht in den Händen von Reisenden Statuetten und sonstige Denkmäler, ja selbst beschriebene Papierrollen gesehen, deren Inschriften ihm deutlich ihre Herkunft aus einem Königsgrabe verriethen, ohne jemals in der Lage gewesen zu sein, selbst durch die peinlichsten Untersuchungen und Verfolgungen einzelner Personen die verborgene Herkunftsquelle jener werthvollen Alterthümer aufzudecken. Es war ihm mit der Zeit klar geworden, nicht nur, daß die Mitwisser der Geheimnisse ein unverbrüchliches Stillschweigen bewahrten, sondern daß selbst die ägyptischen Ortsbehörden sich wenig geneigt zeigten, mit allen Mitteln äußerster Strenge gegen Verdächtige vorzugehen. Er wurde in Folge seines wenig politischen Verfahrens und um seiner Schroffheit willen von den Arabern nicht nur gefürchtet, sondern gehaßt, und die von ihm gegen Verkäufer von Antiquitäten getroffenen strengen Maßregeln hatten nur den einen Erfolg, daß die arabischen Händler fortan mit der größten Vorsicht verfuhren, um ihre Waaren auf den europäischen Markt zu bringen.

In dieser Beziehung leistete ihnen der damals noch lebende britische Consularagent Mustapha Aga die nützlichsten und wirksamsten Dienste. Der ehemalige

Kawaß des englischen Generalconsulates in Alexandrien dieses Namens, den ich lange Jahre hindurch persönlich kannte und zu besuchen pflegte, hatte mitten im Säulengange des großen Tempels von Luxor seine Behausung aufgeschlagen, in welcher er einen schwunghaften und sehr einträglichen Handel mit Alterthümern trieb. Die Preise, welche ihm besonders von englischen Reisenden gezahlt wurden, überstiegen nicht selten tausend Pfund Sterling. Sein Waarenlager, wenn ich mich so ausdrücken darf, bestand aus einem Doppelspeicher, einem offenen und einem geheimen. Der erstere umfaßte eine reiche Auswahl von antiken Sachen, die gewissermaßen unverdächtig waren und von Jedermann besichtigt und gekauft werden konnten. In dem verborgenen Speicher waren dagegen Antiquitäten von großem historischen Werthe und seltenster Art aufgehäuft, wie es sich später herausgestellt hat, Gegenstände, die aus irgend einem verborgenen Königsgrabe hervorgegangen sein mußten und nur englischen Reisenden zum Ankauf angeboten wurden. Für sonstige Wanderer im Nilthale, besonders aber für Gelehrte, blieb dieser geheime Schatz unsichtbar.

Für die kundigen Thebaner, welche das Königsgrab aufgefunden hatten, ohne seine Lage und seinen Zugang zu verrathen, war Mustapha Aga zu der wichtigsten Person im ganzen ägyptischen Reiche geworden. Als Consularagent der britischen Regierung waren er, sein Haus und sein gesammtes bewegliches und unbewegliches Eigenthum unverletzlich und damit auch die kostbaren Alterthümer, die ihm in nächtlicher Zeit von den arabischen Freunden zugetragen wurden. Die Nachtwächter und Polizeibeamten von Luxor wären die Letzten gewesen, welche den Transport von Antiken in das Haus des britischen Diplomaten verhindert hätten, denn Mustapha Aga galt als ein reicher, vornehmer und einflußreicher Mann, und seine großmüthigen Geldgeschenke oder die Bachschisch thaten das Uebrige.

Alles das war Mariette wohl bekannt, sein Unmuth darüber fand oft keine Grenze, aber er war machtlos einem Nebenbuhler gegenüber, den consularische Unverletzlichkeit schützte. Siegesbewußt erhob der Araber Mustapha sein Haupt mit der in Folge eines Krebsleidens abgefressenen Nase dem stolzen französischen Generaldirector der ägyptischen Museen und der Ausgrabungen gegenüber, ja er ging in seiner Keckheit so weit, eines schönen Tages dem Vicekönig Ismael Pascha einen wundervollen Königspapyrus als Geschenk zu überreichen und daran die unterthänigste Bitte zu knüpfen, ihn zum selbständigen — Director eines ägyptischen Museums und aller Nachgrabungen in Theben zu ernennen, mit dem Versprechen, dem Vicekönig in Kurzem die seltensten Alterthümer zu Füßen zu legen.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Vicekönig befohlen, um meine Meinung über den Antrag Mustapha's abzugeben, wobei mir zugleich der überreichte Königspapyrus zur näheren Prüfung eingehändigt wurde. Daß diese kostbare Urkunde, die gegenwärtig sich noch im Besitz des Museums von Gizeh befindet, aus einem Königsgrabe herrühren mußte, war mir sofort klar, und ich verhehlte nicht, Monseigneur meine Vermuthung darüber auszusprechen. „Da sehen Sie," erwiderte der Vicekönig, „was ein schlauer und findiger Araber zu leisten vermag, während mein Generaldirector der Museen sich mit schwerem Gelde vergeblich abmüht, wirklich kostbare und historisch wichtige Gegenstände aus dem Boden

der Erde zu Tage zu fördern. Ich habe große Lust, Mustapha zum Museumsdirector in Theben zu ernennen."

Ich gab mir alle Mühe, die Beweise zu liefern, daß Mariette bei den Ausgrabungen nur von dem einzig richtigen Standpunkte ausgehe, d. h. von dem wissenschaftlichen Interesse geleitet sei, und daß die Ehre davon auf ihn, den Vicekönig, zurückfiele, daß dagegen Mustapha ein schlauer, kenntnißloser und ungebildeter Speculant sei, der unter dem Titel eines Museumsdirectors sein einträgliches Geschäft als Antikenhändler ganz offen und zu seinem eigenen Vortheil betreiben würde.

Meine ausgesprochenen Bedenken schlugen beim Khedive durch, und ich hatte die Genugthuung, den Antrag Mustapha's ein für allemal von der Tagesordnung gestrichen zu sehen. Und ich konnte nicht anders handeln, nicht bloß um meinem damals von Kairo abwesenden Freunde Mariette, sondern der Wissenschaft selber einen aufrichtigen Dienst zu leisten. Die ganze Sache zerschlug sich, und Mustapha wurde abgewiesen. Zum ersten Male übergebe ich den ganzen Vorgang der Oeffentlichkeit, um zu zeigen, mit welchen schlimmen Gegnern und Schwierigkeiten Mariette während seines Amtes zu kämpfen hatte.

Sein Nachfolger Maspero war so klug und weise, den von meinem verstorbenen Freunde eingenommenen Standpunkt aufzugeben und sich im Gegentheil den Arabern gegenüber willfährig und freundlich zu bezeigen. Belohnungen wurden für die Aufdeckung und Anzeige unbekannter Fundstätten ausgesetzt und aus dem Museumsfonds für den Verkauf werthvoller Antiken im Privatbesitz der Eingeborenen angemessene Preise gezahlt. Von allen Seiten liefen Meldungen und Anträge in großer Menge ein, und Maspero hatte die Genugthuung, sowohl durch gelegentliche Erwerbungen als durch Ausgrabungen an einzelnen ihm mitgetheilten Fundplätzen dem Museum werthvolle Bereicherungen zuzuführen.

Sein Vorgänger Mariette, der mit wahrer Eifersucht jede fremde Einmischung in seine Aufgabe überwachte und verhinderte, hatte bis zu seinem Tode das alleinige Recht zu Ausgrabungen für sich allein in Anspruch genommen, so daß es Niemand wagte, weder im Auftrage und auf Kosten einer fremden Regierung, noch aus eigenen Mitteln oder mit Hülfe gesammelter Gelder an irgend einer Stelle Aegyptens den Spaten einzusetzen.

Maspero, der seit der englischen Verwaltung Aegyptens sein neues Amt angetreten hatte, brach auch darin mit den alten Anschauungen seines Vorgängers, und es wurde fortan, ohne Rücksicht auf Nation noch auf Regierungs- oder Privatauftrag, einem Jeden die Erlaubniß ertheilt, in wissenschaftlichem Interesse Ausgrabungen im Umkreis des ägyptischen Reiches anzustellen. Nur Speculanten, welche mit Antiquitäten Handel trieben, waren von dieser Begünstigung ausgeschlossen und sind es bis zur Stunde geblieben.

Als Bedingung für diese Erlaubniß war die Anwesenheit eines ägyptischen Museumsbeamten bei den Ausgrabungen gestellt. Die Fundstücke, insoweit sie bewegliche Gegenstände betrafen, sollten in der Weise vertheilt werden, daß dem Musum sämmtliche Unica, dem Auftraggeber der übrige Rest als Eigenthum zufielen. Ganz vor Kurzem aus Aegypten nach der Heimath zurückgekehrt und mit der heutigen Museumsverwaltung von Gizeh vertraut geworden,

kann ich bestätigen, daß man drauf und dran ist, den eben geschilderten Modus aufzugeben und an seine Stelle einen neuen zu setzen. Mit Ausnahme der Unica, welche vor wie nach dem Museum zufallen, wird im Uebrigen eine Theilung zur Hälfte angenommen, wobei mit besonderer Rücksicht auf den Fund von Gegenständen aus Edelmetallen das Gewicht maßgebend sein soll. Man scheint es hierbei übersehen zu haben, daß bei den letzteren die Abschätzung des Kunstwerthes ganz bei Seite gesetzt worden ist.

Die neue Ordnung der Dinge blieb nicht ohne wichtige Erfolge, sowohl für den Zuwachs der Antiken des Museums als für die Bereicherung der wissenschaftlichen und, fügen wir es gleich hinzu, der biblischen Forschungen. Der englische Exploration-Fund sandte auf eigene Kosten seine Sendboten auch nach Aegypten, unter denen der Schweizer Professor Dr. Naville einen Ehrenplatz einnimmt, und eine kleine Privatgesellschaft reicher Engländer stattete einen jungen Gelehrten, Herrn Flinders Petrie, mit den nothwendigen Mitteln aus, um an verschiedenen Stellen der antiken Erde Nachgrabungen im großen Maßstabe auszuführen und deren Ergebnisse sofort der Oeffentlichkeit in prunklosen, aber vollständigen und correcten Publicationen zu übergeben. Zunächst öffnete sich in Unterägypten und im Fajum, der alten Landschaft des Mörissees, die Erde, und eine Anzahl der werthvollsten Inschriften und Denkmäler, von den kleinsten an bis zu den riesigsten Colossen hin, theils in erhaltenem, theils in fragmentarischem Zustande stieg an das Tageslicht. Ich nenne nur die Namen der Oertlichkeiten Tanis, Pithom, Gosen, Bubastis, Naukratis, das Labyrinth und Arsinoë (in Fajum), um an die denkwürdigsten Ueberlieferungen zu erinnern, welche die Freilegung dieser Ruinenstätten der Wissenschaft und der Bibelforschung für alle Zeit hin zugänglich gemacht hat. Die Funde, welche dem Boden entstiegen, sind in erster Linie dem Museum von Gizeh zugefallen, demnächst aber die Reste den vornehmsten Museen und Sammlungen in Europa, Amerika und Australien überwiesen worden. Erwähnenswerth dürfte es sein, daß Flinders Petrie sich als eine Spürkraft bewährt hat, die beinahe alles Dagewesene in den Hintergrund stellt.

Der ägyptischen Museumsverwaltung selber sind vor Allem zwei Funde nachzurühmen, die in das Jahr 1881 und in das laufende, 1891, fallen und deren Gegenstand die ganze gebildete Welt mit wahrem Staunen erfüllt hat: zuerst die Entdeckung von beinahe vierzig königlichen Mumien in ihren Särgen und in der Umgebung ihrer gesammten Grabausstattung; zehn Jahre später und vor etwa fünf Monaten, der Fund von einhundertundfünfzig priesterlichen Mumien aus den vornehmsten Familien und aus dem Zeitalter der ersten jüdischen Könige. Beide Male holte man die Leichen aus zwei Massengräbern hervor, die in Gestalt tiefer Felsenschachte in den Kalksteinboden der thebanischen Nekropolis gebohrt waren.

Ich habe oben des Antheils gedacht, welcher meinem jüngeren Bruder Emil an der Auffindung und Bergung der Königsmumien gebührt, die in ihren Särgen und mit ihrem Beirath fast alle Räumlichkeiten eines großen Nildampfers bis zum Deck hin anfüllten und in der größten Sommerhitze des Julimonats 1881 ihren Einzug in das Museum von Bulak hielten. Beinahe ein vollständiges Museum für sich allein, mußte die ganze Fundmasse in unwürdigen, schnell aufgebauten

Räumen und Schuppen aus Holz untergebracht werden, stets den Gefahren der Ueberschwemmung und des Diebstahles ausgesetzt. Ein Schrei der Entrüstung über eine solche Verunglimpfung des Andenkens der berühmtesten Könige und Welteroberer ging durch ganz Europa, ohne einen Widerhall in Aegypten zu finden, woselbst man allerdings die dringende Nothwendigkeit eines neuen, geräumigen und monumentalen Museums erkannt hatte, aber aus Sparsamkeitsrücksichten nicht in der Lage zu sein glaubte, seinen voraussichtlich kostbaren Bau auszuführen.

Maspero verlor schließlich den Muth und die Geduld, in Aegypten ferner auszuharren, und ein französischer ehemaliger Rechtsgelehrter, der sich zum Aegyptologen ausgebildet hatte, Herr Grébaut, trat an seine Stelle als Generaldirector der Museen, d. h. eines zu einem ägyptischen Tempel umgewandelten, allen Gefahren des Wassers und des Feuers ausgesetzten Kohlenschuppens mit unsoliden Anbauten und Speichern, in deren Räumen die werthvollsten und seltensten antiquarischen Schätze einer längst vergangenen Culturwelt in erdrückender Masse aufbewahrt wurden. Es war ein Hohn und Spott auf das Gedächtniß alles Großen und Ehrwürdigen, der eigentlich nicht länger zu ertragen war.

Erst vor zwei Jahren schlug die Stunde der Erlösung aus diesem unerträglichen Zustande: die frohe Kunde erfüllte die Welt, daß der Kohlenschuppen, denn wir müssen das Ding nun einmal mit seinem ursprünglichen Namen also bezeichnen, aufgegeben und ein umfangreicher — Haremspalast zur Aufnahme der Alterthümer des Museums bestimmt sei.

Das Palais, in einem riesengroßen Garten gelegen, war zur Zeit der früheren Regierung Ismael Pascha's mit einem Kostenaufwand von hundertundzwanzig Millionen Mark aufgebaut worden, wovon der Sage nach die größere Hälfte in die Tasche gewinnsüchtiger Unternehmer geflossen ist. Die Sache scheint vollkommen glaubhaft, denn beispielsweise die Marmorsäulen daran und darin, ebenso wie bei den Nebenbauten im Garten, haben sich als hölzerne Träger entpuppt, die mit Marmorstuck überzogen waren und heutigen Tages in ihrer ursprünglichen Nacktheit erscheinen. Ich weiß nicht, was das morsche Holz zu tragen im Stande; nur kann ich behaupten, daß es mit unvermeidlicher Lebensgefahr verbunden ist, mit den Händen an einer der Säulen rütteln zu wollen. Was dem Bau an Solidität abgeht, ist reichlich durch französische Wandspiegel in vergoldeter Umrahmung, durch Krystallkronen und Wandleuchter, durch buntbemaltes Holzgetäfel und allerlei Tand ersetzt worden, wie er etwa dem schwarzen Augenpaar einer morgenländischen Obeliske gefallen konnte. Ein wohlunterrichteter Baumeister gab mir im Angesicht des französisch stilisirten Palais mit seinem Haremsgitterwerk und seinem Semiramisgarten in der Mitte des oberen, von einem gewaltigen Glasdach in Bogenform überspannten Stockwerkes die glaubwürdige Versicherung, daß seine Haltbarkeit auf Zeit und im Voraus berechnet war, nämlich so lange zu dauern, bis der letzte Heller der hundertundzwanzig Millionen baar und richtig gezahlt worden.

Das Palais mit seinen eisenumgitterten Anlagen befindet sich in der Nähe des Dorfes Gizeh, auf der linken Flußseite des Niles. Für einen gewöhnlichen Fußgänger ist es von den inneren europäischen Vierteln Kairo's nur mit einem

Zeitverlust von einer starken halben Stunde erreichbar. Es muß als ein Uebelstand bezeichnet werden, daß gerade in der Tageshälfte von zwölf bis zwei Uhr die lange eiserne Brücke, welche sich über den Nil ausspannt, überhaupt unpassirbar ist, da sie um diese Zeit regelmäßig aufgezogen wird, um den Dampfern und Segelschiffen die freie Durchfahrt zu ermöglichen. Wer es von den Museumsbesuchern nicht vorzieht, auf sein regelmäßiges Frühstück um zwölf Uhr Verzicht zu leisten, muß seinen Aufenthalt in den Sammlungen auf höchstens zwei Stunden in der Vor- oder Nachmittagszeit beschränken.

Es liegt auf der Hand, daß ein Haremspalast nicht auf die Aufnahme altägyptischer Denkmäler und priesterlicher und königlicher Mumien berechnet ward. Ist auch die Zahl von etwa fünfhundert Sälen und Zimmern mit ihren Gängen und Stiegen, die im Untergeschoß und im ersten Stockwerk nach allen Richtungen durcheinander laufen und einem Labyrinth gleichen, vollständig ausreichend, um die museischen Schätze der Gegenwart und Zukunft in sich aufzunehmen, so ist die Ausdehnung der einzelnen Räumlichkeiten so ungleich als möglich und jeder zusammenhängenden systematischen Aufstellung abhold. Schon die erforderliche Trennung der schwerwiegenden Steinmassen im Erdgeschoß von den leichteren Gegenständen eine Treppe höher macht einen Riß, sobald der Grundsatz der historischen Anordnung festgehalten würde. Nur soweit es eben anging, konnte dies Princip durchgeführt werden, um eine allgemeine Uebersicht zu gewinnen und die Aufeinanderfolge der Culturepochen in den ausgestellten Denkmälern zur Anschauung zu bringen.

Der Umzug der Sammlungen von Bulak nach dem Schlosse von Gizeh auf der Wasserstraße des Niles nahm neun volle Monate in Anspruch und wurde mit einem Kostenaufwande von achtzigtausend Mark bewerkstelligt. Die größten Schwierigkeiten bereiteten selbstverständlich die Transporte der steinernen Colosse, Särge und sonstiger Denkmäler bis zu dem Marmorsarkophage hin, in welchem Mariette, der Gründer des Museums von Bulak, seine letzte Ruhestätte gefunden hat, um im Garten vor der monumentalen Eingangstreppe der Hauptfassade seinen Ehrenplatz zu finden. Kein Denkmal altägyptischen Ursprunges kann von der Nilseite aus in das Museum wandern, ohne an der Grabstätte des Stifters vorüberzuziehen und dem dahingeschiedenen französischen Forscher seine stumme Huldigung zu bezeugen. Ich hege aber dennoch Zweifel, ob diese seine Ruhestätte die letzte bleiben wird, denn die Feuergefährlichkeit des luftigen Haremsbaues mit seinen zahlreichen Holztheilen bis zum Wandgetäfel hin ist trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln (erst im vergangenen Monat April wurden Wasserleitungen durch die dünnen Wände gezogen) so außerordentlich groß, daß eine halbe Stunde vollkommen ausreichen würde, um das gesammte Gebäude in helle Flammen zu setzen. Ich habe mit Vergnügen aus den letzten ägyptischen Zeitungsnachrichten davon Kenntniß genommen, daß man meinen öffentlich ausgesprochenen Befürchtungen Rechnung getragen hat und thatsächlich den Neubau eines soliden Museums in Erwägung zieht.

Trotz der zweijährigen Arbeit an der Vertheilung und Aufstellung der etwa dreißigtausend Nummern zählenden Sammlung von Antiquitäten ist das Museum immer noch unvollendet. Etwa die Hälfte der Gegenstände liegt, den gewöhn-

lichen Besuchern unsichtbar, in verschlossenen Sälen ordnungslos auf dem Erdboden und harrt bis zur Stunde seines zukünftigen Standortes. Es muß außerdem als ein bitterer Uebelstand empfunden werden, daß mit wenigen Ausnahmen die einzelnen Denkmäler weder Nummern tragen noch durch einen wenn auch noch so kurz gefaßten Katalog ihrer Herkunft, ihrer Epoche und ihrer geschichtlichen oder künstlerischen Bedeutung nach erklärt sind. Es liegt eben Alles noch im Argen. Für einen Gelehrten, welcher die weite Reise nach Aegypten unternommen hat, um seinen Studien in den Räumen des Museums obzuliegen, sind diese Mängel um so empfindlicher, als die regelmäßige Abwesenheit des Generaldirectors in Oberägypten während der winterlichen Jahreszeit dem gelehrten Ankömmling die einzige Gelegenheit raubt, sich durch mündliches Nachfragen zu unterrichten oder einen Einblick in den Inventarkatalog zu gewinnen. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sind die zurückgebliebenen Unterbeamten nicht immer in der Lage, Anfragen nach dieser Richtung hin mit genügender Sicherheit zu beantworten.

Man muß dem vorigen Generaldirector, Herrn Maspero, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er gleich in den ersten Jahren nach dem Antritte seines neuen Amtes die Mühe nicht scheute, einen „Guide du visiteur au musée de Boulaq" niederzuschreiben und durch Abbildungen zu illustriren, welcher den gewöhnlichen Besuchern des Museums die einzig mögliche Gelegenheit bot, sich über die Geschichte, die Kunst und den Culturzustand der Aegypter, wenn auch nur im Allgemeinen, in verständnißvoller Weise zu unterrichten. Für den eigentlichen Gelehrten diente ein handschriftlicher Katalog und eine Abschrift des Buches der Ausgrabungen als Rathgeber, besonders in solchen Fällen, in welchen es sich um die Herkunft und den ehemaligen Standort irgend eines Gegenstandes der Sammlungen handelte. Die Maspero'sche Arbeit hatte ihre Zwecke vollständig erreicht und die anmuthige Form der Darstellung selbst dem Reisenden von gewöhnlichem Schlage einen lehrreichen Genuß bereitet.

Ein Museum ohne Katalog und ohne fortlaufende Nummerirung der ausgestellten Objecte trägt etwas Abschreckendes an sich und erweckt den Verdacht, als sei diese Vernachlässigung des öffentlichen Interesses aus beabsichtigten Gründen geschehen. Ist das Museum so unendlich reich, als sich dessen die Sammlung von Gizeh rühmen darf, so drängt sich zunächst die Vermuthung auf, als sei der oberste Leiter nicht im Stande, seinen Stoff zu beherrschen, oder zu lässig, um seine Aufgabe in entsprechender Zeit durchzuführen.

Weder das Eine noch das Andere trifft bei Herrn Grébaut zu, dessen Wissen und Erfahrungen auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Aegyptologie unbestreitbar sind. Die Schwierigkeit liegt vor Allem in der unabweisbaren Nothwendigkeit, den Gegenständen in den einzelnen Gruppen der nach einem bestimmten System aufgestellten Denkmäler eine fortlaufende Nummerirung zu geben, die unabhängig von der Inventarsnummer, je nach dem Zuwachs durch neu aufgefundene oder angekaufte Objecte, eine beliebige Erhöhung der Zahlen gestattet. Das ist nicht leicht und bedarf von vornherein eingehender Vorstudien, wobei in vielen Fällen das Schwanken und Zögern in Folge der richtigen Bestimmung der zugehörigen Gruppe unvermeidlich erscheint.

Der Gründer des Museums selber, Mariette, kam niemals über die Schwierigkeiten, welche dieser Gegenstand mit sich bringt, hinaus, denn die verschiedenen Ausgaben seiner „Notice“, deren ausführlichen Titel ich oben angeführt habe, zeigen die verschiedensten Nummern für ein und dasselbe Denkmal. Auf meine Bemerkung, daß hierdurch in gelehrten Arbeiten das Citiren zur Unmöglichkeit werde und eine heillose Verwirrung die unvermeidliche Folge davon sei, erwiderte er mir unter herzlichem Lachen: „Einen Nutzen hat die Sache doch! Die Herausgeber von Reisehandbüchern in Aegypten, welche meinen letzten Katalog im Auszug abgedruckt haben, sind der Liebe Müh verlustig gegangen, und der ins Stocken gerathene Verkauf des Kataloges im Museum kommt wieder in Schwung.“ Es war ein Standpunkt, der im Museumsinteresse gerechtfertigt erscheinen darf, den wißbegierigen Reisenden, und nicht am wenigsten dem gelehrten Theile derselben, die schlechtesten Dienste leistete.

Das heutige Museumspersonal ist auf etwa siebzig Personen angewachsen, unter denen das eigentliche Directorium, aus dem Generaldirector, zwei Conservatoren (einem Deutschen und einem Franzosen), einem (arabischen) Secretär und einem französischen Rechnungsbeamten an der Spitze stehen. Ein englischer Beamter befindet sich nicht darunter. Die Galeriediener mit ihren Aeltesten an der Spitze und ein dazu gehöriges Schreibervolk sind, mit Ausnahme eines Türken, sämmtlich arabischer Herkunft und nur ihrer eigenen Sprache mächtig. Sieben nubische Barberiner und mehrere Thorhüter derselben Rasse wachen bei Tage und bei Nacht über das Eindringen unberufener Personen und belustigen sich nicht selten damit, Schlangen todt zu schlagen oder Schakale zu jagen, welche sich so sicher im dichten Laubgebüsch des Gartens fühlen, daß sie selbst ihren Jungen darin ein Nest bereiten. Um die Wachsamkeit der „Ghafir“ in nächtlicher Zeit controliren zu können, hat man die Gewohnheit der ägyptischen Nachtwächter als eine Bedingung der dienstlichen Leistungen den braunen Söhnen Nubiens auferlegt. Sie sind verpflichtet, von Stunde zu Stunde die Zahlen 1, 2, 3 u. s. w. der Reihe nach in arabischer Sprache mit lauter, weit vernehmbarer Stimme auszurufen. Uachet, Etnin, Talatta u. s. w. hallt es durch die Stille der Nacht, und die Stentorstimmen sind geeignet, den festesten Schläfer in der Nähe des Gartens aus seinem gesegneten Schlummer allstündlich zu erwecken.

Eine militärische Wache arabischer Soldaten zieht täglich um die sechste Stunde Abends auf; sie stellt die zu vieren sich ablösenden Schildwachen, welche während der Nacht an den vier Ecken des Museums mit geladenem Gewehre Posto fassen, um jeden Unberufenen von einer Annäherung fern zu halten und im Weigerungsfalle festzunehmen oder bei seinem Fluchtversuche niederzuschießen.

Die Kosten für die Besoldung sämmtlicher Beamten, die durch kein äußeres Abzeichen erkennbar sind, sowie für die Instandhaltung der Gebäude und des Gartens werden von dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten bestritten. Der Unterstaatssecretär desselben, Sir Colin Scott Moncrieff, ein ebenso thätiger und kenntnißreicher als vermögender Engländer, leitet die Museumsangelegenheiten seines Ressorts mit großem Geschick und großer Weltklugheit und

sucht mit musterhafter Vorsicht Alles zu vermeiden, was nach irgend einer Richtung hin Stoff zu Conflicten mit dem französischen Generaldirector führen könnte. Aus den Privatunterhaltungen, die ich die Ehre hatte, mit dem überaus fein gebildeten und zuvorkommenden Sir Colin zu führen, habe ich die volle Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm am Herzen gelegen ist, die Selbständigkeit der französischen Direction des Museums von Gizeh in ihrem ganzen Umfange zu wahren. Entgegengesetzte Berichte darüber können nur auf Böswilligkeit ihrer Urheber beruhen.

Die Ausgrabungen, welche die Museumsverwaltung auszuführen pflegt, ebenso gelegentliche Erwerbungen zum Kauf angebotener Antiken von Werth werden aus dem dafür ausgesetzten Fonds bestritten, der durch zwei außergewöhnliche Einnahmequellen nicht unwesentlich alljährlich erhöht wird. Die eine betrifft das den Besuchern des Museums (mit Ausnahme des Freitags) auferlegte Eintrittsgeld für die Person, die andere fließt aus dem Verkauf von Alterthümern, die in dem sogenannten „Verkaufssaal“ aufgestellt sind und zu den angeschriebenen Preisen von Liebhabern erstanden werden. Die Ausgrabungen liefern so viele Doubletten, daß man es für rathsam gefunden hat, das Minderwerthige gegen angemessene Zahlung zu veräußern. Die Käufer haben dadurch die günstige Gelegenheit gewonnen, sich in den Besitz wirklich echter Antiken zu setzen, da die Speculation der Privathändler bereits so weit gediehen ist, vorzügliche Nachbildungen zu schaffen, die es bisweilen selbst einem Kenner schwer machen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Da die Ausfuhr ägyptischer Antiken ohne Bewilligung der Regierung durch ein Gesetz verboten ist, so hat die Museumsverwaltung die Befugniß erhalten, Begleitscheine zu den angekauften Gegenständen auszustellen, welche an den Zollstätten in den Hafenorten von den Beamten anerkannt werden und zu unbehindertem Durchgang der käuflich erworbenen Antiken berechtigen. Andererseits lehnt es das Museum entschieden ab, die Echtheit der erstandenen Gegenstände amtlich zu beglaubigen, um gewissenlosen Händlern die Gelegenheit zu rauben, nachgemachte Waaren dafür unterzuschieben.

II.

Wie ich oben bemerkt hatte, steht an jedem Freitag, der bekanntlich bei der mohammedanischen Bevölkerung unserem Sonntage als Feiertag entspricht, der Eintritt ohne jede Geldleistung offen, und es ist erstaunlich, die Wahrnehmung zu machen, daß die ärmere Classe der arabischen Einwohnerschaft Kairo's und der umliegenden Vorstädte und Dörfer mit einem wahren Feuereifer in die offene Halle des Museumsgebäudes einzieht. Mag auch dieser und jener Besucher, besonders die lieben Weiblein, dabei von der Neugier getrieben sein, einen Blick in die glanzvollen Hallen eines ehemaligen viceköniglichen Haremspalastes zu werfen: immerhin ziehen dennoch die Alterthümer die Masse an, die ein wirkliches Interesse daran gewonnen und den Glauben aufgegeben zu haben scheint, daß ihre Vorfahren Kinder des Satans gewesen und den Strafen der Hölle anheim gefallen seien. Es hat sich innerhalb der arabischen Bevölkerung sicherlich seit etwa zwanzig Jahren ein Umschwung der Ansichten über die Bedeutung der

ältesten Bewohner des Landes vollzogen, der um so auffallender ist, als er grade die niedrigste Bevölkerung betrifft.

Das Schauspiel der Freitags in das geöffnete Thor eindringenden Menschenmasse ist überaus sehenswerth, wenn es auch nicht gerathen sein dürfte, sich in die Menge zu mischen und den Einzug in Gesellschaft des naturwüchsigen Volkes zu wagen. Jung und Alt, Mann und Weib, barbeinig oder die Füße in gigantische Pantoffeln gesteckt, im gewöhnlichsten Fellachencostüm, die Mädchen und Frauen meist mit schwarzem Schleiertuche vor dem Angesicht, drücken und drängen sie sich durch die enge Pforte, schreien und stöhnen, als sei Holland in Noth, und liebenswürdige Bitten um Schonung der eigenen Person oder drohende, mit Flüchen gewürzte Redensarten geben Stoff zu einem förmlichen Lexikon der arabischen Volkssprache bei ungemüthlichster Stimmung. „Mein Bruder, beim Leben des Propheten beschwöre ich dich, laß mich zuerst hinein! — Schweig stille, o Tochter, und drehe lieber die Handmühle im Hause! — O Schech, möge Gott deinen Vater verfluchen, du hast auf meinen Fuß getreten! — Mein Onkel, Gott mehre dein Hab und Gut, hilf mir durch! — Mein Auge, hier ist eine Oeffnung, husche schnell hindurch! — Gott segne dich, du hast mich gerettet! — O ich Unglückselige, ich gehe dem Tode entgegen! — Du Sohn des Hundes, willst du mich erdrücken! — O ihr Männer, ihr mordet mein Kind!" — solche und ähnliche Stoßseufzer schwirren durch die Luft, welche von Fellachenduft durchwürzt ist und den längeren Aufenthalt für einen Europäer mitten in dieser Menge unmöglich macht.

Und sind sie glücklich in den ersten Saal gelangt, in welchem die steifen Bildsäulen in Holz und Stein aus dem Alten Reiche auf ihren Postamenten stehen, da heben sie die Finger, um auf die Wandbilder und Verzierungen der Saaldecken zu zeigen, und Ausbrüche des Erstaunens und der Verwunderung entschlüpfen dem Munde der neugierigen Weiblein, während die Männer sich einer würdigen Zurückhaltung befleißigen, und die Ueberraschung nur aus dem Blitzen ihrer schwarzen Augen unter den buschigen Brauen zu errathen ist. „O meine Tante, sieh nur, diese Kinder Adams! Sind es gar Zauberer, die uns Schaden zufügen?" so fragt eine junge Fellache eine ältere Bauersfrau, die ihr hexenartiges, mit Runzeln bedecktes Angesicht ohne den Schleierüberzug zur Schau trägt und zur Vermehrung ihrer zweifelhaften Reize einen großen silbernen Ring durch den Nasenknorpel gebohrt hat. „Gott bewahre uns vor ihren Ränken!" murmelt die als Tante angeredete Begleiterin, die in zerrissenem blauen Hemde, ihrem einzigen Bekleidungsstücke, mit schnellem Schritte fürbaß schreitet, um den eingebildeten Bosheiten der ehemaligen Würdenträger Pharao's in effigie schleunigst zu entgehen.

An einer anderen Stelle nähert sich ein ehrwürdiger Weißbart dem dienenden Galeriewächter, ihm folgt schüchtern sein kaum sechzehnjähriges Weib, wie er und die ganze übrige Gesellschaft aus der Kaste der Fellachen. „Mein Herr," so redet er den Hüter dieses Saales an, „du weißt es besser als ich, welches Götzenbild die Gabe besitzt, meiner Frau den Segen der Fruchtbarkeit zu schenken. Erweise mir den Gefallen, mir das wirksamste zu zeigen."

Lächelnd richtet Mohammed — der Fall ist ihm nicht neu — den Zeigefinger nach der Holzstatue des „Dorfschulzen". Und der Alte faßt sein Weib bei der Hand, führt sie in langsam gemessenem Schritte dreimal um das Postament, und entfernt sich schweigend in der Ueberzeugung, daß der hölzerne Zauberer seinen Wunsch in Erfüllung gehen lassen wird.

Eine gewisse Unruhe macht sich im Nebensaale bemerkbar; der dort aufgestellte Wächter drängt sich durch die Menge der Besucher, um einen halbräudigen Hund am Schwanze zu erfassen. Das treue Thier war seinem Herrn gefolgt und in das Museum hineingeschlüpft, um seinen Gebieter aus der Zahl der Besucher herauszuschnuppern.

Familien- und gruppenweise durchzieht die Menge die Säle und Zimmer des Museums; die Einförmigkeit der altägyptischen Denkmälerwelt hat angefangen, ihren Geist lahm zu legen und ihre Aufmerksamkeit zu erschöpfen. Im Sturmschritt geht es durch die übrigen noch zu besichtigenden Räume, bis die niederwärts führende hölzerne Doppeltreppe erreicht ist, auf welcher eine Schar gestiefelter Schulkinder aus dem Bürgerstande mit vereinten Kräften in Bogensätzen herunterfliegt, daß der mächtige Sarkophagsaal in der Tiefe von einem donnerähnlichen Echo widerhallt.

Der neue Hüter der Ordnung da unten, durch meine eigene Gegenwart beschämt, läßt den wilden Rangen einen harten Verweis zu Theil werden, aber die kecken Buben lachen ihn aus, und verzweifelt schaut er mich von der Seite an und murmelt die Worte des Trostes: „Es gibt keine Hülfe und Rettung außer bei Gott."

Die sämmtlichen Räume des Museums, überfluthet von den Wellen der untersten Volksschichten, strömen allmälig eine Hitze und einen Geruch aus, der selbst den stammverwandten Galeriedienern unerträglich wird. Und das will viel sagen, denn der Araber hat starke Nerven und erträgt ohne scheinbare Beschwerde das Unmöglichste. Aber in diesem Falle sehnt er sich nach frischer Luft und Befreiung vom Uebel. Die Fenster in den Sälen des Museums werden hastig aufgerissen und die Nasen zwischen die eisernen Gitter gesteckt, um dem unausstehlichen Dufte der Urmenschen in Fellachengestalt, wenn auch nur auf Minuten, zu entgehen. Der Wächter-G h a f i r des Museums darf sein Auge von dem Volke zwischen den Alterthümern nicht abwenden. Es ist nämlich überaus neugierig, und jeder Gegenstand muß erst von allen Seiten betastet werden, um ein Urtheil über seine Bedeutung zu gewinnen. Aber den häufig wiederholten Warnungszurufen wird augenblicklich Gehör geschenkt, und der „Esel" und „Sohn des Hundes" zieht augenblicklich erschreckt die Hand zurück, sobald die Stimme des „Schech" sich hören läßt.

Es dauert nicht lange, daß die tausendköpfigen Besucher alle Räume des weit ausgedehnten Baues erfüllt haben. Sie halten sich stets in Scharen zusammen, und nur selten begegnet man dem einzelnen Wanderer. Auf allen Gesichtern leuchtet der Ausdruck der höchsten Befriedigung über den Anblick der ausgestellten „wunderbaren Dinge", wenn auch die Neugierde unbefriedigt bleibt; denn eine sachgemäße Erklärung wird niemals geleistet und selbst ein in arabischer Sprache abgefaßter Katalog würde den Werth eines mit sieben Siegeln verschlossenen Buches behaupten. Wer würde es lesen können? Und wer würde

unter den Freitagsbesuchern überhaupt die Mittel besitzen, ein Exemplar desselben käuflich zu erwerben? Wenn die Regierung auch durch den unentgeltlichen Zutritt dem gewöhnlichen Volke die Gelegenheit geboten hat, seine Neigung der Vorzeit und deren Erzeugnissen zuzuwenden, so wird dieser Zweck, wenn es dabei auf Belehrung und Bildung abgesehen ist, nur in sehr unvollkommenem Maße erreicht. Gäbe wenigstens ein dem einzelnen Denkmale aufgeklebter Papierstreifen in kurzen Worten in arabischer Schrift einen belehrenden Wink für das Alter und die Bedeutung desselben. Wenn es schon dem wirklich gebildeten Europäer schwer wird, ohne einen lebendigen oder gedruckten Führer den ägyptischen Antiquitäten das nothwendige Verständniß abzugewinnen, um wie viel weniger muß der Fellach und sein Anhang in der Lage sein, die Mehrzahl der ausgestellten Schätze auch nur annähernd richtig zu begreifen.

Trotz alledem bietet der Museumsfreitag dem Volke von Kairo und aus der Umgebung der Chalifenstadt einen vergnüglichen Tag. Hatte man doch die Gelegenheit gewonnen, einen vornehmen königlichen Palast von einem Ende zum andern durchwandert und angestaunt zu haben. Man preist beim Ausgang aus der Hinterthür des Museums die Güte und Weisheit Efendina's, „unseres Herrn", der solchen Vorzug den auch ärmsten seiner Unterthanen großmüthigst gestattet hat, und selbst der Anblick des rothjackigen englischen Soldaten, der mitten unter dem beweglichen arabischen Männer- und Weibervolke in strammer Haltung einherstolzirt, vermag die Freude an dem empfundenen Genuß in keiner Weise zu stören. Lachend und schwätzend tritt man zur Thür hinaus, um die Richtung des Ausgangs durch das große Gitterthor nach der Uferseite des Niles hin einzuschlagen.

Es bedarf einer überaus gründlichen Reinigung, um nach Thorschluß dem Museum am Freitag Abend seine gewohnte Sauberkeit zurückzuerstatten und der reinen geruchlosen Luft den Zugang durch die Fenster in die inneren Räumlichkeiten wiederzugeben. Der Fellach hat nicht die Gewohnheit, seine nackten Füße oder seine breiten Pantoffeln, die nur der vornehme Theil, besonders die alten Schechs, bei Ausgängen anzulegen pflegt, von der anhängenden Erde zu reinigen. Oft umgibt eine dicke Kruste die nackten Füße. Das bleibt alles an dem Parketboden oder dem Marmorpflaster der Säle des Museums hängen oder löst sich in feinen Staub auf, der die Atmosphäre durchzieht und die ausgestellten Denkmäler oder ihre Glasumhüllungen mit einer undurchsichtigen Decke überzieht. Mit einem „Allah sei Lob und Preis!" verlassen die übermüdeten Diener des Hauses am Schlusse des Freitags das Museum, um ihren Wohnstätten zuzueilen und sich der so nothwendigen Ruhe hinzugeben.

Der Hauptbesuch der Sammlung fällt in die winterliche Jahreszeit, in welcher die europäischen Reisenden das Land der Wunder am Nile zu besuchen pflegen. Als Durchschnittszahl kann man zwanzigtausend Köpfe, eher mehr als weniger, dafür ansetzen. Im heißen Sommer sieht es öde und leer in den heiligen Hallen aus, und selbst an den Feiertagen versiegt der Strom der Fellachen-Besucher zu einem kleinen Bache. Es ist statistisch der Nachweis geliefert worden, daß an den Feiertagen in der kühleren Jahreszeit die Zahl der Besucher des Museums sich auf dreitausend Personen beläuft, wovon nicht weniger als zweitausendfünfhundert auf die Eingeborenen fallen.

III.

Ich gehe nunmehr zu den Sammlungen selber über, für welche man dem Ursprunge und Charakter der Denkmäler nach vier große Abtheilungen geschaffen hat, je nachdem sie der altägyptischen, griechisch-römischen, christlich-koptischen und byzantinischen Periode angehören.

Für die Aufnahme der durch ihr Steingewicht ausgezeichneten Denkmäler sind ohne Ausnahme die Säle und Zimmer des Erdgeschosses bestimmt worden, während leichtere Gegenstände, einschließlich der Königsmumien, im oberen Stockwerk ihre Aufstellung gefunden haben. In beiden Abtheilungen ist der Versuch durchgeführt worden, die Gegenstände nach der historischen Folge ihres Ursprungs anzuordnen. Die bei weitem überwiegende Zahl derselben gehört den Zeiten des Pharaonenreiches an, d. h. einer Periode, welche mindestens dreitausend Jahre in sich faßt und der Reihe nach aus den Perioden I. des Alten Reiches, die ersten elf Dynastien umfassend, II. des Mittleren Reiches (XII. bis XVIII. Dynastie, etwa vom Jahre 2500 an bis zum Jahre 1700) und des Neuen Reiches (1700 bis zur Eroberung Aegyptens durch Alexander den Großen) zusammengesetzt ist. Die noch unvollendeten Säle der griechischen, römischen, koptischen und byzantinischen Denkmäler schließen sich den oben genannten an. Wir können nur wünschen, daß die werthvollen Ueberreste dieser späten Zeiten baldmöglichst ihre Aufstellung erreichen werden, nachdem seit dem 12. Januar 1890, dem Eröffnungstage des neues Museums von Gizeh, der pharaonische Theil seine Erledigung gefunden hat. So eben aus Aegypten zurückgekehrt, ist es mir gestattet, die folgenden Angaben über den allgemeinen Inhalt des Museums, sowohl der fertigen wie der unfertigen Säle als zuverlässig bezeichnen zu können. Wer sich für den Gegenstand specieller interessirt, wird in dem jüngst erschienenen Jahrgang 1890 (III. Serie, Nr. I, S. 44 ff.) des Bulletin de l'Institut égyptien den Abdruck einer Vorlesung des Herrn Grébaut finden, welcher die Uebersiedelung des Museums von Bulak nach Gizeh behandelt und die eben angeführte Vertheilung der neuen Museumssäle näher begründet.

Die Denkmäler, welche dem Alten Reiche zugeschrieben werden müssen, füllen die Räume des neuen sogenannten Selamlik im Erdgeschosse an. Sie werden durch einen Saal eröffnet, dessen Inhalt von der größten Bedeutung nicht nur für die altägyptische Geschichte, sondern für das gesammte Menschenthum überhaupt ist. Die darin aufgestellte Sammlung von ehrwürdigen Resten der Vorzeit ist archaistisch im höchsten Sinne des Wortes, denn sie gehören einer Periode an, welche dem Bau der Pyramiden von Gizeh, also der vierten Dynastie voranging, und liefern den Beweis, daß schon vor dieser Zeit, vielleicht bis in die erste Dynastie hinauf, der ägyptische Bildhauer es verstand, selbst hartes Material kunstfertig zu behandeln. In diese älteste Epoche sind zunächst die vollendeten Holzschnitzereien zu verweisen, welche Mariette auf den Gräberstätten von Sakkarah und Meidum, also auf dem Gebiete der ältesten Todtenstädte von Memphis zu entdecken das Glück hatte, und welche durch Zeichnungen und Photographien vielfältig veröffentlicht worden sind. Ein Opferstein aus Alabaster, zwei Statuen und sonstige archaistische Denkmäler, die in Memphis selber, der Opferstein achtzehn Fuß unter den Fundamenten eines Tempels aus der Zeit der

achtzehnten Dynastie, ferner in Gizeh und Dahschur an das Tageslicht gezogen worden sind, vervollständigen die kleine und unscheinbare, aber äußerst kostbare Sammlung im ersten Saale und dienen gleichsam als Einleitung für alles zunächst Folgende.

Im zweiten Saale begegnet der Beschauer den hervorragendsten Bildwerken aus den Zeiten der vierten, fünften und sechsten Dynastie, in welchen der Pyramidenbau in voller Blüthe stand und die inneren Kammern und Gänge derselben mit ausgezeichneten Inschriften auf Kalkstein, Alabaster und Granitwänden in erhabener und vertiefter Arbeit geschmückt wurden. Man trifft auf alte Bekannte, wie den berühmten Dorfschulzen, jene merkwürdige Holzstatue eines ägyptischen Beamten, dessen Gesichtszüge eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Porträt unseres verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. verrathen, und die Kalksteinbilder Ptah-hotpe's. Andere Statuen, sowie vortrefflich ausgeführte Basreliefs, Altäre, Opfersteine, Gefäße und ornamentirte und mit Hieroglyphen bedeckte Grabsteine bieten dem Kunstkenner und Kunsthistoriker ein reiches Material, um die artistische Anlage der Aegypter in der fernsten Epoche aller geschichtlichen Erinnerungen nach ihren hinterlassenen Werken näher zu prüfen und Angesichts dieser Leistungen die immer noch offene Frage zu erörtern: waren die Aegypter der damaligen Zeiten wirkliche Künstler oder waren sie bloß geschickte Handwerker, welche mit scharfem Auge das Lebendige aufzufassen und als getreue Nachahmer demselben Gestalt und Form in Stein und Holz zu geben verstanden, ohne das Bestreben noch das Vermögen, demselben den Stempel des Idealen aufzudrücken? Sicherlich fehlte ihnen dies dem wahren Künstler angeborene Talent, und ich pflichte der Meinung derer bei, welche diese Gottesgabe dem ägyptischen Künstler nicht nur der Altzeit, sondern zugleich aller späteren Perioden absprechen. Die Kunst entwickelt und vervollkommnet sich nicht nur in der materiellen Behandlung und Umwandlung des gegebenen Stoffes, sondern noch vielmehr in den selbstbewußten Zielen des Meisters nach idealer Schönheit. An meinen Blicken ist während eines mehr als vierzigjährigen Studiums der altägyptischen Denkmälerwelt keine Statue vorübergezogen, die in mir den Eindruck des Idealen hinterlassen hätte.

Für den Geschichtsforscher liegt die Sache anders, sobald er den dritten Saal betreten hat. Die Sitzbilder der Pyramidenerbauer und Könige Chephres, Mykerinos, Userenre, Menkehor und einiger unbekannter Herrscher in Alabaster, Diorit und Granit erwecken die ältesten geschichtlichen Erinnerungen. Ihre Fundorte weisen auf Memphis, die Residenz der frühesten Könige des Alten Reiches, oder auf die Nekropolen in ihrer Umgebung hin. Die letzteren sind es zugleich, welche die beschriebenen und mit Abbildungen bedeckten Leichensteine, die sogenannten Stelen, der wißbegierigen Nachwelt überliefert haben. Ihre Aufstellung haben sie in den drei nächsten Sälen gefunden. Wem daran gelegen ist, die Namen, Familien, Titel und versteckte Anspielungen auf geschichtliche Thatsachen und Ereignisse jener entlegenen Zeiten kennen zu lernen, wird mit Vortheil den Inhalt der hieroglyphischen Inschriften studiren. Dem ferner Stehenden mag es genügen zu wissen, daß die Geschlechter jener Tage ihren lebenden und todten Königen eine göttliche Verehrung zu Theil werden ließen

und es mit Stolz empfanden, sich für treu geleistete Dienste die pharaonische Zufriedenheit erworben und als Lohn Beförderungen in Amt und Würden empfangen zu haben. Es war nichts Kleines „mit einem königlichen Auftrage“ beehrt zu werden, und wäre es eine Reise nach den fernen Felsenthälern der arabischen Wüste gewesen, um Steine für den Bau der Pyramiden zu brechen oder das Material für Statuen und Sarkophage herbeizuholen. Das inschriftlich ausgesprochene Lob „dem Herzen Pharao's wohlgefälliger als irgend ein anderer Diener seines Herrn gewesen zu sein“ erschöpfte Alles, was sich von einem allergetreusten Unterthan damals überhaupt aussagen ließ.

Die Mitte des siebenten Saales, eines großen Vestibüls, ziert eine zweite Statue des oben genannten Chephres, des Erbauers der zweitgrößten Pyramide von Gizeh, aus Diorit. Der Granitsarkophag dahinter gewährt eine gute Vorstellung für die Gestalt, die Größe, das Material und die denkbar einfachste Ausschmückung des Sargbehälters einer vornehmen Person jener Altzeit. Wie oft hatte mir Mariette während seines Lebens auf dieser Erde beim zufälligen Anblick gerade dieses Sarkophages den Wunsch ausgesprochen, nach seinem Hinscheiden dermaleinst in dieser Steintruhe zu ruhen, in welcher sich die Würde mit der Einfachheit paare. Seinem Verlangen ist wenigstens in so weit Rechnung getragen worden, als thatsächlich sein Leib in einem Marmorsarkophage gleicher Gestalt aus den Bergen seines Heimathlandes zur ewigen Ruhe gebettet worden ist. Selbst die französische Inschrift in goldenen Lettern steht an inhaltreicher Kürze den ägyptischen Vorbildern der Altzeit nicht nach: „August Mariette, geb. den 11. Februar 1821, gest. den 17. Januar 1880.“ Bedarf der Name eines großen Mannes dessen mehr?

Der achte und neunte Saal versetzt uns in die Zeit derselben Pharaonen, welche Pyramiden aufstellen ließen, um ihre Leiber in den steinernen Truhen der Vernichtung durch Menschenhand auf ewige Zeiten hin zu entziehen. Sechs und fünf Jahrtausende scheinen das Gedächtniß daran verloren und die Ehrfurcht vor den Mumien selbst der Pyramidenkönige vergessen zu haben. Was wissen aber die Kinder unseres neunzehnten Jahrhunderts von Pharao, seinem Hofe und seiner Macht mehr, als es in endloser Wiederholung die Hieroglyphe in unbegreiflich inhaltloser Kürze meldet? Der und jener, dessen Vater oder Mutter so und so hieß, dem seine Söhne und Töchter dieses und jenes Namens die üblichen Todtenopfer darbrachten, war einst Diener am Hofe Pharao's und wünschte sich ein ehrliches, rechtes Begräbniß im „schönen Lande des Westens“, das ist in Summa der Wortlaut der zahlreichen Texte auf den Steinen, welche die Räume der beiden erwähnten Säle anfüllen, denn von schmücken kann wahrhaftig kaum die Rede sein. Die Darstellungen der einzelnen Persönlichkeiten sind so todt wie der Kalkstein, auf dessen glatten Flächen sie eingemeißelt sind, und die freistehenden Bildsäulen in ihrer Umgebung verwischen ebenso wenig den Eindruck der Kälte, die sich im zweifelhaften Porträt und in der steifen Gliederbewegung ausspricht. Mag uns die Erinnerung an eine kleine Ewigkeit seit ihrer Entstehung mit dem Schauer der Ehrfurcht durchrieseln, die Lebenswärme tritt nirgends zu Tage und das Gefühl der Begeisterung rückt in den tiefsten Hintergrund.

Die Säle elf und zwölf bilden eine Fortsetzung der beiden vorhergehenden, denn ihre Schätze gehören derselben Epoche und demselben Gegenstande an; es sind eben andere „monuments funéraires", um mich des beliebten französischen Ausdruckes dafür zu bedienen. Ein steinerner Sarkophag aus der Epoche der vierten Dynastie, von jener Einfachheit, die ich kurz vorher besungen hatte, eine kleine Grabkammer aus behauenen Steinen aus der Nekropolis von Sakkarah und in einem Glaskasten die leibhaftige Mumie des Königs Mentemsuphis der sechsten Dynastie. Ich darf mich der genaueren Bekanntschaft des letzteren rühmen, denn im Jahre 1880 fand ich sie, bis auf die Haut ausgeplündert und aller ihrer Schmucksachen beraubt, in dem steinernen Sarge einer eben geöffneten Pyramide vor und trug sie mit eigenen Händen an das helle Licht der Sonne da draußen über der Wüste.

Könnte der alte Pharao, der seiner Körperbeschaffenheit nach als Jüngling das Zeitliche gesegnet haben mußte, den für ewig geschlossenen Mund nur noch einmal öffnen, er würde eine wunderliche Geschichte von seinem Transporte aus der Pyramide nach dem Museum von Bulak erzählen: zuerst auf Eselsrücken, dann in dem Gepäckwagen eines Zuges der Eisenbahn, der eine ganze Strecke vor der Haltestation mitten auf dem Felde plötzlich stehen blieb und die Reisenden nöthigte auszusteigen und auf staubigen Feldwegen hübsch fürbaß mit ihrem Handgepäck zum Halteplatz der arabischen Droschken zu pilgern. Aber eine königliche Leiche ist kein Handgepäck, und alle meine Anstrengungen, sie unter dem Arme fein säuberlich ihrer museischen Bestimmung entgegenzuführen, trotz der Unterstützung meines brüderlichen Begleiters, scheiterten an meinem Unvermögen als Leichenträger. König Mentemsuphis brach mitten durch in zwei Hälften.

Ein viersitziges Vehikel nahm uns drei, eigentlich uns vier, auf, wobei der arabische Kutscher seltsame Seitenblicke auf den getheilten König in seiner mumienbraunen Nacktheit warf. Ich beruhigte ihn unter dem Versprechen, die Fahrt als eine vierpersönliche gelten zu lassen und den tarifmäßigen Preis dafür nebst unvermeidlichem Bachschisch baar und richtig zu zahlen.

An der langen eisernen Nilbrücke, welche wir zunächst zu überschreiten hatten, trat eine neue ungeahnte Schwierigkeit unserem unbehinderten Fortkommen entgegen: der gewissenhafte arabische Steuerbeamte.

Meiner Ueberredungskunst, vielleicht noch mehr meinem verstohlen gereichten Bachschisch, gelang es schließlich, ihm die Ueberzeugung aufzudrängen, daß unser seltsames Gepäckstück die Mumie eines zehntausendjährigen Dorfschulzen von Sakkarah sei — an einen König hätte er ja nimmer geglaubt — die im „Antikchaneh" von Bulak ausgestellt werden sollte. So ließ er uns denn mit einem höflichen Maschallah! weiter ziehen, was etwa so viel sagen will als unser deutsches: Gotteswunder!

Nach unserer Ankunft in Bulak, es war bereits späte Nacht geworden, erzählte ich dem fremden Freunde Mariette auf seinem Sterbelager die sonderbare Reise des Königs Mentemsuphis aus seiner Pyramide nach Bulak. Ein Lächeln zog über sein Gesicht. Es war das letzte, daß ich auf seinen Zügen sehen sollte, denn eine Woche später schied er von mir auf Nimmerwiedersehen. Mir aber wird man gern das Geständniß glauben, daß ich im Museum von Gizeh nur mit wehmüthigen Gefühlen vor König Mentemsuphis Mumie zu verweilen pflegte.

Die Denkmäler des Alten Reiches, von denen ich bisher gesprochen habe, rühren ihrem Fundorte nach aus dem Boden der ältesten Residenzstadt Memphis und aus den Nekropolen der benachbarten Wüste her. Aber auch die südlichen Theile Aegyptens, das Oberland, läßt an den Hauptstätten der menschlichen Ansiedelungen häufige Spuren von Monumenten jener Epoche erkennen, die wir mit dem Namen der Pyramidenzeit am verständlichsten zu bezeichnen gewohnt sind. Die in Abydos und Achmin (Panopolis der Klassiker) entdeckten Ueberreste, um von den Funden an anderen Orten zu schweigen, sind im zwölften Saale und in den anstoßenden Räumlichkeiten aufgestellt.

Mit dem Schlusse der sechsten Dynastie ist von den ägyptologisch gebildeten Forschern eine Denkmälerleere festgestellt worden, die erst mit dem Anfange der elften in Theben residirenden Dynastie von Kleinkönigen ihr Ende erreicht. Dennoch ist es Herrn Grébaut gelungen, eine ausreichende Zahl von Denkmälern aus dieser zweiten Hälfte des Alten Reiches zusammenzustellen, deren Ursprung auf Oberägypten hinweist, aber, was auffallender ist, deren Stelenform zum ersten Male ein neues Muster erkennen läßt: fügt man die sichtbar schlechte Behandlung der Skulpturarbeit jener stilistischen Veränderung hinzu, so ist die Zeit eines Verfalls in jener Epoche hinreichend gekennzeichnet. Erst mit der elften Dynastie, auf thebanischer Erde, beginnt die Wiedergeburt der ägyptischen Kunstthätigkeit mit Anlehnung an die älteste Zeit, aber so eigenartig aufgefaßt und erweitert, daß die Erzeugnisse dieser Epoche, welche das sogenannte Mittlere Reich bildete, bis zu dem Schriftstil in Stein und auf Papyrus noch den spätesten Jahrhunderten als nachahmungswürdige Vorbilder erschienen.

Die zwölfte Dynastie, von starken und ruhmreichen Königen des thebanischen Hauses gegründet, steht in der eben geschilderten Beziehung unerreicht da. Die Gräber von Beni-Hassan in Mittelägypten, um nur ein Beispiel zu nennen, verrathen die Größe und den Geschmack jener Zeit. Die geräumige Galerie des neuen Selamlik im Museum von Gizeh hat in sich eine reiche Zahl von Funden des Mittleren Reiches vereinigt, die den bloßen Beschauer bereits den vortheilhaften Abstand von den unmittelbar vorangehenden Kunsterzeugnissen mit aller Klarheit erkennen lassen. Auch das Mittlere Reich mußte jedoch seinen Verfall erleben, der in Folge politischer Ereignisse der freien Entwicklung nach den bisher bestehenden Vorbildern wesentlich Abbruch that. Wir meinen jene merkwürdige Periode, in welcher ausländische Fürsten, die sogenannten Hyksoskönige, zunächst in das östliche Unterland eingefallen waren und eine eigene Herrschaft begründet hatten, welche sich zeitweilig über das ganze Fajum, die alte Landschaft des Mörissees, und weiter südlich bis nach dem Gebiete des thebanischen Nomos ausdehnte. Was nur aus manethonischen Ueberlieferungen bekannt geworden war, die Zwingherrschaft jener fremden Fürsten, wurde durch die zufälligen Entdeckungen von Steinbildern derselben in den Trümmerstätten von Tanis und im Fajum, in neuester Zeit auch in Bubastis, zur unbestreitbaren Gewißheit erhoben. Die Statuen und Sphinxe der Könige Apopi und Rian (wahrscheinlich richtiger Chian zu umschreiben) sind redende Zeugnisse für die Existenz jener ausländischen Fürsten, nach deren Vertreibung durch die thebanischen Könige der siebzehnten Dynastie das Neue Reich, an seiner Spitze das glorreiche achtzehnte Königshaus, seinen Einzug in die ägyptische Geschichte hielt. In keinem Museum sind die

steinernen Zeugnisse der Hyksosperiode so reichhaltig vertreten, als in dem Selamlik des Schlosses von Gizeh.

Der historischen Folge entsprechend, schließen sich auch räumlich die Denkmäler dieser Zeit, in welcher die Namen der siegreichen Könige Amosis, Thuthmosis, Amenophis und nach ihnen die der Ramessiden in den Vordergrund traten, in den darauf folgenden Galerien an. Das Neue Reich bis zum Schlusse der dreißigsten Dynastie hin offenbart ein überreiches Inventar von Denkmälern, die durch ihre äußere Gestalt und ihr inschriftliches Material einen Schatz von Belehrungen enthalten. In einem Nebenraum hinter den Galerien des zweiten Hofes erscheint die Reihe der historisch so wichtigen Stelen vom Gebel Barkal in Nubien, deren Texte die Herrschaft äthiopischer Fürsten über Aegypten vor der Dodekarchenzeit unzweifelhaft verbürgt haben.

Die Räume, welche daran stoßen, sind vorläufig noch den gewöhnlichen Besuchern unzugänglich, denn die Denkmäler, welche sie zu füllen bestimmt sind, liegen zerstreut auf dem Fußboden umher. Der Zahl und Auswahl nach gehören sie zu den seltensten Stücken antiquarischer Sammlungen. Sie werden in getrennter und geordneter Aufstellung den werthvollen Inhalt eines griechischen, römischen, koptischen und byzantinischen Museums bilden und in Zukunft neue Anziehungspunkte für den Laien wie für den Gelehrten bieten.

In dem Untergeschoß enthält der mächtige Saal eines Seitenflügels, von welchem aus eine Doppeltreppe aus Holz in die Oberetage hinaufführt, eine unglaublich vollzählige Sammlung von steinernen Sarkophagen und hölzernen Sargkästen, die aus der zweiten Hälfte des Neuen Reiches herrühren und die Namen hoher Würdenträger, meist priesterlichen Ranges, in ihren Inschriften tragen. Ich hebe es hier zum ersten Male hervor, daß einer der steinernen Todtenbehälter dem Vater des Königs Teos von Aegypten angehörte, welcher in der Griechenzeit, vor Alexander's Einzug, harte Kämpfe gegen die Perser zu bestehen hatte und ruhmlos seines Thrones nach kurzer Herrschaft beraubt ward. Eine Seitenthür dieses antiken Sargmagazines dient als Ausgang für die Besucher des Museums.

Im oberen Stockwerke, wie ich bereits früher angedeutet, haben alle Gegenstände von leichterem Gewicht ihre Aufstellung gefunden. Ich folge der von Herrn Grébaut zur Anschauung gebrachten Uebersicht, um den Leser in den Stand zu setzen, sich über den Reichthum und die Auswahl der meist unter Glas ausgestellten Antiken wenigstens ein allgemeines Urtheil zu bilden.

Ich beginne mit dem naturgeschichtlichen Saale, dessen Anfänge bereits ein ungewöhnliches Interesse erregen. Aus den in den Gräbern aufgefundenen Kränzen und Pflanzen hat unser deutscher Landsmann Professor Dr. Schweinfurth ein kleines antikes botanisches Museum zusammengestellt, mit hinzugefügten erklärenden Beschreibungen, die ihm den höchsten Werth verleihen. Die ägyptische Blumenwelt war äußerst arm, um so merkwürdiger sind daher die Reste, welche einen Einblick in die vor Jahrtausenden gekannten Geschlechter der bunten Kinder des Frühlings vom Lotos an bis zum Rittersporn hin gestatten.

Die numismatische Sammlung liegt noch in ihren Windeln. Die aufgefundenen und dem Museum einverleibten Münzen warten vorerst auf ihre vollständige Reinigung und Classificirung durch einen angestellten Münzkenner holländischer Abkunft.

Dagegen läßt der sogenannte religiöse (richtiger wäre wohl die Bezeichnung mythologische) Saal an Fülle und Vollendung nichts zu wünschen übrig. Und das ist sehr natürlich, wenn man in Erwägung zieht, daß nach dem Zeugnisse der Alten bereits die Aegypter die frömmsten Menschen gewesen sein sollen und mehr auf die himmlische Zukunft als auf die irdische Gegenwart bedacht waren. Die Zahl ihrer Gottheiten war geradezu Legion, und jeder war eine bestimmte Rolle zugeschrieben, die sie dem Sterblichen gegenüber bald eine belohnende wohlthätige Wirkung, bald eine strafende und schädliche ausüben ließ. Dem Uneingeweihten erscheint die Bevölkerung des altägyptischen Pantheons im Lichte einer vollständig fremden Welt und ihre Formen fast ungeheuerlich. Götter mit Thierköpfen oder in ganzen Thiergestalten tragen etwas Abschreckendes an sich. Aber man darf nicht vergessen, daß die ehemaligen irdischen Verehrer in diesen Gestalten verkörperte Hieroglyphen erblickten, die irgend einer symbolischen Auffassung zum Ausdruck dienten. Die scheinbar unerschöpfliche Menge der Numina schrumpft schließlich zu einer Urneunheit zusammen, welche dem einen, unerfaßlichen und namenlosen Weltgeist in den kosmisch sichtbaren Erscheinungen selbst dem menschlichen Auge näher führte. Die Lokalculte gaben der Neunheit die landschaftliche Färbung, während die drei großen Residenzen Memphis, Heliopolis und Theben als Mittelpunkte zeitlich und geographisch begrenzter Kreise gemeinsamer Systeme in den Vordergrund traten.

Nur dem wirklichen Kenner lösen sich die Räthsel jener wunderbaren Gestalten, die uns im Museum von Gizeh die langen Reihen der ägyptischen Göttergesellschaften vor die Augen führen. Dem ferner Stehenden wird es immerhin eine gewisse Befriedigung gewähren, einen Einblick in die Scharen der Himmlischen längs des Nilstromes zu gewinnen und nicht selten die kunstvolle und saubere Arbeit zu bewundern, wie sie als Götzenbilder aus den Werkstätten der Goldschmiede und Erzgießer einer längst vergessenen Zeit in ungezählter Menge hervorgingen. Denn gerade dem dauerhaften Metall ward neben dem Stein der Vorzug beschieden, als Stoff für das göttliche Abbild zu dienen; Holz- und Thonfiguren, wenigstens in den spätpharaonischen Perioden der ägyptischen Culturgeschichte, treten dagegen zurück.

Ein Hauptstück der Sammlung, wenn auch der ptolemäischen Zeit und dem griechischen Cultus einst angehörend, ist die große schuppige Metallschlange des Heilgottes Aeskulap, die aus den letzten Ausgrabungen in Oberägypten herrührt. Ihre Aufstellung gerade im Mittelpunkte des mythologischen Saales ist nicht bloß zufällig. Die im Innern hohle und mit einer ausgesperrten Mundöffnung versehene Schlange war zu Orakelzwecken hergerichtet. In dieser Eigenschaft dürfte sie als einzig in der gesammten Alterthumskunde dastehen.

Auf den Gegenständen der unmittelbar folgenden Säle ruht der Stempel culturgeschichtlichen Werthes, insofern sie mit ihrer systematisch angelegten Anordnung und Aufstellung einen ungewöhnlichen Reichthum von Erzeugnissen des altägyptischen Kunstgewerbes und der nilotischen Hausindustrie vor Augen führen. Die Arbeiten in Edelmetall und Juwelen, an ihrer Spitze der Goldschmuck einer ägyptischen Königin, dessen ich oben wiederholt gedacht habe, versetzen uns in die Zeiten vom achtzehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in welchem die Goldschmiedekunst, bisweilen nicht ohne sichtbaren Einfluß babylonischer Muster, ihren

Höhepunkt erreicht zu haben schien. Die gravirten Steine bis zu den bekannten Skarabäen hin, die Thonarbeiten und emaillirten Porcellanflüsse, die mannigfaltigen Proben der ägyptischen Glasbläserei, Weberei und Möbelindustrie, die Vorlagen ehemaliger Bildhauerwerkstätten in Memphis und in anderen Städten des Landes, die vollständige Waffensammlung, die mit Bogen und Pfeil endet, die verschiedenartigen Werkzeuge, deren sich die Handwerker zu bedienen pflegten, und Tausende von Dingen des gewöhnlichen Lebens bis zu den Maßen und Gewichten hin, bilden in ihrer Gesammtheit den lohnreichen, unerschöpflichen Stoff zu den Hauptkapiteln eines umfassenden Werkes über ägyptische Alterthumskunde.

Und jetzt strömen neue und werthvolle Beiträge zu, um das vorhandene Material ansehnlich zu vermehren und zu bereichern und die wenigen noch freien Stellen in den Kästen, soweit es überhaupt noch möglich ist, auszufüllen. Ich selber habe noch vor kurzem ganze Pakete feiner Byssusstoffe und eine Zahl alabastener Salbbüchsen mit sorgfältig verschlossenen und mit Hülfe eines Bandstreifens versiegelten Deckels bewundern können, die Herr Grébaut auf seiner letzten Nilfahrt in einem thebanischen Grabe aus der fernen Epoche der elften Dynastie neben dem Sargkasten einer ägyptischen Dame aufzufinden das Glück hatte. Die Stoffe waren unbearbeitet und die Salben unbenutzt geblieben, als sei ihre ehemalige Besitzerin kurz nach dem Ankauf derselben plötzlich dahingeschieden. Die Pietät der Hinterbliebenen versäumte es nicht, so hat es wenigstens den Anschein, ihr die ungebrauchten Gegenstände mit in das Grab zu geben.

Die folgenden Räume eröffnet der vornehmste und historisch merkwürdigste Saal des ganzen Museums von Gizeh. Es ist der neunhundert Meter ins Geviert fassende Saal von Dar el-bahari, so genannt nach dem Fundort der Königsmumien, welche in ihren Särgen gemeinsam neben einander ruhen, ungetrennt von den Gegenständen des Todtenmobiliars, das alte Sitte und alter Brauch in ihren Gräbern einst aufgestellt hatte.

Es sind die Leichen großer, geschichtlich berühmter Pharaos, welche ein halbes Jahrtausend hindurch über das Land regiert, mit den Königen und Städten Vorderasiens, Assyriens und Babyloniens siegreiche Kriege geführt und den afrikanischen Sudan ihrem Scepter unterworfen hatten, denselben, von denen uns die steinernen Denkmäler und Tempelwände die Namen und Thaten aufzählen und die sie als hochbegnadigte Söhne der Götter hinstellen.

Der Anblick ihrer Leichen in Mumiengestalt hat etwas tief Erschütterndes, aber zugleich Erhebendes. Der Begriff der Zeit verschwindet vor ihnen in unserer Vorstellung, denn mehr als dreißig Jahrhunderte erscheinen wie ein Gestern, dem das Heute gefolgt ist. Und dennoch, so dankbar es öffentlich anzuerkennen ist, daß man diesen ehrwürdigen Resten großer Fürsten der Vorzeit endlich einen angemessenen Saal des Museums angewiesen hat, ein eigenes feuerfestes und stattliches Mausoleum hätte erbaut werden sollen, um in seinen Nischen die Reihe jener Unsterblichen in sich aufzunehmen und die Erinnerung an die Helden der Vorzeit, die bereits den Griechen im Dunkel sagenhafter Ueberlieferungen erschienen waren, für alle Zeiten wie eine köstliche Reliquie zu bewahren. Vielleicht, daß meinem Wunsche und meinen eigenen Gefühlen in Zukunft Rechnung getragen wird — ehe es zu spät sein sollte. Ich fürchte den Brand des Museums.

Eine Seitentreppe führt von den Königen aus zu neuen Hallen, die sich um einen offenen Hof herumziehen und ein wenig schmal zu ihrer Länge erscheinen. Wie alles Uebrige im Museum, so bergen auch diese Räumlichkeiten einen Schatz von Alterthümern in sich, der sich in Gestalt einbalsamirter Mumien besten Genres, ihrer buntfarbigen, reichgeschmückten Särge, ihrer Todtenbetten, Holzschlitten mit Rollen daran, auf denen man sie in das Grab zog, und sonstiger mit dem Leichenwesen in Verbindung stehender Gegenstände darstellt. Die thebanische, panopolitische und griechisch-römische Mumie und ihre Ausstattung bilden die Hauptstücke dieser neuen Sammlung. Die alte Stadt Panopolis, das heutige Achmin, deren weitausgedehnte Nekropolis Maspero's Nachgrabungen fast ganz erschöpft haben, lieferte jene merkwürdig behandelten Mumien, deren Gesichtsmasken in reichster Vergoldung eine besondere Aufmerksamkeit erregen: meistens Damen, die mit rosenbekränztem Kopfe und mit Halsgeschmeiden, Ohrringen, Armspangen und Fingerreifen, Alles in getreuer Nachahmung nach der Natur in altägyptischer Cartonmasse, auf ihrem Lager zu ruhen scheinen. Es ist mir unerfindlich geblieben, aus welchen Gründen die Museumssprache in Gizeh ihnen den wenig schmeichelhaften Namen der „Cocottes d'Akhmin" verliehen hat, denn ich kann nicht glauben, daß die Rosenkränze im Haar und der überreiche Damenschmuck die einzige Veranlassung dazu abgegeben haben.

Das Museum von Gizeh darf sich rühmen, daß es, wenn auch nicht der Zahl, so doch der Auswahl nach eine Sammlung von Porträts Verstorbener besitzt, die in nichts der Graf'schen wohlbekannten, in Berlin einst ausgestellten Collection[1]) nachsteht. Die Bilder, in enkaustischer Manier auf Holz in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ausgeführt, der Zahl nach achtzehn, überraschen durch die Lebenswahrheit der dargestellten Personen. Es sind Brustbilder von Männern, Frauen und Kindern. Ihr besonderer Werth für die Geschichte der Malerei im Alterthum ist längst anerkannt worden. So viel ich gehört habe, ist die gegenwärtig in Wien befindliche Sammlung des Herrn Graf immer noch käuflich zu erwerben. Wenn sich der gegenwärtige Besitzer herbeiließe, den dafür geforderten Preis zu ermäßigen, so würde der Ankauf der gesammten Masse für unsere Museen eine außerordentliche und seltene Bereicherung sein. Ob die Bilder, wie von mancher Seite her behauptet wurde, vielfach restaurirt, d. h. nachgemalt sind, kann nicht ich, wohl aber ein gründlicher Kenner beurtheilen.

Ich nehme hiermit Abschied vom Museum, das im Ganzen augenblicklich etwa fünfzig Säle füllt und bis zu seiner Vollendung noch etwa vierzig neuer Räume von einiger Ausdehnung bedarf. Der jüngste Fund in Dar el-bahari mit seinen hundertundfünfzig Mumien in ihren Särgen erfordert allein zu seiner Aufstellung eine ganze Reihe von Sälen. Selbst mich, der ich länger als zwanzig Jahre hindurch mit den Alterthümern des Museums von Bulak auf das Genauste vertraut gewesen bin, hat die Fülle und die Auswahl des im neuen Hause Gebotenen fast verwirrt. Mit Recht bemerkt Herr Grébaut, daß man in Aegypten, und in Aegypten allein, an die Schöpfung einer wirklichen Schule für Aegyptologie denken könne, wo die Kunst und die Industrie des alten Aegyptens

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", 1890, Bd. LXII, S. 95 ff.: „Die Auferstandene von Kerke".

in ihren Aeußerungen, ohne Unterbrechung, von den entlegensten Zeiten an bis zur muselmanischen Eroberung hin dem Studium offen liegen wird.

Man kann dieses Urtheil nur unterschreiben und den Wunsch aussprechen, daß das Museum von Gizeh sobald als möglich und im vollen Umfang dieses edle und hohe Ziel erreichen möge. Für uns Deutsche, die wir nur in geringem Maßstabe an der materiellen Schöpfung des Museums am Ufer des Niles betheiligt sind, ist es keine geringe Genugthuung zu wissen, daß die Ergebnisse unserer geistigen Arbeit dem eigentlichen Verständniß jener Denkmälerwelt in überreichem Maße zu Gute gekommen sind.

Ich würde meine Aufgabe nur halb gelöst haben, wollte ich nicht einen Seitenblick auf den heutigen Zustand des monumentalen Aegyptens werfen, d. h. jener Stätten, welche die letzten Reste der baulichen Thätigkeit enthalten und so manche Beiträge zur Bereicherung des Museums von Gizeh geliefert haben. Aegypten bildet damit gleichsam ein großes Museum für sich, und der Gedanke lag nahe, daß das Möglichste geschehe, um das noch erhaltene vor Zerstörung und dem Untergange zu schützen. Denn daß vor noch nicht langer Zeit beides unvermeidlich drohte, bezeugte die officiell angeordnete Untersuchung der noch bestehenden Denkmäler bis zu ganzen Tempeln mit ihren Säulenreihen hin und die traurige Erfahrung, daß geldsüchtige Araber, häufig von europäischen Reisenden dazu aufgefordert und ermuthigt, Skulpturen und Inschriften in quadratmetergroßen Stücken von den Wänden losschlugen, um gewissenlose und unverständige Touristen in den Besitz eines Königskopfes oder eines Königsnamens zu bringen. Die weltberühmten, in dieser Weise schändlich ausgebeuteten Gräber von Beni-Hassan wissen ein Lied davon zu singen.

Die amtlich durchgeführte Prüfung der freistehenden Denkmäler in allen Theilen Aegyptens, soweit sie von den Reisenden besonders im leicht zugänglichen oberen Lande besucht zu werden pflegen, ergab die Ueberzeugung, daß mit einem Kostenaufwande von zehntausend Pfund Sterling, also etwa zweihunderttausend Mark, die beabsichtigte Erhaltung, bezw. Restauration und Befestigung durch Stützen von Mauerwerk und Klammervorrichtungen durchgeführt werden könne. Zur Deckung dieser nothwendigen Ausgabe, deren Vortheil unverkennbar auf der Hand liegt, sollte in Zukunft von jedem Reisenden in Oberägypten ein Tribut von einem Pfund Sterling erhoben werden, der ihn berechtigte, unbehindert in die Tempel und Gräber einzutreten, nachdem man die Eingänge zu denselben durch eiserne Thüren verschlossen hatte, deren Schlüssel sich in den Händen besonders dazu angestellter Wächter (im Ganzen siebzig) befinden.

Eine Durchschnittsberechnung der Einnahme ließ für die Beendigung der gesammten Arbeiten einen Zeitraum von zehn Jahren voraussetzen, und mit dem Jahre 1889 begann das Einziehen des Tributes zu Gunsten der Erhaltung der Denkmäler. Man erzielte eine Einnahme von 1251 Pfund, die in dem folgenden Jahre auf 1627 Pfund stieg und in diesem laufenden (Winter von 1890 zu 91) zweitausend Pfund überstiegen hat. Kein Zweifel, daß die künftigen Jahre eine progressive Vermehrung voraussetzen lassen, so daß noch vor der angesetzten Frist von zehn Jahren die Aufgabe als gelöst zu betrachten sein wird.

Dazu gehörte gleichfalls die Reinigung der Tempel von ihrem tausendjährigen Schutte, um ihre vollständige Freilegung zu bewirken und zunächst den fremden

Besuchern, dann aber vor Allem den wissenschaftlichen Reisenden die Gelegenheit zu bieten, sich auf dem alten Pflaster zu ergehen und bis zum Fußboden hin die Skulpturen, Malereien und Inschriften auf den Wänden, Säulen und Pfeilern der Tempel nach Muße zu betrachten und zu studiren.

Diese allgemeine Reinigung des monumentalen Aegyptens hat sich mit Hülfe der gebotenen Geldmittel ebenso gründlich als schnell vollzogen. Selbst die umfangreichsten und gewaltigsten Heiligthümer, wie die Tempel von Luxor, von Medinet-Abô, das Ramesseum, die oberste Terrasse von Dar el-bahari u. s. w. sind heute so zugänglich wie zur Zeit ihrer Gründung, und der Besucher ist der Mühe überhoben, sich über Trümmerberge von zerbrochenen Steinen, Mauerwerk und Scherbenstücken den beschwerlichen Weg zu ihrer Besichtigung zu bahnen. Die Arbeit der Beseitigung der Schutthaufen hatte auch nebenher ihren Nutzen. Sie legte eine nicht geringe Zahl verborgener Gegenstände bloß, deren Ursprung dem Alterthum angehörte, und führte zu zufälligen Entdeckungen von Statuen von bedeutsamem historischen Werthe.

Auch die Aufräumung der berühmten Königsgräber von Biban el-moluk, im Todtenthale auf der westlichen Seite Thebens, ist in Angriff genommen und zunächst die weitausgedehntesten tief in den Kalksteinfelsen gebohrten Katakomben der Könige Ramses VI. und Ramses IX. sind von den darin aufgespeicherten Steinstücken befreit worden. Es gewinnt den Anschein, wie wenn man, als beide Könige starben, nicht mehr Zeit habe gewinnen können, diese Reinigung von den herabgefallenen Steinresten bereits im Alterthum vorzunehmen. Die moderne Arbeit war in einem gewissen Sinne gefährlich, denn zahllose Schlangen giftigster Art lagen unter dem Steingeröll verborgen, aber sie trug dennoch einen besonderen Lohn in sich. Hunderte der formlosen Kalksteinreste waren mit Inschriften bedeckt, welche altägyptische Schreiber, die man zum Ueberwachen der Arbeiten angestellt hatte, mit Kalamus und Tinte auf das unebene kantige Steinmaterial geworfen hatten. Es sind hymnenartige Gesänge, Briefe, Geschichten, Rechnungen u. s. w., die aus dieser seltsamsten aller Bibliotheken hervorgegangen sind, um ihren Platz später im Museum von Gizeh an würdigerer Stelle einzunehmen.

Mit einem Worte, um zum Schluß zu kommen, das monumentale Aegypten zeigt sich heute in einem reinlichen Kleide, und die schmutzige Fellache ist zu einer sauberen Matrone geworden, die jeden Ankömmling in liebenswürdiger Weise empfängt. Das ist nicht mehr die alte, verrottete Wirthschaft aus den früheren Tagen, sondern Aegypten ist ein wahrer Schmuckkasten geworden, in dessen Räumen der Wanderer aus weiter Ferne sich wohl und heimisch fühlt.

Bei der erleichterten und bequemen Reisegelegenheit nach dem Nilthale bis zur Südgrenze hinauf sollte Niemand, dem die Mittel zu Gebote stehen, es versäumen, dem neugeborenen alten Aegypten mitten im modernen Lande längs des heiligen Stromes seinen Besuch abzustatten. Der Aufenthalt an den ältesten Stätten aller menschlichen Gesittung lohnt heute die Mühe der Reise in außerordentlicher, weil überraschendster Weise.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

W. Lang.

In Jassy. — In Karlsbad. — Am Rhein.
(1806—1809.)

I.

Als Reinhard im Juni 1805 Hamburg verließ, ging er aus Rücksicht auf die angegriffene Gesundheit seiner Frau zunächst nach Aachen. Auf dem Wege dahin hielt er sich einige Tage in Köln auf, um die Einleitungen zum Ankauf eines Landguts in der Rheinprovinz zu treffen. Er war in kaiserlicher Ungnade von seinem Posten entfernt worden und wollte sich nun nach einem Orte umsehen, wo er in gänzlicher Zurückgezogenheit mit den Seinigen leben konnte. Doch er kannte sich selber, seinen Ehrgeiz und seinen Thätigkeitstrieb schlecht, wenn er meinte, in ein stilles Landleben sich vergraben zu können. Er war jetzt vierundvierzig Jahre alt. Der diplomatische Beruf war ihm Gewohnheit und Bedürfniß geworden, mehr als er es wußte, und dieser Trieb sollte sich zuletzt doch wieder siegreich erweisen, auch lockenden Aussichten zum Trotz, auch nach den herbsten Erfahrungen. Er wandte sich zum Zwecke des Gutsankaufs an den jungen Sulpice Boisserée, der als „treuer Anhänger des Reimarus'schen Hauses" gern behülflich war. Boisserée war nämlich als Handelslehrling im Jahre 1798 nach Hamburg gekommen, wo er vom alten Reimarus wie ein Sohn behandelt und von dessen Schwester Elise ins Haus aufgenommen worden war. Jetzt war er zweiundzwanzig Jahre alt, von einem unbestimmten Drang zu höheren Dingen ergriffen; bereits hatte er angefangen, altkölnische Bilder „aus den Händen roher und unwissender Menschen zu reißen". Vom größten Einfluß war auf ihn Friedrich Schlegel, der mit seiner Gattin Dorothea damals in Köln lebte und einen Kreis deutschgesinnter Männer um sich vereinigte. So wurden Reinhard's auch mit Schlegel's bekannt, und gemeinschaftlich wurde eine Fahrt zur Besichtigung einiger Güter in der Gegend von Bonn unternommen.

„Schlegel" — so erzählt Sulpiz — „begleitete uns auf diesem Ausflug, wobei Reinhard und seine Frau sich sehr an der Bekanntschaft des geist- und kenntnißreichen Mannes erfreuten, und wir brachten ein paar heitere Tage auf dieser Fahrt zu .... Dieser erste Versuch blieb ohne

Erfolg; indessen war damit der Grund zu einem Verhältniß mit dem würdigen Mann gelegt, welches sich nach und nach zu einem wahrhaft freundschaftlichen für das ganze Leben entwickelte. Es war eine merkwürdige und wohlthuende Erscheinung, daß der Mann, der durch besondere Schicksale und Verdienste in den höheren französischen Staatsdienst gekommen war, nicht nur eine edle, humane Gesinnung sich bewahrt, sondern auch die lebhafteste Theilnahme für deutsche Literatur und Bildung, ja seine eigenthümliche schwäbische Gemüthlichkeit erhalten hatte."

Auch Frau Dorothea erwähnt in einem Brief an Caroline Paulus vom 13. Juli die neue Bekanntschaft.

„Der französische Gesandte in Hamburg, Reinhard, war mit seiner Frau einige Tage hier auf der Durchreise. Wir machten eine kleine Reise über Land in ihrer Gesellschaft und haben uns gegenseitig recht gut gefallen. Besonders schienen sie von Friedrich sehr eingenommen zu sein, von dem sie sich wohl eine ganz andere Idee mögen gemacht haben."

Reinhard versprach für eine feste Anstellung Schlegels in Köln sich verwenden zu wollen, woraus dann aber nichts geworden ist. Nach dem angenehmen Aufenthalt am Rhein verweilte Reinhard zur Badekur in Aachen und ging dann nach Paris, abwartend wie sein weiteres Geschick sich gestalten werde.

Im Frühjahr 1806 erhielt er von Napoleon eine neue Bestimmung. Am 18. März wurde er zum Residenten in den türkischen Donauprovinzen und Generalkonsul in der Moldau mit dem Sitz zu Jassy ernannt. Es war zwischen der Schlacht von Austerlitz und dem Ausbruch des preußischen Krieges. Mit Rußland dauerte der Kriegszustand fort; es wurden wohl Friedensverhandlungen versucht, aber auch die Mittel zur wirksamen Fortführung des Krieges erwogen. Für den letzteren Punkt war es von Wichtigkeit, sich der Pforte zu versichern und sie auf die französische Seite zu ziehen. Bisher übten in Constantinopel England und Rußland den überwiegenden Einfluß aus; den französischen Einfluß wieder herzustellen, die Pforte zum Bruch mit Rußland zu drängen, war der Auftrag, mit dem der junge selbstbewußte General Sebastiani nach Constantinopel geschickt wurde. Um die Kräfte Rußlands zu theilen, sollte ihm jetzt ein Gegner in der Flanke erstehen. Die Pforte sollte sich auf die Krim und Bessarabien stürzen, die Donaufürstenthümer dem russischen Einfluß entzogen werden. Sebastiani reiste im Juni nach Constantinopel, Reinhard im Juli nach Jassy ab.

Der neue Posten Reinhard's hatte somit seine Wichtigkeit für den Gang der Dinge auf dem Hauptheater. Doch für einen Diplomaten, der schon einmal Minister gewesen war, konnte diese Ernennung nur eine Zurücksetzung sein. Ein heftiger persönlicher Auftritt mit dem Kaiser ging der Ernennung voraus: „Napoleon ballte convulsivisch die Faust, wie ich ihn an sein Versprechen erinnerte, und schickte mich nach Jassy." Nach dem Zeugniß Boisserées mußte sich Reinhard dem Willen des Kaisers unterwerfen, wenn er sich nicht dessen gefährlichen Zorn zuziehen wollte. Mit größerem Recht als die Sendung nach Hamburg, durfte er die nach Jassy — nach diesem „unerfreulichen und gefährlichen Posten", wie Goethe später sagte — eine Verbannung nennen: der nahm Ovid's „Tristia" nach seinem neuen Bestimmungsort mit. In glühender Sonnenhitze wurde die Reise mit Frau und Kindern über Wien durch Ungarn, das Banat und Siebenbürgen zurückgelegt. Für die Beschwerden der Reise tröstete die Aussicht, vielleicht Constantinopel, vielleicht Griechenland zu sehen; eine Hoffnung, die ebenso fehlschlagen sollte, wie im Jahre 1793 die Hoffnung auf

Rom. Den Wunsch, sich am Rheine anzukaufen, hatte Reinhard keineswegs aufgegeben. „Im Gegentheil hegte er denselben jetzt noch um so dringender, weil er, fortgerissen vom Strudel des öffentlichen Lebens, um so mehr das Bedürfniß fühlte, seinen Kindern ein Vermögen und vielleicht für sich eine stille Zuflucht zu suchen." Boisserée fuhr daher in seinem Auftrage fort, die Gegend zu bereisen, um ein passendes Besitzthum zu erwerben. Ein solches schien er endlich in der Probstei Langwaden bei Neuß gefunden zu haben. Er berichtete es an Reinhard; dieser schrieb aus Wien zurück, der Kauf gewähre ihm die größte Beruhigung, und fügte hinzu: „Es bleibt dabei, lieber Freund, daß wir nach Köln über Jassy gehen, unsere Herzen und unsere Einbildungskraft werden dem Rhein nahe sein, während wir nach der Mündung der Donau eilen. Vielleicht sagen wir einst, dieser Umweg war nöthig, um das Ziel zu erreichen."

Zunächst jedenfalls wurde es nicht erreicht; wegen der Versäumniß gewisser Förmlichkeiten mußte Boisserée von dem Kaufe dieses Gutes wieder abstehen.

Mit gewohnter Hingebung und Umsicht arbeitete sich Reinhard in die Pflichten seiner neuen Stellung ein. Wenn seine Berichte überhaupt hochgeschätzt wurden, ja nach Form und Inhalt für musterhaft galten, so daß man sie noch in späteren Zeiten den angehenden französischen Diplomaten zum Studium in die Hand gab, so galt dies besonders auch von den Berichten, die er aus Jassy schrieb. Man rühmte ihre Gründlichkeit und ihre Vielseitigkeit; sie dienten dazu, für das französische Cabinet und für alle Zeiten die hohe Wichtigkeit der Fürstenthümer in Beziehung auf Europa und sein Gleichgewicht hervorzuheben, und wenn Talleyrand in dem Nachruf, den er Reinhard in der Akademie widmete, die Dienste, die dieser als Generalkonsul leistete, ganz besonders rühmte, so hatte er dabei vornehmlich die Berichte aus Jassy im Auge.

„Was muß man," sprach dieser erfahrenste Richter, „nicht Alles wissen, um ein guter Consul zu sein! Denn die Verrichtungen eines Consuls sind unendlich mannigfaltig; sie sind von ganz anderer Art als die der übrigen Beamten im auswärtigen Dienst. Sie verlangen eine Menge Kenntnisse, für die eine besondere Schulung erforderlich ist. Die Consuln sind in der Lage, im Bereich ihres Sprengels ihren Landsleuten gegenüber die Functionen von Richtern, Schiedsmännern, Vermittlern auszuüben; oft sind sie Civilstandsbeamte; sie erfüllen den Beruf von Notaren, sie überwachen die Gesundheitsverhältnisse; sie sind es, die durch ihre täglichen Beziehungen einen richtigen und vollständigen Begriff von der Lage des Handels, der Schiffahrt und der besonderen Industrie an den Orten ihres Wirkungskreises geben können. Reinhard hatte es dahin gebracht, alle Fragen, die hier einschlugen: Wechselverkehr, Schiedsgericht, Münzumwandlung, Maß und Gewicht sicher und rasch zu entscheiden, und das Alles, ohne daß jemals eine Beschwerde erhoben wurde gegen die Berichte, die er einsandte, oder gegen die Entscheidungen, wie er sie gefällt hatte. Uebrigens gab die persönliche Achtung, die ihm auf seiner ganzen Laufbahn folgte, seiner Einmischung Gewicht in allen Geschäften, mit denen er sich befaßte, und bei allen schiedsrichterlichen Entscheidungen, die er auszusprechen hatte."

In der Jassyer Gesellschaft war Reinhard so glücklich, wenigstens einen werthvollen Fund zu thun. Der österreichische Kaiserstaat war hier durch den jungen Joseph von Hammer vertreten (den späteren Freiherrn von Hammer-Purgstall), der, in der orientalischen Akademie zu Wien erzogen, schon mehrere diplomatische Posten im Orient bekleidet hatte und der auch in seinen politischen Aemtern fortfuhr, das Studium der Sprachen und Literaturen des Morgenlandes zu pflegen. Er war „ein erzguter Mensch", wie Reinhard einmal sagte, dessen

alte Liebhaberei für das Arabische in diesem Umgang wieder aufwachte. Es entspann sich ein freundschaftlicher Verkehr, der dann, als Reinhard's Aufenthalt in Jassy noch vor Ablauf des Jahres ein rasches und gewaltsames Ende gefunden hatte, durch Briefwechsel festgehalten wurde. Kaum nämlich war Reinhard in den Besitz seiner sehnlichst erwarteten Bücherkisten gelangt, kaum hatte er sich vollends häuslich einzurichten begonnen, als politische Ereignisse eintraten, von denen er und seine Familie aufs härteste betroffen wurden.

Dem General Sebastiani war es rasch gelungen, die Gunst des Sultans Selims III. zu gewinnen und ihn zu einer Schwenkung zu bewegen. Hospodare der Walachei und der Moldau waren damals die Fürsten Ypsilanti und Morussi, beide den reichsten und mächtigsten Familien des Phanars angehörig, beide Häupter der russischen Partei. Sebastiani verlangte, daß der Sultan sie absetzen und an ihrer Stelle die Fürsten Suzzo und Kallimaki ernenne, die dem französischen Einfluß zugänglich waren. Der Sultan willfahrte, obwohl es gegen die Verträge lief. Das war Ende August, und bald darauf ging Sebastiani, seinen Weisungen aus Paris gemäß, einen Schritt weiter: er stellte dem Sultan vor, daß er jetzt endgültig zwischen beiden Theilen seine Wahl zu treffen habe, und verlangte einen Hatischeriff, der den russischen und englischen Kriegsschiffen den Eintritt in den Bosporus untersagte. Auch dazu verstand sich der Sultan. Zwar gelang es den Drohungen Englands und Rußlands, Selim wieder einzuschüchtern: er nahm den Hatischeriff zurück und setzte auch Ypsilanti und Morussi wieder als Hospodare ein. Allein Rußland hatte sofort, als es jenen Bruch der Verträge erfuhr, die Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die Türkei beschlossen. General Michelsen erhielt Befehl, mit achtzigtausend Mann in die Donaufürstenthümer einzurücken. Als Napoleon in Briefen vom 11. November und 1. December 1806 den Sultan Selim aufforderte, den Krieg gegen Rußland zu eröffnen, unter Berufung auf die Siege, die er selbst inzwischen über Preußen und Russen erfochten hatte, stand der russische General bereits auf türkischem Boden. An Reinhard selbst ließ der Kaiser in einem vom 2. December aus Posen datirten Brief die Nachricht gelangen, daß er Herr von ganz Preußen bis zur Weichsel, daß er Herr von Warschau sei, von wo er die Russen verjagt habe; Reinhard wurde aufgefordert, seinerseits Nachrichten über die Lage in Constantinopel und über die Bewegungen der Russen am unteren Dniester zu geben. Doch dieser Brief erreichte Reinhard nicht mehr in Jassy. Schon am 11/23. November war General Michelsen in der Hauptstadt der Moldau eingezogen, und unmittelbar darauf wurde Reinhard das Opfer einer völkerrechtswidrigen Gewaltthat.

In der Armee Michelsen's befand sich jener Fürst Dolgorucky, der als Adjutant des Zaren Alexander vor der Schlacht bei Austerlitz eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon hatte und von diesem in dem Bulletin über die Schlacht in wegwerfender Weise als ein unwissender, hochmüthiger junger Laffe behandelt worden war. Damals faßte Dolgorucky den Vorsatz, an dem ersten Franzosen, den er antreffen würde, sich zu rächen. Jetzt ließ er seine Rache an dem französischen Geschäftsträger, den er in Jassy traf, aus. Auf Anreizung des Fürsten ließ General Michelsen Reinhard mit seiner Familie, den Beamten des

Consulats und anderen Franzosen, die sich ihm angeschlossen hatten, verhaften und durch Kosaken nach Rußland wegführen. Es war die zweite Gefangenschaft, in die Reinhard während seines wechselreichen Lebens gerieth. Die erste erfuhr er während der Schreckenszeit als Beamter des auswärtigen Ministeriums in Paris; glücklicherweise war es am Tage vor dem Sturze Robespierre's. Eine dritte erlitt er im April 1815 durch die Preußen, als er auf dem Wege von Aachen nach seiner rheinischen Besitzung war und man wichtige Papiere bei ihm vermuthete.

Mitten in der rauhesten Winterszeit sahen sich die Gefangenen ins Innere von Rußland geschleppt. Sie wußten nicht wohin. Die begleitenden Kosaken sagten: nach Sibirien. Es war vergebens, daß Reinhard sich auf seine amtliche Stellung berief und den russischen Behörden mit dem Zorn des Kaisers Alexander drohte. Endlich in Krementschuk am Dniepr, unweit Pultava, wurde Halt gemacht. Man wartete hier auf Befehle aus St. Petersburg. Reinhard vertrieb sich die Zeit, indem er anfing, Russisch zu lernen. Sein Vertrauen auf den Zaren wurde nicht getäuscht. Auch von englischer Seite scheint man sich für ihn verwandt zu haben. Alexander ordnete sofort die Freilassung der Gefangenen an. Fürst Kurakin, der Gouverneur von Pultava, gab Reinhard einen Paß und traf freundliche Vorkehrungen für seine Reise durch die Ukraine. In Bjela Zerkow nahm die Reisenden ein Schloß des Grafen Branitzki auf; nach mehrtägiger Steppenfahrt sahen sie sich hier wie durch Zauber in einen Palast der Künste und des Luxus versetzt. Einer der Säle enthielt die Bildnisse von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses; unter ihnen fesselte das der Kaiserin Maria, der Mutter Alexanders I., einer württembergischen Prinzessin, durch einen Ausdruck von Hoheit und Güte, der in Reinhard's Sinn unauslöschlich haften blieb. Bis Brody fuhr man unter russischer Bedeckung. Von Lemberg, wo endlich eine längere Rast gehalten wurde, sandte Reinhard seinen Secretär, einen gewissen Fornetti, der aus einer Dragoman-Familie in Pera stammte, nach Warschau mit einem Bericht über das Vorgefallene. In Warschau befand sich damals das diplomatische Hauptquartier des Kaisers, und Reinhard wurde von Talleyrand eben dahin berufen, wie sämmtliche französische Consuln, die durch den Krieg aus Rußland und dem Orient vertrieben worden waren. In einem Briefe vom 2. März an den Kaiser bat Talleyrand um Weisung, was mit den Flüchtigen geschehen solle. „Mehrere von ihnen haben in ihrer Gesundheit Noth gelitten, Reinhard noch mehr als die Anderen; sie sind alle mit ihrer Familie“ [1]).

Es waren schreckliche Wochen gewesen durch das, was man in der Winterkälte, in Feindesland, auf der Fahrt durch unwirthliche Gegenden zu erdulden hatte, wie durch die Ungewißheit des Schicksals, dem die Gefangenen entgegengeführt wurden. Reinhard hatte einen Nervenhusten davongetragen, und noch mehr war die zarte Gesundheit seiner Frau von den Unbilden dieser Winterreise mitgenommen. Die Wiederherstellung ihrer Gesundheit hofften sie von Karlsbad. Sie haben dort mehr gefunden als körperliche Erholung. Der Aufenthalt in Karlsbad macht in Reinhard's Leben Epoche. Damals knüpfte sich die Freundschaft mit Goethe, und von da rechnete er den Beginn eines neuen Lebens.

[1]) P. Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon 1800—1809.

II.

Goethe war in diesem Jahre, 1807, frühzeitig nach Karlsbald gegangen, schon in der zweiten Hälfte des Mai. Sein Befinden war im Winter nicht das beste gewesen, er hoffte auf das böhmische Bad, und seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die kleinen Erzählungen, die er damals für „Wilhelm Meister's Wanderjahre" schrieb, wurden rasch gefördert; optische und chromatische Studien wechselten mit geologischen; eine bunte Geselligkeit, der Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten bot vielseitige Anregung. Er selbst rühmt in den „Tages- und Jahresheften", dieses Karlsbader Jahr sei ihm besonders günstig gewesen, „indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete." Mit diesen Worten leitet er die Erzählung seines Zusammentreffens mit Reinhard ein. Dessen Schicksale, zumal die jüngst erlebten, erregten zunächst Goethe's Theilnahme. Diese verstärkte sich bei jeder Begegnung. Wachsender Antheil und wachsendes Vertrauen begleiteten ihre gegenseitigen Mittheilungen, die rasch einen näheren Anschluß, ja ein „inniges Freundschaftsverhältniß" herbeiführten, „das, auf der reinsten Achtung und Anerkennung beruhend, nur mit ihrem letzten Lebenshauch endete" — Worte des Kanzlers Müller, der der nächste Vertraute dieses Freundschaftsbundes wurde, und der hinzufügt:[1]) „Wenn Goethe an vielseitiger Wissenschaftlichkeit und genialer Anschauung des Lebens voraus war, so erbaute er sich dagegen an der geistreichen Auffassungsgabe Reinhard's, an seiner edlen, durchaus zarten Sinnesweise und an dem reichen Schatze von Erfahrungen, die Reinhard in einem vielbewegten, oft gefahrvollen Leben eingesammelt hatte. Es wurde für beide ein hoher Genuß, die Früchte ihrer Studien und Beobachtungen und in so gar manchem Sinne den Gewinn ihres Lebens, traulich auszutauschen." Goethe selbst berichtet in den Tag- und Jahresheften: „Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug, um alsbald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte." Goethe erzählt weiter, daß ein preußischer Offizier, leidenschaftlicher Patriot, den er im vorigen Jahr nach der Katastrophe von Jena kennen gelernt hatte, ihm nicht verzeihen konnte, daß er jetzt mit einem französischen Diplomaten so vertraulich umgehe. Es war übrigens ein heiterer Kamerad, der sich „durch ein paar lustige Einfälle" beschwichtigen ließ.

Seitdem Goethe's Tagebücher veröffentlicht sind[2]), läßt sich das Zusammensein Goethe's und Reinhard's in Karlsbad, der Gegenstand ihrer Gespräche, die wachsende Annäherung fast von Tag zu Tag verfolgen. Am 28. Mai traf

---

[1]) In der (ungedruckten) Charakteristik Reinhard's vom Kanzler von Müller, die dem Goethe-Reinhard'schen Briefwechsel hätte vorangestellt werden sollen.

[2]) Goethe's Tagebücher. Weimarsche Ausgabe, Bd. III, S. 216 ff.

Goethe in Karlsbad ein. Schon am folgenden Nachmittag erhielt er den ersten Besuch Reinhard's, der von seinem Aufenthalt in Jassy, vom Aeußeren der Stadt, von der Lebensart daselbst erzählte. Am 30. Mai trafen sie sich morgens am Neubrunnen und gingen dann zusammen auf und ab. Vor Tisch erwiderte Goethe Reinhard's Besuch. Die Begegnung am Brunnen wiederholte sich in den folgenden Tagen, aber es wiederholten sich auch die Besuche Goethe's bei der Familie Reinhard, Vormittags und Abends; man ging zusammen spazieren, man sah sich täglich, zuweilen zwei- und dreimal. Besonders die Abendstunden liebte Goethe bei Reinhard's zuzubringen, und einmal ist angemerkt: „Thee getrunken", eine Sitte, der sich Goethe auch sonst in Gesellschaft, wiewohl ungern, anbequemte. Reinhard theilte ihm von seinem Burgunder mit, und dessen Qualität war ihm noch nach Jahren in angenehmer Erinnerung. Wir erfahren, daß Goethe seine Zeichenversuche vorwies, und Frau Reinhard eine von ihm gezeichnete Gebirgsansicht kopirte. Lebhaft betheiligte sich auch Frau Reinhard an den Gesprächen, zumal wenn diese literarische Gegenstände betrafen, oder das Theater, oder Einzelnes aus den persönlichen Erlebnissen. Besonderes Interesse gewann Goethe dem Tagebuch ab, das Frau Christine über die Wegführung der Familie in russische Gefangenschaft niedergeschrieben hatte, „wodurch man die verwickelten ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme genöthigt wurde". Reinhard selbst erzählte Geschichten aus der Schreckenszeit, tauschte mit Goethe die Erlebnisse in Italien aus, redete von „sonstigen Epochen seines Lebens und seiner Bildung", oder man sprach von ästhetischen Problemen, von Hamburg, den dortigen literarischen Kreisen und über „die Aussichten für Religion und Cultur im Norden". Anlage und Bildung waren bei Reinhard gleichfalls encyklopädischer Art. Wo man anklopfen mochte, zeigte sich Einverständniß, williger Aufschluß, verwandte Lebensbetrachtung. Und auch die politischen Neuigkeiten, die der Tag brachte, wie der Fall von Lübeck und die Friedenspräliminarien von Tilsit wurden besprochen, und bei diesen Gesprächen muß es wohl gewesen sein, daß Goethe sich von der „wahrhaft deutschen Gesinnung" Reinhard's überzeugte.

Am 6. Juni traf der Herzog Karl August in Karlsbad ein. Goethe stellte ihm anderen Tages seine Bekannten vor, und am 9. und 10. Juni finden wir Goethe, Reinhard und den Grafen Grünne an der Herzoglichen Tafel. Einmal nahm Goethe auch an einer Abendgesellschaft bei Reinhard's Theil, in der unter Anderen die Aerzte Mitterbacher und Kappe mit ihren Frauen geladen waren. Sonst blieb man unter sich im engsten Kreise. Eines Abends wurden Gedichte von Reinhard und von der Mutter Reimarus vorgetragen. Das Declamiren war, wie wir wissen, eine besondere Liebhaberei von Frau Christine; schon als Mädchen pflegte sie in den Abendgesellschaften des Reimarus'schen Hauses mit dieser ihrer Kunst zu glänzen; jetzt durfte sie Gedichte des Altonaer Arztes Unzer, die sie besonders liebte, vor Goethe's Ohr bringen, schwermüthige, sentimentale Poesien, die der Dichter wohlwollend und nachsichtig genug aufnahm. Ein andermal zeigte Reinhard seine Medaillensammlung, aus welcher Goethe, der eifrige Sammler, auswählen durfte; oder es wurden ältere Papiere und Handschriften aus der Revolutionszeit hervorgesucht, von denen gleichfalls später manches Stück in die Goethischen Sammlungen hinüberwanderte. Doch mehr als alles

dies hat der Umstand die junge Freundschaft gefördert, daß Reinhard sich bei einem Unternehmen zugänglich und hülfreich erwies, das Goethe eben in dieser Zeit mit höchster Wichtigkeit betrieb, ja als ein Hauptgeschäft seines Lebens ansah: Reinhard wurde ein gläubiger und eifriger Anhänger der Farbenlehre. Das hat ihm vollends Goethe's Herz gewonnen. „Der neue Freund," so erzählt Goethe, „gewährte mir anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Uebersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebensgeschichte am anderen Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem, was ihm begegnet, er mit dem, was mich auf das lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erleichtert".

Das Tagebuch erwähnt am 5. Juni zum erstenmal die Farbenlehre als Gegenstand des Gesprächs. Reinhard besaß hinlängliche Vorkenntnisse, um sich an das schwierige Problem heranzuwagen. Einer seiner Lehrer zu Maulbronn, Professor Balthasar Sprenger, hatte mit Vorliebe Physik und Naturwissenschaften mit seinen Zöglingen getrieben. Goethe's Werk war damals noch nicht veröffentlicht, der Druck hatte aber schon zu Ende des Jahres 1805 begonnen. Was daran vollendet war, studirte Reinhard zu Hause; Goethe half mit mündlicher Unterweisung nach, auch weihte er den Schüler alsbald in die praktischen Versuche ein; er gab ihm ein Prisma und die schwarzweißen Kärtchen, zeigte den Krystall mit der Iris, legte das Phänomen der epoptischen Farben vor. Goethe hatte bisher mit seiner Theorie kein Glück gehabt; die Menge sah darin ein wunderliches Steckenpferd, die Gelehrtenwelt verhielt sich meist ablehnend. Um so wichtiger war es nun dem vereinsamten Forscher, daß er bei einem Manne Verständniß fand, der zwar nicht ein Fachgelehrter war, aber von vielseitiger Bildung, von Rang und Einfluß, ein Staatsmann, der ebenso seine Verbindungen in der Wissenschaft besaß, Frankreich ebenso wie Deutschland angehörig. Der Gedanke lag nahe, die Farbenlehre, die von den Landsleuten des Entdeckers schnöde verworfen wurde, nach Frankreich zu verpflanzen, wo sie vielleicht eine unparteiischere Würdigung fände. Reinhard selbst machte den Versuch, einige Abschnitte ins Französische zu übertragen. Am 5. Juli brachte er Goethe die ersten Proben, und am 13. Juli heißt es im Tagebuch: „Wir gingen seine Uebersetzung einiger Stellen der Farbenlehre durch und beredeten uns über die Art und Weise, wie sie ad Gallos zu richten sei." Doch zuvor schon waren die Freunde auf einen anderen Uebersetzer und Mittelsmann verfallen. Das war ja ganz ein Geschäft für Villers, der sich die Vermittelung deutschen und französischen Geisteslebens, die Einführung deutscher Wissenschaft in seine französische Heimath zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Schon am 30. Juni las Reinhard bei Goethe den Brief vor, den er an Villers geschrieben hatte, um ihm einen Vorschlag zu machen, der so ganz des heiligen Apostolats würdig sei, dem er sich gewidmet. Man erkennt, wie Reinhard selbst ganz erfüllt ist von dem

Gegenstand. Es ist ein langer Brief, sein Inhalt eine geistreiche Einleitung in die Farbenlehre, deren Wichtigkeit dem Lübecker Freund eindringlich auseinandergesetzt wird. Vielleicht — und damit spielt Reinhard auf Viller's Schriften über Kant und über die deutsche Reformation an — vielleicht findet der Apostel der Reform der Metaphysik und der Reform des Christenthums es unter seiner Würde, auch der Apostel der Reform der Farbenlehre zu werden. „Doch auch in diesem Fall würde das Werk, ein Muster von Klarheit, Zusammenhang, Reichthum und Genauigkeit in Beobachtungen und Versuchen den Beweis liefern, daß der Name Goethe seinen Platz mit Ehren behauptet an der Seite derer von Kant und Luther." Mit beredten Worten wird der hohe Werth der neuen Lehre, ihre Anwendbarkeit für die Künste und die Wissenschaften verkündigt, jedoch dem speculativ gerichteten Freunde gegenüber besonders der philosophische Charakter gepriesen.

„Die Lehre der Farben scheint auf ein allgemeines Gesetz zurückzugehen, das sie in eine Reihe stellt mit derjenigen der wichtigsten Naturphänomene, die anscheinend unmeßbar sind und die gleichwohl nach einem gleichförmigen Princip hervorgebracht scheinen, dessen Gegenwart unter unendlich verschiedenen Formen, doch immer mit derselben Wirksamkeit, in der physischen Welt und vielleicht bis in die moralische Welt sich kundgibt. Dieses Princip erkennt man wieder im Magnetismus, in der Elektricität, im Galvanismus, in der gesammten Chemie, deren Verwandtschaft mit den Farben seit lange schon den Forschern aufgefallen ist. Rücken Sie zwei Gläser zusammen, und Sie rufen die Farben des Prisma hervor; rühren Sie an dem Elektrophor, so bewirken Sie eine Abstoßung des Elektricitätsmessers; verbinden Sie zwei Metalle, und Sie bringen die Oxydation hervor. Wie soll man dieses Gesetz nennen? Schaffen Sie mir eine Sprache, und ich will es benennen. Aber Goethe hat diese Sprache geschaffen, er hat zum mindesten ihr Alphabet gezeigt."

Daß die Uebersetzung ins Französische ein schwieriges Unternehmen sein wird, verhehlt Reinhard sich und dem Freunde nicht.

„Goethe's Ideen werden im deutschen Volke ohne Zweifel ein vorbereitetes Feld finden; sie hängen zusammen mit Allem, was die philosophische Gährung der letzten Jahre an bestimmten und nützlichen Ergebnissen zurückgelassen hat, und bereits ist ihr die Zustimmung einer großen Zahl trefflicher Geister gesichert; aber wie sie den Franzosen übermitteln, die auf keinem Felde sich erobern lassen wollen, und durch das Organ einer Sprache, die, in ihrem Bereich die Gesammtheit der menschlichen Kenntnisse umfassend, sich die Fähigkeit versagt hat, deren Form zu ändern oder deren Sphäre zu erweitern? Bis auf drei oder vier Abschnitte ist Goethe's Buch französisch; aber es sind gerade jene Paragraphen, die man zu übersetzen verstehen muß."

Uebrigens räth Reinhard dem Freund, alsbald auch die im Buche angezeigten Versuche und Beobachtungen selber anzustellen.

„Haben die Thatsachen zu Ihren Augen gesprochen, so wird das Buch zu Ihrem Geiste sprechen; noch ein Schritt weiter, und Sie werden auf der Höhe seines Princips sein. Um Ihnen indessen zu beweisen, daß ich ein aufmerksamer und gelehriger Schüler gewesen bin, schicke ich Ihnen den Inhalt eines Vortrages, in dem mir Goethe seine Ideen entwickelte, bevor ich sein Werk las. Wenn es die lebendige Stimme wäre, wie ich sie hörte, so wären Sie bereits bekehrt, bereits Apostel; aber leider der Buchstabe tödtet."

Den Schluß des Briefes bildet Persönliches.

„Ich sage Ihnen nichts von dem ‚merkwürdigsten Jahre meines Lebens'; ich habe unglücklichere durchgemacht. Ich zweifle nicht, daß Ihre Freundschaft Theilnahme für unsere Erlebnisse gehabt hat, hoffentlich ist die Zeit der bizarren Begebenheiten nunmehr für mich vorüber. Wie sehr wünsche ich, Ihnen irgendwo zu begegnen auf dem Rest meiner Reise, die mich ja in ziemliche Nähe von Göttingen führt, wohin Sie, wie ich höre, sich begeben. Sagen Sie Schlözer, daß ich

auf der Rückreise aus Rußland mit größtem Interesse seinen Nestor[1]) gelesen habe, den ich in Wien gekauft habe, der mich aber erst in Lemberg erreichte. Wir verlassen Karlsbad in der nächsten Woche; in Dresden werden wir uns einige Tage aufhalten. Sehen Sie, ob Sie mir nicht ein Stelldichein geben können, in Cassel zum Beispiel. Auf alle Fälle erwarte ich Sie eines Tages in meiner Hütte am Rhein."

Am 15. Juli in der Frühe verabschiedete sich Goethe von Reinhard's, die nach Beendigung ihrer Kur Karlsbad verließen. Zwei Tage zuvor hatte Goethe noch zum Abschied bei ihnen gegessen. Reinhard hinterließ dem zurückbleibenden Freund als Andenken „eine kleine Reisebibliothek in einem schönen Kästchen"; es waren Sedezausgaben der französischen Klassiker, und Goethe wurde dadurch veranlaßt, alsbald Lafontaine's Fabeln, alte und neue Romane, besonders aber Montesquieu vorzunehmen. Doch das große gemeinsame Anliegen blieb die Farbenlehre. Während man die Antwort Viller's erwartete, hatte Reinhard auch seinem Schwiegervater Reimarus eine gedrängte Darstellung der neuen Lehre geschickt; der Alte in Hamburg hatte sie mit Interesse, doch nicht ohne Vorbehalte aufgenommen. Schon dachte Reinhard auch daran, seinen jungen Freund Boisserée anzuwerben.

Goethe selbst sah sich nach der wiederholten Besprechung des Gegenstandes mit Reinhard veranlaßt, eine das Verständniß erleichternde Einleitung aufzuzeichnen „und dabei besonders jene mißlichen Paragraphen verständlicher und zusammenhängender zu wiederholen." Und wenn jetzt das in Karlsbad angeknüpfte Verhältniß in einem Briefwechsel sich fortsetzte, so bot den nächsten Faden für diesen gleichfalls die Propaganda für die Farbenlehre. Doch wie das Verhältniß zuletzt auf der gegenseitigen Anziehungskraft der beiden Persönlichkeiten beruhte, so trat auch im Briefwechsel, den die Freunde bis zum Ende des Einen fortsetzten, die Uebereinstimmung in Denkart und Lebensauffassung, in Studien und Neigungen, in Urtheilen über Menschen und Dinge, immer reiner und vielseitiger hervor. Der Briefwechsel, wie er im Jahre 1848 durch Reinhard's Sohn herausgegeben wurde, ist das schöne Denkmal einer reifen, mit gegenseitigem Vertrauen sich öffnenden Männerfreundschaft. Reinhard ging nicht leicht aus sich heraus; in den Briefen an Goethe aber legte er Bekenntnisse nieder, die um so willkommenere Einblicke in sein inneres Leben gewähren. Er liebte es auch, Erinnerungen an vergangene Epochen seines Lebens diesen Ergüssen einzuverleiben. Für seine Biographie sind diese Mittheilungen, so eilig und abgerissen sie sind, von hohem Werth. Was ihm die Freundschaft mit Goethe war, das hat er unwandelbar mit stets wiederholtem Danke bekannt. „Ich habe durch Sie wieder einen schönen vollen Monat gelebt; es ist Provision für Jahre, wenn ich Jahre zählen darf." — „Sie sind in jedem Sinne mein Wohlthäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an." — „Nicht das Wasser, Sie haben mich kurirt" — so lauten seine Aeußerungen an Goethe selbst. Er fühlte sich als dankbarer Schüler, ja er empfand eine Art Pietät des Sohnes gegen den um zwölf Jahre älteren Freund, und als er nach vierundzwanzig Jahren wieder nach Karlsbad ging, freute er sich, den Ort noch einmal zu sehen,

[1]) Uebersetzungen des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980. Fünf Bände. Göttingen 1802—1809.

„wo ich 1807 die physische Genesung durch den Strudel und die moralische durch meine Beziehungen zu Goethe fand". Man versteht dieses leidenschaftliche Sich-anklammern an Goethe's Freundschaft erst, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr äußere und innere Erfahrungen eben damals auf Reinhard lasteten, als ihm das Glück der Karlsbader Begegnung zu Theil wurde. Vom Schicksal hart umgetrieben, an den Dienst eines Allmächtigen gefesselt, dessen Ungnade noch nicht besänftigt war, voll Mißtrauen gegen die, die ihn bisher emporgehoben hatten, von der Sorge um seine und seiner Familie Zukunft erfüllt, dabei mehr und mehr bedrückt von dem Zwiespalt, in den der Deutsche in solcher Stellung mit sich selbst gerathen mußte — in solchen Bedrängnissen, die nur zu oft einen dunklen Schatten in sein Gemüth warfen, war ihm jetzt plötzlich ein Licht aufgegangen, das seine künftigen Tage erhellte. Der Welt gegenüber und vor sich selbst fand er in Goethe's Freundschaft seinen moralischen Halt. Er war Deutschland entfremdet und doch kein Franzose geworden; jetzt hatte er wieder festen Boden unter den Füßen. Sein Selbstvertrauen hat sich in diesen Tagen wieder aufgerichtet. Was ihm auch ferner beschieden war: er hatte ein unverlierbares Gut gewonnen. Er fühlte sich, wie er selbst sagte, wieder im Zusammenhang mit dem Guten und Schönen, und das Leben erhielt für ihn neuen Reiz, den es längst verloren hatte.

III.

Von Karlsbad ging Reinhard zunächst nach Dresden, wo damals, auf der Rückreise von Tilsit, der Kaiser Napoleon sich aufhielt. Hier hoffte er zu erfahren, was für seine Zukunft zu erwarten war. Er sah den Kaiser, und er hatte wiederholte Besprechungen mit Talleyrand. Reinhard mißtraute in diesen Jahren seinem alten Gönner und glaubte Ursache zu haben, daß dieser ihn aus der diplomatischen Laufbahn verdrängen wolle. Der Anfang war schon damit gemacht, daß man ihm ein Generalconsulat übertragen hatte. Wirklich war jetzt davon die Rede, ihm eine Präfectenstelle in einem der vier deutschen Departements zu geben. Der Vorschlag scheint aber Reinhard damals nicht unerwünscht gewesen zu sein, zumal seine Absicht, eine ländliche Besitzung am Rhein zu erwerben, fester als je stand. Indessen sah er ein günstiges Zeichen darin, daß bei einem Besuch der Bibliothek Napoleon ihn dem König von Sachsen nicht als Consul, sondern als mon chargé d'affaires à Jassy vorstellte und ihn damit als politischen Vertreter anerkannte. Fest bestimmt wurde über seine Wiederanstellung nichts; inzwischen erhielt er, woran ihm vor Allem gelegen war, die Erlaubniß, sich am Rhein aufzuhalten, und erst dann nach Paris zu gehen, wenn über seine Zukunft entschieden wäre. Die Gesellschaft und amtliche Besuche machten in diesen bewegten Tagen starke Ansprüche an Reinhard. Auch den jungen Prinzen Jerome und dessen Freund Lecamus, den späteren Minister Grafen Fürstenstein, sah hier Reinhard zum erstenmal; ahnungslos, in welches Verhältniß er einst zu ihnen kommen werde. An der Tafel Talleyrand's hatte er eines Tages Gelegenheit, sich mit einem von dessen Sekretären während des ganzen Essens über Newton's Theorie und Goethe's Ideen zu unterhalten. Zweimal traf er den Herzog Karl August in Gesellschaft bei dem französischen Gesandten Bourgoing. Immerhin

blieb noch Zeit, die Sammlungen der Königsstadt wiederholt zu besuchen und die Umgegend zu genießen.

Mehrere Tage wurden dann in Leipzig zugebracht, wo die Reisenden von der Weimarischen Truppe den „Torquato Tasso" aufführen sahen; Reinhard gestand, keines ähnlichen Genusses sich zu erinnern, den ihm irgend ein Schauspiel gewährt hätte. Noch mehr trat ihm in Weimar überall Goethe wieder entgegen. Er schrieb von da am 9. August dem in Karlsbad zurückgebliebenen Freund:

„Hier sind wir mit einer freundlichen Güte aufgenommen worden, die wir ausschließend oder doch zuerst Ihnen verdanken. Vom Herzog und der Herzogin an, die, sowie Frau von Wolzogen, eine auffallende Aehnlichkeit mit Schillern, die wohl mehr in den Manieren als in den Zügen liegt', in mir zu sehen glaubte, bis zum Kammerherrn vom Dienst haben wir nichts als Erfreuliches und Zuvorkommendes erfahren. Erst seit Karlsbad leb' ich wieder unter Menschen! Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hofe oder im Wolzogen'schen Haus zubrachten."

Er lernte Wieland kennen, Falk, Bertuch, Voigt; nur Frau von Schiller war zu seinem Bedauern abwesend. In Jena wurde das Frommann'sche Haus besucht.

„Ich beneide Sie um diesen Kreis von Menschen; seit ich hier bin, hat sich mir die Idee der Abgeschiedenheit, in die ich zurücktreten will, auch wieder von ihrer mißlichen Seite gezeigt. Lassen Sie mich denken, ich gehöre auch dann noch zu Ihnen und den Ihrigen."

So stark ist die Empfindung, diesem Kreise anzugehören, daß er sich sagt, sein ganzes Leben hätte eine andere Wendung genommen, wenn er gewußt hätte, daß Menschen, wie er sie jetzt kennen lernte, sich für ihn und seine Schicksale interessirten.

„Aber dieses Geheimniß verbarg mir die Nemesis. Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um so mehr verzweifelte ich, anderswo eigenen Grund und Boden zu finden. Ich erschien mir in jedem Sinn als ein Mensch ohne Vaterland."

Von nun an ist er nicht mehr heimathlos: Weimar ist künftig sein Vaterland.

In Frankfurt erhielt Reinhard die Nachricht, daß Talleyrand zum Vice-Großwähler ernannt worden sei und das auswärtige Ministerium an Champagny abgegeben habe. Für Reinhard war dies insofern unerwünscht, als er mit Talleyrand in Dresden auch private Angelegenheiten, gewisse Geldrückstände, besprochen hatte; jetzt mußte er sich doch zur Reise nach Paris entschließen, um diese Dinge bei dem neuen Minister persönlich zu betreiben. Auch seinen alten Freund Ebel, den Schilderer schweizerischer Natur und Volksart, sah er in Frankfurt wieder, und auch dieser wurde in Goethe's Farbenlehre eingeweiht, die bei dem in den Naturwissenschaften wohlbeschlagenen Arzt auf den günstigsten Boden fiel.

In der zweiten Hälfte des August kam Reinhard wieder an den Rhein, den er im vorigen Jahre ungern mit dem Pruth vertauscht hatte. Nach kurzem Aufenthalt eilte er zunächst nach Paris, während seine Frau bei den Freunden in Köln zurückblieb. Sulpiz Boisserée's Bemühungen in Sachen des Gutskaufes waren inzwischen erfolgreich gewesen, und er konnte Reinhard Vorschläge machen, über die man sich bald einigte. Zwei Landgüter brachte er in Vorschlag: einmal Falkenlust zwischen Bonn und Köln, ein ursprünglich zu Schloß Brühl, der Churfürstenresidenz, gehöriges Jagdschloß, das im besten Stande, ja im Innern

mit fürstlichem Aufwand ausgestattet war und einen schönen Park besaß. Sulpiz rieth dem Freunde, dieses Gut, das um billigen Preis zu haben war, zu erwerben. Dann hatte es Sulpiz noch auf die Probstei St. Apollinaris bei Remagen abgesehen, ein kleines ziemlich verwahrlostes Gut, auf das um seiner reizenden Lage, wie um seiner kirchlichen Bedeutung willen (es war ein alter Wallfahrtsort) auch Schlegel's längst ihr Auge geworfen hatten [1]). Dieses sollten, rieth Sulpiz, Reinhard und er zusammen kaufen, herstellen und so lange gemeinschaftlich besitzen, bis die Trennung angemessen sein würde, wo dann der Eine dem Andern die Hälfte für den Kostenpreis überlassen sollte. Reinhard war mit beiden Vorschlägen einverstanden, und der Kauf kam dann, während er in Paris war, durch seine Frau wirklich zu Stande. Der gemeinschaftliche Besitz des Apollinarisberges dauerte bis 1823, in welchem Jahre Reinhard das Verhältniß freundschaftlich löste und seine Hälfte an Sulpiz abtrat.

Reinhard's Aufenthalt in Paris dauerte länger, als in seiner Absicht gelegen war. Am 10. October schrieb er von dort, daß er schon einen vollen Monat da sei und noch nicht das Geringste über seine Angelegenheiten habe erfahren können. Er spürte, daß er noch immer nichts weniger als persona grata war. Im „Publiciste" stand ein Artikel, aus dem Reinhard die Absicht herauslas, ihn wegen seines Aufenthaltes in Weimar und Jena zu verdächtigen. Als er eines Abends mit Wolzogen's, die damals auch in Paris weilten, und einigen anderen Bekannten zusammen war, um den dänischen Dichter Oehlenschläger sein dramatisches Märchen „Aladdin" vortragen zu hören, merkte Reinhard, daß die kleine Gesellschaft unter polizeilicher Aufsicht stand. Er war von Natur argwöhnisch, in dieser Zeit war er es mehr denn je. Auch gegen Talleyrand schöpfte er von Neuem Mißtrauen. Er hatte dessen Verwendung angerufen. Der alte Gönner antwortete „in einem zugleich nichts und sehr viel sagenden Brief:" er zweifle nicht, daß der Kaiser die Dienste Reinhard's nach ihrem wahren Werthe schätzen werde; der Kaiser sei geneigt, diejenigen zu belohnen, die ihm ergeben seinen; auf seine, Talleyrand's, Unterstützung dürfe er zählen u. dgl. Das klang wenig ermuthigend. Die Nachricht, die er jetzt aus Köln erhielt, daß der Kauf von Falkenlust abgeschlossen sei, bestärkte ihn in dem Vorsatze, nun ganz die Bürde des Staatsdienstes abzuwerfen.

„Die Gegend, die Sie wohl kennen," so schrieb er noch aus Paris an Goethe, „ist herrlich, das Haus niedlich, von einem Gitter und außerhalb von einem kleinen Park umgeben. Das Gefühl, Hausbesitzer zu sein, hat mich fröhlich ergriffen und mein Schicksal bestimmt. Es ist nun fest beschlossen: wenn es der Wille des Schicksals ist, daß ich noch in die Fesseln einer Stelle geschmiedet werden soll, so soll wenigstens die Stelle mich suchen, nicht ich sie."

Reinhard war mit dem Vorsatz nach Paris gegangen, neben dem Verfolg seiner eigenen Angelegenheiten auch für die Farbenlehre zu wirken. Er dachte sogar daran, im Institut, dessen Mitglied er seit 1795 war, eine Vorlesung dar-

---

[1]) Dorothea an Friedrich Schlegel, Köln 31. Juli 1806: „Wären wir reich, so kaufte ich den Apollinarisberg — er ist zu verkaufen — die Capelle und das Schloß noch in recht gutem Stande; hier würde ich einen Priester wieder Gottesdienst halten lassen, denn die Capelle ist wegen Wunder sehr berühmt, und noch jetzt wallfahrten die Leute dahin, trotz der Zerstörung. Hier würde ich dann leben, sterben und mich begraben lassen."

über zu halten. Da er nicht Fachmann war und im Institut zur Classe der alten Geschichte und Literatur gehörte, schien es ihm angemessen, dazu ein Capitel aus der Geschichte der Farbenlehre zu wählen und so die neue Entdeckung gleichsam durch philologische Propyläen einzuführen. Er wünschte Goethe's Zustimmung zu diesem Vorhaben und bat sich von ihm die Bezeichnung der Hauptstellen aus Platon, Aristoteles, Seneca ꝛc. aus, um etwa über die vielseitige Bedeutung der die Farben bezeichnenden Ausdrücke im Griechischen und Lateinischen zu reden. Goethe konnte sich aber hierzu nicht entschließen; er war eben erst nach Weimar zurückgekehrt und entbehrte noch der Sammlung, um dem Freunde die gewünschten Mittheilungen zu machen. Indessen ist es ihm erwünscht, wenn Reinhard sich des Farbenwagestücks von Zeit zu Zeit erinnern, hier und da ein gutes Wort dafür aussprechen, ein gutes Vorurtheil für die Sache erregen will. Das hatte denn Reinhard auch bereits gethan. Am 5. October händigte er die gedruckten Aushängebogen der Farbenlehre Cuvier ein, dem um sieben Jahre jüngeren Landsmann, der fast gleichzeitig mit Reinhard als Hauslehrer nach Frankreich gekommen war, hier mehr und mehr zum Franzosen wurde und als Sekretär der naturwissenschaftlichen Classe des Instituts bereits eine gebietende Stellung in der Pariser Gelehrtenwelt einnahm. Reinhard und Goethe waren nicht wenig gespannt darauf, wie dieser die neue Lehre aufnehmen werde; „mehrere seiner Aeußerungen," bemerkte Reinhard, „haben mich überzeugt, daß sein Sinn für deutsche Ansichten noch nicht erstorben ist." Auch mit anderen Pariser Gelehrten hatte er wiederholte Besprechungen in der Sache, und er konnte Goethe berichten, daß optische Fragen auch in Frankreich gegenwärtig in der Luft seien. „Kurz, ich werde Paris nicht verlassen, ohne über das, was zu thun ist, im Klaren zu sein, und ohne was für jetzt möglich ist, gethan zu haben."

Von Villers war inzwischen Antwort gekommen. Eine ausweichende. Von tausend eigenen Plänen bedrängt, hatte er sich seinen Entschluß vorbehalten. Er wisse noch nicht, schrieb er an Reinhard, ob er im Stande sein werde, das ihm zugedachte Apostolat zu übernehmen, ob seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Aufgabe gewachsen seien. Auch müsse man zuerst den Boden prüfen, um zu wissen, ob der Augenblick in Frankreich günstig sei. Indessen versprach er, einen vorläufigen Bericht in ein Amsterdamer Blatt zu geben. Reinhard seinerseits denkt an einen Aufsatz für die „Archives littéraires"; er entwirft einen Feldzugsplan, wie man den Franzosen allmälig mit der neuen Lehre zu Leibe rücken könne: „wenn dann aus der Gährung ein klares Resultat in der Meinung hervorgegangen ist, so suchen und finden wir einen Uebersetzer fürs Ganze, und wenn ich's selbst sein sollte."

Der letzte Brief, den Reinhard aus Paris an Goethe schrieb, ist vom 14. October datirt: „am Jahrestage der Schlacht von Jena". Politische Betrachtungen darf man in seinen Briefen nicht erwarten. Nur zuweilen verräth sich in kurzen, meist sarkastischen Andeutungen, wie er dachte. Der Kaiser hielt damals in Fontainebleau Hof. Ein prunkvolles Fest reihte sich an das andere. „Ein Dutzend deutscher Souverains steht unbemerkt in den gedrängten ehrerbietigen Reihen." Auf der Reise nach Paris — „es war die Zeit der großen Wanderung" — war es ihm selbst begegnet, daß man ihn auf einigen Poststationen auch für

einen Souverain d'Allemagne hielt. Im Theater sah er „Nicomède" von Corneille. Talma spielte die Hauptrolle in diesem Stück, das die Erniedrigung der kleinen asiatischen Könige und ihren Untergang im römischen Weltreich schildert, dem gegenüber der Held mit stolzer Ironie sich behauptet.

„Nie haben mir ein Schauspiel und dieser Schauspieler größeres Vergnügen gemacht. Was mich zugleich unendlich ergötzte, war, daß im ganzen Hause Niemand zu fühlen schien, daß sie die Römer waren! Ich fühle leider, daß ich ein Deutscher bin, und ich kenne diese Prusiasse!"

An die Pariser Reise schloß sich, nach der Erzählung von Heinrich Steffens[1]), noch ein Besuch in Hamburg. Steffens hielt sich nach der zeitweiligen Aufhebung der Universität Halle in Norddeutschland auf, und die Herbstmonate 1807 brachte er auf Einladung von Frau Sieveking als Gast in Neumühlen zu. Aus seinem Munde vernehmen wir noch einmal eine fast überschwängliche Schilderung, sowohl von der herrlichen Frau des Hauses, als von der feinen, im edelsten Sinne vornehmen Darstellung der Geselligkeit, wie sie in diesem europäischen Vereinigungspunkte zu Hause war. Steffens fährt dann fort, daß eben damals Reinhard im Sievekingschen Kreise lebte, und entwirft von ihm folgendes Bild:

„Reinhard hatte ein sehr ruhiges Aeußere; er sprach langsam, und sein Urtheil hatte etwas Bestimmtes und Schneidendes. Wie ich ihn kennen lernte, begriff ich wohl, daß er imponiren konnte. Jetzt erschien er bei seiner Schwägerin nichts weniger als angenehm. Er sprach fast nie, war fortdauernd mürrisch, und seine Gegenwart war jederzeit lästig und störend. Wenn er, höchst selten, zugänglicher erschien als gewöhnlich, freute man sich allgemein. „Heute," sagte die gütige Frau dann, „ist Reinhard ganz allerliebst," wenn er sich so betrug, wie man es von einem einigermaßen gefälligen Manne unter allen Umständen erwarten konnte. Allerdings mochte er von einem tiefen Gram niedergedrückt sein. Die Masse von furchtbaren Erfahrungen mußte ihn beugen; er haßte, wie ich später von ihm selbst erfuhr, Napoleon, dessen Gewalt er mit Unwillen wachsen sah, und der deutsche Mann hatte die Liebe zu seinem Vaterlande doch nicht aufgeben können; er sah wohl klarer als die Meisten ein, wie in allen Richtungen des Daseins vernichtend Napoleon's Gewalt über Deutschland sein würde. Seine eigene Lage in Frankreich war auch nicht eine wünschenswerthe. Ich trat zu der Zeit ihm nicht näher; er hatte für mich etwas Abstoßendes. Später lernte ich ihn genauer kennen und gewann ihn sehr lieb."

Daß Reinhard's Laune damals nicht bloß durch das eigene Schicksal getrübt war, sondern daß noch verdrießliche Hamburger Eindrücke dazu kamen, die wir nicht näher kennen, muß man aus der auffälligen Stelle in dem Brief an Villers vom 18. Februar 1809 schließen:

„Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß, so weit es von mir abhängt, die Stadt Hamburg mich nie wieder in ihren Mauern sieht."

IV.

Im November kehrte Reinhard nach Köln zurück, wo der Winter im Kreis der Freunde hingebracht wurde. „Reinhard," schreibt Sulpiz Boisserée, „brachte die drei Wintermonate in Köln im Sternberger Hof zu (zum Theil in den Zimmern, die drei Jahre vorher der neue Kaiser bewohnt hatte), wo er uns mit seiner sehr ausgezeichneten Frau in kleinerem Kreise oft Gelegenheit zu einer reichhaltigen, Geist und Gemüth ansprechenden Unterhaltung bot." Zu den

[1]) Was ich erlebte, Bd. V, S. 318 ff. Hier ist nicht der Ort, die Gründe zu erörtern, aus denen Steffens' Bericht manche kritische Bedenken wachruft, die sich übrigens nicht auf die Charakteristik Reinhard's beziehen.

näheren Freunden gehörte Friedrich Schlegel, der in diesem Winter Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur hielt und eben seine Forschungen über die Sprache und Weisheit der Inder zum Abschluß brachte. Die Anziehungskraft dieses beweglichen Geistes hat sich auch an Reinhard, dem Kinde der Revolution, bewährt. An Goethe schreibt er, daß er für Schlegel's „nungereiften, philosophischen, kenntnißreichen, klassisch gewordenen Geist" wahre Achtung bekommen habe, wiewohl er dessen Hinneigung zur katholischen Religion längst bemerkt hatte, die jetzt in der neuesten Schrift über die indische Sprache deutlicher sich verrieth. Dem Gedankenkreis, in dem jetzt Schlegel lebte, hat Reinhard sich nicht gefangen gegeben, aber er hat ihn doch auf sich wirken lassen. Der Druck der Zeit und die eigenen Lebenserfahrungen ließen ihn eine Denkart verstehen, die, vom „Polizeimechanismus dieser Augusteischen Zeit" unbefriedigt, an tiefer wirkende Kräfte im Schicksal der Menschheit glauben lernte.

Am letzten Tage des Jahres erhielt Reinhard endlich Bescheid aus Paris. Champagny bot ihm im Auftrag des Kaisers das Generalconsulat in Mailand an. So war es also richtig, daß man ihn aus der Diplomatie entfernen wollte. Eine Denkschrift über die Donaufürstenthümer, vom Kaiser verlangt, hatte dessen Beifall gefunden; man meinte, daß sich Reinhard ganz besonders für den Consulardienst eigne; in diesem Dienste solle er künftig verwendet werden. Zwar schrieb der Minister entschuldigend, man habe beim Vicekönig von Italien keinen Gesandten beglaubigen können; ja, er ließ Reinhard sagen, wenn er nicht Minister wäre, so würde er sich selbst die Stelle als Generalconsul in Mailand wünschen. Allein Reinhard schlug die Stelle aus. Er sagte sich, daß dies wohl eine Entscheidung für immer sei, und er war bereit, die Folgen dieses Entschlusses zu tragen. „Vielleicht wird mir um der Vergangenheit willen die Zukunft, oder auch umgekehrt, um der Zukunft willen die Vergangenheit verziehen." Und nun konnte er es kaum erwarten, von seinem eigenen Herd Besitz zu nehmen. Schon am 1. März 1808, — am letzten Tage des Carnevals und am ersten des Frühlingsmonats — in Eis und Schnee, zog er mit den Seinigen nach Falkenlust, und gleich der erste Brief an Boisserée, vom 3. März, athmet frohes Behagen über die trotz der schlechten Wege glücklich bewerkstelligte Ankunft „in unserem Schlaraffenland".

„Ihnen, mein gütiger, junger Freund, kann ich für alle Mühe und Treue, die Sie in meinen Angelegenheiten gezeigt haben, nur vorläufig danken. Die Fortdauer dieser Verhältnisse ist durch unsere gemeinschaftliche Besitzung aufs Neue gegründet, und Alles, was mich in jedem Sinn näher an Sie anschließen kann, wird mir immer höchst willkommen sein. Die Frühlingssonne ist warm; kein Feuer kommt mehr in meinen Kamin, und weder von Osten noch von Westen klopft der Sturm mehr an unsere Fenster."

„Noch weht eine kalte Luft an unseren hohen Fenstern, aber Sonne und Mond beleuchten neu und herrlich die paradiesische Gegend" — so schrieb er vier Tage später an Goethe in einem Briefe, der zu den merkwürdigsten Belegen für die innere Umwandlung gehört, die zu dieser Zeit in Reinhard's Denkart vor sich ging. Auf der einen Seite der Einfluß der neuesten geistigen Strömungen in Deutschland, der Anschluß an Friedrich Schlegel, auf der anderen die Führung seines eigenen Schicksals inmitten der unerhörten Weltbegebenheiten haben diese Wandlung bewirkt, von der er sich nun in der Einsamkeit von Falkenlust selbst

Rechenschaft gibt, in Bekenntnissen, die an Goethe gerichtet sind. Wie unter diesen Einflüssen Reinhard's eingewohnter und festgewurzelter Rationalismus mit der Ahnung höherer Wahrheit eine Art Compromiß abschließt, das zu beobachten ist in hohem Grade anziehend. Um den ganzen Unterschied von einst und jetzt zu ermessen, muß man sich an jene theoretischen Auseinandersetzungen mit August Hennings im Jahre 1797 erinnern. Damals machte er sich zum Vertheidiger der Grundsätze der Revolution, an deren endlichen Sieg er glaubte, oder noch immer zu glauben sich einredete. Mittelst der Verbreitung der Ideen der Revolution, das war seine Meinung, werde die Menschheit einer immer größeren Vervollkommnung entgegengehen. Jetzt zeigt er sich aufs Stärkste berührt von literarischen Erscheinungen, in denen sich der entschiedene Rückschlag gegen das Zeitalter der Revolution ankündigt. Er knüpft zufällig an Zacharias Werner an, dessen Bekanntschaft eben Goethe gemacht hatte. Er lobt, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, die Tiefe und Wärme in den Stücken dieses Dichters; er läßt sich sogar seinen Mysticismus gefallen.

„Ich stoße mit den Fühlhörnern dagegen, aber ich ziehe sie nicht zurück. Auch dieser dunkle Sinn für die unsichtbare Welt ist mir erst geworden, mehr durch den eigenthümlichen Gang meines Lebens, als bloß darum, weil die Sache nun gerade in der Luft ist."

Er nennt es eine völlig chimärische Hoffnung, daß, wie Schlegel lehrte, aus dem Gang der Philosophie eine neue oder besser begründete Religion hervorgehen werde; aber er bekennt sich zu dem Glauben, daß an Stelle der Religion, deren Kraft und Leben verschwunden ist, irgend etwas Anderes treten werde, und er hält es nicht für ausgeschlossen, daß es einem hervorragenden Geiste einmal gelingen werde, „eine Zeit herbeizuführen, wo Enthusiasmus nicht mehr das allgemeine Hohngelächter erregt." Er knüpft daran geistreiche Einfälle über Schicksal und Weltordnung, über das ewige Spiel der Nothwendigkeit und der menschlichen Freiheit, und das Wesentliche ist ihm dabei die Behauptung der Persönlichkeit, die Freiheit des Individuums, sein Anrecht auf höchste moralische oder geistige Ausbildung.

„Jeder Mensch trägt seinen Gott in seinem Busen . . . . hier ist unendliche Mannigfaltigkeit, nichts ist einer mechanischen Leitung fähig; alle Einheit ist tödtlich, und der furchtbarste Seelenmörder ist der, der sich erfrecht, das Heilige zu commandiren wie ein Soldatenexercitium."

So gründlich ist jetzt die schablonenhafte Revolutionsdoctrin überwunden. Vor dem Druck der Zeiten rettet er sich in das Bewußtsein der geistigen Freiheit, und in diesem Bewußtsein weiß er sich mit den Gleichgesinnten zur „unsichtbaren Kirche vereinigt". Er ist innerlich verwandt mit all den Geistern, die sich wider den Universaldespotismus, der auf den Welttheil drückte, zu einer unsichtbaren Verschwörung zusammengethan.

Scherzweise hatte Reinhard schon im vorigen Sommer geäußert, er möchte Sulpiz für die Farbenlehre gewinnen, „damit Friedrich Schlegel den Katholiken nicht katholisch mache." Er dachte nicht daran, daß Schlegel Ernst machen und wirklich zur katholischen Kirche übertreten werde. So war es nicht gemeint, wenn er Schlegel's katholisirende Ideen halb beifällig besprach. Jenen Brief an Goethe vom 7. März, den er erst am 18. April beendigte, gab er Schlegeln

mit, der in diesen Tagen über Weimar nach Dresden reiste; ahnungslos, daß Schlegel zwei Tage zuvor, am 16. April, mit Dorothea seinen Uebertritt vollzogen hatte. Schlegel, der seine Aussichten auf feste Anstellung schwinden sah, obwohl er immer noch Reinhard's Fürsprache dazu anrief, folgte nämlich einer Aufforderung seines Bruders August Wilhelm, der ihn nach Dresden und weiter nach Wien berief, wo er ihm günstige Aussichten eröffnen zu können glaubte. Kurz vor seiner Abreise hatte Friedrich die Conversion vollzogen.

Der Schritt war in aller Stille geschehen. Selbst Sulpiz war aufs Höchste überrascht; erst nach vollendetem Uebertritt wurde er von Schlegel benachrichtigt, der um vorläufige Geheimhaltung bat und schon deshalb jedes Aufsehen vermieden hatte, weil gerade in diesem Zeitpunkt der Uebertritt leicht den Schein äußerer Absicht und Berechnung gewinnen konnte. Als die Sache dennoch sofort ruchbar wurde, hatte Sulpiz nur zu thun, das unangenehme Gerede abzuwehren und die Redlichkeit des Freundes in Schutz zu nehmen.

„Natürlich gehörte Reinhard zu Denjenigen, die uns am lebhaftesten befragten; aber auf die offene Darlegung unserer Meinung und Ansicht ließ er als ein edel gesinnter Mann auch seine mißtrauischen Gedanken am ehesten fallen und gab zu, daß Schlegel wirklich seiner Ueberzeugung gefolgt sei; nur blieb ihm unbegreiflich, wie er mit seinem Geiste und seinen Kenntnissen dazu habe kommen können."

Schlegel selbst sah dem Urtheil Reinhard's nicht ohne Unruhe entgegen. Von Weißenfels schrieb er an Boisserée: „Bei Reinhard's habe ich nun wohl Alles verspielt? Dies sollte mir sehr leid thun. Sagen Sie ihm indessen, wie sehr sich Goethe über die guten Nachrichten über ihn gefreut. Ich habe recht viel von Reinhard's erzählen müssen." Was Reinhard in einem Brief vom 11. Mai an Goethe über den Fall schreibt, zeigt noch den ersten Unmuth über die „auch persönlich ihm unangenehme Geschichte". Er sieht der Aufklärung durch Boisserée entgegen. Indessen urtheilt er:

„Da ich den weiten Umfang kannte, den Herr Schlegel sonst dem Worte Religion gab, so war mir trotz aller Anzeichen nicht in den Sinn gekommen, daß er es für sich auf den Katholicismus einengen würde, und ich begriff nicht, wie dieses feiste Dr. Luther's-Gesicht irgend eine innere rechtliche Veranlassung zu einem solchen Schritt haben könnte .... Die zweideutige Rolle, die er unter solchen Umständen zu spielen hatte, besonders gegen meine im Deismus erzogene Frau, hat er übrigens mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe, denn es lag nur an uns, aus allen seinen Aeußerungen die Consequenz zu ziehen. Daß der paradoxale, zum Ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe strebende Mensch die katholische Religion vorziehen könnte, schien uns sehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht. So sehr heutzutage der Protestantismus ohne inneren Halt dasteht, um so mehr bedarf es eines gemeinschaftlichen Halts gegen außen, und Menschen, die so leichtsinnig unter die Knechtschaft zurückkehren, scheinen mir Verbrecher gegen die Menschheit."

Nicht glimpflicher lautete Goethe's Urtheil.

Das persönliche Verhältniß zu Schlegel's Frau, die vorläufig in Köln zurückgeblieben war, wurde durch das Ereigniß nicht gestört. Dorothea schrieb ihrem Gatten nach Dresden:

„Am Himmelfahrtstage hatten Reinhard's mich mit Boisserée's einladen lassen; natürlich war ich draußen, und man war sehr liebenswürdig und freundschaftlich gegen mich und ohne alle Anspielung. Sulpiz meint nicht ohne Grund, diese Nachgiebigkeit, besonders der Frau, verdankten wir einem Brief vom alten Jacobi, worin viel von Dir und Deinem Uebertritte die Rede

ist, und worin er einen fortdauernd freundschaftlichen Umgang zwischen Dir und ihnen vorauszusetzen scheint. Sulpiz meint also, Madame Reinhard wäre durch diese Voraussetzung des verehrten Präsidenten auf den Gedanken gerathen, daß die Fortdauer des Umganges mit uns sowohl möglich als auch aufgeklärt schicklich sei; und daher die gütige Einladung und Aufnahme. Mir war es sehr angenehm, ich bin dadurch einer seltsamen peinlichen Gespanntheit überhoben, auch schätze ich Reinhard sehr, man bekommt ihn immer lieber."

Im August folgte Dorothea ihrem Gatten nach Wien. Den Verkauf ihres Hausraths besorgte Sulpiz. Das Meiste davon nahmen Reinhard's für ihren Landsitz. — Nach Jahren sind sich die Wege Reinhard's und Friedrich Schlegel's noch einmal für einige Zeit nahe gekommen. Sie trafen sich am deutschen Bundestag in Frankfurt, der eine als französischer Gesandter, der andere in der Vertretung der k. k. Präsidialmacht.

V.

Alle Briefe aus Falkenlust sind voll des Glückes, das Reinhard in seinem Landaufenthalt findet. Er pflanzt und säet, macht täglich Projecte zur Verschönerung seines Besitzthums, treibt Leibesbewegung und unterrichtet seine beiden Kinder; mit Vorliebe führt er sie in Botanik und Mineralogie ein, wozu ihn Bertuch in Weimar mit Lehrmitteln versehen hat.

„Ich genieße meines neuen Zustandes mit einer indolenten Behaglichkeit, wie es einem verwundeten Invaliden ziemt, der für sich selbst weder Wünsche noch Hoffnungen übrig behalten hat." Und ein andermal: „Ich fühle mich zufrieden in dem engen Kreise, der, was mir von Bedürfniß an Thätigkeit geblieben ist, ausfüllt. In den Zeiten, wo mitten im Sturm der Begebenheiten eine sanfte Welle meinen Nachen trug, war Amerika und Landleben mein Ziel; nie hat mich diese Aussicht verlassen; und eben sie hat mich für andere Verhältnisse zu sorglos gemacht. Amerika sollte nur mein Ulubrä[1]) sein; ich find' es nun hier und auch die letzte Anwandlung des Wunsches, um der Welt und der Meinung willen wieder aufzutreten, wird zuverlässig verschwinden."

Die Freundschaft mit Goethe und der Verkehr mit Friedrich Schlegel hat ihn wieder in ein näheres Verhältniß zu der deutschen Literatur gebracht; dazu jetzt der Aufenthalt in ländlicher Stille auf deutschem Boden, fern von den Geschäften, durch die er einem andern Lande zugehörte — das alles bewirkt eine mehr oder minder bewußte Rückkehr zum Deutschthum. Es ist ihm Bedürfniß, sich in der deutschen Literatur wieder auf das Laufende zu setzen, die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. In der Entfernung vom Vaterland war ihm die Literatur von 1785 bis 1795 beinahe ganz terra incognita geblieben; von da bis 1802 hatte er sie nur in Bruchstücken ergriffen. „Nun da ich mich in jedem Sinne wieder germanisirt hatte, gewann das Ganze der Literatur für mich Interesse, und auf diesem Punkte stehe ich nun." Vor Allem aber freut er sich der Schätze, die Goethe in seinen gesammelten Werken vor ihm ausbreitet. Mit enthusiastischen Worten begrüßt er das in jedem Sinne so kostbare Geschenk.

„Hier liegt der Keim alles Guten und Schönen, das unsere in ihrer eigenen Ueppigkeit erstorbene Literatur wieder befruchten wird. Ihre Werke stehen, ein unvergängliches Denkmal, über unseren literarischen und politischen Trümmern; und sollten die neuesten Schöpfungsversuche in ihr Nichts versinken, sollten die Fluthen des Westens und des Ostens über Deutschland zusammenschlagen, so würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir gewesen sind."

---

[1]) Hor. Ep. I, 11.

So deutlich empfindet er, was Goethe's Dichtungen in dieser Zeit des Tilsiter Friedens und des Rheinbundes für das deutsche Volksthum bedeuten. Auch daß er nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern auch den Menschen kennen gelernt hat, ist ihm unschätzbarer Gewinn. „Durch diesen ist mir jener nicht nur um so lieber, sondern es ist mir auch um so leichter geworden, ihn völlig zu begreifen.“ Und nun freut er sich mit den Seinigen auf die Herbst- und Winterabende, für welche die Folge von Bänden so reichen Vorrath gespendet hat. „So werden wir mit Ihnen leben, auch wenn wir Sie nicht wiedersehen, und wir werden uns mit einer Gegenwart umgeben, worin der schwere Druck der Zeiten elastischer und leichter wird.“ Goethe scheint halb und halb Hoffnung gemacht zu haben, daß er in diesem Jahre — als Nachkur von Karlsbad — die Bäder von Spaa gebrauchen und auf der Reise dahin einen Besuch in Falkenlust machen werde. Die Hoffnung zerschlug sich. Um so mehr sehnt sich Reinhard nach den wiederkehrenden Zeichen freundschaftlichen Einverständnisses in Goethe's Briefen:

„Damit die edlere Natur mit der unsichtbaren Kirche vereinigt bleibe, bedarf ich um so mehr von Zeit zu Zeit Zeichen und Gunst der fortdauernden Gemeinschaft, und so oft mir die von Ihnen kommt, fühl' ich mich ergriffen von Liebe und Andacht.“

Vergegenwärtigt man sich diese Bekenntnisse, so ist man auf Alles eher gefaßt, als auf die neue Wendung, die Reinhard's Schicksal noch in diesem Herbste nehmen sollte. Die Ueberraschung ist eine zweifache. Reinhard wußte sich in Ungnade bei dem Kaiser, und dieser läßt ihm einen höchst ehrenvollen Vertrauensposten anbieten. Er selbst preist das Glück des Landlebens, das ihn dem unerfreulichen Dunstkreis der Politik entrückt, und nun vertauscht er es ohne Zögern mit der Uebernahme eines Postens, der schwieriger und bedenklicher ist, als irgend einer, den er bisher bekleidet. Er fühlt sich in jedem Sinn germanisirt, und doch steht er nicht an, von Neuem in den Dienst des Gewaltherrschers zu treten, dessen Faust drückender als je auf den deutschen Landen lastet. Warum er den Entschluß, fortan sich, den Seinigen und seinen Gütern zu leben, nicht festgehalten, das hat er viele Jahre später in einem Brief an Goethe offen ausgesprochen:

„Da (in Falkenlust) im Sommer 1808 erstarkte ich an Leib und Seele; doch wie ich meine Renten berechnete, schrieb ich an Champagny und bat auf seinen Rath Napoleon um Anstellung oder Pension. Keine Antwort; aber am Tage seiner Abreise nach Erfurt ernannte er St. Marsan nach Berlin, mich nach Cassel.“

Daß er vom Kaiser zum Gesandten bei seinem Bruder Jérôme bestimmt sei, war Reinhard zuerst nur als ein Gerücht zu Ohren gekommen. Sein erster Gedanke war, sich in die damalige Monarchenfluth in Erfurt zu stürzen und hier Gewißheit zu holen. Er unterließ es und hatte nun noch drei Wochen auf die amtliche Bestätigung zu warten. Als er von einem Ausflug nach Mainz zurückkam, wo er Talleyrand gesprochen hatte, traf zur gleichen Stunde in Falkenlust ein Eilbote aus Köln mit dem Decret seiner Ernennung ein. Talleyrand hatte ihn versichert, daß er zu seiner Ernennung nichts beigetragen habe, daß sie ganz aus dem persönlichen Entschluß des Kaisers hervorgegangen sei. „Daß Napoleon dadurch mein Herz gewann,“ schrieb Reinhard zwanzig Jahre später an Goethe, „werden Sie glauben, und doch hatt' ich etwas Aehnliches zwar nicht erwartet, aber geahndet.“

Die Wiederkehr des Vermählungstages pflegte Reinhard, wie den Geburtstag seiner Frau, mit poetischen Gaben zu feiern. Diesmal warf in die Feier des 12. October der Gedanke an den nahen Abschied bereits seine Schatten. Die Verse Reinhard's lassen nicht ganz deutlich erkennen, was zur Ueberraschung Christinens im Garten von Falkenlust veranstaltet und aufgebaut war; um so deutlicher sprechen sie die Empfindungen aus, die der Ruf, ins öffentliche Leben zurückzukehren, erweckte.

Der Zauber, der dies schnelle Werk vollendet,
Hat nur der Kinder leichten Sinn berückt.
Mit Blumen, wie der rauhe Herbst sie spendet,
Sind dieses Tempels Pfosten ausgeschmückt.
Ein Strohdach nur ist's, was hier Schatten sendet,
Der Ueberraschung Blüth' ist abgepflückt.
Doch ist noch nicht der Lampe Docht verglommen:
Der Zauber muß aus Deinem Herzen kommen.

Geuß ihn wie Duft von diesen Lindenbäumen
Unsichtbar aus auf Hain und Haus und Flur.
In diesem Kreis, entwallt gleich Morgenträumen,
Verwische sich der Leiden letzte Spur,
Das grause Bild von öden Steppenräumen,
Das holde selbst hesperischer Natur.
Der Gegenwart, die Millionen klagen,
Entflieh' der Geist zu schön'rer Vorzeit Tagen.

Und führt uns wieder ins bewegte Leben
Des Schicksals Ruf und das Gebot der Pflicht,
So mög' auch dort ein Zauber uns umschweben,
Der Feinde lähmt und Neid und Tücke bricht;
So soll von hier Erinn'rung uns umgeben
Und Täuschung schwinden vor der Einfalt Licht,
Hier hängt Dein Bild, es ist das Bild der Treue,
Und Wiedersehn sei dieses Tempels Weihe.

Reinhard reiste zunächst nach Paris, um sich bei dem Minister Champagny die Weisungen für seinen neuen Posten zu holen. Eine neue Ueberraschung stand ihm bevor. Der Kaiser wollte auch äußerlich das Ansehen seines Gesandten erhöhen: der Pfarrersohn wurde unter die Barone des Kaiserreichs erhoben und mit einer Dotation bedacht. Nach der Rückkehr im November galt es, Geschäftliches in Ordnung zu bringen; es wurde ein Pächter in Falkenlust eingesetzt; „ich mußte rechnen, einzahlen, ausgeben und dazwischen an hohe Gönner und andere Geschäftsleute Briefe schreiben.“ Er schreibt dies zu seiner Entschuldigung an Goethe, der wegen des in Erfurt vernommenen Gerüchtes von seiner Ernennung nach Cassel angefragt hatte, und dem er jetzt erst, in einem vom Apollinarisberg am 24. November datirten Briefe antwortet.

„Nun ich aber hier auf meinem heiligen Berge im Angesicht des Rheins, des Siebengebirgs, diesen Abend zuzubringen beschlossen habe, um auch hier mir ein Linquenda zuzurufen, find' ich und ergreif' ich einen Augenblick, den ich Ihnen weihen kann.“

Und anknüpfend an Goethe's Wort: „Ist es wohl an dem, daß Sie nach Cassel gerathen, so weiß ich nicht, ob Ihnen zugleich gerathen ist“, antwortet er:

„Ob mir gerathen sein werde? schwerlich wohl, und ich fühle dies tief. Aber gerathen dennoch, nach anderen Rücksichten, die mir nicht gestatteten, mich auch nur einen Augenblick zu bedenken. Die Ernennung geschah durchaus aus eigenem Antrieb des Kaisers, und nach meiner individuellen Anschauung find' ich hierin einen wirklich schönen und edlen Zug. Ich mußte dankbar sein, und ich bin's. Ich muß und werde folgen, wohin er mich rief, und sollte ich dabei zu Grunde gehen."

Goethe aber drückte seine Freude darüber aus, daß Reinhard sich entschließen konnte und mußte, wieder in Thätigkeit zu treten. „Unter einem solchen Heerführer wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschähe". Goethe mochte mit Recht denken, daß doch auch der Ehrgeiz und der Thätigkeitstrieb des Freundes an seinem Entschluß theil habe. Alles in Allem wird nicht unzutreffend sein, was Steffens über die Beweggründe bei Reinhard's Berufung nach Cassel schreibt:

„Einerseits mochte der Kaiser wohl glauben, daß der geborne Deutsche ihm nützlicher sein könnte, andererseits bewies diese Anstellung allerdings ein gewisses Vertrauen von Seiten Napoleon's, und die Berufung stellte sich ihm wohl in einem schmeichelhaften Lichte dar . . . . Ich begriff den Entschluß Reinhard's sehr wohl. Dem armen Predigersohne mochte es schwer fallen, zu vergessen, daß er einmal französischer Minister gewesen war. Er war noch in seinen besten Jahren, gewohnt, in die großen Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen, und konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein."

Fünf Jahre lang, bis zum Sturze des westfälischen Reiches, hat Reinhard den Gesandtschaftsposten in Cassel versehen. Wie er ihn ausgefüllt hat, wie seine Vorsätze, seine Hoffnungen und seine Befürchtungen sich verwirklichten, das dürfen wir ein anderesmal den Lesern erzählen.

Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte.

Von
Lina Frey.

Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Vierte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1891.

Was Conrad Ferdinand Meyer seinem Volke und der Welt in seinen Gedichten gegeben hat, ist nicht mehr noch weniger als ein Leben und eine eigene Kunst. In seinen Gedichten, wie in aller echten Lyrik, quillt und drängt Individualität, Charakter, Wahrheit und Schicksal. Um sie zu verstehen, muß man fühlen und sehen, daß sich dem Leser eine über sich selbst gewachsene Persönlichkeit, ein Dasein enthüllt, welches aus fast völliger Stille und Resignation noch spät zur Entfaltung großer Gaben gelangt ist; daß sich ein tief erschütterndes, vergangenes und überwundenes Schicksal unwillig offenbart, daß ein siegender Dichtergenius seine Rettung und Befreiung feiert. Unter den Gedichten ist eines, ein herrliches, die sterbende Meduse: Meduse träumt; über das Antlitz, verdammt zu tödten, geht die Erinnerung der blühenden, der schönen, der schuld- und qualloſen Jugend — wie nahe liegt eine Umkehrung: C. F. Meyer's blühende, harmonische, milde Muse träumt hin und wieder eine schwere, starre, tödtliche Vergangenheit; ein verlorener Jugendtag, lastende, düstere Jünglingsjahre, eine unverstandene, sensible, sich selbst nicht kennende, unberathene Seele, eine todte Geliebte, ein nie gestilltes Glücksſehnen, Wirrniß und Bedrängniß klagen empor:

„Daß ich einem ganzen vollen Glücke
Stillen Kuß auf stumme Lippen drücke . . . . .
Einmal nur in einem Menschenleben —
Aber nimmer wird es sich begeben!"

Und dann eine dunkle Brücke in das Licht, ein Uebergang, der in den Gedichten keinen Ausdruck fand, wenn nicht in dem stimmungsvollen „Gespenster":

„Mich flog ein Lächeln an. Im Eppich neben
Der Brüstung flüstert's: Freund, in Deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben!

Führt Dich Erinnerung an den zerstörten Ort,
Vorbei, Du huschest noch geschwinder fort,
Als das vom Graun gepackte Weibchen dort."

Der Dichter sieht im Traum die kindlichen Geister eine Laute stimmen — „Seht, wie ist sie zugerichtet! Wundgerissen! Fast vernichtet!" — und ihm sagt der Traum:

„Dumpf entschlummert, jetzo hell,
Ganz ein anderer Gesell!
Was die Kinder ohne Fehle
Stimmten, es war meine Seele!"

Ein neues Leben:

„Ich hemme die beschwingten Rosse nicht,
Ich freue mich, mit jedem neuen Licht.
Das Feld gestreckten Laufes zu durchmessen,
Ein fernes, dunkles Gestern zu vergessen."

Nun, „im Morgenstrahl verjüngten Strebens", da ihn „volles Leben überströmte glühend warm mit unbekannter Fülle", schaudert ihn vor seinem alten, wohlgelittenen Kameraden, dem Tod, mit dem er ein halbes Leben lang ruhig vertrauten Freundesumgang gepflogen. Der lang entbehrte und darbte, genießt nun doppelt und kann des Lebens Ueberfülle kaum fassen:

„Ich war von einem schweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.
Von vielen tausend unverbrauchten Stunden
Schwillt ungestüm mir nun die Gegenwart.
Aus dunklem Grunde grüne Saat zu wecken,
Bedarf es Sonnenstrahles nur und Thaus,
Ich fühle, wie sich tausend Keime strecken.
Tag, schein' herein! und Leben, flieh hinaus!"

Als Gottfried Keller die Heimath seines Lebens in der Poesie fand, war es wohl auch eine Entscheidung, eine Befreiung; aber ihm war von früh auf eine allgemein künstlerische Richtung bewußt, und die Poesie war die endliche Erfüllung dessen, was er als Maler erstrebt hatte. Conrad Ferdinand Meyer hat, wenn wir ihn recht verstehen, sein Leben erst gewonnen, als er Poet wurde; wenn Jener wohl von jeher mit wachen Augen — seinen „lieben Fensterlein" — die Herrlichkeit der Welt trank, „soviel das Auge hält", so wurde Diesem erst Tag und Licht, da er das Leben, das seine sensitive Seele zu ersticken drohte, als Dichter zu bewältigen lernte. Nun hellt sich ihm die Welt; alle Organe streben nach des Lebens Bächen, die Gegenwart überschwillt, die Vergangenheit erschließt sich, überall Schönheit, Form, Wärme:

„Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Ueberflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!"

Welche tröstende Lebenskraft, welche glühende Sonne nach gewitterschwülen Tagen, wie wenn sie nun auch kein Fleckchen und kein Läubchen mehr im Duft und Dämmer lassen und Alles mehr als nachholen müßte, was sie hinter der Wolkennacht versäumte: ein Tag, an dem man Alles intensiver erlebt, Stunden, die ein Leben aufwiegen — das ist C. F. Meyer's Poesie.

Daß sie Fülle bedeutet, erhellt daraus: ihm sind die weiten Reiche der Poesie rückhaltlos offen, Natur, Seele, Geschichte — ihm wird Poesie, was der

Schönheit fähig ist. Darin ist er ganz moderner Dichter, Individualist, Realist. Wenn die Früheren das sogenannte Poetische suchten, so hat er es und verleiht es. „Und die du wählst und der es beschied die Gunst der Stunde, die wird ein Lied." Nicht leicht hat ein Dichter sorgfältiger gewählt; eine so feinfühlende Seele wird kaum einen poetischen Eindruck verpassen, den die Welt der Erscheinungen, der Begebenheiten und Gedanken zu erregen vermag: aber C. F. Meyer besieht sein Motiv genau, ehe er es über der Flamme formt, und prüft es als ein Künstler auf seine Wirkung; zu der beweglichen, in einer zweiten Jugend spielenden Empfindung tritt der ganze Kunstverstand und Künstlerernst des Reifen, Gewordenen, der an jedes Werk sein Alles setzt.

„Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt,
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."

Ein Reichthum an poetischen Motiven, wie ihn C. F. Meyer beherrscht, wird nicht bewältigt ohne völlig gelösten Individualismus. Wie Keller, ist auch er darin moderner Bahnbrecher, ohne daß er je den Dienst der Schönheit verleugnet hätte. In den ersten Abtheilungen des Bandes tritt dieser Zug besonders stark in den Naturbildern hervor: „Die Liederseelen", „Schwarzschattende Kastanie", „Der schöne Tag", die Lenzgedichte sind so stark individualisirte Motive, wie sie sich außer bei Gottfried Keller nur noch etwa bei Annette von Droste-Hülshoff finden. Nicht ganz leicht ist die poetische Individualität Meyer's überhaupt in Worte zu fassen. In allen innern Dingen schimmert die leicht und tief erschütterte Seele, die verhängnißvolle Jugendgabe, durch; aber der Schrei der Leidenschaft, die Gebärde der Erregung ist bemeistert; Gehaltenheit, Bewußtsein, Verklärung herrschen, und der künstlerische Gedanke zwingt das unendliche Fühlen, Wünschen und Wirken des Herzens in Maße und Formen und schneidet ihm das äußerste Wort ab. Selten spricht die Empfindung in ihren Naturtönen; daher ist das der Dichterjugend eigene sangbare Lied nicht so häufig und auch da oft in einer Weise pointirt, welche z. B. dem Volkslied nicht eigen ist, so im „Liebesflämmchen". Das schönste, tiefste Kunstlied C. F. Meyer's ist wohl das glühende und schmachtende „Lied Chastelard's": „Sehnsucht ist Qual". Aber wenn sich dem Dichter der einfache Ton der Volksweise nicht so leicht einstellt, so steht ihm in den rein lyrischen, den allerschönsten seiner Gedichte, der ergreifendste Ausdruck der mächtigen und zarten Gefühle des Herzens zu Gebote, eines Herzens, das in eine Unendlichkeit wonneverlorener und leidvoller Tiefen blicken läßt. Stärke, Reinheit und Keuschheit sind ein so selbstverständlicher Lebensathem dieser Gedichte, daß man ihrer nicht bewußt wird. In welchem Verhältniß bei C. F. Meyer Gedicht und Leben stehen, ist nicht besser zu sagen, als mit seinen Worten:

„Was da steht, ich hab' es tief empfunden
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —
Meine Seele flattert ungebunden
Und ergötzt sich, drüber hinzuschweben."

Erst das Ueberwundene, soweit es zu überwinden war, wird Gegenstand seiner Poesie; die erschütternde Wahrheit wird zum freien Spiel, und dem Dichter glauben wir es in diesem Sinne, wenn er über das dämmerige Gemach, in dem seine traumhaftesten, schwermüthigsten, wie die wenigen glückestrunkenen Erinnerungen ihr Zauberdasein führen, eine heitere Inschrift gehängt hat. Die Abtheilung „Liebe“ beginnt:

„In diesen Liedern suche Du
Nach keinem ernsten Ziel,
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,
Und Alles war ein Spiel.“

Nicht umsonst hat Gottfried Keller die Liebesgedichte über Allem geschätzt, was C. F. Meyer's Lyrik an herrlichen Schöpfungen gezeitigt hat. Liebesgedichte, wie „Das Weihegeschenk“, „Die Blutstropfen“, „Stapfen“, das unvergleichliche „Lethe“, „Einer Todten“, „Ihr Heim“ hat die deutsche Literatur überhaupt keine zweiten aufzuweisen. Wunderbare Schönheit, Tiefe und Eigenheit, das zarteste Empfinden der Seele und die leuchtendsten Farben eines entschwundenen Traumlandes, der einfachste Ausdruck unerschüttert starken Gefühles und die weltferne, zauberhafte Vision, aus der die verlorenen schluchzenden Laute eines nie verwundenen Schmerzes hervortönen. Wer an der menschlichen Seele verzweifeln wollte, müßte das Gedicht lesen „Einer Todten“, und wer die höchste Verklärung des Gefühles in der dichterischen Phantasie kennen lernen will, „Lethe“.

„Jüngst im Traume sah ich auf den Fluthen
Einen Nachen ohne Ruder ziehn,
Strom und Himmel stand in matten Gluthen
Wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord sich schlank,
Kreisend durch die Reihe sah ich glänzen
Eine Schale, draus ein Jeder trank.

Jetzt erscholl ein Lied voll süßer Wehmuth,
Das die Schar der Kranzgenossen sang —
Ich erkannte Deines Nackens Demuth,
Deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle taucht' ich. Bis zum Marke
Schaudert' ich, wie seltsam kühl sie war.
Ich erreicht' die leise zieh'nde Barke,
Drängte mich in die geweihte Schar.

Und die Reihe war an Dir, zu trinken,
Und die volle Schale hobest Du,
Sprachst zu mir mit lautem Augenwinken:
„Herz, ich trinke Dir Vergessen zu!“

Dir entriß in trotz'gem Liebesdrange
Ich die Schale, warf sie in die Fluth,
Sie versank und, siehe, Deine Wange
Färbte sich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt' ich Dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot,
Da zerrannst Du lächelnd mir im Arme
Und ich wußt' es wieder — Du bist todt."

Ein ergreifendes Schicksal spricht aus diesen Gedichten, und eine rührende, traumverklärte, frühgeschwundene Gestalt tritt hervor, wohl erkennbar und in ein unvergeßliches poetisches Dasein gerückt.

Den äußern Dingen gegenüber erweist sich C. F. Meyer's poetische Eigenart als eine außerordentlich vielseitige. Seine Sensibilität und eine ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung öffnen seine Seele jedem Eindruck: Natur in Nähe und Ferne, Geschichte, Kunstgeschichte und die menschlichen Fragen der Gegenwart tragen ihm ihre Stoffe zu, überboten durch die unerschöpfliche Erfindungsgabe seiner Phantasie. Die heimischen Berge und Italien haben, rein local genommen, am nachhaltigsten auf ihn gewirkt. Ihn reizt die künstlerische Darstellung vor Allem des Großen und Beziehungsvollen; seine Kunst strebt nach völlig gegenständlicher Objectivität und linienscharfer Plastik; er sucht das Malerische, er wirkt mit leuchtenden Farben und starken Contrasten. Ihm gelingt die täuschende Darstellung einer einzelnen historischen Figur nicht weniger, als das gestaltenreiche Gruppenbild, und man sieht seinen historischen Bildern auf den ersten Blick an, wie stark die bildende Kunst auf den Dichter gewirkt hat. Wie deutlich gibt z. B. der „Pensieroso" die von Michel Angelo geschaffene Gestalt wieder. Welch' farbenglühendes Gemälde ist allein die prachtvolle Einleitung zu dem Gedicht „Auf dem Canale grande" (I), die Gondel der blonden Julia Vendramin und Giorgione's, und welch' großartiges historisches Gemälde, das in unverwischbaren Formen und Farben in der Phantasie des Lesers entsteht, ist Giorgione's Schilderung der Gründung Venedigs, ein Stück, ganz mit der novellistischen Kunst gearbeitet, wie die „Hochzeit des Mönchs". Wem fielen bei dem halbmystischen und doch so einfach modernen neuen Gedicht „Alle" nicht Bilder ein, wie Hans Memling's „Anbetung des Lammes" oder ähnliche großartige Gruppenbilder der christlichen Kunst. Eine Böcklin'sche Phantasie hat die „Dryas", ein an der Antike gebildeter Formensinn den „Todten Achill", den „Trunkenen Gott", „Pentheus" geschaffen; eine Reihe von Gedichten sind direct nach wirklichen Gemälden entworfen. Dennoch würde man den Dichter verkennen, wenn man bei solchen Gelegenheiten eine Art Abschreiben der bildenden Kunst vermuthen wollte. Sein eminenter Kunstverstand kennt Mittel der Darstellung, welche das volle Recht der Poesie wahren und Anlaß zu lehrreichen Studien geben.

Einmal nimmt er dem Maler gern das Symbolische aus der Hand, das ja schon von Natur mehr dem Dichter zukommt. Er liebt es, das Ende prophetisch in einem Bild vorauszuzeigen, die Handlung im Kreis zu einem bedeutungsvollen Ausgangspunkt zurückzuführen und Individuelles oder allerlei tiefere Beziehungen an einen äußeren Vorgang oder Gegenstand anzuknüpfen. Wir weisen, um ein drastisches Beispiel aus den Novellen heranzuziehen, auf den „Pescara". In den Gedichten ist eine reiche Ernte solcher symbolischer Beziehungen zu halten: wir nennen „Die Rose von Newport", „Bettlerballade", wo die Bewirthung der Bettler den Ausgangspunkt bildet, die allegorische Gestalt der Roma in „Die

wunderbare Rede", „Das verlorene Schwert", die düstere historische Allegorie „Napoleon im Kreml", „Die Zwingburg", wo das Wappenthier der zerstörten Burg lebend angetroffen wird, den Doppelsinn in den Gedichten „Rehe" und „la Röse", „Der Triumphbogen", die Symbolik in „Auf dem Canale grande" (II):

„Eine kurze, kleine Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murmeln."

„Die gegeißelte Psyche" endlich, wohl das frappanteste dieser Beispiele, „Möven-flug", wo den Dichter das Räthsel einer täuschenden Meeresspiegelung zu der bangen Frage führt:

„Und Du selber? Bist Du echt beflügelt
Oder nur gemalt und abgespiegelt?"

Nahe verwandt dieser Eigenthümlichkeit, welche oft genug das Tiefe und Schicksalsvolle der Begebenheiten auszudrücken vermag, ist der starke Zug zu hervorstechenden Pointen, welcher C. F. Meyer eignet; wenige Gedichte, die sich nicht mit einer starken überraschenden Schlußwendung dem Gedächtniß einprägten. Freilich ist diese pointirte Denkweise, die oft auf einer Parallele, oft auf einer Umkehrung, oft auf völlig neu hervorspringenden Gedankenmomenten beruht, nur möglich bei der starken Individualität und Eigenheit C. F. Meyer's, die immer wieder Erstaunen und Entzücken weckt. Wie völlig originell werden bei ihm auch vielgebrauchte Motive. Was hat er z. B. mit dem quasi abgesungensten aller poetischen Vorwürfe, mit dem Lenz gemacht: „Lenz, Wanderer, Mörder, Triumphator", „Lenzfahrt", „Lenz, wer kann dir widerstehen?" sind so intime, neue, individuelle Auffassungen, wie sie keinem Andern zu Sinn gekommen wären. Wie vielgestaltig und ganz nur ihm selbst gehörig erscheint das Thema des Todes von der weichen, dunklen, geheimnißvollen Nacht des Versinkens in den herrlichen hierhergehörenden Liebesgedichten bis zu dem starken Contrast des „Schnitter-liedes":

„Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so roth!"

Oder bis zu der ruhigen Fassung in „Der Kamerad", zu der zarten Wehmuth und süßen Anmuth in „Das todte Kind", der Plastik in „Ueber einem Grabe", der Ironie in „Jung Tirel", der schäferlichen Spielerei in „Die kleine Blanche" und zu der visionären Gewalt von „La Blanche Nef." Ebenso neu und ganz aus dem unmittelbaren persönlichen Eindruck geschöpft sind die Firn- und Alpen-gedichte; auch hier kann man einen ganzen Kranz eigenartigster Motive zusammen-stellen, und es läßt sich die Wahrnehmung machen, daß die deutlichste und sinn-fälligste Wiedergabe äußerer Erscheinungen nicht durch die Aufzählung ihrer allgemeinen und allgemein bekannten Eigenschaften erreicht wird, sondern durch die starke Aussprache des starken persönlichen Eindrucks.

Außer der Vertiefung, Symbolisirung und Pointirung der so zu sagen malerischen Stoffe aber steht dem Dichter noch ein anderes, viel stärkeres Mittel zu Gebot, um einen rein poetischen Eindruck derselben zu erzielen. Man braucht

nicht an Lessing zu erinnern, um zu sehen, wie meisterlich er Ruhe in Bewegung, Situation in Handlung auflöst und wie er von dem Dichterrecht Gebrauch macht, auch das Vergangene und Künftige in die Gegenwart hinein zu beziehen. Das classische Exempel hierfür bleibt „Auf dem Canale grande" (I); stimmungsvoll ist zum Eingang Himmel, Luft und Meer geschildert, und dann entwickelt sich hier Bild um Bild, der Zug ans Meer, die Einschiffung, die Fahrt mit der symbolischen engen Vereinigung der Unglücklichen, die ein neues Volk sein werden, die Landung. Voll düsterer Majestät entrollt sich im „Geisterroß" das historische Gemälde des gallischen Kriegs, eine Reihe von Handlungen und Bildern, die dem in Sinnen verlorenen Vercingetorix vorüberziehen. Wie sich Poesie und Malerei unterscheiden, lehrt eine Vergleichung des Gedichtes „Das Joch am Leman" mit dem schönen, im Stich vielfach verbreiteten Bilde Gleyre's, oder des „Berges der Seligkeiten" mit dem Lessing'schen Bild „Die Kreuzfahrer." So viele Gruppen auf diesem letzten Bilde, so viele Handlungen in C. F. Meyer's Gedicht; kann man die Mittelgruppe des Lessing'schen Bildes besser schildern, als es bei Meyer der höhnende Kurde mit den Worten thut:

„Wie blöde Falter um die Flamme,
So flattern sie am Kreuzesstamme!"

Aber, was der Maler nicht vermochte, das thut der Dichter: in den der Haupthandlung unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden Momenten gewinnt er durch die Schilderung des Landschaftlichen einen starken und ergreifenden Contrast zu der blutigen, tosenden Schlacht. „Ein Bergesrücken stillbesonnt, Allum der duft'ge Horizont." . . . . hier „irrten der Hirtin Stapfen und des Hirten." . . .

„Wie Wolken still, wie Stürme brausend
Zog d'ran vorüber ein Jahrtausend.
Die Lilie blieb des Lobes froh,
Sie kleide sich wie Salomo,
Die Luft, drin nie das Erz erscholl,
Ist noch von Friedensworten voll."

Und nun ein Trommetenstoß, und eine jähe Schlacht erklimmt den einsamen Kulm und schließt mit dem Verzweiflungsschrei eines erschlagenen Mönchs. Dann wieder tiefste Stille:

„Des Himmels innigtiefer Schein
Umschließt ein menschenleer Gestein,
Vom Schwert erkämpft, vom Schwert zerstört,
Dies Reich hat nicht dem Christ gehört."

Solche Wirkungen sind der Malerei versagt. Mit welch' wunderbarer Kunst ist z. B. das grauenhafte düstere Bild aus den Greueln der Hugenottenkriege entwickelt, „Die Füße im Feuer". Mit welchen Farben sind die nächtlichen Scenen geschildert: einen Obdach suchenden Königlichen peinigt die furchtbare Erinnerung an einen vor Jahren hier begangenen unsühnbaren Frevel, während der Hausherr, nachdem er einen übermenschlichen Kampf mit der gierigen Rache gekämpft, ihn lebend entläßt. Wie die verhängnißvolle Kaminflamme nur irrende rothe Lichter in die Dämmerung wirft, so malen auch nur kurze Ausrufe des Schuldigen die vergangene Unthat und das Entsetzliche der Situation für Herrn

und Gast. Mit berechneter Kunst ist das Psychologische behandelt: keine Reue, keine Gewissensqual mildert das Bild des Frevlers, erleichtert die Selbstüberwindung des Gastgebers, schwächt das Grauen und verwischt die starren Contraste; wie Meyer es liebt, sind die Farben ganz ungebrochen, die Schicksale nirgends von ihrem speergeraden Weg abgelenkt, die Wirkungen äußerste — ein volles und ganzes Bild des Grauens.

Wo sich der Dichter dagegen mit einer bloßen Situation statt einer ausgeführten Handlung begnügt, vertieft er sie sicherlich nach der psychologischen Seite oder macht sie zum Ausdruck eines Gedankens, um dessentwillen sie erfunden scheint. Dieser Art sind „Die Söhne Harun's", „Milton's Rache", „Der sterbende Cromwell", „Der Daxelhofen", „Das Weib des Admirals", „Die Seitenwunde". Zugleich sind solche Scenen mit einer bewundernswerthen, aus Meyer's Novellistik übrigens sattsam bekannten Kunst entweder auf das Typische oder das lokal und zeitlich Charakteristische gearbeitet, wobei dem Dichter außer seiner reichen historischen Kenntniß besonders die Stärke seiner historischen Intuition zu Gute kommt, die ihn keinen Zug des Möglichen verfehlen läßt. Ihn lockt diese sichere Kunst wohl auch, eine Einzelgestalt in ihren Charakterlinien aufzustellen, Bilder von der Schärfe eines Bronzegusses und ganz in ihren menschlichen Maßen: so ein Camoëns, Michel Angelo, Papst Julius, Luther, Landgraf Philipp, an denen man die Einfachheit und Selbstbeschränkung des entwerfenden Stifts bewundert. Selten bleibt ein Situations- oder Charakterbild fragmentarisch wie „Galaswintha" oder der Monolog „Cäsar Borja's Ohnmacht". Einen eigenthümlich starken Contrast der Situationen bietet das neue Gedicht „Pergolese's Ständchen", ein überaus deutliches Beispiel dafür, wie gerne C. F. Meyer die Dinge in ihre äußersten Spitzen treibt; wohl nicht ohne Absicht hat er freilich ein neutrales und verzögerndes Zwischenstück zwischen das Bild der schlafenden und das der todten Nina gestellt und durch die Refrainstrophe die ganze Begebenheit in jene Entfernung gerückt, in welche z. B. das Volkslied durch solche Mittel die Tragik unwillkürlich versetzt. Einmal heftet sich eine ganze Ballade an ein der alten deutschen Poesie eigenes Bild; dort heißt es wohl: „Hei, wie freute sich das gute Schwert", oder die Anschauung ist die, daß das Schwert frißt — in „König Etzel's Schwert" ist das Bild des in zügelloser Wuth würgenden Schwertes bis zu dem Ende getrieben, daß es den eigenen Träger mordet, wohl die kühnste Bildlichkeit des ganzen Bandes.

Sehr oft gibt dem Dichter eine frei erfundene und tief gefühlte Situation Gelegenheit, die zarteren Kräfte seiner reichen Phantasie zu üben: märchenhafte Stimmungen, anmuthiges Spiel, süße, schöne Gedanken, Inspirationen, als blitzte irgendwo im Grase ein Thautropfen auf, oder als zuckte ein Falter über eine Sonnenlichtung. Derartiger zarter und herrlicher Dinge birgt der Band eine erquickliche Fülle: wie entzückend ist die kleine Mondscheingeschichte Fingerhütchens, wie zart sind „Die Liederseelen", wie fein empfunden „Die gelöschten Kerzen", das „Hochzeitlied", „Traumbesitz", „Die gefesselten Musen", der „Eppich", „Jetzt rede Du", die tiefe, stimmungsvolle „Schwüle", „Eingelegte Ruder", „Requiem" und eine nicht endende Reihe anderer. Einen wunderbaren Zauber der Stimmung

und echt poetischen Situation üben „Die zwei Reigen“, „Die Fee“, „Die todten Freunde“, das prachtvolle Halbdunkel in der visionären „Begegnung“:

„Mich führte durch den Tannenwald
Ein stiller Pfad, ein tief verschneiter,
Da, ohne daß ein Huf gehallt,
Erblickt' ich plötzlich einen Reiter.

Nicht zugewandt, nicht abgewandt,
Kam er, den Mantel umgeschlagen,
Mir deuchte, daß ich ihn gekannt
In alten, längst verschollnen Tagen.

Der jungen Augen wilde Kraft,
Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
Ein Zug von Traum und Leidenschaft
Berührte mich so tief und eigen.

Sein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen.
Mich faßt's mit Lust und Grauen an,
Ihm Gruß und Namen nachzurufen.

Doch keinen Namen hab' ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter schon im Tann
Und hinterm Schneegeflock verschwunden.“

Untersucht man die starken poetischen Wirkungen der frei erfundenen Gedichte, so kommt man zu dem Resultat, daß ihre Bildlichkeit nicht auf Vergleichung beruht, sondern meist direct aus der Situation hervorgeht und insofern immer eine starke Thatsächlichkeit hat. Klar wird dies z. B. unmittelbar an Stücken wie „Göttermahl“, „Die Bank des Alten“ oder „Die alte Brücke“, wo der Dichter Alles vermeidet, was an die üblichen Bilder der Vergänglichkeit oder Derartiges erinnern könnte. Eine Ausnahme macht scheinbar „Die todte Liebe“, aber auch hier ist die Vergleichung ganz in Situation und Handlung aufgelöst. C. F. Meyer verschmäht jene Mittel, welche unpoetischen Dingen ein poetisches Gewand verleihen wollen, da er nur das an sich poetische Motiv ergreift und in seiner eigenen Gestalt zeigt; er geht darin so weit, daß er Dinge, welche Andere der Phantasie des Lesers zu enträthseln überlassen, um der Schärfe der Vorstellung willen direct sagt; so in „Noch einmal“ der Farbenwirkung wegen: „Ich sehe Dich, Jäger, ich seh' Dich genau, den Felsen umschleichest Du grau auf dem Grau“; oder wenn er das Unbestimmte einer visionären Erscheinung in „Der Kaiser und das Fräulein“ noch stärker in die Erscheinung rückt durch die Frage:

„War es einer der Ottonen oder
War's ein Heinrich oder war's ein Friedrich,
Der die wehrlos Schwebende geküßt hat?“

In dem Gedichte „Spiel“ gibt der Dichter selbst die symbolische Anwendung eines jugendlichen Thuns auf das ganze Leben durch alle einzelnen Momente; eine ähnliche Auslegung erhält ein Naturphänomen im „Eppich“; eine im gegebenen Falle nicht zu entbehrende Deutlichkeit findet sich im „Triumphbogen“:

„S'ist Klio, die das Alterthum Enträthselnde." In solchen Fällen opfert der Dichter lieber einmal die Stimmung dem linienscharfen Bild und scheut den leicht etwas erkältenden Eindruck der absoluten Deutlichkeit nicht. Ebensowenig geht er einem andern Mittel aus dem Wege, eine Situation zu klären oder sie in die Region des freien poetischen Spieles zu heben, der Ironie, dem Humor und dem Barocken. Eines der hübschesten und drolligsten Stücke dieser Art ist „Das Strandkloster", wo die todten Ordensbrüder über sich selbst belustigt ihr wunderliches Geschick besingen:

„Wir singen ohne Kehlen,
Wir sitzen fröhlich ohne Schädel da,
Wir singen mit den Seelen
Ein kräftig schallend Deo Gloria!"

Nicht minder sonderbar ist die Situation des „Nicola Pesce", wo der ironische Versuch gemacht wird, das Märchen- und Sagenhafte mit gewöhnlichen menschlichen Gründen zu erklären, oder der seltsame Einfall, daß eine Mutter in ihrem gewaltthätig erschlagenen Sohn, dem die Seite geöffnet ist, wie dem Christ durch den Speer des Longinus, die heilige Seitenwunde des Herrn verehrt; hier ist wohl der starke und etwas grausige Contrast zwischen dem Gedanken an den Friedensfürsten und der Mordscene beabsichtigt. Mit dem Grausen mischt sich die Ironie in „Die Karyatide", welche erwachend ein Blutbad sieht: „Wo bin ich denn? In welcher Stadt? Sie morden sich. Es ist Paris", oder in „Jung Tirel", wo der Contrast am Schluß barock wirkt:

„Herr Tirel, das war schlimme Birsch!
Im Dickicht rinnt ein Bächlein roth.
Ihr fehltet Englands größten Hirsch
Und schosset Englands König todt."

Zu den lustigen Einfällen, die mit Anmuth und Humor vorgetragen sind, gehören noch „Die drei gemalten Ritter" und „Don Fadrique", in welchen beiden die komische Wirkung durch den starken Contrast zwischen Veranstaltung und Resultat erstrebt wird: das Anmuthigste aber, was der Band an heiteren Geschichten birgt, sind „Die Schweizer des Herrn von Tremouille" und „Alte Schweizer", wo Rhythmus und Versbau durch den Contrast mit dem realistischen Inhalt sehr stark wirken:

Alte Schweizer[1].

Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang
Den von Raphael's Fresken verherrlichten Gang
In der puffigen, alten geschichtlichen Tracht,
Als riefe das Horn sie zur Murtener Schlacht:

„Herr Heiliger Vater, der Gläubigen Hort,
So kann es nicht gehn und so geht es nicht fort!
Du sparst an den Kohlen, Du knickerst am Licht —
An Deinen Helvetiern knausre Du nicht!

[1]) Bei der Thronbesteigung Leo's XIII. brach im Vatican eine kleine Palastrevolte aus, weil der sparsame Papst den Schweizern das übliche Donativ zurückhielt.

Wann den Himmel ein Heiliger Vater gewann,
Ergibt es elf Thaler für jeglichen Mann!
So galt's und so gilt's von Geschlecht zu Geschlecht,
Wir pochen auf unser historisches Recht!

Herr Heiliger Vater, Du weißt, wer wir sind!
Bescheidene Leute von Ahne zu Kind!
Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt.

Herr Heiliger Vater, die Thaler heraus!
Sonst räumen wir Kisten und Kasten im Haus —
Potz Donner und Hagel und höllischer Pfuhl!
Wir versteigern Dir den apostolischen Stuhl!"

Der Heilige Vater bekreuzt sich entsetzt
Und zaudert und langt in die Tasche zuletzt —
Da werden die Löwen zu Lämmern im Nu:
„Herr Heiliger Vater, jetzt segne uns Du!"

Auch unter den ernsten Gedichten findet sich mehr als eines, das schon durch die bloße Originalität des Problems das Auge auf sich zieht: so („Der Lieblingsbaum") die Idee, am Ende des Erdendaseins unter die Rinde des Lieblingsbaumes zu entweichen und ihn „zu Ende zu dichten", oder die innige Verbindung zwischen dem Leben des Dichters und dem des Baumes („Der verwundete Baum"). Ebenso originell ist es, wenn der Dichter den von Maria Stuart unerhörten Chastelard sich mit einer zu willigem Gehorsam verurtheilten Laute vergleichen läßt und der Tod dies Bild aufnimmt:

„Von keiner weichen, weißen Hand betastet,
Wirst Du die stumme Laute sein."

So in dem stimmungsreichen Gedicht „Die verstummte Laute".

Wie selbstverständlich beherrscht C. F. Meyer die Technik der Verskunst nicht minder als ihre inneren Mittel. Reim und Metrum sind ohne Aengstlichkeit gebildet und fast immer von vollendeter Schönheit und Leichtigkeit. Die ungereimten Stücke stehen in fast verschwindender Minderzahl, und ebenso herrscht die strophische Anordnung bei Weitem vor. Ueberaus musikalisch und wohlklingend ist der Ton der Sprache, bald süß und anmuthig, in weichen Lauten gleitend, bald gewaltig, pathetisch, pomphaft, ja C. F. Meyer ist in der Schönheit des Klanges fast unerreicht. Besonders in den Strophenschlüssen und Refrains sammelt sich der Ton zu eindrucksvollster Intensität. Wie groß klingt zum Beispiel nach der sehnsüchtigen Weichheit der vorausgegangenen Zeilen jenes „Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön", wie stark und pathetisch im „Geisterroß":

„Fahre, schwarzer Ellid, fahre!
Nach der Heimath nimm den Lauf!
Wogen tosen, Rhodan's Stimme!
In den Strom, mein Thier, und schwimme!"

Wie musikalisch ist das „Requiem":

„Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"

Selten wird dieser Eindruck durch irgend eine sprachliche Besonderheit gesucht und erreicht. Sorgfältig vermeidet C. F. Meyer Archaismen und ungewöhnliche Wörter; der Dialekt hat ihn in keiner Weise beeinflußt, und seine Wendungen sind immer einfach und verständlich. Mit Mühe lassen sich einige eigenartige Constructionen auffinden, wie: „Mich denkt es eines alten Traumes" in „Das begrabene Herz", oder: „Keiner Mutter Hand beschert mich" in „Die Ampel". Doch sind auch diese durchaus sinnentsprechend. Vielfach ist die Wirkung significanter Kürze in Satz und Ausdrucksweise einer Stileigenthümlichkeit des Dichters zuzuschreiben, die man aus seinen Novellen kennt. „Die sterbende Meduse" z. B. schließt:

„Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen
Und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht."

Das ist typisch. Eine schnelle Aufeinanderfolge von Handlungen wird immer so angedeutet. Oder ein ganzes nur aus kurzen Ausrufen zusammengesetztes Gedicht von starker, auf dem Metrum und der Steigerung beruhender Wirkung:

Der Ritt in den Tod.

„Greif' aus, du mein junges, mein feuriges Thier!
Noch einmal verwachs' ich centaurisch mit dir!

Umschmettert mich, Tuben! Erhebet den Ton!
Den Latiner besiegte des Manlius Sohn!

Voran die Trophä'n! Der latinische Speer!
Der erbeutete Helm! Die erbeutete Wehr!

Duell ist bei Strafe des Leibes verpönt . . . .
Doch er liegt, der die römische Wölfin verhöhnt!

Lictoren, erfüllet des Vaters Gebot!
Ich besitze den Kranz und verdiene den Tod —

Bevor es sich rollend im Sande bestaubt,
Erheb' ich in ewigem Jubel das Haupt!"

Diese Kürzen sind keine Willkür des Dichters, sie entspringen vielmehr einer Kunst der strengen Stilisirung und des consequenten architektonischen Aufbaus, welche zu den tiefstgewurzelten Rechten und Kräften seines Schaffens gehören, und vor Allem seinem dramatischen Bedürfniß. Das Geheimniß dieses Stils liegt darin, daß Form und Ausdruck nur das Nothwendigste geben, was der Inhalt verlangt — organisch und somit stilgerecht; daher mag es kommen, daß der Ausdruck, im Einzelnen betrachtet, fast immer der einfache und directe der Prosa und mit keiner Bildlichkeit belastet ist. Die Wirkung wird, abgesehen von der metrischen Reinheit und dem Klang der Sprache, nur durch die strenge Ausführung des schönen, poetischen Motivs und durch die vollendete Gliederung des Ganzen erreicht — Symmetrie und Klang, die sich auf alle Theile des Gedichtes erstrecken und nicht zum Mindesten auch die Satzaccente umfassen. Ich greife nach Willkür heraus:

„War's, als dufteten die Matten, d'rin ich schlummernd lag versunken,
War's, als rauschten alle Quellen, d'raus ich wandernd einst getrunken."

Oder:

„Schwingen, die den Raum besiegen,
Wie sie nicht um niedre Hügel
Flattern, Schwingen, die sich wiegen,
Herrschend über Berg und Kluft."

Ein häufiger Hebel dieser Symmetrie ist die Wiederholung, die sich der Dichter aber nur gestattet, wo die Steigerung und Verstärkung inhaltliches Erforderniß und Vorzug ist. Man nehme z. B. das symmetrische „es und er" in der folgenden Strophe:

Das todte Kind.

Es hat den Garten sich zum Freund gemacht,
Dann welkten es und er im Herbste sacht,
Die Sonne ging und es und er entschlief,
Gehüllt in eine Decke weiß und tief.

Daß C. F. Meyer's Poesie keine Gedankenflicken und keine Versflicken hat, braucht darnach nicht mehr gesagt zu werden. Mit dieser Strenge des Dichters hängt es zusammen, daß seine Sprache mehr eine Sprache der Verben, als der Adjective ist, und daß er in den Verben am meisten sprachliche Eigenheit zeigt:

„Unverwundet von der Firne Schärfen
Blaut der reine Horizont."

Oft genug läßt er, auf bestimmte Effecte arbeitend, das Verbum aus:

„Nach der Natur?" — Nach der Natur. Mein Kind.
Gestern beerdigt. Herr, ich bin zu Dienst.

Aber auch dem vollen Satz geht der Dichter nicht aus dem Wege, wo ihn Motiv und Metrum verlangen, wie in dem herzhaften Marsch der „Alten Schweizer":

„Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang."

Wie in der Architektur das strebende und das ruhende Bauglied durch ihren Contrast und seine Lösung das Auge befriedigen, so verwendet auch der Dichter den Contrast architektonisch und stilistisch. Er ist eines der stärksten und häufigsten Mittel seiner Kunst; man kann von seiner Poesie sagen, was er von den Marmorschalen eines römischen Brunnens sagt:

„Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht."

Dennoch ist ihm wohl bewußt, daß der Contrast gliedert und aufbaut, Formen verschärft und Farben stärker aufleuchten macht, daß er aber zarte und harmonische Stimmungen leicht stört. Wo eine solche beabsichtigt ist, fehlt die scharfe Gegenüberstellung meist: So im „Fingerhütchen", „Lenz, wer kann dir widerstehen?", „Eingelegte Ruder", „Im Spätboot", „Abendwolke", „Requiem", „Neujahrsglocken", unter den epischen „Thibaut von Champagne" und in manchen anderen.

* * *

„Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbst!"

Zu der reichen Fülle vollendeter Kunstschöpfungen, welche C. F. Meyer's Leben gereift, hat er neue Gaben gelegt — „genug ist nicht genug!" Beinahe zwei Dutzend neuer Gedichte sind in den einzelnen Abtheilungen dieser vierten Auflage zerstreut, an denen man wie an einem in Speicher und Hürden geheimsten Herbstsegen vorbeiwandelt. Da finden sich alle Richtungen seiner bewährten Kunst vertreten: das stimmungsvolle Bild, die historische Ballade, wunderbare Visionen, tiefe Betrachtungen und die Töne der innerlichsten und individuellsten Lyrik. Welch anmuthiges, sympathisches Intérieur sind „Die gelöschten Kerzen" mit ihrer feinen Schalkheit, die so hübsch zwischen den Zeilen lesen läßt, ein rechtes Cabinetstück; wie farbenprächtig das in tiefen Tinten glühende „Auf dem Canale grande" (II) mit seiner eigenartigen Symbolik. Wie heiter das im Freilicht entworfene Meerbild „Fluth und Ebbe", das in seiner südlichen, bewegten Scene von vollendender Sinnfälligkeit ist und dennoch von eigenthümlich traumhafter Stimmung. Anmuthig wiegt sich „Pergolese's Ständchen" zwischen Tod und Leben und verwischt die harten Grenzen beider, gleich einem antiken Sargrelief, das Grausen in Wohllaut lösend, süß, melodisch und im Refrain immer wieder dem Gleichgewicht zustrebend. Wie ein Bräutigam wohl alle Bilder seiner Geliebten sammelt, von den ersten Kinderschritten bis zum Brautgewand, so erblickt der Dichter im „Brautgeleite" „all ihre raschen Jahre", eine rosenbekränzte Genienschar, die vorüberwallt bis zum Kirchenthor, um dann für immer zu vergehen, eine anmuthige, poetische Idee. Eine großartig mystisch-traumhafte Verkörperung des modernen socialen Gedankens hat C. F. Meyer unter dem vielsagenden Titel „Alle" gegeben; wie ein Orgelpräludium ertönen die vollen feierlichen Worte des Anfangsrefrains, und in drei symmetrischen Bildern entwickelt sich die ernste symbolische Handlung, welche in Form der christlichen Ueberlieferung und unter dem Bilde der göttlichen den Gedanken der allumfassenden menschlichen Liebe und Gerechtigkeit ausdrückt. Im Traum sieht der Dichter den Herrn den Zwölfen das Brot brechen und aus lichtem Wolkenraum die Erde zum Mahle des Erbarmens laden. Wie in den Sagen der christlichen Mystik das Unbelebte und jedes Ding an der Heiligung theilzunehmen vermag, so schwebt ein mystisches Linnen nieder, und tausend Tische decken sich, Vielen wird das Mahl gegeben. Und nun, indem der Dichter die Augen zum drittenmal hebt, sieht er Alle zu dem unermeßlichen Mahle gelagert, das keine abstracte Gnadenertheilung, sondern die Theilnahme Aller an allen Gütern des Lebens bedeutet:

„Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer und Keiner durfte darben."

Man vergleiche die Behandlung des nämlichen Themas bei den Naturalisten!

Auch die historische Ballade, deren erster Meister C. F. Meyer ist, findet sich um einige hervorragende Stücke bereichert. Da ist „Das kaiserliche Schreiben", die ergreifende Todtenklage Friedrich's II. um seinen aufrührerischen geliebten Sohn Heinrich. In prachtvollen Trochäen die erschütterndsten Klagelaute: das Pathos des leidenschaftlichen Schmerzes, dessen Macht und Wahrheit alle Selbst-

beherrschung niederwirft. Aus der kurzen, gestammelten Erzählung von dem furchtbaren Selbstmord des Kindes im Angesicht des Vaters, der den Trotz beugen mußte und Lebensmuth und Kraft brach, blicken mit entsetzten Augen grausame Selbstvorwürfe. Alles ist ungesagt gesagt mit der wunderbaren Intuition C. F. Meyer's, die jedes seelische Problem in seinen verborgensten Fasern trifft. Dazu kommt der starke Contrast zwischen dem aus allen Fugen geworfenen Kaiser und der staatsklugen Vorsicht des Kanzlers, welche nur aus den vorletzten Worten des Kaisers erhellt. Dann „Conradin's Knappe". Die Situation ist die: auf der Stelle eines Sturzes, den er auf dem Paßübergang nach Italien erlitten, erzählt der rückkehrende Knappe Conradin's seinen Schmerz, als er hinter dem theuern jungen Herrn zurückbleiben mußte:

„Jetzt schlepp' ich jeden Tag mich hier empor,
Wo ich den Staufen aus dem Blick verlor.
Genesen ist der Leib, die Seele schmerzt,
Denn all' mein Erdenglück hab' ich verscherzt.

Und zög' ich heut', ich käme doch zu spät,
Schon krönte sich die junge Majestät,
Das Edelblut empfing den Ritterschlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag." —

Ein Knechtlein kommt bergüber. „Gieb Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?" —
„Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich."

So ist in den Contrast zwischen den Hoffnungen des Knappen und ihrer Erfüllung, ist in das leichtere Mißgeschick des Dieners das schwere welthistorische Schicksal des jungen Staufen gelegt, eine vollendete Nebenscene eines gewaltigen Dramas. Sehr fein ist noch der Zug am Schluß, daß der Bote den Knappen mißversteht, und wo Jener nach der irdischen Herrlichkeit frägt, in Gedanken an die himmlische bejaht; nicht minder wohlberechnet die übermüthige Siegeszuversicht des Herrn und gleich darauf der Sturz des Dieners. Erhöht ist die Wirkung durch die Einfachheit, mit welcher der Knappe berichtet. Voll düsterer Phantastik und voll einfachen Gefühls ist „Der Tod und Frau Laura". Zu Avignon ist Carneval, und verlarvt schwingt sich die Pest im Reigen; derweil vertreibt man sich in einer nahen Villa, wo Petrarca und Frau Laura weilen, die Angst „mit Wohllaut und mit Phantasie", als ein Weißgewandeter, Verlarvter eintritt, um Petrarca „der Sel'gen Lorbeer" zu überreichen; aber ehe er seinen Scheitel berührt, raubt ihn Laura:

„Sie schmiegt ihn um die blonden Haare leicht,
Sie steht bekränzt. Sie schaudert. Sie erbleicht."

Die Bildwirkung ist eine starke, insbesondere in dem Moment vor der Bekränzung — „der Lorbeer schwebt" — das Psychologische, wie Frau Laura mit momentaner Eingebung die Gefahr erkennt und abwendet, trefflich und wahr. Hübsch ist die Gestalt des „Pensieroso" in ihre Entstehung zurückgedichtet — zugleich ein beabsichtigter Gegensatz gegen die einseitig naturalistische Richtung — treffend das ruhende, sinnende Bild auf eine Begebenheit gegründet, welche den von Michel Angelo ihm verliehenen, individuellen seelischen Ausdruck erklärt.

Tragik ist in Idylle verwandelt in „Das bittere Tränklein", das in seiner zarten, liebenswürdigen Behandlung an eine Geßner'sche Vignette gemahnt.

Ueber diese milde, herbstheitere Stimmung, über das freudige Schaffen schattet einmal eine schwere Wolke: Krankennächte, Harmesnächte, bis dem Dichter im Morgenschlummer die maidliche Gestalt erscheint, die ihm zu eigen werden soll, die er erfleht; ihm wird die Genesung, und dankbar stiftet er den hülfreichen Göttern seine „Votivtafel".

Und nun blüht es noch einmal leuchtend und winkt: die neuen rein lyrischen Gedichte gehören zu dem Allerschönsten, was Conrad Ferdinand Meyer geschaffen hat, als ob die Abendsonne des Lebens die süßesten Früchte der Empfindung reifte. Dem Dichter wird aus Kinderaugen Lieb' und Lust und Leben, und jubelnd freut er sich der vollen Zahl der Jahre, die ihm der Kuckuck aus Waldesgründen zuzählt:

„Frühling schenkt aus vollen Händen —
Soll auf diesen blonden Haaren
Noch den Myrthenkranz ich sehn?"

Wer würde hinter dieser erquicklichen Lebensfreude, hinter dieser reichen lyrischen Schöpferkraft nicht ein jugendhelles Auge und ein ungebleichtes Haupt vermuthen? Gleich einem alten Feuerwein, der seine eigene Jugend an Kraft und Würze überbietet, überglänzt das Alter des Dichters die trübe, gährende Jugend, und gütige Genien messen ihm ungezählt. Er zählt seine Jahre nicht von Flocke zu Flocke, nicht von Vogelsang zu Vogelsang, nicht von Kelter zu Kelter:

„Nein, in Flammen werd' ich älter
Und in Flammen wieder jung.

Von dem ersten Blitze heuer,
Der aus dunkler Wolke sprang,
Bis zu neuem Himmelsfeuer
Rechn' ich meinen Jahresgang."

Es wäre überflüssig, noch einmal darauf hinzuweisen, welche starke individuelle Wahrheit von jeher Meyer's Lyrik inne gewohnt; von einem Nachlassen dieses Vorzugs, wie man es sonst wohl an einer verklingenden Laute bemerken mag, ist bei diesen neuen Gedichten so wenig zu reden, daß es uns vielmehr bedünkt, des Dichters Ton sei noch eigener geworden, seine lyrischen Motive hätten an Wirklichkeit noch gewonnen. Was das bewegte Gemüth ungebrochen und fast verstärkt noch empfindet, sucht Form und Melodie. Zwei Kräfte sind ihm treu geblieben, Liederlust und Wanderlust:

„Von den ruhelosen Jugendtrieben
Sind mir meine Füße noch geblieben,
Schreitend mit dem Lenz und seinen Flöten,
Schreitend durch die Sommerabendröthen,
Rasch vorüber den gefüllten Kufen,
Gleitend auf des Winters weißen Stufen
Ueber die verschneite Jahreswende,
Rastlos schreitend ohne Ziel und Ende!"

In dem herrlichen Gedicht, das der Dichter seinem verjüngten Liederband als Epilog gesetzt hat, in „Ein Pilgrim", gedenkt er dessen, wie er in wandern-

der Jugendzeit, in den Zeiten einer neuen unersättlichen Lebenslust, wie er in ernsten Tagen an der Seite der treuen Schwester und nachher in beruhigter Sehnsucht bei Weib und Kind das Eine geblieben: „Ein Pilgerim und Wandersmann". Eine wehmüthige Abendstimmung blickt mit zuckendem Lid aus der letzten Strophe. Wie hier einen persönlichen, so hat sie einen ergreifenden, objectiven Ausdruck gefunden in dem stillen, süßen Gedicht „Abendwolke", mit dem sich an poetischer Stimmung, an Wohllaut und Frieden etwa nur noch Rückert's „Ich lag an Bergeshalde", vergleichen läßt:

„Wie stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schifflein sind im Port.

Nur oben in dem Aether
Der lauen Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfert'ger Ferge sacht.

Die Barke still und dunkel
Fährt hin in Dämmerschein
Und leisem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein."

Sehnsucht und Wehmuth suchen die ferne Sternenwelt. Sie ist dem Dichter Symbol der verborgenen, das Menschenleben richtenden Gesetze; unter ihnen findet er in dem tiefsten, schönsten dieser neuen Gedichte das Wahrzeichen seines Geschicks:

Mein Stern.

Oft in meinem Abendwandel hefte
Ich auf einen schönen Stern den Blick,
Zwar sein Zeichen hat besondre Kräfte,
Doch bestimmt und zwingt er kein Geschick.

Nicht geheime Winke will er geben,
Er ist wahr und rein und ohne Trug,
Er beseliget und stärkt das Leben
Mit der tiefsten Sehnsucht stillem Zug.

Nicht versteht er Gottes dunkeln Willen,
Noch der Dinge letzten ew'gen Grund,
Wunden heilt er, Schmerzen kann er stillen,
Wie das Wort aus eines Freundes Mund.

In die Bangniß, die Bedrängniß funkelt
Er mit seinem hellsten Strahle gern,
Und je mehr die Erde mälig dunkelt,
Desto näher, stärker brennt mein Stern.

Holder, einen Namen wirst Du tragen,
Aber diesen wissen will ich nicht,
Keinen Weisen werd' ich darum fragen,
Du mein tröstliches, mein treues Licht!

Die häusliche und gesellschaftliche Stellung der Frauen in China.

Von
Prof. C. Arendt.

Die Literatur über China in den verschiedensten europäischen Sprachen ist im Laufe der Zeit eine so große und reichhaltige geworden, daß es Keinem, der sich dafür interessirt, schwer werden kann, sich aus den vorhandenen Werken auch über das Thema, welches den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet, eingehend zu unterrichten. Was mir trotzdem den Muth gibt, die Aufmerksamkeit und die Nachsicht der Leser für die nachstehenden Mittheilungen über die Stellung der Frauen in China in Anspruch zu nehmen, ist der Umstand, daß die Bilder, die ich hier zu entwerfen beabsichtige, fast ausschließlich theils aus meinen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen im Lande, theils aus den von mir selber eingezogenen Informationen, und endlich aus meiner eigenen chinesischen Lectüre geschöpft sind; denn ich werde, um dies gleich hier vorauszuschicken, dem Leser außer einer Schilderung gegenwärtiger Zustände auch eine kleine Reihe geschichtlicher Episoden vorführen, welche geeignet sind, die Lage der Frauen in China zu charakterisiren und zugleich einen Begriff von dem Ideal weiblicher Tugenden zu geben, wie es den Besten des Chinesischen Volkes vorschwebt. Wenn sich so, indem ich mich ganz auf den Boden meiner eigenen, beschränkten Kenntnisse stelle, meine Verantwortlichkeit gewissermaßen erhöht, so werde ich andererseits auf diese Weise weniger in die Gefahr gerathen, nur bereits Bekanntes zu wiederholen, und darf vielleicht auch hoffen, daß die Unmittelbarkeit meiner Darstellung derselben eine frischere Farbe verleihe. Schließlich will ich zu erwähnen nicht vergessen, daß ich in der glücklichen Lage gewesen bin, Lücken meines Wissens durch Erkundigungen bei dem kenntnißreichen Lector des Nordchinesischen am Orientalischen Seminar zu Berlin, Herrn Kuei Lin aus Peking, zu ergänzen, welcher mir jede verlangte Auskunft in der liebenswürdigsten Weise ertheilt hat. Es gereicht mir zur besonderen Freude, ihm meinen Dank hierfür an dieser Stelle aussprechen zu können. Insofern aber etwa Einer oder der Andere meiner Leser beim Nachschlagen der betreffenden Abschnitte in wohlbekannten beschreibenden Werken, wie

z. B. in Williams' „Reich der Mitte" oder in Gray's „China" manches von meinen Schilderungen Abweichende oder denselben direct Widersprechende finden sollte, so beruht dies zum Theil allerdings auf verschiedener Anschauung und Beurtheilung; andererseits aber muß man auch bedenken, daß China groß ist und daß trotz allgemeiner Uebereinstimmung im Großen und Ganzen selbstverständlich manche landschaftliche Verschiedenheiten im Einzelnen vorkommen. Dies gilt besonders von den Hochzeitsgebräuchen, welche uns etwas ausführlicher beschäftigen werden. Meine Darstellung bezieht sich speciell auf das nördliche China, und soweit Thatsächliches in Betracht kommt, also zumal was Sitten und Gebräuche betrifft, glaube ich die Zuverlässigkeit meiner Mittheilungen verbürgen zu können.

I.

Des Dichters Wort: „Der Frauen Zustand ist beklagenswerth" hat in Bezug auf die Lage der Dinge in orientalischen Ländern immer eine traurige Wahrheit besessen; schon in seiner Anwendung auf die Verhältnisse im alten Griechenland, welches in dieser Beziehung fast ganz auf orientalischem Boden stand, wird man ihm seine Berechtigung nicht absprechen können; es gilt unzweifelhaft auch noch heutigen Tages von China, wo das Loos der Frauen nie ein beneidenswerthes und die ihnen zugewiesene Stellung immer eine entschieden niedrigere gewesen ist, als sie nach manchen Vorzügen des Geistes und Herzens, die wir an ihnen kennen lernen werden, mit Recht beanspruchen könnten.

Wenn wir einen flüchtigen Blick in die älteren Zeiten werfen, so tritt uns aus den einheimischen Werken, welche sich mit der Geschichte derselben beschäftigen, ein geradezu grausiges Bild von der damaligen Recht- und Schutzlosigkeit des weiblichen Geschlechtes in China, von der grausamen und herzlosen Behandlung, der es nicht selten ausgesetzt war, entgegen. Es ist daraus zwar kein unmittelbarer Schluß auf die heutigen, von einer milderen Gesittung erfüllten Zeiten zu ziehen, richtig aber bleibt trotzdem, daß auch noch im heutigen China des Weibes Glück ein in beschränkter Sphäre enggebundenes ist.

Schon bei ihrem Eintritt in das Leben wird die neue kleine Weltbürgerin von ihren Eltern mit weniger Freude bewillkommnet, als wenn es ein Sohn wäre: eine Erscheinung, zu welcher in China manche in andern Ländern fortfallende Umstände beitragen. Ich will mich darauf beschränken, in dieser Hinsicht nur einen Punkt zu erwähnen, daß nämlich die Ahnenopfer, auf welche die Chinesen einen großen Werth legen, nur von den männlichen Nachkommen dargebracht werden können. Zwar das absichtliche Beiseiteschaffen weiblicher Kinder durch Ersäufen, wie es in einigen südlichen Provinzen des Reichs zugestandener Maßen in nicht geringem Umfange vorkommt, ist, wie ich mit Vergnügen constatiren kann, im Norden des Landes meines Wissens ganz unerhört, sei es nun, daß diese Unsitte sich dort niemals eingebürgert, sei es, daß die gegenwärtige mandschurische Herrschaft in dieser Beziehung einen günstigen Einfluß ausgeübt hat. Denn es scheint, daß die Mandschus ursprünglich eine freiere und wohlwollendere Anschauung von den Rechten des weiblichen Geschlechtes gehabt haben, als die Chinesen. Was aber sollen wir von der klaffenden Lücke sagen, welche die chinesische Gesetzgebung

in diesem Punkt aufweist? Denn so sehr auch der Mädchenmord von der Regierung verdammt wird: durch das Gesetz ist sie ihm beizukommen nicht im Stande; er gilt als tadelnswerth, aber nicht als Verbrechen, und das Einzige, was geschieht, um ihn zu unterdrücken, ist dieses, daß hin und wieder von den höchsten Provinzialbehörden Proclamationen ergehen, welche das Volk ermahnen, von dieser Unsitte abzulassen. Schwerlich also werden wir geneigt sein zu unterschreiben, was einer der bekanntesten Schriftsteller über China[1]) sagt, daß, wenn man den Zustand der chinesischen Civilisation berücksichtige, die daselbst geltenden gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Frauen in ihren anerkannten Rechten den Gesetzgebern des Volkes alle Ehre machen. Im Gegentheil möchte ich sagen, daß die hohe Stufe der Civilisation, auf der die Chinesen stehen, die in ihren Gesetzen noch weit mehr als in ihren Sitten zu Tage tretende, vollständige Mißachtung aller weiblichen Rechte gerade in einem noch viel traurigeren Lichte erscheinen läßt.

Die, wie gesagt, verhältnißmäßig nur geringe Freude über die Geburt eines Mädchens läßt sich schon aus der Sprache ersehen, indem ein volksthümlicher Ausdruck für „Tochter" p'ē-ts'ien-huo lautet, d. h. „eine Verlust bringende Waare". Aber die natürliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern macht auch den Töchtern gegenüber ihr Recht geltend, und wir finden in der That neben dem soeben erwähnten auch andere Ausdrücke für Tochter, wie z. B. ts'ien-tsin, d. h. ein „Tausendgoldstück", was den Werth von 1000 Taels oder nach unserem Gelde von 5—6000 Mark ausdrücken soll und — was uns noch angenehmer berühren wird — wenn man einen Chinesen fragt, wie viel Töchter er habe, so faßt man dies in die Worte: „wie viel hochgeehrte Lieblinge (auf chinesisch ling-ái) sich in seinem Hause befinden?"

So wird sich denn während der ersten Jahre ihres Lebens das Töchterchen über die ihr zu Theil werdende Behandlung nur wenig zu beschweren haben: die Liebe zu ihren Kindern ist ein durchgehender, schöner Charakterzug der Chinesen, und von dieser Liebe wird in den meisten Fällen auch ihr ein reichlicher Antheil zufallen. Während der ersten zwölf bis dreizehn Jahre etwa gilt sie als Kind; sie trägt, wie die Knaben, einen herunterhängenden Zopf, welcher erst, wenn sie fünfzehn Jahre alt ist, einer der wunderlichen Haartrachten, die in China üblich sind, Platz macht. Bis zum Alter von zehn Jahren läßt man sie vielfach in Knabenkleidern einhergehen; dies ist in Peking besonders in sehr vornehmen Familien üblich, sonst aber auch da, wo keine Brüder vorhanden sind: man will dann gewissermaßen die Illusion aufrecht erhalten, als wenn es dem Haus nicht an männlicher Nachkommenschaft fehle.

Während dieser ersten zwölf Jahre genießt das Mädchen ziemlich ebenso viel Freiheit wie die Knaben, d. h. wie Kinder überhaupt haben können; es ist die einzige Zeit ihres Lebens, während welcher sie auch die Außenwelt kennen lernen, sich offen zeigen kann auf der Straße. Das wenige Schöne, das sie, zumal wenn sie ein Stadtkind ist, nun zu sehen bekommt, mag ihr wohl, wir können es hoffen, wesentlich ihre spätere Gefangenschaft im Hause erleichtern.

[1]) Williams, Middle Kingdom. Ausgabe von 1883, Bd. I, S. 792.

Sonst wird sie während dieser Zeit, sei es nun im Palast, oder „in der Mutter bescheidener Hütte", in den Pflichten des Haushalts, in allerlei weiblichen Handarbeiten und auch, wir können es wohl hinzufügen, in „schamhafter Sitte", geübt und erzogen; denn auf ein wohlanständiges Benehmen, auf decente Haltung und Kleidung wird hoher Werth gelegt, und der Erfolg dieser verständigen, wenn auch nach unseren Begriffen mannigfach ins Kleinliche gehenden Erziehung, zeigt sich häufig vortheilhaft auch bei den dienenden Ständen. In weiblichen Handarbeiten pflegen die chinesischen Mädchen eine große Geschicklichkeit zu erlangen, und in vielen Häusern wird es als ein Ehrenpunkt betrachtet, daß die Tochter im Stande sei, einen großen Theil ihrer Ausstattung mit eigener Hand anzufertigen. Unangenehm aber berührt es zuweilen, Mädchen aus besseren Ständen schon in diesem zarten Alter mit der Pfeife im Munde zu sehen; jedoch mag dies vorwiegend in wohlhabenderen Familien von geringerer Bildung vorkommen. Bei älteren Frauen dagegen scheint die Gewohnheit des Rauchens allerdings eine ziemlich weit verbreitete zu sein.

Wenn nun aber auch die frühe Jugend des chinesischen Mädchens keine weniger glückliche zu sein braucht, als die eines europäischen Kindes, so begehen doch schon während dieser Jahre der empfänglichen, lernfähigen Kindheit die chinesischen Eltern das erste Unrecht gegen ihre Töchter, indem sie dieselben mit nur äußerst seltenen und kaum in Betracht kommenden Ausnahmen ohne allen Unterricht aufwachsen lassen. „Talentlos zu sein," lautet ein chinesisches Sprichwort, „ist eine Tugend der Frauen", und es wird demgemäß im Allgemeinen gar nicht daran gedacht, den Töchtern das Lesen und Schreiben, oder gar eine Kenntniß der Literatur beizubringen. Dies gilt besonders vom Norden; im Süden (vermuthlich besonders in der Provinz Kwangtung, in welcher Canton liegt) scheint es damit etwas besser bestellt zu sein; denn nach dem unverächtlichen Zeugniß des Archidiaconus John Henry Gray in Hongkong (China, Bd. I, S. 167), fehlt es daselbst, obgleich auch dort, wie er zugibt, die Bildung unter dem weiblichen Geschlechte nicht annähernd so weit verbreitet ist, wie unter den Männern, doch nicht an Mädchenschulen unter weiblicher Leitung, während Viele auch im elterlichen Hause von Privatlehrern Unterricht erhalten. Im Norden, und ich glaube im weitaus größten Theile des Reichs, sind Mädchen*schulen* ganz unerhört, und Unterricht im Hause für die Töchter ist gleichfalls eine ganz seltene Ausnahme. Nicht nur ist dies eine in China allgemein bekannte und von den Chinesen selbst am allerwenigsten geleugnete Thatsache, sondern wir haben in dieser Beziehung auch das ebenfalls von Gray angeführte, durch seine statistischen Daten besonders interessante Zeugniß einer europäischen Dame, welche lange Jahre in Peking gelebt hat und als eine Kennerin der chinesischen Sprache für besonders befähigt gelten muß, sich ein competentes Urtheil zu bilden. Sie erzählt, daß sie während eines zweimaligen Sommeraufenthaltes in einem etwa drei bis vier Stunden von Peking entfernten Tempel das eine Jahr von über 320, das andere von 290 chinesischen Frauen und Mädchen aus den verschiedensten Ständen besucht worden sei. Unter den 320 befanden sich nur *zwei*, die im Stande waren zu lesen. Beide gehörten *nicht* zu den *höheren* Classen der Gesellschaft; eine an einen sehr hohen Beamten

verheirathete Dame, noch dazu eine Anverwandte des Kaiserlichen Hauses dagegen, konnte ebensowenig lesen, wie ihre vier Töchter im Alter von sechzehn bis dreiundzwanzig Jahren, oder wie ihre zwei Schwiegertöchter oder irgend eine ihrer weiblichen Bedienten. Die jungen Mädchen gaben auf die betreffende Frage ohne Weiteres die charakteristische Antwort: „Mädchen werden bei uns nicht unterrichtet." Unter den 290 Besucherinnen des andern Jahres war das Verhältniß etwas günstiger: drei Mandschurinnen aus den höheren und zwei Chinesinnen aus den niederen Classen konnten lesen, und die kleine Tochter eines Localbeamten theilte unserer Berichterstatterin mit, daß sie im väterlichen Hause täglich zusammen mit zwei Knaben aus andern Familien von einem Lehrer unterrichtet werde.

Letzteren, sonst wohl recht geringfügig erscheinenden Umstand habe ich besonders erwähnt, weil der Fall, der hier vorzuliegen scheint, im Norden vielleicht noch am häufigsten vorkommt, daß man nämlich da den Töchtern Unterricht ertheilen läßt, wo ein Sohn nicht vorhanden ist. Da sucht man denn eben auch die Mädchen möglichst lange so zu erziehen, als wären sie Knaben. Dieser Sitte, mit der angeführten Begründung, wird in chinesischen Romanen und Novellen nicht selten Erwähnung gethan. Auch sonst hört man hier und da von schrift- und lesekundigen, ja vielleicht sogar dichtenden Damen; das ändert aber nichts an der allgemeinen Lage der Dinge. Fast wunderbar aber muß es unter solchen Umständen erscheinen, daß doch auch in China, obschon vornehmlich in älterer Zeit, Schriftstellerinnen und Dichterinnen von Bedeutung erstanden sind.

Hier muß ich ein Wort über die vielleicht Manchem merkwürdig hoch erscheinende Zahl von Besucherinnen sagen, von welchen in dem letztangeführten Zeugniß die Rede gewesen ist. Daran aber ist nichts Auffallendes, denn die Tempel in den schönen Berglandschaften unweit Pekings bilden für besser situirte chinesische Familien ein häufiges Ziel kleiner Sommerausflüge, gleichwie sie von Europäern während der heißen Monate vielfach bewohnt werden. Die freie Bergluft aber scheint dann auch nicht selten die Ketten des Vorurtheils, von denen die meisten Chinesen und Chinesinnen gefesselt sind, zu sprengen, und sie suchen vielfach mit den Fremden, die sie dort vorfinden, in Berührung zu treten.

Verfolgen wir nun das chinesische Mädchen weiter auf ihrem Wege durchs Leben, so sehen wir alsbald die aufblühende Jungfrau in Verhältnisse versetzt, die uns freudlos und freundlos erscheinen, wenn es auch bis zu einem gewissen Grade wahr sein mag, was Williams und Andre betonen, daß das chinesische Mädchen und die chinesische Frau, da sie auch nur von der Möglichkeit eines besseren, freieren Loses keine Ahnung haben, die Härte und Ungerechtigkeit ihres Schicksals weniger fühlen. Daß Viele von ihnen dieses Schicksal dennoch als ein trauriges empfinden, erhellt aus manchen Vorgängen, auf die ich noch kurz zurückkommen werde, mit zwingender Beweiskraft. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls tritt das chinesische Mädchen, sobald es das zwölfte oder dreizehnte Jahr überschritten hat, in den eisernen Ring der Verbannung aus der Gesellschaft und der Abgeschlossenheit ein, welcher sie für den Rest ihres Lebens zu umklammern bestimmt ist. Sie ist nun, nach dem Chinesischen Ausdruck, das „Mädchen im Kämmerlein" oder „das im Haus sitzende Mägdlein" geworden,

welches nicht einmal mit ihren erwachsenen Brüdern mehr frei verkehren darf (Williams, Reich der Mitte, Bd. I, S. 784 Ende), welchem nur in einer fest verschlossenen Sänfte oder in einem dicht verhängten Wagen das väterliche Haus zu verlassen gestattet ist, welches sich verstecken muß, wenn der Fuß eines nicht zum Haushalt gehörigen Mannes die Schwelle überschreitet, welches wohl in den meisten Fällen mit weit mehr Bangigkeit und Angst, als Sehnsucht und Verlangen, dem Tage entgegensieht, an dem sie sich, auf Geheiß ihrer Eltern, als Gattin einem unbekannten Manne zu eigen geben wird, einem Manne, den sie (mit ganz selten vorkommenden Ausnahmen) niemals zuvor gesehen, gegen den sie möglicherweise — oder der gegen sie — beim ersten Anblick eine entschiedene Abneigung fassen wird, ja dessen Zuneigung, falls eine solche sich bildet, sie vielleicht, und zwar gerade, wenn er den wohlhabenderen Ständen angehört, mit anderen Genossinnen desselben Haushalts ohne Klage zu theilen sich gewöhnen muß. Darf es uns also Wunder nehmen, wenn viele chinesische Mädchen eine unüberwindliche und sie zu den verzweifeltsten Schritten treibende Scheu vor dem Ehestand haben? In der Nähe von Canton wird, wie Gray erzählt (China, Bd. I, S. 185, Ende und ff.), ein Hügel gezeigt, welcher den Namen „das Grab der Jungfrauen" trägt. In ihm ruhen die sterblichen Reste fünfzehn chinesischer Mädchen, die sich auf vorherige Verabredung nach ihrer ungefähr gleichzeitig erfolgten Verlobung gemeinsam ertränkten, um der Vermählung zu entgehen. Dieses Ereigniß fällt in die vierziger oder fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, aber auch noch im Jahre 1873 machten, derselben Quelle zufolge, acht junge Mädchen, ebenfalls in der Nähe von Canton, in derselben Weise und aus demselben Grunde ihrem Leben ein Ende, indem sie sich, mit ihren Festkleidern angethan, an einander festbanden und in einen Nebenfluß des Cantonstroms stürzten. Ein ähnlicher Fall kam nach Williams (Reich der Mitte, Bd. I, S. 795 Ende) in Canton im Jahre 1833 vor. Hier war es eine junge Frau, welche bei Gelegenheit eines Besuches, den sie bald nach ihrer Hochzeit im Haus ihrer Eltern machte, ihren Schwestern und Freundinnen ihre Leiden als Gattin eines unwürdigen Mannes so lebhaft beschrieb, daß drei ihrer Zuhörerinnen sich mit ihr zusammenthaten und alle vier in einem in der Nähe gelegenen Teich ihren Tod suchten und fanden.

Zu solchen extremen Schritten mögen die heißblütigeren Südchinesinnen sich leichter hinreißen lassen, als ihre minder leicht erregbaren Schwestern im Norden, wenigstens ist mir kein ähnliches Beispiel aus meinen Pekinger Erfahrungen bekannt; ein mehr komischer, als tragischer, aber deshalb nicht minder charakteristischer Vorfall indessen, der sich in meiner nächsten Umgebung zu Peking im Frühjahr des Jahres 1887 abspielte, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Eine vortreffliche Frau, die in meinen eigenen Diensten stand, hatte — sie war schon seit Jahren Wittwe und das entscheidende Wort in der Sache fiel daher ihr allein zu — für ihren neunzehnjährigen Sohn mit aller mütterlichen Liebe und Sorgfalt ein Mädchen als Lebensgenossin ausgewählt; der junge Mensch aber, der, wie das bei Chinesen im Alter zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren häufig der Fall ist, noch beinahe den Eindruck eines Kindes machte, faßte am Hochzeitstage eine so herzliche Abneigung gegen seine ihm nunmehr zum ersten Mal vor Augen kommende Braut, daß er heimlich aus dem elterlichen Hause davonlief und,

nachdem man ihn mit Mühe wieder entdeckt und zurückgebracht hatte, wenige Tage darauf dieselbe Procedur wiederholte. Erst nachdem man ihn zum zweiten Mal wieder eingefangen hatte, fügte er sich in sein Schicksal.

Dieser Fall beweist nebenbei gleichzeitig, daß auch in den niederen Ständen die Ehen nicht sowohl von den Nächstbetheiligten geschlossen, als von den Eltern decretirt werden, und daß auch hier die Neuvermählten sich der Regel nach erst zu sehen bekommen, nachdem sie bereits durch ein unlösliches Band an einander gefesselt sind. Dies zeigt, wie tief die Vorstellungen, auf denen diese Art der Eheschließung beruht, in den Anschauungen des chinesischen Volkes wurzeln; denn — um dies hier ein für alle Mal zu bemerken — die Mädchen der niederen und zumal der dienenden Stände können natürlich auch in China nicht abgeschlossen im Hause gehalten werden; man sieht sie vielmehr täglich auf den Straßen, und hier wäre also die Möglichkeit von Heirathen nach eigener Neigung recht gut vorhanden. Daß solche mit Bewilligung der Eltern zuweilen auch in der That vorkommen mögen, kann ich natürlich nicht bestreiten, aber selten genug sind sie ohne Zweifel auch hier. Dazu mag viel beitragen, daß der Chinese gewöhnlich in sehr jungen Jahren heirathet oder, richtiger gesagt, verheirathet wird, ehe eine tiefe Neigung überhaupt in seinem Herzen hat Platz greifen können. Auch fehlt es, wie ich annehmen möchte, dem chinesischen Volk überhaupt an dem sentimentalen Zuge, an der schwärmerischen Gemüthsrichtung, die sich wohl eben nur da bilden können, wo ein durch die Sitte geheiligter, freier Verkehr zwischen heranwachsenden Mädchen und Jünglingen stattfindet. Bemerkenswerth ist auch, daß der letzte Fall, den ich erzählt habe, in einer seit Generationen katholischen Familie stattfand; die tausendjährigen Sitten des Volks stehen aber in China allem anderen voran und bilden die obersten Glaubensartikel der Menge.

Zumal auf dem Lande, inmitten der ackerbautreibenden Bevölkerung findet eine Abschließung der Mädchen, die daselbst an den Feld- und sonstigen Arbeiten thätigen Antheil nehmen, überhaupt gar nicht statt, und da mögen denn die Wünsche der Kinder wohl noch am ehesten zur Geltung gelangen; dort kommt es auch häufig vor, daß Verbindungen schon zwischen Kindern geschlossen werden. Dies geschieht in der Weise, daß das Mädchen schon in zartem Alter, etwa mit sieben oder acht Jahren, in das Haus ihrer künftigen Schwiegereltern aufgenommen und daselbst aufgezogen wird; die Hochzeit findet Statt, wenn sie ein Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren erreicht hat.

Dieses Alter ist überhaupt, wenigstens im Norden, das früheste Durchschnittsalter für die Verheirathung der Mädchen; aber in allen nur irgendwie den besseren Ständen angehörigen Familien in der Stadt und auch auf dem Lande, wo freilich Leute aus den höheren Gesellschaftsklassen in China sehr viel seltener leben als bei uns, wird die bereits oben geschilderte Abschließung der heranwachsenden Mädchen von der Außenwelt und besonders von der Berührung mit dem anderen Geschlecht im Allgemeinen auf das Strengste und Peinlichste durchgeführt. Daß aber hierzu die bei den Chinesen übliche, abscheuliche Sitte der Verkrüppelung der Füße, oder wie der einheimische Ausdruck lautet, der künstlichen Herstellung der „Goldenen Lotusblume“, irgendwie beitrage oder gar zu diesem Zweck eingeführt worden sei, muß ich in Abrede stellen. Abgesehen

davon, daß die herrschende Klasse der Mandschus sich von dieser barbarischen Geschmacklosigkeit durchaus frei gehalten hat — den Mandschu-Mädchen ist diese Verstümmelung des Körpers sogar gesetzlich untersagt — kann ich nach den Erfahrungen meines oftmaligen monatelangen Aufenthalts in den westlichen Bergen bei Peking inmitten einer durchweg dieser Unsitte huldigenden Bevölkerung auf das Bestimmteste versichern, daß die Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung dadurch in keiner Weise gehemmt wird. Man sieht dort Mädchen und Frauen jeden Alters, trotz dieser fragmentarischen Gliedmaßen, alle möglichen schweren Feldarbeiten verrichten, und nicht nur das, sondern auch mit Lasten steile Abhänge hinauf- und herabsteigen.

Vielfach übrigens findet man in der chinesischen Literatur (auch in Romanen) die Thorheit der „goldenen Lotusblume" mit ernsten und witzigen Worten gegeißelt; aber augenblicklich ist sie noch durchaus die herrschende Mode.

II.

Wir haben gesehen, daß der chinesische Jüngling seine Braut, wie das chinesische Mädchen ihren zukünftigen Gatten, beide ohne eigene Wahl, aus den Händen ihrer Eltern empfangen. Um nun aber passende Partien aufzuspüren und zusammenzubringen, dazu gibt es in China eine besondere Klasse von Menschen, deren Gewerbe dies seit uralten Zeiten gewesen ist, nämlich die sogenannten Heirathsvermittlerinnen. Die Engländer gebrauchen dafür den hübschen und bezeichnenden Ausdruck go-betweens, d. h. Zwischengängerinnen. Hin und wieder wird dies Gewerbe auch von Männern ausgeübt, jedoch das ist nicht die Regel. Mit Erstaunen lese ich bei Williams (Reich der Mitte, Bd. I, S. 786 Ende), daß das „Amt", wie er es nennt, der Heirathsvermittlerinnen in China als ein ehrenvolles gelte und daß großes Vertrauen auf ihr Urtheil und ihre Wahrhaftigkeit gesetzt werde. Das ist, obgleich zumal gerade auf dem Lande, auch in der Pekinger Gegend, die Mitwirkung der Zwischengängerinnen bei jeder Heirath für unerläßlich gehalten wird, mit nichten der Fall; im Gegentheil ist diese Klasse von Frauen im höchsten Grade verachtet, und wenn man ihre Dienste in Anspruch nimmt, fügt man sich eben nur einer lästigen, uralten Sitte. Ich kann auch in dieser Beziehung nicht ganz eine etwaige Verschiedenheit provinzieller Anschauungen gelten lassen, denn schon der berühmte chinesische Gelehrte und Commentator Tschuhi, welcher im mittleren China wirkte und schrieb, zählt in seinem Handbuch des Wissenswerthen für die Jugend, dessen Vorrede vom Jahre 1187 n. Chr. datirt ist, die Zwischengängerinnen neben Hebammen, Nonnen und Wahrsagerinnen unter den neun Klassen von Mädchen und Frauen auf, denen man im Interesse des häuslichen Glückes und Friedens nur im äußersten Nothfalle gestatten solle, über die Schwelle zu treten. Gerade in Peking hat man sich denn auch und zwar, wie ich anzunehmen geneigt bin, unter dem Einfluß älterer und gesünderer mandschurischer Anschauungen, von der tyrannischen Sitte der Zuziehung der Zwischengängerinnen so gut wie gänzlich emancipirt; man geht ihnen, soviel man irgend kann, aus dem Wege, und die Anknüpfung der zur Vermählung führenden Verbindungen geschieht durch Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts. An die gewerbsmäßigen Heirathsvermittlerinnen

wendet man sich dort nur, wo es sich um den Kauf von Nebenfrauen, nicht, wo es sich um die Wahl der rechtmäßigen Gattin handelt.

Das Erste, wenn eine passende Partie in Aussicht genommen, ist sodann das Siáng-k'an oder die „Personal-Inspection". Diese vollzieht sich in der Weise, daß die Eltern des angehenden Bräutigams sich mit demselben in das Haus der Eltern des Mädchens begeben, diesen ihren Sohn vorstellen und das Mädchen in Augenschein nehmen. Aber wohl bemerkt, die jungen Leute selber bekommen sich bei dieser Gelegenheit nicht zu sehen. Ist diese Ceremonie zu gegenseitiger Zufriedenheit ausgefallen, so erfolgt das Fangting, d. h. die Verlobung. Sie wird dadurch vollzogen, daß wiederum die Eltern des Bräutigams, diesmal aber allein, sich in das Haus der Braut begeben und dieser eigenhändig zwei Ringe — je einen auf den vierten Finger jeder Hand — und je ein oder zwei Armbänder auf jeden Arm ziehen. Sie schmücken sodann das Haupt des jungen Mädchens mit einem Stirnband aus dem glänzenden Gefieder des Königsfischers und legen, als Sinnbild ungetrübten Glückes, ein — oft sehr kostbares — Scepter auf ihren Schoß. Der Ring hat jedoch hier nicht dieselbe Bedeutung wie bei uns; der Bräutigam erhält keinen, und auch die junge Frau pflegt die ihrigen bald nach der Hochzeit abzulegen.

So sind die Beiden an einander gefesselt und haben sich doch niemals mit Augen gesehen; gleichgültig erfährt der Eine, bangend und zagend die Andere, daß sie sich nunmehr für die Erfüllung neuer Pflichten zu rüsten haben.

Nachdem sodann der Hochzeitstag festgesetzt ist, erfolgt als dritte Ceremonie, ungefähr einen halben Monat vor der Vermählung, das Kuoli oder die „Uebersendung der Geschenke" an die Braut. Auch hierfür haben des Bräutigams Eltern zu sorgen. Diese Geschenke bestehen in sechserlei, nämlich in Brautkleidern, in einem eigenthümlichen Kopfschmuck, der sich als eine Art Krone mit herabhängenden Perlenschnüren bezeichnen läßt; in acht Schafen, acht Gänsen, etwa zweihundert Broden und acht Krügen Wein oder vielmehr richtiger Reisbranntwein aus dem Departement von Schauhing im mittleren China. Die Zahlen jedoch, die ich hier genannt habe, sind nur für wohlhabende Leute maßgebend; bei den ärmeren Klassen kann die Menge der einzelnen Geschenke sehr beschränkt werden, aber gänzlich fehlen darf nichts von alledem. Erwähnen muß ich auch noch, daß die Schafe und Gänse rosa gefärbt sind. Man sieht solche unnatürlich zugerichtete Vier- und Zweifüßler in Peking auf dem Markt der sogenannten Chinesenstadt beständig feilstehen.

Die letzte Ceremonie vor der Hochzeit, welche am gewöhnlichsten einen Tag vor letzterer, zuweilen aber auch unmittelbar vor derselben stattfindet, ist das Sung Tsiátschuang oder die durch gemiethete Träger in feierlicher Procession bewirkte Ueberführung der Ausstattung in des Bräutigams Haus. Da ist denn oft der Prunkmöbel, der Truhen und Kasten mit Kleidungsstücken und allen möglichen Gegenständen kein Ende. Sie werden im Hause des Bräutigams (oder vielmehr seiner Eltern), im Brautgemach und den sonst dem jungen Paare anzuweisenden Räumen aufgestellt. Es kommt nun der Tag der Hochzeit selber oder, wie die Chinesen es nennen, der Tag des Kuomén, d. h. des „Ueberschreitens der Schwelle". Es wird zu diesem Behuf der „Tragsessel der Freude", d. h. mit

anderen Worten die Brautsänfte, begleitet von der Mutter oder einer älteren Frau aus der Verwandtschaft des Bräutigams, zum Hause seiner Schwiegereltern gesandt, wo die Braut mit einer ganz eigenen Haartracht zum Verlassen des elterlichen Hauses bereit steht: sie muß nämlich an diesem Tage ihr Haar in Tschuátsiu's ordnen: d. h. in zwei, nicht herabhängende, sondern aufgerollte Zöpfe, je einen an jeder Seite des Hinterkopfes. Dies ist eine Reminiscenz an die früheste Kindheit, wo alle chinesischen Kinder — Knaben und Mädchen — so gehen. Die Mutter der Braut wirft nunmehr ihrer Tochter das Káit'ou, d. h. ein rothes Stück Seidenzeug, durch welches sie gänzlich verhüllt wird, über den Kopf und die jetzt aus dem Kreise der Jungfrauen Scheidende besteigt darauf die Brautsänfte, welche außen entweder mit einem rothen Tuchstoff bezogen oder aber über und über mit glänzenden Glas- oder Krystallscheiben beschlagen ist. Tragsessel der letzteren Art werden „Gesammt-Sternbilder-Sänften“ genannt. Die Mutter oder eine ältere Anverwandte der Braut folgt letzterer sammt der Dame, die sie abzuholen gekommen ist, zum Hause der Eltern des Bräutigams. Die Brautsänften sind dicht verschlossen und machen deshalb auf uns einen peinlichen und, ich möchte sagen, fast unheimlichen Eindruck; auch sind mir mehrere Fälle bekannt, in welchen während der heißen Sommermonate die zu weit getriebene Luftabsperrung den Erstickungstod der Braut unterwegs wirklich zur Folge gehabt hat.

Die Braut wird von ihrem neuen Herrn und Gebieter im Hofe empfangen. Hier ist ein Tisch aufgestellt, der in diesem Falle die Stelle eines Altars vertritt; ein Gefäß mit brennendem Weihrauch und ein Blatt mit allerlei Abbildungen von Göttern befinden sich darauf. Davor fallen Braut und Bräutigam gemeinsam nieder und berühren mit ihren Stirnen die Erde, um so „den sämmtlichen Gottheiten des Himmels und der Erde“ ihre Anbetung zu erweisen. Nachdem dies geschehen, betreten sie vom Hof aus die inneren Räume des Hauses. Die Schwelle, welche sie dabei zu überschreiten haben, ist häufig mit Aepfeln und einem Sattel bedeckt. Dies hat eine auf einem Wortspiel beruhende Bedeutung. Der Apfel nämlich heißt auf chinesisch p'ing, und an ist der Sattel; gemäß der Vieldeutigkeit chinesischer Wörter aber bedeutet p'ing auch soviel wie Friede, und an soviel wie Ruhe und Eintracht.

Nachdem hierauf beide im Innern ihrer Gemächer angelangt sind, nimmt der Bräutigam mit eigener Hand den rothseidenen Schleier vom Haupte des nun auf der Grenzscheide zwischen Jungfrau und Weib stehenden Mädchens, deren Züge er jetzt zum ersten Male erblickt. Beide begrüßen sich gegenseitig, ehe sie sich setzen, mit ceremonieller Förmlichkeit durch die Handbewegungen und auf der weiblichen Seite nicht ungraziösen Verneigungen des Körpers, welche den chinesischen Gruß ausmachen. Die beiden Mütter und eine Zahl weiblicher Anverwandten sind zugegen und laden das junge Paar ein, von den bereit stehenden Speisen und Getränken zu kosten. Wenn nichts Anderes, so werden sie, um einer der wichtigsten Ceremonien zu genügen, wenigstens die beiden, durch eine rothe Schnur an einander gebundenen silbernen Weinschälchen an den Mund führen, dann dieselben gegenseitig vertauschen und noch einmal daraus trinken. Dann läßt man sie mit ihrem Glück oder Unglück allein.

Am folgenden Morgen wird die kindliche Haartracht, in welcher die Braut ihrem Gatten zugeführt wurde, mit einer ihrem Alter mehr angemessenen vertauscht und in Gegenwart ihrer Mutter und anderer weiblichen Anverwandten, und zwar gewöhnlich von einer derselben ein kleines Stück an jeder Schläfe rechtwinklig aus dem Haar ausgeschnitten. Man nennt das „die Oeffnung des Gesichts", und dies kennzeichnet sie äußerlich schon als Frau.

Es folgt die Anbetung vor den Ahnenbildern des Mannes, welche die Neuvermählten, mit ihren besten Gewändern angethan, gemeinschaftlich vornehmen. Durch ihre Theilnahme an dieser Handlung bekennt die junge Frau sich feierlich als eine Angehörige des neuen Hauswesens, in welches sie eingetreten. Dann hat das Ehepaar auch noch den beiderseitigen Eltern und Anverwandten durch Niederfallen seine Ehrerbietung zu erweisen, und dies beschließt im Wesentlichen die Festlichkeiten und Ceremonien. Es findet zwar noch ein ziemlich verwickelter Austausch von Geschenken statt; auch fehlt das den Freunden gegebene Gastmahl nicht, welches gewöhnlich am Tage der Ueberführung der Ausstattung im Hofe unter einem Mattenzelt abgehalten wird. Doch glaube ich hiermit von der Art und Weise, wie der wichtigste Schritt im Leben des Weibes sich im nördlichen China vorbereitet und vollzieht, in allen Hauptpunkten ein hinreichend ausgeführtes und treues Bild entworfen zu haben.

Dem chinesischen Volksglauben ist die Vorstellung von dem Vorhandensein höherer Mächte, welche die eheliche Verbindung der Menschenkinder herbeiführen, nicht fremd: von den silbernen Strahlen des nächtlichen Gestirnes umflossen, thront auf leichtem Gewölk die Gottheit, welche dieses wichtigen Amtes waltet; aber sie erscheint nicht in der Gestalt eines leichtgeschürzten, geflügelten Knaben, der von seinem Bogen die sicher treffenden Pfeile entsendet, sondern, gewissermaßen dem grauen Alter des chinesischen Volkes entsprechend, ist es hier ein Greis mit wallendem Barte, „der Alte unter dem Monde" genannt, der mit einer rothen, sterblichen Augen unsichtbaren Schnur die Füße der vom Schicksal zu Gatten bestimmten Jünglinge und Mädchen aneinanderbindet. Einen Anklang an diesen Glauben fanden wir bereits in einer der letzten, soeben geschilderten Hochzeitsceremonien.

Wie gestaltet sich nun das Loos der jungen Neuvermählten in dem neuen Heim, in welches wir sie einziehen sahen? Nehmen wir an, daß der „Alte unter dem Monde" des ihm anvertrauten Amtes in diesem Falle mit verständiger Hand und wohlwollendem Herzen gewaltet und dem unerfahrenen, hülflosen Geschöpf eine Stätte bereitet habe, so gut, wie sie überhaupt durchschnittlich in China zu finden ist. Wir wollen annehmen, daß die Gatten eine mit der Zeit wachsende Neigung, die wohl gar sich bis zur Liebe steigern mag, zu einander fassen, und daß vor allen Dingen der Mann seiner Gemahlin mit der Achtung begegnen, ihr die Stelle im Hause einräumen werde, welche nach dem uralt chinesischen Sittengesetz der rechtmäßigen Frau zukommt. Ich habe von dem unglücklichen Schicksal, welches chinesischen Frauen nicht selten zu Theil wird, aus alter und neuer Zeit bereits zur Genüge Beispiele beigebracht, und wollte ich diese vermehren, so würde das von mir entworfene Bild ein einseitiges, ja ein Zerrbild werden. Auch gehört eine besonders tyrannische Ausübung der freilich fast un=

beschränkten eheherrlichen Gewalt in China nach dem allgemeinen Zeugniß der Einheimischen — Männer und Frauen — denn doch zu den Ausnahmen. Ueberdies widerspricht eine herabwürdigende Behandlung der rechtmäßigen Gattin, wie schon angedeutet, dem confucianischen Sittengesetz, welches unter den fünf geheiligten und heilig zu haltenden, die Grundlage der Gesellschaft bildenden „menschlichen Verhältnissen“ das zwischen Mann und Frau an dritter Stelle aufführt. Die übrigen vier sind das zwischen Souverän und Unterthan, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und zwischen Freunden. Wir sehen somit der Ehe einen durchaus würdigen Platz im System der chinesischen Ethik angewiesen. Freilich ist auf der anderen Seite der beständige Mahnruf, welcher die Frau in China durch ihr ganzes Leben begleitet, das immer wiederholte Wort, daß es ihr zu gehorchen gezieme, als Mädchen den Eltern, als Frau dem Manne, als Wittwe dem Sohne. Wenn es nun der jungen Frau vielleicht auch nicht schwer werden wird, dem Manne, dessen Zuneigung ihr in immer erhöhtem Maße zu Theil wird und auf welchen sie ihren eigenen Einfluß immer mehr wachsen fühlt, den schuldigen Gehorsam zu erweisen, so wird sie doch ihren Schwiegereltern gegenüber, in deren Hause sie sammt ihrem Gatten, wie dies in den allermeisten Fällen geschieht, zunächst wohnen bleibt, einen schwereren Stand haben. Das Gesetz und die Sitte verlangen, daß sie diesen sich ebenso unbedingt unterwerfe, wie ihrem Manne, und viele Anzeichen weisen darauf hin, daß das Recht der Schwiegereltern, und zwar besonders der Mutter des Mannes, gegen die junge Frau häufig mit geradezu herzloser Strenge ausgeübt wird. Jedoch daß auch hier Ausnahmen vorkommen, daß zuweilen die junge Frau Unterstützung und Schutz gegen eine ungerechte Behandlung und Beurtheilung seitens ihres Mannes bei ihrer Schwiegermutter findet, wird durch das Leben und die Legende der Chinesen bestätigt. Unter allen Umständen jedoch wird sich während der ersten Zeit die Neuvermählte als Herrin in ihrem neuen Kreise nicht fühlen. Aber wenn das mit der Zeit sich ändert, sei es in Folge des durch den Lauf der Natur herbeigeführten Wechsels der Dinge, sei es, daß der Mann durch seine Lebensstellung genöthigt wird, in eine andere Provinz zu ziehen, so wird trotzdem die Frau, wenn nun auch allerdings die Erste im Hause nach dem Manne, doch niemals das Haus repräsentiren. Denn die verheirathete Frau ebenso gut wie das herangewachsene Mädchen ist von dem Verkehr mit der Männer- und Außenwelt durch nicht wegzuräumende Schranken geschieden. Sie fehlt im geselligen Kreise, die Freunde ihres Mannes bleiben ihr fremd. Sie kann keiner öffentlichen Vergnügung beiwohnen, die Thüren des Theaters sind ihr verschlossen. Nur falls sie zu den seltenen Ausnahmen derer gehört, die lesen gelernt haben, wird sie sich durch Lectüre die Stunden verkürzen können und auch dann wird es ihr schwer werden, ein sie ansprechendes Buch zu finden, denn die chinesische Literatur ist unglaublich arm an Werken, die sich für Kinder oder für Frauen irgendwie eigneten. Sie wird auch nicht einmal als Zuhörerin Theil nehmen an dem, was „kluge Männer sprechen“, obgleich sie dem Gespräche derselben vielleicht gern folgen würde. Sie wird einsam sitzen in ihrem Kämmerlein, während ihr Gatte in den vorderen Gemächern mit den geladenen Gästen den Freuden der Tafel obliegt. Daß aber da, wo die Frauen den Scepter der Sitte

nicht führen, die Gesellschaft selbst in Gefahr geräth, mehr oder weniger zu verwildern, zeigt sich auch in China. Wenn z. B. Frauen das Theater besuchten, so würde der Inhalt mancher Stücke des heutigen chinesischen Bühnenrepertoires wahrscheinlich nicht in dem Grade, in welchem es thatsächlich der Fall ist, die Grenzen, ich möchte sagen, nicht nur des Glaublichen, sondern sogar des Unglaublichen überschreiten. Ich bin auch überzeugt, daß der Zustand der Straßen in chinesischen Städten ein besserer werden würde, wenn die Frauen häufiger Veranlassung hätten, ihrem Abscheu über denselben Ausdruck zu geben. Daß übrigens, um nur eins anzuführen, die chinesischen Frauen sich mit Leichtigkeit in die Aufgabe finden würden, das Haus den Gästen ihres Mannes gegenüber zu vertreten und das Amt der liebenswürdigen Wirthin zu übernehmen, haben Beispiele, die wir hier in Berlin vor Augen gehabt, zur Genüge gezeigt. Den chinesischen Frauen fließt das Wort leicht von den Lippen, und sie sprechen ihre Sprache mit Correctheit, Anmuth und Gewandtheit. Obgleich aber ganz neuerlich in Peking selber ein sehr hochgestellter chinesischer Beamter, der eine Reihe von Jahren im Auslande gelebt hatte und vorübergehend auch in Deutschland gewesen war, sich von den Fesseln der althergebrachten Landessitte befreit hatte und seiner Gemahlin auch nach ihrer Rückkehr in die Heimath dieselbe Freiheit seinen Gästen gegenüber gestattete, die sie nach unserer Sitte in Europa genoß, so würde man doch sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß die Zeit nahe sei, wo ein Umschwung der chinesischen Anschauungen überhaupt bevorstehe.

Indessen muß man sich die junge chinesische Frau nun auch nicht gerade als eine Gefangene in den ihr angewiesenen Gemächern vorstellen. Sie darf Besuche von Freundinnen empfangen, sie darf Besuche bei ihren Freundinnen machen, es fehlt ihr, selbst wenn sie in beschränkteren Verhältnissen lebt, meist nicht an ausreichender weiblicher Bedienung, die in China für billigen Lohn zu beschaffen ist; in vielen Häusern, auch in der Stadt, hat sie — wie ich dies bereits in meinen „Bildern aus dem häuslichen und Familienleben der Chinesen“ [1]) geschildert habe — ein kleines Gärtchen zu ihrer Verfügung; ein Ausflug ihres Mannes, an dem sie theilnehmen darf, in die erfrischende Luft der Berge während der Sommerzeit ist nicht ausgeschlossen. Vermögendere Leute engagiren ferner, einer alten Sitte zufolge, die im Wesentlichen schon aus der Zeit vor Christi Geburt bezeugt ist, Geschichtenerzähler, die ihren Frauen und sonstigen weiblichen Mitgliedern ihres Haushalts in sagenhafter oder romanhafter Ausschmückung über besonders interessante Perioden der Vergangenheit berichten. In früheren Zeiten war es Regel, daß die Geschichtenerzähler für Frauen Blinde sein mußten (Blindheit ist in China sehr häufig); eine Beschränkung, die jetzt nicht mehr besteht. Solche Geschichtenerzähler gehen ihrem Gewerbe nicht selten auch unter freiem Himmel nach; besonders in Tientsin habe ich sie sehr häufig an schwülen Sommerabenden auf der Straße gesehen, von einer Schar aufmerksam lauschender Zuhörer umgeben. Einen, der merkwürdige Criminalfälle vortrug, habe ich selbst im Hause eines Freundes mit angehört. So fehlt es den chinesischen Damen der höheren Stände doch auch an geistiger Nahrung nicht ganz. Ja, auch Theater-

[1]) Berlin 1888. H. Reuther's Verlag.

stücke haben sie zuweilen Gelegenheit zu sehen. Reiche Leute pflegen ganze Schauspielertruppen zu diesem Zweck auf ein paar Tage zu engagiren und sie in ihren eigenen Häusern vor den Mitgliedern ihres Haushalts und geladenen Gästen ausgewählte Stücke spielen zu lassen. Da die chinesische Bühne wenig Raum und meist keine Decorationen verlangt, so findet sich eine allen Anforderungen genügende größere Halle, in der die Aufführung stattfinden kann, leicht in den Wohnungen der Reichen. Ich habe in der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre drei oder vier solcher Vorstellungen in der Amtswohnung des damaligen Gouverneurs von Tientsin, des auch in Europa nicht unbekannten Tsch'ung Hou beigewohnt: er war während der Belagerung von Paris und während des Communeaufstandes als chinesischer Gesandter in Frankreich, später in derselben Eigenschaft in Rußland. Bei diesen Vorstellungen waren die Frauen und Töchter des Gouverneurs und seiner geladenen chinesischen Gäste zugegen; sie saßen aber hinter Gazevorhängen in Nischen, und man konnte ihre Anwesenheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, gewissermaßen nur ahnen, jedenfalls von Gestalt oder gar Gesichtszügen nicht das Geringste erkennen.

Dieser, den chinesischen Anschauungen von Anstand durchaus nicht widersprechende Gebrauch von scenischen Aufführungen vor gemischter Gesellschaft hatte speculative Köpfe in Peking auf die Idee gebracht, in Häusern, die den Namen von Privathäusern trugen, in der That aber Jedem gegen Entgelt offen standen, solche theatralische Vorstellungen vor männlichem und weiblichem Publicum, wenn auch mit getrennten Sitzen, zu arrangiren. Die zahlenden Besucher und Besucherinnen wurden natürlich für Gäste des Arrangeurs ausgegeben, die ganze Einrichtung war bei dem Volke unter dem Namen der T'áng-hui's, d. h. „Damengesellschaften" bekannt; doch glaube ich kaum, daß je ein Mädchen oder eine Frau aus den besseren Ständen sich in diese Etablissements gewagt haben wird. Sie sind neuerlich, nachdem die Sache durch die Censoren zur Kenntniß des Kaisers gelangt war, von Amtswegen verboten worden. Freilich pflegen solche Verbote in China sehr bald wieder einzuschlafen.

Noch einer anderen Ueberschreitung der strengchinesischen guten Sitte, vor der man lange Zeit ein Auge zudrückte, sei hier erwähnt. Es gibt im nordwestlichen Theile von Peking, in welchem sich viele prinzliche Palais und Wohnungen der Vornehmen befinden, eine des landschaftlichen Reizes nicht entbehrende Stadtgegend, ich meine das Schitsch'a-hái, d. h. den „zehngetheilten See" mit seiner Umgebung. Hier wiegt sich im Sommer die auch in China von den Dichtern viel besungene Lotusblume auf den mondbeschienenen, stillen Gewässern, und baumbepflanzte Alleen ziehen sich die Ufer entlang. Daß dem Chinesen Empfänglichkeit für den Naturgenuß innewohnt, läßt sich nicht leugnen. So durchbrach hier der angeborene Trieb die engen Schranken der tyrannischen Sitte, und die vornehme Damenwelt der benachbarten Paläste fehlte nicht unter den die Frische der Nacht genießenden Spaziergängern am See. Auch diese Uebertretung des geheiligten Gebrauches der Väter ist jetzt amtlich verboten.

III.

Ich habe dem Leser ein, wenn nicht vollständiges, so doch, wie ich hoffe, in den Hauptzügen richtiges und deutliches Bild von dem ungefähren Spielraum entworfen, bis zu dessen doch ziemlich eng gezogenen Grenzen hin chinesischen Mädchen und Frauen eine gewisse Freiheit der Bewegung gestattet ist; aber ich habe die chinesische Frau noch nicht als Mutter im Kreise ihrer Kinder gezeigt, das heißt in der Lage, in welcher sie auch in ihrem eng „gebundenen Wirken“ sich glücklich und frei fühlen kann. Jetzt erst in der That ist sie die vollberechtigte Gattin ihres Gemahles geworden, denn unter den sieben in China gesetzlich anerkannten Gründen der Ehescheidung finden wir neben Schwatzhaftigkeit und Neigung zur Eifersucht, auch Kinderlosigkeit verzeichnet. Die Trennung von der Frau ist dem Manne in China leicht gemacht: während ersterer überhaupt keine gesetzlichen Mittel, ein ihr unerträglich gewordenes Verhältniß zu lösen zu Gebote stehen, darf der Mann beim Vorhandensein eines der sieben Gründe aus eigener Machtvollkommenheit die Frau verstoßen. Nur einen Familienrath pflegt er vorher zusammenzurufen, dann kann er ihr den Scheidebrief geben, welcher durch ein eigenthümliches Siegel, nämlich durch den Abdruck einer Hand des Mannes in Tusche, seine Gültigkeit erlangt. Statt der Handfläche kann er auch die Fußsohle zu diesem Zwecke gebrauchen, dies geschieht aber seltener als jenes. Jedoch hat schon das Gesetz selber die eigene Härte sehr wesentlich dadurch gemildert, daß es drei Gründe anerkennt, welche die Scheidung, trotz des Vorhandenseins eines an und für sich gültigen Scheidungsgrundes, unmöglich machen (z. B. wenn beide Eltern der Frau bereits todt sind), und es spricht außerdem für den Charakter des Volkes, daß Ehescheidungen thatsächlich nur sehr selten vorkommen. Befleckung der häuslichen Ehre seitens der Frau aber bedroht das Gesetz mit dem Tode; es spricht gleichzeitig dem Manne das ausdrückliche Recht zu — und von diesem Rechte vorkommenden Falls Gebrauch zu machen, gilt beinahe als Ehrensache — die Schuldige mit eigener Hand zu tödten, jedoch unter *einer Bedingung*: daß auch der Hausfriedensbrecher zur selben Zeit den Tod von seiner Hand erleide.

Die Chinesinnen sind im Allgemeinen gute und nachsichtige Mütter, denen für das Wohl ihrer Kinder kein Opfer zu schwer wird, die es aber auch wohl über sich gewinnen können, im Nothfall strenge zu sein. Der schöne Ausdruck „*die Liebevolle im Hause*,“ mit dem der Chinese seine Mutter bezeichnet, enthält ein wohlverdientes Lob, und in der ihr unumwunden eingeräumten Autorität über die Kinder liegt auch der Punkt, wo die chinesische Frau den Hebel ansetzen kann, um durch die treue Erfüllung ihrer Mutterpflichten „endlich zum Herrschen zu gelangen,“ und

„Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.“

Der Reichthum an Liebe, den in dieser Richtung das Herz einer chinesischen Frau in sich bergen kann, offenbart sich zuweilen auch fremden, europäischen Kindern gegenüber, die ihrer Obhut anvertraut sind, in einer über alles Lob erhabenen Weise; für ihre Pfleglinge wird in der That, nach des Dichters Wort, kein Weg ihr zu sauer, „und die Stunden der Nacht sind ihr wie die Stunden

des Tages.“ Es ist dies ein Zeugniß, welches ich aus eigenster Anschauung und Erfahrung ablege.

Die Polygamie ist in China, wenn auch gestattet, doch nur eine modificirte, und darum keine allzu häufige Erscheinung. Der Chinese kann, mit einer einzigen Ausnahme, nur eine Frau haben, die auf Grund der, wie wir gesehen haben, zum Theil sogar religiöses Gepräge tragenden Ceremonien die Seine geworden ist. Die eine Ausnahme ist die, wenn seine rechte Frau ihm keine Nachkommenschaft schenkt: in diesem Fall darf er eine zweite Frau bei Lebzeiten der Ersteren in sein Haus feierlich aufnehmen, was freilich nicht oft geschieht und ein Schritt ist, der nicht allgemeine Billigung findet. Aber Nebenfrauen kann der Chinese sich nehmen, so viel ihm beliebt, und in den wohlhabenden Ständen ist dies in der That nichts Ungewöhnliches. Dieselben werden durch Kauf erworben und ohne alle Feierlichkeit einfach ins Haus genommen. Die rechte Frau darf dagegen nichts einwenden, Eifersucht ist ihr gesetzlich verboten. Die Nebenfrau wird, außer verschiedenen anderen Ausdrücken, auf chinesisch als „Kleine Frau“ oder auch als „Quasi-Gattin“ bezeichnet. Obgleich die Stellung als solche nicht unehrenhaft ist, so kommt sie doch derjenigen der rechtmäßigen Gattin niemals auch nur annähernd gleich; letzterer gegenüber erscheint die Nebenfrau als Dienerin, und dem Hausherrn gegenüber nicht — wie die rechtmäßige Gemahlin — als Genossin, sondern als Magd. Sehr reiche Chinesen geben, einem uralten Gebrauche gemäß, ihren Töchtern bei der Vermählung zwei P'eifang's, d. h. zwei Mädchen zu ihrer persönlichen Bedienung, mit in die Ehe, diese werden dann gewöhnlich in erster Linie zu Nebenfrauen des Mannes. Zwischen den Kindern der rechten Gemahlin und der Nebenfrauen aber wird kein Unterschied gemacht, sie sind vielmehr alle vollkommen gleichberechtigt, auch was die Erbschaft betrifft — nur daß den Mädchen überhaupt kein Antheil an der Erbschaft, also auch, um dies nachzutragen, außer der Aussteuer keine Mitgift zukommt, obgleich beides aus besonderer Liebe ihnen häufig gewährt wird. Einen wahren Triumph aber feiert die consequente Durchführung eines Princips darin, daß alle Kinder, auch die der Nebenfrauen, die rechtmäßige Gemahlin ihres Vaters als ihre eigentliche und erste Mutter anzuerkennen haben; dies geht so weit, daß die Kinder der Nebenfrauen für die rechte Gattin des Vaters die bei Chinesen siebenundzwanzigmonatliche, bei Mandschuren hunderttägige Trauerzeit voll einhalten müssen, für ihre leibliche Mutter dagegen nur in dem Umfange trauern dürfen, der ihnen nach vorheriger Familienberathung, bei welcher die Hauptfrau das erste Wort mitzureden hat, aus Gnade ausdrücklich gestattet wird. Gewisse Rechte und Privilegien, z. B. ein erblicher Adelsrang, gehen allerdings zunächst auf die Söhne der rechten Frau über, und können nur in Ermangelung solcher auf Söhne von Nebenfrauen übertragen werden. Stirbt die rechte Gattin, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, so kann eine der Nebenfrauen, die dem Gatten der Verstorbenen einen Sohn geboren, in die Stelle der rechten Frau einrücken. Dies geschieht in der Weise, daß der Mann Freunde und Verwandte zu einem Gastmahl versammelt, bei welchem den Geladenen die bisherige Nebenfrau als nunmehrige rechtmäßige Gemahlin persönlich vorgestellt wird. Aber

keine der früher geschilderten feierlichen Hochzeits-Ceremonien findet dabei Statt. Daß eine Nebenfrau, welche Mutter eines Sohnes geworden, noch bei Lebzeiten der nicht so glücklichen rechten Gemahlin zur zweiten rechtmäßigen Gattin erklärt wird, kommt gleichfalls vor, ist aber sehr selten.

Ich bin einer der wenigen Europäer, die Gelegenheit gehabt haben, bis in die inneren Gemächer eines wohlhabenden Chinesen vorzudringen und von seiner Gattin und seinen vier Nebenfrauen empfangen zu werden. Ich kann daher nur aus eigener Anschauung bestätigen, daß die Nebenfrauen in Gegenwart der rechten Gemahlin durchaus als Mägde behandelt wurden; sie durften sich nicht setzen, und tiefstes Schweigen schloß ihre Lippen. Nur ihre reiche Kleidung ließ auf die ihnen zukommende Stellung einen Schluß zu. Bei einer Gelegenheit, bei welcher außer verschiedenen europäischen Herren auch einige europäische und amerikanische Damen in das Haus des Chinesen, von dem ich rede, zum Diner — zu einem sogenannten „vollständigen Hammel“ — eingeladen waren, wurde die Mahlzeit von den Herren, denen der Wirth, und von den Damen, denen die Wirthin Gesellschaft leistete, einzeln und in getrennten Zimmern eingenommen, nachher aber vereinigten wir uns zum gemeinsamen Anschauen von Tausendkünstlern, wobei es auch den chinesischen Damen nicht zugemuthet wurde, sich in Nischen hinter Vorhängen zu verstecken. Dieser Fall eines Chinesen, der in der beschriebenen Weise sich bis zu einem solchen Grade von den Vorurtheilen seiner Landsleute losmachte, steht aber — neben dem bereits oben erwähnten — ganz vereinzelt da; der Mann, von dem ich rede, lebt jetzt nicht mehr in Peking; die Zeit, in welche seine fremdenfreundlichen Extravaganzen fielen, liegt viele Jahre zurück, aber eine eigenthümliche Logik des Schicksals hat es gewollt, daß in den Räumen seines Hauses, in denen wir Europäer damals so gerne gesehen wurden, jetzt eine chinesische Telegraphenstation aufgeschlagen ist. Auch der Telegraph ist sehr jung in China; in Peking hat er erst am 22. August 1884 seinen Einzug gehalten, erfreut sich aber nun dort eines nicht mehr zu erschütternden Bodens. Schneller aber werden durch Einführung europäischer Erfindungen die materiellen Verhältnisse in China verändert werden, als in den mehrtausendjährigen ethischen Anschauungen des Volkes ein Umschwung eintreten wird. Hier jedenfalls erweist sich der Geist widerstandsfähiger als die Materie.

Das Vorhandensein von Nebenfrauen kommt, wie schon gesagt — wenn auch wohl hauptsächlich wegen mangelnder Mittel — nicht sehr häufig vor; die meisten Klassen der Bevölkerung denken nicht daran, mehrere Frauen zu nehmen. Ueber der chinesischen Durchschnittsanschauung allerdings aber steht wohl der Ausspruch und die Handlungsweise Yen-p'ing-tschung's, eines berühmten Staatsmannes zur Zeit der bereits erwähnten Lehnsfürstenthümer. Denn als einst sein Landesfürst, welcher von 547—489 regierte, und welcher ihn außerordentlich hochschätzte, ihn in seinem Hause besuchte, erblickte er die Frau seines Ministers, und brach alsbald in die Worte aus: „Ach, die ist aber alt und häßlich.“ Er erbot sich darauf, ihm aus seinem eigenen Palast einige jüngere Schönheiten zu übersenden, Yen-p'ing-tschung aber wies dies mit Würde ab, indem er erklärte, er halte es nicht für recht, diejenige, welche ihm einst ihre

Jugendblüthe vertrauensvoll zu eigen gegeben habe, im Alter auf die zweite Stelle in seiner Zuneigung herabzudrücken.

Von standhafter Treue zwischen Ehegatten sind uns mannigfache Beispiele überliefert, die uns nicht gestatten, an der Existenz vieler glücklichen Ehen in China zu zweifeln. Eine, wenn auch sagenhaft ausgeschmückte, kleine Geschichte aus den Jahren zwischen 318 und 286 vor Christi Geburt, sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang mitzutheilen. Der König eines der Vasallenstaaten[1]) hatte die junge Frau eines untergeordneten Palastbeamten, Namens Hanp'ing, zufällig zu Gesicht bekommen und war von solcher Bewunderung für sie erfüllt worden, daß er ihre Ueberführung in den Palast verlangte. Als Hanp'ing im Einverständniß mit seiner Gemahlin diese Zumuthung zurückwies, ließ der König die Frau mit Gewalt aus dem Haus ihres Gatten entführen, worauf sich Hanp'ing im Schmerz über die Trennung und die damit verbundene Schmach selber den Tod gab. Der König stellte nun der jungen Frau ihre Vereinsamung und Hülflosigkeit vor, indem er ihr gleichzeitig verhieß sie zu seiner rechten Gemahlin und Königin zu erheben, wenn sie ihm keinen Widerstand leiste. Da erwiderte sie ihm stolz die berühmten Worte, welche im Original aus vier vierzeiligen Versen bestehen, deren zweiter und vierter, wie hier, aufeinander reimen:

Es nisten im eigenen Neste
Die Vöglein, die kleinen, zumal:
Sie kümmern sich nicht um den Phönix;
Sie freien nach eigener Wahl.

Froh lebt' in bescheidener Hütte
Ich mit dem geliebten Gemahl;
Für Dich nicht, o König, geschaffen,
Bin fremd ich im prunkenden Saal.

Als der König weiter in sie drang, erbat und erhielt sie einen kleinen Aufschub, um zuerst zu den Manen ihres Gatten zu beten. Während der damit verbundenen Ceremonien fand sie Gelegenheit, sich von den Zinnen des Schlosses in die Tiefe zu stürzen. An ihrem zerschmetterten Körper fand sich ein Brief vor, in welchem sie um die Gnade bat, mit ihrem Manne, Hanp'ing, in einem Grabe beerdigt zu werden. Grausamen Sinnes aber ließ der König sie in getrennten Gräbern zur Ruhe bestatten, und zwar so weit von einander entfernt, daß die Seelen der Verstorbenen im Stande sein sollten, sich zu sehen, aber nicht in ungestillter Sehnsucht zu einander zu gelangen; denn an die Erde der Gruft und das, was in ihr wurzelt, ist die Seele gebunden. Aber siehe, bald wuchs ein Baumespaar aus den Grabhügeln hervor, und die Kronen der Bäume vereinigten und verästelten sich, und eines Tages sah man auf ihnen zwei Vöglein sitzen, deren Hälschen sich aneinander schmiegten. Die sich im Leben treu geblieben, waren auch im Tode miteinander vereint.

Daß überhaupt das chinesische Volk an die Tugenden und guten Eigenschaften der Töchter des Landes glaubt, beweisen die vielen Ehrenbögen, die überall im Reiche zum Andenken an ausgezeichnete Mädchen und Frauen, zum Bei-

[1]) China zerfiel damals in eine große Menge von der Centralgewalt so gut wie völlig unabhängiger Lehnsfürstenthümer.

spiel für Gattentreue, kindliche Opferwilligkeit und dergleichen errichtet sind; daß die Chinesen ihren Frauen auch Vorzüge des Geistes zutrauen, zeigt ferner der Umstand, daß ihren verwittweten Kaiserinnen im Falle der Unmündigkeit des Thronerben oftmals das Recht der Regentschaft zugestanden ist, und die nahezu dreißigjährige Regentschaft, welche in unseren eigenen Tagen in China von zwei Frauen ausgeübt worden ist, bestätigt jedenfalls, daß die Chinesen sich in dem, was sie ihren Frauen zutrauen zu können glauben, nicht täuschen. Während den Mädchen in China eine so mangelhafte Erziehung, so weit Ausbildung der geistigen Fähigkeiten in Betracht kommt, zu Theil wird, schreibt man den Müttern doch den Hauptheil daran zu, ob ihre Kinder, einschließlich der Söhne, zum Guten oder zum Bösen ausschlagen. Es ist in dieser Beziehung eine schöne Sitte, daß Müttern hervorragender Staatsmänner oft eine Auszeichnung von Seiten des Thrones zu Theil wird, in einer Gedenktafel mit einer Inschrift in goldenen Buchstaben auf blauem Grunde. Die Inschrift besagt, die Tafel sei der Beliehenen übersandt worden, weil sie tsiau tszĕ yŏ fáng, d. h. „die Erziehung ihrer Söhne so geleitet habe, daß etwas Tüchtiges aus ihnen geworden sei." Eine solche Tafel habe ich als schönsten Zimmerschmuck in dem Empfangssaale des auch in Europa nicht unbekannten chinesischen Staatsmannes, des Handelssuperintendenten der nördlichen Häfen Lihungtschang, oft mit Interesse betrachtet und vergeblich über die Widersprüche nachgedacht, welche sich durch die Vorstellungen der Chinesen von der Natur, den Rechten und Pflichten des weiblichen Geschlechts hindurchziehen.

Mit leuchtenden Buchstaben steht auf den Blättern der chinesischen Geschichte der Name der Mutter des Ouyang Siu verzeichnet, welche Wittwe und so arm war, daß sie Tusche, Pinsel und Papier nicht anzuschaffen vermochte; aber mit einem Rohr, das sie vom Rande des Sees gebrochen, schrieb sie die chinesischen Zeichen in den Sand und ertheilte dem Knaben also den ersten Unterricht. Er ist später einer der berühmtesten Schriftsteller seines Volkes, Geschichtschreiber, Essayist und Dichter geworden, der zur Zeit unseres Mittelalters lebte.

Wir wollen hoffen, daß die Ruchlosigkeit, welche Williams (Reich der Mitte I. 793 Ende u. ff.) bezeugt und welche auch ich zu meinem Bedauern nicht ganz leugnen kann, daß nämlich eine rechtmäßige Frau nach dem Tode ihres Gemahls von ihrem Schwiegervater als Nebenfrau verkauft wird, was also nicht nur eine Erniedrigung und Demüthigung bedeutet, sondern auch Trennung von ihren Kindern erster Ehe bedingt, nur ganz vereinzelt vorkomme: eine solche Handlungsweise ist auch vom chinesischen Standpunkte aus um so verdammenswerther, als es der chinesischen Frau für ungeziemend gilt, nach dem Tode ihres Gemahls „einen Schritt vorwärts zu thun," d. h. wieder zu heirathen. Der Theorie nach schuldet sie als Wittwe ihrem ältesten Sohne Gehorsam, der gesunde Sinn des chinesischen Volkes aber hat dieses Verhältniß wenigstens in den Fällen, welche als Muster angeführt werden, ganz anders gestaltet.

Wir lesen von einem gewissen Poyü zur Zeit der Han-Dynastie (200 vor bis 200 nach unserer Zeitrechnung), der einst, als er von seiner verwittweten Mutter Schläge bekam, in bitterliche Thränen ausbrach. Diese Inscenirung ist uns nicht sympathisch, aber wir müssen dergleichen eben der Verschiedenheit der

Anschauungen zu gut halten. Die Mutter hielt darauf mit Schlagen inne und fragte ihn, weshalb er denn dieses Mal weine, da er das doch sonst niemals gethan. „O Mutter," erwiderte der Sohn, „sonst wenn Du mich züchtigtest, fühlte ich die Schläge, aber jetzt merke ich kaum, daß Deine schwache Hand mich berührt."

Das Ideal weiblicher Tugenden nach chinesischen Begriffen sehen wir in der Person der Mutter des Mencius verkörpert. Vorausgeschickt sei, daß Mencius 371 geboren war und ein Alter von vierundachtzig Jahren erreichte [1]). Aristoteles, Demosthenes, zum Theil auch noch Plato, waren seine Zeitgenossen in westlichen Landen, er selbst gehört als Philosoph und vornehmer Charakter zu den größten Männern seines Volkes. Von Hof zu Hof sehen wir ihn, von einem Vasallenfürsten zum andern wandern, bestrebt seinen politisch-moralischen Ideen Eingang und Gehör zu verschaffen. Ein Versuch, den ihm in einem der kleineren Fürstenthümer mit der praktischen Durchführung seiner Lehren zu machen vergönnt war, schlug freilich fehl und erinnert lebhaft an ein ähnliches Abenteuer Plato's. Sein Vater war früh gestorben. Als er noch klein war, wohnte seine Mutter mit ihm in der Nähe eines Friedhofs. Mencius vergnügte sich nun damit, die Hantirungen der Todtengräber nachzuahmen. Da sprach seine Mutter: „Dies ist kein passender Ort für mich, mit meinem Sohne zu leben." So suchte sie denn eine andere Wohnung. Da diese aber in der Nähe eines Marktplatzes gelegen war, verfiel Mencius darauf, Kaufen und Verkaufen zu spielen, und es nachzumachen, wie die Händler ihre Waaren anpriesen. Auch hiermit unzufrieden, wählte die Mutter nun eine dritte Wohnung in der Nähe einer öffentlichen Schule. Dort gewann Mencius Geschmack und Interesse an den Opferhandlungen und den Ceremonien, die damit verbunden sind. „Dies," sagte seine Mutter, „ist der rechte Ort für mich, mit meinem Sohne zu leben." Und sie wohnte daselbst.

Als sie einst mit ihrem Sohne bei einem Schlächterladen vorbeiging, fragte sie der Knabe: „Wozu werden hier die Schweine geschlachtet?" „Für Dich, Kind," sagte die Frau. Als sie wieder nach Hause gekommen waren, machte sie sich Vorwürfe, daß ihr unbedachtsamer Scherz ihren Sohn zur Unwahrheit verleiten könne. Sie ging daher wieder hin und kaufte in der That ein Stück Schweinefleisch, um ihr Wort gut zu machen.

Eines Tages, als Mencius aus der Schule kam, fragte sie ihn: „Nun, mein Kind, wie geht es mit dem Lernen?" Und als der Knabe darauf eine gleichgültige Antwort ertheilte, schnitt sie das Gewebe, an dem sie gerade arbeitete, mitten durch mit der Schere. Darüber war Mencius bestürzt und fragte sie nach der Bedeutung ihrer Handlungsweise. Sie erklärte ihm darauf, daß nachlässig und mit Unterbrechung betriebene Studien ebenso wenig zum Ziele führen, wie ein Gewebe je fertig werden könne, mit welchem man so umgehe, wie soeben sie mit dem ihrigen. Von da ab ward Mencius ein musterhaft fleißiger Schüler.

Die Geschichten von dem Sants'ién oder „mehrmaligen Umzug" und von dem T'ingtsï oder „unterbrochenen Gewebe" erfreuen sich in China der höchsten

[1]) Er starb 288 v. Chr.

Berühmtheit; wenn ich mich aber nicht täusche, wird die folgende Episode aus dem Leben von Mencius' Mutter, die ich mit den Worten des chinesischen Originals vollständig wiedergeben will, von europäischen Lesern noch beifälliger aufgenommen werden. Sie spielt in dem Staate Ts'i, einem der größten Lehnsfürstenthümer jener Zeit, dessen König Mencius während eines längeren Aufenthaltes an seinem Hofe für seine Ideen zu gewinnen bestrebt war. Die Geschichte lautet folgendermaßen:

Eines Tages, zu der Zeit, da Mencius in Ts'i lebte, war seine Mutter über sein trauriges Aussehen betrübt. Und sie sprach zu ihm: „Du siehst aus, als wärest Du traurig. Was ist die Ursache?"

„Ich bin nicht traurig," erwiderte Mencius.

Ein paar Tage später seufzte er laut auf, während er die Pfeiler der Halle ihres Hauses umschritt. Als seine Mutter das sah, sprach sie zu ihm:

„Als ich neulich bemerkte, daß Du traurig warst, verneintest Du es. Warum denn gehst Du heute seufzend zwischen den Säulen umher?"

Mencius antwortete: „Ich habe gehört, daß der wahrhaft gebildete Mann den Ort bewohnt, für den er geeignet ist; keine Belohnung annimmt, deren er sich nicht würdig fühlt, weder nach Ehre noch nach Ruhm jagend. Wenn ein Fürst seinen Worten kein williges Gehör leiht, steht er davon ab, ihm seine Grundsätze darzulegen; wenn er seine Worte anhört, ohne seinen Rath zu befolgen, wird er nicht an seinem Hofe bleiben. Meine Grundsätze werden in Ts'i nicht befolgt, ich wünsche es zu verlassen, doch Du bist alt: deshalb bin ich traurig."

Seine Mutter sprach: „Es ist die Pflicht der Frau, geschickt in der Zubereitung der Speisen zu sein und sorgsam in der Erhaltung des Hausstandes, für die Behaglichkeit ihrer Schwiegereltern zu sorgen, zu nähen und zu weben. Auf diese Dinge ist die Sphäre ihrer Thätigkeit beschränkt. Ihr kommt es zu, Ordnung im Hause zu halten, aber ihre Gedanken sollen nicht über die Grenzen des Hauses hinauswandern. Im Buch der Verwandlungen steht geschrieben: Laß sie auf die Bereitung der Speisen achten in den Zimmern, die ihr zugewiesen sind, und laß sie um nichts Anderes sich bekümmern. Und im Buch der Lieder steht geschrieben: „Es ziemt ihnen nicht, Unrecht zu thun, noch durch anmaßend gute Handlungen zu prunken. Laß ihre Gedanken auf Speise und Trank sich beschränken! Das heißt, daß es einer Frau nicht zukommt, irgend Etwas für sich selbst zu beschließen, sondern sie ist den drei Gesetzen des Gehorsams unterworfen: Wenn sie Kind ist, hat sie ihren Eltern zu folgen; wenn sie verheirathet ist, ihrem Manne; wenn sie Wittwe ist, ihrem Sohne. Das ist ihre Pflicht. Jetzt bist Du ein Mann in der Fülle Deiner Kraft, und ich bin alt. Handle Du, wie Deine Ueberzeugung des Rechten Dich thun heißt, und ich werde den Gesetzen gemäß, die mir als Frau vorgeschrieben sind, handeln." — Der Sittenlehrer wird sagen, daß die Mutter des Mencius von Grund aus die Pflichten des Weibes verstand.

Indem ich meine Schilderungen hiermit schließe, darf ich es dem Leser selbst überlassen, das Facit aus denselben zu ziehen. Für gelungen aber würde ich das Bild, welches es meine Absicht war zu entwerfen, dann halten, wenn es meinen Lesern in der Beleuchtung einer Landschaft erschienen wäre, über welcher sich ein von allerlei Gewölk, leichtem und schwerem, grauem und schwarzem, bedeckter Himmel ausbreitet; der es jedoch auch nicht an azurblauen Stellen und an sonnigen Reflexen fehlt, die freundlich die grünenden Matten bescheinen.

Wohlthätige und wohlthuende Frauen.

Von

Julius Post. (Berlin.)

Eine stumme Person, welche bei unserer Betrachtung unentbehrlich ist, bittet zuvörderst um Erlaubniß, sich vorstellen zu dürfen — eine große Puppe. Zwar ist sie nicht schön genug gekleidet, um sich in vornehmer Gesellschaft sehen zu lassen; allein sie ist von vornehmer Geburt wie jener französische Bildhauer, den der Zar in den Adelstand erhob, und der sich dies im Hinblick auf seine hohe Herkunft gefallen lassen wollte; er war nämlich auf einem — Heuboden zur Welt gekommen.

Die Puppe besitzt ein eigenartiges, socialökonomisches Interesse. Nicht in dem Sinne, daß an ihren Gewändern Thränen klebten oder gar Blut, wie an denen mancher viel schöneren Puppen; nein, Weihnachtsjubel und Weihnachtswonne Derer, unter deren Händen sie entstand.

Bei Entdeckungsfahrten, wie ich sie seit einer Reihe von Jahren in jedem Herbst anzutreten pflege, stieß ich im letzten in einer der übel berufensten Gegenden von Paris auf eine Madame Dalencoure. Im freiwilligen Dienst der sogenannten Evangelisation hat sich diese Frau für ihren Zweck Mittel ausgedacht, die weit über den Zweck gehen. In dem Gärtchen an ihrem Hause ließ sie sich ein „chalet“ erbauen, um in diesem an zwei Nachmittagen der Woche ihre „petites amies“, d. h. die kleinen Mädchen aus der armen Nachbarschaft zu versammeln und ihnen Anleitung zu geben — eine Puppe anzukleiden. Erst nachdem dieselbe mit Allem versehen ist, was zu einer richtigen Puppenausstattung gehört, wird sie Eigenthum der Verfertigerin. Diese hängt dann mit solcher Zähigkeit an ihrem Besitz, daß es mir z. B. nicht gelang, ein Erzeugniß der „école-pouppée“ — so nennen die kleinen Mädchen den Unterricht der Madame Dalencoure — käuflich zu erwerben. Ich hätte das gewünscht, um zeigen zu können, daß nach deutschen Begriffen die dort angefertigten Kleidchen und Röckchen und Strümpfchen zu anspruchsvoll für die Puppe eines armen Kindes sind. Schön ist aber der Gedanke, welcher Frau Dalencoure's Wirken trägt: die Kinder sollen nämlich spielend lernen, ihren Müttern bei der Anfertigung und Instandhaltung der Garderobe ihrer jüngeren Geschwister behülflich zu sein. Respect vor dieser Art bekommt besonders Derjenige, welcher einmal sieht, wie es sonst bei der Erziehung der kleinen armen Kinder in Frankreich zugeht.

Mir war ganz besonders der Unterricht, den die größte französische Weberei (Thirier père et fils in Loos bei Lille) ihren Waisen ertheilen läßt, gerühmt worden — allerdings von einem Franzosen. Musterhaft waren die Räume, der Garten, die Veranda. Als ich, von dem Fabrikherrn geführt, den großen Andachtssaal betrat, mußte ein kleines Mädchen von drei Jahren eine für diese Vorführungen eigens erbaute Bühne betreten, um sang- und klanglos, aber unter lebhaftestem Gebärdenspiel,

in dem sie von der hinter meinem Rücken verborgenen Nonne soufflirt wurde, ein Liedchen zum Besten zu geben. Ich war so betroffen, daß erst das Beifallklatschen des Fabrikherrn mich an meine diesbezüglichen Pflichten erinnerte. Dann kamen zwei andere Kinder, die machten's noch ärger.

Auch die in der „Industrie des Wohlthuns" so kundigen Engländer kommen gegen Frau Dalencoure nicht an. Sie organisiren augenblicklich — und haben damit schon deutsches Gebiet betreten — eine förmliche zweite Heilsarmee, und zwar aus Kindern wohlhabender Häuser, versammeln diese massenweise und lassen sie massenweise für die Armuth stricken, flicken u. s. w., damit sie massenweise für dieselbe interessirt werden. Frau Dalencoure wird allein übertroffen von deutschen Frauen. Dies zu zeigen, könnte ich einen Besuch in einem wohlbestellten Blumengarten vorschlagen, z. B. bei Frau Hedwig Heyl in Charlottenburg, die ihre kleine Fabrikfamilie beinahe den ganzen Tag um sich hat. Ich wähle jedoch absichtlich unfruchtbares, steiniges Erdreich in einer großen Stadt, einer Fabrik mit tausenden von Arbeitern. In der Kammgarnspinnerei in Augsburg nehmen Frau Director Mehl und, nach ihrem leider zu frühen Heimgange, ihre Hinterbliebenen das Kind des Arbeiters schon bei seinem Eintritt in die Welt auf ihren weichen, warmen Arm. Sie kredenzen ihm den ersten Becher allerbester Milch. Für diese muß nämlich die Fabrikmeierei aufkommen. — Sobald die Kleinen laufen können, finden sie, zwar nicht regelmäßig wie in Krippen und Bewahranstalten, sondern so weit die Mutter sie ab und zu hergeben will, in anmuthenden und behaglichen Räumen Unterkunft, Unterhaltung und Anregung. Hier sind vom Fabrikvater eigenhändig für die verschiedenen Altersstufen Bilderbücher ausgesucht und nach dem Gesichtspunkt des Behagens wie dem der Bekömmlichkeit zusammengestellt. Vom Bilderbuch geht's allmälig zum illustrirten Lesebuch, von diesem zum Buch für die reifere Jugend und so fort. Das Beste ist aber die Sonntagsschule, in der die Kinder der Arbeiter mit der Familie ihres Directors, den Fabrikbeamten und ihren Gattinnen in Berührung kommen.

Noch einen Schritt weiter geht Frau Agneta van Marken in Delft. Sie hat gesehen, wie die Arbeiter es ihrem Gatten Dank wußten, daß er an den Sonntagen, bei Concerten und sonstigen Unterhaltungen, den schönen, nach ihr genannten Agnetapark nicht nur den Bürgern von Delft öffnete, sondern dieselben dort mit seinen Arbeitern in Verkehr zu bringen und so den Letzteren das Gefühl zu verschaffen wußte, daß auch andere Menschen als nur ihre Vorgesetzten und Kameraden mit ihnen umgehen und sich freuen möchten. Am großen Sandhaufen im Park, an dem Turn- und Spielgeräthe, vor der Laterna magica, die Frau Agneta Sonntags eigenhändig vorführt, fand ich, so oft ich dort war, nicht nur Fabrikkinder, sondern Söhne und Töchter aller Delfter Gesellschaftsklassen.

Aber die Puppe! Für deren Geschichte sind noch wichtiger als die genannten Anregungen die des deutschen Pastors Meyer in Antwerpen gewesen. Dieser betrachtet nämlich als einen unentbehrlichen Bestandtheil seines Confirmandenunterrichts die Besuche, die er mit je zweien seiner Schülerinnen regelmäßig bei einer armen Familie — und zwar jedesmal bei derselben — macht, um sie mit der Armuth in wirkliche Berührung zu bringen. Die beiden jungen Mädchen müssen sich über die ihnen Anbefohlenen untereinander und mit ihren Eltern berathen, aber nicht mit ihren Freundinnen. Ich hörte kürzlich in Antwerpen von einer solchen Confirmandin, die unter dem Tannenbaum eine kostbare Broche gefunden und dann ihre Eltern um das Geld dafür gebeten hatte; ein kleiner, kranker Bube ihrer „Familie" mußte, wenn er am Leben bleiben sollte — so hatte der Arzt gesagt — eine theuere Cur durchmachen.

Auch an meiner Puppe haben Confirmanden mitgewirkt. Sie ist aus acht kleinen Händen hervorgegangen, und zwar in wöchentlichen Zusammenkünften an den freien Nachmittagen, zumeist vor Weihnachten, in demjenigen Haus, dem die beiden wohlhabenden Kinder angehörten. Die anderen kamen aus denen der „aggregirten" Hausarmen.

Diese Puppennachmittage zeigten nur eine Schwierigkeit; die kleinen Mädchen konnten sich Abends nicht trennen. Es scheint sich somit ein Band angesponnen zu haben, welches die Zusammenkünfte überdauert. Dasselbe reicht nicht nur bis an die armen Kinder, sondern in die Familien hinein, bis an ihre Mütter. Zu diesen haben die Kinder gleichsam die Brücke geschlagen.

Für sie sorgen natürlich alle die edlen Frauen, die ich hier vorgeführt, auch unmittelbar und gleichfalls eigenartig.

Auf einer Photographie, die Madame Dalencoure von ihrer „Gemeinde" hat anfertigen lassen, bemerkt man im Hintergrunde ältere Frauen. Dies sind nicht etwa die Mütter der Kinder. Diese entzieht Frau Dalencoure der Häuslichkeit nicht. Sie versammelt vielmehr, gleichfalls an zwei Nachmittagen in der Woche, nur die abkömmlichen, und zwar, um diese zu lehren, wie sie — natürlich gegen entsprechenden Entgeld — die aus reichen Häusern zur Verfügung gestellten abgelegten Kleidungsstücke für jene durch ihre Kleinen im Hause Festgehaltenen wiederherstellen und passend machen können; „pour faire d'une pierre deux coups," wie sie sagt.

Ein Geistlicher in Hannover zieht zu solcher Unterweisung, die in seinem Hause stattfindet, Frauen aus den besseren Ständen heran; „besser" in dem Sinne, daß sie besser als die Meisten verstehen, tactvoll und mit echter Freundlichkeit an die armen Leute heranzutreten; gerade wie bei ihren Besuchen in den Häusern der armen Leute.

Zu solchen Besuchen gehört nämlich in Hannover das Allerbeste auf der Welt. Sie sind unter Umständen lebensgefährlich. Es gibt so enge Wohnungen, daß es z. B. in einer derselben nöthig war, die Leiche der alten Großmutter hinter dem Kleiderschranke, der eine Stubenecke abschnitt, bis zur Beerdigung aufzuwinden. Keineswegs aus Rohheit; die Bewohner hatten sonst schlechterdings keinen Raum. Daß die Leiche an einem Seile an der Außenseite des Hauses herabgelassen und unten eingesargt wird, ist nichts Außergewöhnliches. In den meisten, von kleinen Leuten bewohnten Hinterhäusern ist es auf den Treppen und Vorplätzen so enge, daß sich zwei Menschen nicht aneinander vorbei bewegen können.

Der bekannte Satz Earl Shaftesbury's, die kleinen Leute müßten mit einem Gelaß fürlieb nehmen, in das ein halbwegs gewissenhafter Landwirth sein Vieh nicht einsperren würde, ist keineswegs veraltet. Vor noch gar nicht langer Zeit bot ein Bauer in Pankow einem dort Wohnung suchenden Arbeiter allen Ernstes seinen Gänsestall an.

Leider hat sich ergeben, daß, wo überall in deutschen Städten, und gerade in den schönsten, der Schleier ein wenig gehoben wurde, der über den Wohnungsverhältnissen der kleinen Leute gebreitet liegt, man — wie in der Nähe der elyseischen Felder in Paris — am Paradies unmittelbar die Pforten zur Hölle fand. So z. B. in Dresden. In Heidelberg mußten von zweihundert kürzlich untersuchten Wohnungen achtzig für unbewohnbar erklärt werden.

Die Noth der Wohnungen ist hier kurz berührt worden, da der Weg zu ihrer Verbesserung auch von einer Frau und zwar so bahnbrechend beschritten worden ist, daß ihr Verfahren an dieser Stelle nicht mehr besprochen zu werden braucht. Merkwürdiger Weise haben die Nachbildungen des Systems von Octavia Hill bei uns fast nirgends Erfolg gehabt. Anstatt das Verfahren auf gut deutsche Art zu übertragen, unsern Verhältnissen anzupassen und demgemäß umzuformen, ahmte man es sclavisch nach. Was würden wir alle, die wir zur Miethe zu wohnen gezwungen sind, sagen, wenn eines schönen Tages der Hauswirth sich melden ließe, um zu erklären, er würde uns von nun an jeden Sonntag Morgen einen Besuch abstatten, um den wöchentlichen Miethbetrag abzuholen und sich dabei auch jedesmal ein wenig in der Wohnung umzusehen, ob Alles darin hübsch rein und in Ordnung sei? Unsere Arbeiter von heute, die unter der Wohnungsnoth seufzen, sind keine Canadier mehr. Sie *scheinen* nur anders zu empfinden, als wir. Ich war gar nicht überrascht, als ich hörte, daß die Arbeiter in Berlin gedroht hätten, ein Haus, welches im Sinne von Octavia Hill verwaltet werden sollte, in Miethverruf zu erklären. Das all-

wöchentliche Abholen der Miethen aus den Wohnungen hat nur bei Säumigen Sinn; deren gibt es in dem internationalen London, in dem das Gesindel der ganzen Welt zusammenläuft, jedenfalls viel mehr als in sämmtlichen deutschen Großstädten.

In Hannover sind vor einem Jahre in aller Stille einige Frauen dem Beispiele jener Pariserin gefolgt, die gerade kinderreichen Familien die Pforten zu den Hinterwohnungen ihres Hauses öffnet, dieselben sogar mit besonderen Erquickungen versieht, sobald ein kleiner Ankömmling erscheint. Vermuthlich ist sie zu diesem Schritt durch den Besitz von — siebzehn eigenen Kindern geführt. Die Damen in Hannover nahmen sich männliche Führung, erwarben unter dieser eine sogenannte „Miethskaserne“ käuflich, pachteten daneben eine andere auf mehrere Jahre und sind nun, nachdem die Häuser in gesunden und wohnlichen Zustand versetzt worden, darüber aus, möglichst kinderreiche, aber ordentliche Leute — den Vorzug haben die alten Bekannten, die verheiratheten früheren Dienstboten, die Wasch- und Scheuerfrauen u. s. w. — hineinzubringen, natürlich gegen die ortsübliche Miethe. Der Versuch soll einen Einblick in diese Art von Vermiethungsgeschäften verschaffen — die Einen halten dasselbe für höchst gewinnbringend, Andere sind entgegengesetzter Ansicht; vor Allem soll aber in geräuschloser Weise nach der besseren Lösung eines Problems, des größten unserer Zeit, gesucht werden, welches Graf Tolstoi mit den Worten aufwirft und ebenso radical wie leichthin abthut: „So habe ich mich denn überzeugt, daß der Grund, warum es uns Reichen unmöglich war, den städtischen Armen zu helfen, in der Unmöglichkeit der Annäherung an dieselben lag, und daß wir diese Unmöglichkeit selbst hervorbringen durch unser ganzes Leben, durch alle Verwendungen unserer Reichthümer. Ich überzeugte mich, daß zwischen uns, den Reichen und den Armen, eine von uns selbst aufgeführte Mauer besteht, die der Sauberkeit und Bildung, und daß wir diese Mauer zu zerstören haben, um den Armen helfen zu können!“

Diese Mauer ist längst zerstört, allerdings nur an einer einzigen, sehr bemerkenswerthen Stelle. Dieser die öffentliche Theilnahme zu gewinnen, wäre das hervorragende Talent des feinsinnigen Grafen berufener gewesen, als demjenigen Gebiet, welches er sich in den Nachwehen eines schweren Lebensrausches ausgesucht hat. Ich hätte von ihm Variationen jenes Themas gewünscht, welches der schönste Satz in dem Briefe des Wandsbecker Boten an seinen Sohn Johannes enthält: „Thue nie einem Mädchen etwas zu Leide, bedenke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.“

Seit die moderne Großindustrie die jungen, gewandten Mädchenhände mit so magnetischer Gewalt an sich saugt, daß sie entwurzelt und losgerissen werden von ihrer natürlichen Pflanzstätte, gehören diese armen Geschöpfe zu den, socialem Wind und Wetter am meisten preisgegebenen. Bei dem heutigen Wettbewerb auf Tod und Leben klingt es wie ein verlorenes Lied aus guter alter Zeit, daß der Mann, dessen Name wahrscheinlich schon einmal durch die Hände aller verehrten Leserinnen gegangen ist, nämlich auf der Etiquette der kleinen Garnröllchen: Carl Metz in Freiburg —, daß dieser, um den jungen Mädchen in den gefährlichsten Jahren den natürlichen Hort, das Elternhaus nicht zu entziehen, mit seinen Spinn- und Webstühlen und seinen Dampfmaschinen zu ihnen aufs Land gegangen ist. Er hat Filialfabriken in den Dörfern um Freiburg herum errichtet, leider ohne viel Nachfolge. In der Zeit der Centralisation und Concentration, in dem auf die Spitze getriebenen Weldwettbewerb kann auch der allerbeste Arbeitgeber selten an eine Decentralisation seines Betriebes denken. Um so mehr sollte er einem schwäbischen Fabrikvater folgen. Dieser hat, statt ein Heim, eine Herberge für seine entfernt wohnenden Arbeiterinnen zu bauen, dieselben in guten, ihm bekannten und von ihm beaufsichtigten Familien untergebracht. Noch kürzlich schrieb er mir, wie wohl sich die Mädchen bei ihren Pflegeeltern fühlten, wie es diesen oft besser als den eignen Eltern — gerade nach dem Zeugniß der Letzteren — gelungen sei, die Lücken auszufüllen und die Auswüchse zu beseitigen, die sie von Hause mitgebracht hätten.

Die meisten Arbeitgeber, welche junge Mädchen beschäftigen, begnügen sich mit einem Abfindungsbeitrag an die modernste Pflanze des Vereinstreibhauses: die Haus-

haltungsschulen, die jetzt aller Orten wie Pilze aus der Erde hervorschießen. Ich selbst habe nicht geruht, bis ich deren zwei in Hannover entstehen und gedeihen sah. Aber gerade dabei ist mir klar geworden, daß der größte Erfolg dieser Anstalten ihre dermaleinstige Todeserklärung ist: sie müssen sich selbst und zwar dadurch überflüssig machen, daß die geborenen Lehrerinnen und Erzieherinnen der Mädchen, die Mütter, in den Stand gesetzt werden, ihrer Pflicht zu genügen. Jedenfalls geht es, so lange sie nun einmal da sind und da sein müssen, nicht ohne Mitwirkung, wo möglich die Initiative der berufenen autoritativen Factoren. Der nächste dazu ist der Arbeitgeber oder vielmehr seine Gattin. Daher hat auch in deren Hand der Haushaltungsunterricht die anmuthendste Form gewonnen.

In Lennep in der Rheinprovinz ist z. B. von einer großen Weberei eine Arbeiterwohnung förmlich zu einem Fabriktöchterpensionat hergerichtet. Eine junge Wittwe wurde als Hausmutter angestellt. Jede Arbeiterin der Fabrik hat, wenn sie sich ordentlich führt, das Anrecht, in diesem Haushalt so lange zu verweilen, bis sie im Kochen und Nähen, im Waschen und Reinmachen, besonders aber in der höheren Kunst des Haushaltens, dem Einrichten, perfect ist. Sie hat nur ein kleines Kostgeld zu entrichten, empfängt aber auch den Tagelohn weiter, wie wenn sie in der Fabrik arbeitete; vor Allem kommt sie in dieser Zeit in fortwährende Berührung mit der Fabrikmutter, welche ihre Aufgabe darin erkennt, den Mädchen persönlich näher zu treten, sie an sich zu fesseln, so daß die Beziehung länger dauert als der Unterricht. Das ist das Beste an der Sache.

Daß dies jedoch auch ohne Haushaltungsschule zu erreichen ist, hat mehr als eine deutsche Frau bewiesen. Diejenige, von welcher hier erzählt werden soll, will leider ungenannt bleiben.

Sie mußte in Folge des frühen Hinscheidens ihres Gemahls mehreren großen Fabriken vorstehen. Mit weiblichem Scharfblick erkannte sie, daß das geschäftliche Gedeihen ihrer Fabriken abhängig von der Hingebung des Corps sei, das ihrem Commando unterstellt war. Um sich diese zu gewinnen, versuchte sie es zuerst mit den landläufigen Wohlfahrtseinrichtungen: baute ein Vereinshaus, eine Consumanstalt u. s. w., doch ohne Erfolg. Sie vollbrachte nun eine anscheinend sehr geringfügige, in Wahrheit aber große That, eine der größten, zu denen sich der Mensch überhaupt aufschwingen kann, deren Unterlassung die Mehrzahl auch der socialen Schwierigkeiten bedingt: sie gestand sich nämlich, daß nicht der Undank der Leute, deren Stumpfsinn und Uebelwollen die Schuld des Mißerfolgs trage, sondern — sie selbst, ihre Ungeschicklichkeit. Um sich nun Bahn zum Herzen ihrer Leute zu brechen, um den Verkehr mit ihnen zu l e r n e n, ließ sie gelegentlich einige der aufgeweckten, jungen Burschen zu sich ins Haus kommen und machte denselben Lust, bei ihr Zeichenunterricht zu nehmen; vielleicht könne ihnen das den Weg in die Kunstabtheilung der Fabrik öffnen. Es half. Bald kam ein zweiter, ein dritter. Als es nun ans Malen ging, an die Staffelei, wurde die Sache populär. Mit den Mädchen ging es leichter. Diese lernen bei der Fabrikmutter singen — aber es dürfen zur Zeit immer nur wenige kommen, damit sie übersehen, erfaßt, erwärmt werden können. Der Cäcilienverein, der sich aus den jungen Sängerinnen entwickelt hat, steht jetzt in der Mitte des Interesses der Arbeiter; er bildet die Brücke von ihnen zur Fabrikmutter.

So wurde der in aller Stille und Bescheidenheit eingeschlagene Lehrweg zum Meisterweg. Kennzeichnend für die dortigen Beziehungen ist eine Sammlung von Lieblingsliedern und Gedichten, welche die „Patronin" hat drucken lassen, um sie ihren Geschäftsangehörigen unter den Christbaum legen zu können.

Wie sich solche Fürsorge lohnt, trat mir noch jüngst in einer Pariser Fabrik entgegen, in welcher junge Mädchen am Stickstuhl prachtvolle Vorhänge verfertigen. Die betreffende Industrie hatte auf dem Weltmarkt den Absatz verloren. Herr und Frau Nayrolles übernahmen das Geschäft und wußten den Erfolg dadurch an ihre Fersen zu fesseln, daß sie die Mädchen an sich fesselten. Sie gaben ihnen sogar Antheil am Gewinn. Mehr als dies wirkte jedoch die persönliche Theilnahme, welche

jeder einzelnen gewidmet wurde. Sie richteten hübsche Speise- und Umkleideräume ein, nahmen die Mädchen regelmäßig auf ihr Landgut mit und waren dabei — streng; die Mädchen dürfen nur bei ihren Eltern wohnen. Dadurch allein sind sie vor den Gefahren gesichert, deren es leider nicht nur in Paris gibt, und denen die Fabrikarbeiterinnen nicht allein ausgesetzt sind. Auch die Confectioneusen und Ladengehülfinnen, und diese vielleicht am meisten, werden ihre Opfer.

Die „Gesellschaft" ebnet der Versuchung dadurch den Weg, daß sie diese Unglücklichen am Hungertuche hält. Das klingt übertrieben. Wer würde aber glauben, daß jahrelang die Bibeln der englischen Bibelgesellschaft von Händen gebunden worden sind, die gleichzeitig nach unsittlichem Lohn ausgestreckt wurden. Ich kenne in Hannover eine ganze Reihe von Confectioneusen, die sich nur an einem Tage in der Woche überhaupt zu Tische setzen können, die übrigen sechs wird Mittags Kaffee getrunken. Besonders kennzeichnend für diese Verhältnisse ist eine Gerichtsverhandlung, welche sich vor einiger Zeit in Leipzig abspielte. Zwei junge Verkäuferinnen hatten ihre Toilette aus dem Laden, in dem sie bedienstet waren, ergänzt und zwar — ihrem Contract gemäß — gegen Erstattung des Einkaufspreises. Die Noth zwang sie, zu versetzen, zu veräußern, sich wiederum aus dem Geschäft zu versehen, ohne gleich den Betrag in die Casse legen zu können. Bald mußte wieder versetzt werden, es entwickelte sich eine Art von Nebengeschäft, welches die Mädchen auf die Anklagebank führte. Als der Richter sie frug, wie sie, Angesichts der achtbaren Familie, aus der sie stammten, der guten Erziehung, die sie genossen, auf diese Bahn gelangt seien, antworteten sie — und das ist eben das Charakteristische — „sie hätten doch ordentlich bleiben wollen". Ich habe selbst mit festgestellt, daß Ladenbesitzer die jungen Mädchen, als sie sich beschwerten, sie könnten mit der einen Mark Lohn nicht so fein im Geschäft erscheinen, wie der Herr es wünschte, geradezu auf den Weg der Schande verwiesen. Aus dem Ringe, in den diese unglücklichen Geschöpfe eingeschmiedet, gibt es keine Befreiung. Dafür gibt es nur Thränen, ähnlich denjenigen, von denen Turgenjeff im „Rudin" sagt: „Jene kalten, langsam rinnenden Thränen, die Tropfen für Tropfen durch das gewaltige, auf dem Herzen lastende Leid erpreßt werden, ohne Erleichterung zu bringen, ohne Trost, wie sie nur die Noth kennt; und wer sie noch nie vergoß, der ist auch nie unglücklich gewesen."

Ich kenne jedoch auch andere Principale als die geschilderten. Die besten fand ich naturgemäß unter den — Frauen. An die Spitze muß die Begründerin des großartigsten Detailgeschäftes gestellt werden, welches es wohl in der Welt gibt. An einzelnen Tagen werden zwei und einhalb Millionen im Bon marché zu Paris umgesetzt. Großartiger als der Geschäftsbetrieb ist aber die Fürsorge für das Personal. Die Besitzerin krönte bekanntlich ihr Werk damit, daß sie ihre Gehülfen zu Erben des Geschäfts einsetzte. Unter den viertausend Angestellten befinden sich vierhundertundfünfzig Verkäuferinnen; für diese ist, unmittelbar angrenzend an das Geschäftshaus, ein hübsches Hôtel mit besonderen, anmuthenden Zimmern für jede Bewohnerin, mit prachtvollem Speise- und Musiksaal eingerichtet. Verheirathet sich eins der jungen Mädchen, so findet hier die Hochzeit statt.

Leider kann das nicht jeder Geschäftsmann, namentlich der kleinere nicht, gewähren. Mir ist daher auch weit interessanter als Frau Boucicaut eine alte Dame in Hannover, welche in der Handlung ihres Gatten Verhältnisse hergestellt hat — sie ist jetzt leider Invalidin —, die an jenes von Dickens im „Weihnachtslobgesang" geschilderte Krämerhaus erinnern, in dem am Weihnachtsabend der Prinzipal mit seinem ganzen Personal ein köstliches Familienfest beging. Hatte doch meine Geschäftsmutter, die noch jetzt mit einer großen Anzahl ihrer früheren Gehülfinnen im Briefwechsel steht, für ihre jungen Mädchen sogar eine Loge im Hoftheater gemiethet, um ihnen auch edle Vergnügungen zugänglich zu machen. Im Uebrigen ging's streng her; die jungen Damen durften nicht ohne Erlaubniß, nicht ohne Bezeichnung des Ziels, ausgehen, nicht nach zehn Uhr Abends heimkehren. Ich erwähne dies nur, weil viele Ladeninhaber behaupten, heutzutage ließen sich die jungen Leute solche

strenge Zucht nicht mehr gefallen: das Geschäft konnte sich des Zudrangs der gerade in ihm Stellung Suchenden nicht erwehren.

Insofern haben die Ladeninhaber allerdings Recht, sie sind unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart nicht allein im Stande, den socialen Versöhnungskampf durchzufechten. Wir alle, die wir uns ihrer zur Beschaffung unserer Gebrauchsgegenstände bedienen, sind auch mit verpflichtet, dem zu genügen. Man hat wohl an manchen Orten Vereine zu diesem Zweck gebildet, aber merkwürdiger- oder vielmehr natürlicherweise fast nirgends mit Erfolg. Ich selbst habe in keiner socialen Arbeit so viele Niederlagen erlebt wie in dieser. Stöcker, dem man, bei aller Gegnerschaft, gewisse technische Fähigkeiten nicht absprechen wird, erklärte jüngst auf dem Congreß für innere Mission in Nürnberg, daß es im großen Berlin nicht möglich gewesen, die eine einzige, für die Ladenverkäuferinnen mit nur etwa zehn Betten ausgestattete Anstalt besetzt zu halten. Sie kamen, aber gingen auch bald wieder, wie scheues Wild.

Jedoch in meiner Hand befindet sich eine Reihe von herzenswarmen Dankschreiben junger Ladenverkäuferinnen aus verschiedenen Städten an Damen, die sich ihrer in besonderer Weise angenommen und sie dadurch im besten Sinne bewahrt haben. Diese Damen gehören auch einem Vereine an, nämlich dem der „Freundinnen junger Mädchen". Bei ihnen ist aber der Verein als solcher etwas ganz Nebensächliches und nur erforderlich, damit eine Dame in der Lage sei, ihrem Schützling, der vielleicht einmal in weite Ferne zieht, dort eine neue Freundin und damit einen Anhalt zu verschaffen. Der Verein erstreckt sich über die ganze civilisirte Welt. Sein Erfolg ist auf keinem anderen, als dem nächstliegenden und allernaturgemäßesten Wege erzielt: nur dadurch, daß man davon absah, in die große Vereinsposaune zu stoßen; daß vielmehr jede der Arbeit sich widmende Dame in aller Stille an diejenigen Mädchen sich wandte, die in ihrer Lebens- und Verkehrssphäre sich bewegten, von denen sie in den Läden kauften, die für sie schneiderten, putzarbeiteten u. s. w., dieselben Sonntags zu sich ins Haus einlud — jedoch nie in größerer Anzahl — mit ihnen spielte, sang, Bilder besah, mit vertheilten Rollen las, Räthsel rieth, für sie Wege ging, so ihr Vertrauen gewann, dann Zuneigung und — Einfluß.

Man wendet ein, es heiße doch etwas viel verlangt, gerade die Sonntagnachmittage und -Abende, auf welche die eigene Familie ein gutes Recht hat, in dieser Gemeinschaft verbringen zu sollen. Es ginge doch gewiß ebenso gut im Vereinshause, und die Kräfte könnten ja abwechseln.

So geschieht's heute in London. Dort gehört es sogar zum guten Ton, und deshalb fahren allwöchentlich einmal Hunderte von fashionablen Damen aus dem comfortablen Westen in den „Zwinger" des Jammers und Elends im fernen Osten, singen, ja tanzen sogar mit den armen Mädchen dort.

Als ich noch Student war, erreichte einen Freund von mir, einen Licentiaten der Theologie, die ehrenvolle Aufforderung einer reichen englischen Frau, welche das Rauhe Haus in Hamburg kennen gelernt und so ins Herz geschlossen hatte, daß sie es in England nachzubilden wünschte, die Leitung der zu gründenden Anstalt zu übernehmen. Die Dame stellte, außer den erforderlichen Geldmitteln zur Unterhaltung, ihr herrliches Schloß mit großem Park zur Verfügung. An einer Bedingung scheiterten die bis dahin glatt sich abwickelnden Verhandlungen. Sie konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß in ihre schönen Räume verwahrlostes Gesindel einrücken sollte. Ein einziges verkommenes Kind als Probir- und Versuchsobject für die auszubildenden Brüder, das wollte sie sich gefallen lassen.

Einen Standpunkt, der dem geschilderten gerade entgegengesetzt ist, nimmt die Frau ein, welche wir jetzt und zwar unweit des vielberufenen Frauengefängnisses St. Lazare in Paris aufsuchen müssen. Dort sitzt sie in einem kleinen, mehr als bescheiden eingerichteten Stübchen, zusammengefallen unter der Last der Jahre. Wenn der Himmel ihr noch ein einziges gönnt, so begeht sie ihren hundertsten Geburtstag. Die Zunge ist schon gelähmt, aber dennoch von einer Beredtsamkeit des Herzens, wie

ich sie nie vernommen. Mme. Dumas hat die Arbeit von Elisabeth Frey fortgesetzt, den größten Theil ihres Lebens mit den weiblichen Gefangenen verbracht, denselben vor Allem die Pfade zurück ins freie Leben geebnet und in diesem als Schutzengel sie geleitet, ihnen beigestanden in aller Gefahr des Leibes und der Seele. Bezeichnend für die Art, wie sie ihre Aufgabe erfaßte, ist die Thatsache, daß sie im zweiundachtzigsten Lebensjahre noch spanisch lernte, um sich mit einer andalusischen Gefangenen verständigen zu können. Als die Dienerin mich auf ein Buch, welches ihren Verdiensten gewidmet ist, aufmerksam machen wollte, wehrte sie dem ab; Mme. Appia, ihre Nichte könne etwaige weitere Auskunft ertheilen.

Auch diese, in einer anderen, aber noch verrufeneren Gegend von Paris wohnende Frau gleicht einem jener Flintsteine, in denen Rubinen versteckt sind. Kein Mensch kennt sie in Paris. Der berühmte Tugendpreis, den die Akademie verleiht, wird eher Frau Lina Morgenstern, als sie erreichen: dennoch geht vielleicht von keiner Stätte der Welt so viel stiller Segen aus, wie von der „hinter der Mauer“ dieser Samariterin. Noch keine Mühselige und Beladene ist von der Schwelle zurückgewiesen. Selbst das Mädchen, das sich vergessen hat, wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen, allerdings auch nicht unter allen Umständen willkommen geheißen, wie z. B. in der Anstalt in Bonn. Das Eigenartige an der Wirksamkeit der Mme. Appia besteht darin, daß sie kein Geld für ihre Werke in wohlhabenden Kreisen sammelt. Ihr darf nur helfen, wer sich selbst, wer seine Person, seine Kraft, seine Liebe, sich unbedingt und ganz gibt. „Ich habe schon oft solch' armes Geschöpf buchstäblich in die Arme einer Millionärin geführt“.

Sie sprach französisch; das sagte sie aber in gebrochenem Deutsch und verrieth damit den Tropfen germanischen Blutes, der in ihren Adern rollt, wie in denen ihrer ehrwürdigen Tante, deren Wiege in Hamburg gestanden.

Diese beiden Französinnen haben damit Etwas von der Art, welche unsere Altvorderen bärenhäutigen Angedenkens, wie Riehl sagt, aus ihrer dunkeln asiatischen Heimath herüberretteten. Der Herd, an dem diese Art in Gluth erhalten und in Thaten ausgeschmiedet wird, um den uns Freund und Feind beneidet haben, so lange die Welt steht, ist die deutsche Familie. Sie verwahrt und pflegt die beiden germanischen Cardinaltugenden, Autorität und Pietät, deren Niedergang, ja Verfall in der Gegenwart am auffallendsten und erschreckendsten gerade in dem zur Erscheinung gelangt, was wir die s o c i a l e F r a g e nennen.

Ich habe beinahe die ganze industrielle Welt auf Stätten socialen Friedens abgesucht. Ich habe auch solche gefunden, und zwar überall dort, wo jene beiden Mächte noch ihren Einfluß entfalteten. Der kundige Graf Shaftesbury bezeichnet daher auch als Ziel aller Fabrikgesetzgebung die Wiedergeburt der Familie. Wem ist aber der Vestalinnenberuf zur Schürung des heiligen Feuers anvertraut, wer bildet den Mittelpunkt, die Achse, die Stütze der Familie, ihren unentbehrlichen Bestandtheil?

An all' den Stätten socialen Friedens, die ich besuchte, hütete eine Frau das heilige Herdfeuer, welche die hohe Lehre von Alphons Thun befolgte: „Während der Mann auf dem Comptoir an das Geldverdienen denken muß, soll sein Weib daheim die sittlichen Ideale pflegen.“

Alle die Frauen, deren Wirken ich hier geschildert, schöpfen ihre Kraft aus der Familie, haben da ihre Kraftprobe abgelegt, und zwar bei der Lösung der „kleinen socialen Frage“, die es in jedem Hause gibt. Dort ist ihnen die Berufung zur Theilnahme an der Lösung der großen geworden.

Jenes heimliche Wirken in der Stille bildet einen Spiegel, in dem sich die wohlthuende von der wohlthätigen Frau unterscheiden läßt; und wenn ich, statt Betrachtungen über das Thema anzustellen, eine Reihe von Bildern habe vorüberziehen lassen, so besitzen diese doch den Vortheil, nicht nur wahr, sondern aus der Wirklichkeit geschöpft zu sein.

James Russell Lowell †.

Schon jetzt darf man behaupten, daß die Ruhmeszeit der amerikanischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — und damit wohl ihrer bisherigen Entfaltung überhaupt — die Decennien von 1840 bis 1860 umfaßt hat; nichts von dem, was in einem Menschenalter seither geleistet worden ist, läßt sich den Hauptschöpfungen jener Epoche vergleichen. Damals dichtete Nathaniel Hawthorne, unter Allen am reichsten begabt, seine wunderbaren Erzählungen; Longfellow schrieb seine Epen und die kleinen Gedichte, in denen er einfachste Empfindungen einfach ausdrückte; Emerson trug die tiefsinnigsten seiner Essays vor; Thoreau füllte seine Tagebücher mit den zartesten Düften aus Wald und Feld. Noch lebte Cooper, Washington Irving war in voller Kraft, der „Rabe" Edgar Allan Poe's erschien 1845. Fast alle Führer der sich immer vergrößernden Schar von Dichtern und Philosophen stammten aus dem Staate Massachusetts, und Boston galt daher nicht mit Unrecht für das amerikanische Athen. Die treibende Kraft der ganzen Bewegung wird gemeinhin als „Transscendentalismus" bezeichnet; diesen schwerfälligen Titel gibt ihr auch Frothingham's so zu sagen officielle Berichterstattung. Läßt man alle Nebendinge bei Seite, so war, was die verschiedenst gearteten Geister zum gemeinsamen Wirken verband, ein Gegenschlag wider die Beschränkung, welche dem Denken und Empfinden, sowie jeder freieren Lebensäußerung durch das Puritanerthum der Colonialzeit Neu-Englands auferlegt worden war. Gegen dieses also wandte sich zuerst der Kampf, und die Waffen holte man sich meistens aus den Büchern der großen deutschen Philosophen: Kant, Fichte, Hegel, Schelling waren die Propheten dieses neuesten Testamentes transatlantischer Metaphysik. Mit diesen Bemühungen verknüpfte sich zugleich das Streben, den geistigen Horizont überhaupt zu erweitern; man reiste nach den deutschen Universitäten; die europäische Tour fing an, ein nothwendiger Bestandtheil des Bildungsganges zu werden. Indem man sich überall von provinzialer Enge befreien wollte, stieß man auf eine gekünstelte, in hohlem Wortpomp gravitätisch einherschreitende Poesie, die sich für die echt amerikanische ausgab, in der That aber nur ein schwächlicher Abkömmling jener akademischen Verskunst war, welche nach Pope sich üppig entwickelt hatte und dann durch Scott, Byron, Wordsworth — allerdings mit sehr verschiedenen Mitteln — ausgerodet worden war. Dieser innerlich ebenso unwahren wie nach außen hin aufgebauschten Dichtung bereiteten die „Transscendentalisten" ein rasches Ende: die Reste der Gebliebenen kann man heute in Griswold's großen Anthologien, „Poets and Poetry of America" und „Female Poets of America" achtungsvoll bestattet sehen. Auf allen Gebieten griff das Bestreben um sich, ein morsches Altes durch ein lebenskräftiges Neues zu ersetzen; von der Theologie ausgehend, erfaßte die Reform die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände, und es charakterisirt die heiße Erregung der Gemüther, daß nirgends auf der Welt so ernstliche Versuche gemacht worden sind, die Beglückungssysteme Fourier's und Anderer in die Wirklichkeit zu setzen als bei diesen Schwärmern aus Massachusetts. Jetzt freilich unterscheidet man leicht die weiteren und engeren Kreise jener Bewegung.

Zu den engeren ward magnetisch Alles gezogen, was auf einen Aufschwung des geistigen Lebens hoffte und sich daran zu betheiligen wünschte: neben Theologen wie Parker, Channing, Ripley standen Politiker wie Charles Sumner, ernste Gelehrte von dem Range eines Agassiz und Peirce. Die Buchhändler Ticknor und Fields in Boston gewährten den Autoren eine Heimstätte. So gedieh der amerikanische „Sturm und Drang", bis der Anfang des Bürgerkrieges alle Kräfte der werdenden Nation für hohe und gerade von diesen Reformen angestrebte Ziele in Anspruch nahm. Mit dem Ende des Krieges waren die wichtigsten praktischen Aufgaben der „Transscendentalisten" gelöst; das neue Geschlecht wandte sich anderen Problemen zu. Wie ein wilder Waldbach, in schroffe Tiefe stürzend, von dem breiten Flusse der Ebene aufgenommen wird, ihm seine jungen Kräfte leiht, und an dem rascheren Dahinströmen der Wogen sich erkennen läßt, obgleich sich Name und Erinnerung in denen des mächtigen Gastfreundes verlieren, so ist die Arbeit jener Gruppen bedeutender Menschen in die Literatur Amerika's aufgegangen, welche zum Theil eben durch sie geschaffen worden war.

Heute leben nur Wenige noch, die damals an der Spitze standen und den auserlesenen inneren Zirkeln angehörten: Whittier (geb. 1807), der greise Dichter der Quäkeridyllen, blickt von seinem stillen Winkel in Amesbury Ms. aus noch immer mit regem Antheil auf die Wandlungen des Geisteslebens der Union und streut an Festtagen freundliche Verse aus; Oliver Wendell Holmes, etwas jünger (geb. 1809), hat sich noch seine bezaubernde Frische bewahrt und entzückt die Leser des „Atlantic Monthly" von Zeit zu Zeit durch Aufsätze voll so liebenswürdigen Humors und wirklich geistreicher Laune, daß die besten Stunden, welche ihnen vor langen Jahren (1857) der „Autocrat of the Breakfast Table" verschaffte, wiederzukehren scheinen. James Russell Lowell aber, sein Freund und gerade damals Herausgeber dieser vornehmsten Monatsschrift Amerika's, ist am 12. August d. J. gestorben, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten aus jenen goldenen Jahrzehnten amerikanischer Literatur.

Die Lowells gehören zur Aristokratie von Boston; 1639 in Massachusetts angesiedelt, hat sich die Familie nicht weit ausgebreitet, aber stets ausgezeichnete Menschen unter ihren Mitgliedern gezählt: neun Lowells führt Drake's „Dictionary of American Biography" an; die bekannte Fabrikstadt Lowell ist nach einem von ihnen, dem Begründer der Baumwollenindustrie Neu-Englands, genannt; das Lowell-Institut in Boston, welches durch seine berühmten Vorlesungen einen Mittelpunkt für das geistige Leben der Stadt bildet, ist ein bleibendes Denkmal des Namens; acht Verwandte des Dichters, darunter drei seiner Neffen, haben im Bürgerkriege ihr Leben auf den Schlachtfeldern des Südens für die gute Sache gelassen. James Russell Lowell ist am 22. Februar 1819 als Sohn des Pastors Charles Lowell in dem Hause Elmwood bei Cambridge geboren, demselben, welches dann seine Wohnstätte geblieben und worin er auch gestorben ist. Nachdem er einen Kurs juristischer Studien an der Harvard-University ohne sonderliches Lob zurückgelegt und sich in der Advocatur vergeblich versucht hatte, konnte Lowell, wohlhabend, wenn auch nicht reich, seinen Neigungen folgen, und diese führten ihn zur schönen Literatur. Einzelne Bändchen von Gedichten bahnten ihm den Weg zum Mitarbeiter und Herausgeber belletristischer und politischer Zeitschriften, bis seine Thätigkeit in der Professur für neuere Sprachen an der Harvard-Universität, welche er 1855 nach Longfellow's Abgange übernahm, einen festen Halt fand. Professor ist er auch geblieben, als er längst nicht mehr vortrug, und durch Reisen in Europa, sowie durch seine Stellung als amerikanischer Gesandter in Madrid 1876—1880, als Botschafter in London 1880—1884 seinem Wirkungskreise weit entrückt war.

Der Umfang von Lowell's literarischem Schaffen ist nicht groß. Ein starker Band Gedichte, ein Band memoirenartiger Schilderungen unter dem Titel „Fireside Travels", ein Band Essays „My Study Windows" und zwei Bände „Among my Books", endlich ein kleiner Band Reden „Democracy and other Adresses", das ist Alles, was er dem Urtheile der Mit- und Nachwelt unterwerfen wollte; Anderes, besonders manche Gedichte, Novellen u. dgl. hat er, auch wenn es schon vorher veröffentlicht

war, in diese Sammlungen nicht aufgenommen, weil es ihm nicht reif und gewichtig genug vorkam.

Lowell, der Dichter, weist ein Doppelantlitz auf, dessen einzelne Züge oberflächlichem Blick schwer vereinbar scheinen mögen. Von classischer Bildung getränkt, beschäftigte er sich gerne mit entlegenen Stoffen, die er in gehobener und gewählter, aber auch gedrängter und bilderreicher Sprache behandelte. Von der Antike führte ihn sein Weg zum Mittelalter; diesem hat er die schöne Erzählung von den Gesichten des Sir Launfal abgewonnen, welcher auszieht, um nach dem heiligen Gral zu suchen, den herrlichen Schatz aber in der Uebung wahrer Christenliebe bei den Armen und Elenden seiner Heimath findet. Später hat Lowell in dem weiten Raume des Gedichtes „The Cathedral" seinem begeisterten Verständniß mittelalterlichen Wesens Ausdruck gegeben. Das ist schon ein Stück der philosophisch-religiösen Poesie, zu der sich Lowell, besonders in seinen letzten Jahren, immer mehr hingezogen fühlte. Seine großen Oden, z. B. die zum Gedächtniß der im Bürgerkriege gefallenen Studenten der Harvard-Universität, haben den Schwung, den Ernst, die Hoheit der Sprache, die Gedankenfülle Platen's. Alle wichtigen Wendungen in Lowell's Entwicklung sind in seinen Gedichten verzeichnet: wie die italienische Kunst, wie Dante und die ältere Poesie Europa's auf ihn wirken, klingt dort wider. Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Stücke, die von persönlichen Erfahrungen ausgehen oder sie beschreiben. Alles ist echt und wahrhaft darin, die Empfindung rein, nichts übertrieben oder eingebildet, jedoch nur selten so schlicht, daß es unmittelbar zu ergreifen vermag. Lowell ist immer Gentleman, er nimmt sich stets sorgfältig zusammen und bedient sich auch dann, wenn sein Herz in wildem Weh sich zusammenkrampft, der zurückhaltenden Sprache hochgebildeten Verkehrs. Mit feinstem Sinn für dichterische Form ausgestattet, wählt er auch seine Metra und Strophen geschmackvoll; es bezeichnet ihn, daß er das Sonett bevorzugt.

Neben diesen Gedichten, welche Lowell zu einem Liebling der Boudoirs und der stillen Studirstuben Bostons machten, aber ihn nie zu einem Liebling des Volkes werden ließen, steht ganz wunderlich das eigenartige Werkchen „A Fable for Critics". Es hat seines Gleichen nicht (wir Deutsche könnten höchstens an die Parabasen in Platen's „Verhängnißvoller Gabel" denken), und ein Literarhistoriker, der das Bedürfniß empfände, auch für dieses Object eine säuberliche Kategorie aufzutreiben, würde schwerlich dabei zu einem beruhigenden Ergebniß gelangen. Wenn man sagte, das Stück sei eine Schilderung der amerikanischen Literatur im Durchschnitt von 1848 und in Knittelversen abgefaßt, so würden die Leser sich wahrscheinlich etwas ganz Anderes vorstellen, als sie dann wirklich fänden. Denn es ist nicht möglich, von der Grazie, dem leichtbeflügelten Witz und der brillanten Laune einen Begriff zu geben, die in diesem Champagnerkelch der Literaturgeschichte schäumen. Einerseits köstlich komische Reimwirkungen, in denen die Engländer überhaupt besonders geschickt sind, andererseits ungemein scharfe und treffende Charakteristiken. Lowell's kritische Begabung zeigt sich da ebenso glänzend wie sein Humor. Und doch steht die „Fabel" noch weit ab von seinem Meisterwerk, den beiden Serien der „Biglow Papers". 1846 hatten die Vereinigten Staaten unter nichtigen Vorwänden einen Krieg gegen Mexiko begonnen, in Wahrheit auf das Drängen der südstaatlichen Sklavenhalter, damit aus den zu raubenden Ländereien neue Sklavenstaaten zurechtgeschnitten und somit, als Gegengewicht wider das Anwachsen des Nordens, den Anhängern der „göttlichen Einrichtung" auf absehbare Zeit die Mehrheit in der Volksvertretung gesichert werde. Lowell gehörte zur Partei der Whigs, und zwar zu deren radicalem Flügel, den Abolitionisten, welche die Sklaverei für unconstitutionell und verbrecherisch hielten. Die erste Reihe der „Biglow Papers" nun bringt eine Anzahl von Gedichten im Yankeedialect (vielmehr in der Mundart der Farmer Neu-Englands), zunächst einen Brief Hosea Biglow's, dann Briefe eines Unionssoldaten in Mexiko, fingirte Senatsreden, Vorstellungsschreiben von Candidaten für die Präsidentschaft, kurz, die verschiedensten Formen, in deren beinahe von selbst abrollenden Versen die Politik der Sklavenhalterpartei und der mexikanische Krieg lächerlich gemacht werden. Das Ganze ist durch Einleitungen und

Randbemerkungen des alten Pastors Homer Wilbur eingerahmt, des Typus eines schwerfälligen, aber liebenswürdigen Gelehrten aus vergangener Zeit. Ich glaube, daß damals schon die feinsten Pointen dieses Werkchens nur von den Gebildetsten genossen werden konnten, die einzelnen Gedichte aber wurden im besten und weitesten Sinne volksthümlich. Die Juniusbriefe sind schärfer und bitterer, ihre Beredsamkeit gewaltiger, reiner jedoch und vollendeter als Kunstwerk sind die „Biglow Papers“. Die zweite Serie, welche den Bürgerkrieg umspannt, entbehrt zwar der Heiterkeit der ersten, erhebt sich aber dafür mit der Bedeutung des Stoffes. Es gibt kaum noch ein zweites Gedicht der Art voll so schneidenden Hohnes als „Jonathan to John“, worin die Heuchelei der englischen Politik, welche aus Rücksicht auf ihre Handelsinteressen die Conföderation der Südstaaten und damit die Erhaltung der Sklaverei begünstigte, vor das Gericht einer unbestochenen öffentlichen Meinung gezogen wird. Mitten unter diese Stücke, voll von der Aufregung der Politik und der Schlachtenbulletins, hat sich, wie durch einen romantischen Zufall, Lowell's schönstes Gedicht verloren: Zekle's Werbung um Huldy, eine Idylle aus dem Leben der Farmer Neu-Englands. Diese Strophen allein, so simpel, so ohne jede Sentimentalität und doch so rührend, würden genügen, dem Dichter Lowell eine dankbare Erinnerung zu sichern.

Und noch anders lernen wir Lowell in seinen Essays kennen. In den „Fireside Travels“ schildert er die alte Universitätsstadt Cambridge Ms. mit der Wärme des Jünglings und der humoristischen Freiheit des älteren Beobachters; die Blätter aus den italienischen Skizzenbüchern wissen auch von den meist abgenutzten Gegenständen besondere Lowell'sche Bilder zu geben. In der Sammlung „My Study Windows“ finden sich sehr verschiedenartige Stücke, eines z. B., welches als Gartenbekanntschaften die Vogelwelt von Elmwood beschreibt, und so ein Genre pflegt, das in der amerikanischen Literatur schon seit ihren Anfängen wie ein Ableger des classischen Buches von White, „Natural History of Selborn“, herauf bis zur Gegenwart (John Burroughs, Olive Thorne Miller u. s. w.) aufs Eifrigste betrieben worden ist. Wichtiger noch sind die literarhistorischen Aufsätze dieses Buches und der beiden Bände „Among my Books“. Sie sind Denkmäler der geradezu ungeheuren Belesenheit Lowell's, die sich in der englischen Literatur bis auf die Heimlichkeiten der vorshakespeare'schen Zeit und bis auf die Raritäten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erstreckt, aber auch deutsche Literatur und die der romanischen Völker selbst in ihren mittelalterlichen Perioden umfaßt. Was diese Essays am meisten auszeichnet, ist die Schärfe und Eindringlichkeit, mit welcher Lowell den Werth und die Besonderheit der einzelnen Dichter bestimmt und dem Leser das Gefühl von der bedingungslosen Richtigkeit seines Urtheiles beibringt: sein eigenes poetisches Vermögen war hier die sichere Leuchte für seine Gelehrsamkeit. Ich stehe nicht an, die Aufsätze über Chaucer, Spenser, Wordsworth — damit nur diese genannt seien — für das Bedeutendste zu erklären, was wir über diese Dichter besitzen, wie denn andererseits die vortrefflichen textkritischen Studien, welche sich in einer Recension der „Library of Old Authors“ verbergen, es bedauern lassen, daß Lowell nicht mehr von seinen Collegienheften veröffentlicht hat. Ich möchte das um so mehr hervorheben, als diese Essays zwar zum Theil schon etliche Auflagen erlebt haben, aber doch eigentlich nicht in weitere Kreise gedrungen sind, wenigstens nicht in Deutschland, und wegen ihres complicirten Satzbaues und der an seltenen Wörtern und Anspielungen allzu reichen Sprache auch nicht leicht eine Lectüre für ein größeres Publicum abgeben können. Sehr Weniges aus der englischen Literatur darf diesen schweren, aber inhaltsvollen Aufsätzen auch nur an die Seite gestellt werden. Es wäre daher tief zu bedauern, wenn die Biographie Nathaniel Hawthorne's, mit deren Abfassung sich Lowell seit Jahren beschäftigte, unvollendet geblieben oder aus den hinterlassenen Papieren nicht zu ergänzen wäre.

Dichter und Gelehrter vereinigen sich in Lowell's Reden. Es war ganz thöricht, wenn amerikanische Zeitungen ihn beschuldigten, er habe sich als Botschafter am Hofe von St. James anglisirt und aus Ehrfurcht vor der Bildung und dem feudalen Wesen Alt-Europa's die Interessen seiner Heimath unzureichend vertreten. Wer einmal

seinen, von echt amerikanischem Selbstgefühl gesättigten Aufsatz „On a Certain Condescension in Foreigners“ gelesen hat, wird das nicht glauben können. Es ist wahr, in Lowell steckte ein Stück Aristokrat wie in jedem gebildeten Menschen, der geistige Genüsse über andere stellt; allein daß er jederzeit von streng republikanischem Sinne erfüllt war und sich zunächst überall als Amerikaner empfand, das geht aufs Deutlichste aus seinem letzten Buche hervor, und besonders aus der Rede „Democracy“, mit welcher er zu Birmingham (6. October 1884) gewissermaßen sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte. Dem gegenüber verstummten auch alsbald jene mißgünstigen Zeitungsstimmen, und heute sind alle Parteien darüber einig, daß Amerika durch den Tod James Russell Lowell's einen bedeutenden Dichter, einen ausgezeichneten Gelehrten und einen Patrioten lauterster Gesinnung verloren hat.

Anton E. Schönbach.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Die Friedenskundgebungen der jüngsten Zeit sind durch die Ansprache, welche der Kaiser von Oesterreich an die Delegationen gerichtet hat, durch die Banketreden des englischen Premierministers, Lord Salisbury, und des italienischen Conseilpräsidenten, Marchese di Rudini, in erfreulicher Weise verstärkt worden. Verhehlte der Kaiser von Oesterreich trotz dem überwiegend friedlichen Charakter seiner Ansprache nicht hervorzuheben, daß viele nothwendige Ausgaben für das Heer nur auf kurze Zeit und mit großen Schwierigkeiten vertagt werden könnten, unterließ er auch nicht, im Allgemeinen gewisse Bedenken in Bezug auf die auswärtige Lage anzudeuten, so äußerten sich Lord Salisbury beim Lordmayors-Bankette, der Marchese di Rudini bei der ihm zu Ehren in Mailand veranstalteten Zusammenkunft rückhaltloser im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens.

Insbesondere hat die Rede des italienischen Conseilpräsidenten einen günstigen Eindruck hervorgerufen. In Italien mußte vor Allem die Versicherung mit Freuden begrüßt werden, daß das Gleichgewicht im Staatshaushalte wiederhergestellt ist. Nicht minder betonte Rudini aber das treue Festhalten Italiens an den geschlossenen Bündnissen, so daß Diejenigen sich enttäuscht sehen werden, die auf eine Lockerung der Tripelallianz gerechnet hatten. Andererseits durfte jedoch der leitende italienische Staatsmann mit Fug von Neuem hervorheben, daß die Allianz keineswegs ihre Spitze gegen Frankreich richte, wie denn auch durch den vom russischen Minister des Auswärtigen, Herrn von Giers, in Monza dem italienischen Königspaare abgestatteten Besuch erhärtet worden sei, daß zwischen Italien und Rußland gute Beziehungen bestehen. Rudini legte zugleich vollgültiges Zeugniß für seine Besonnenheit ab, indem er in durchaus maßvoller Weise das Verhältniß Italiens zum Papstthum erörterte, ohne den Vorgängen, die sich aus Anlaß französischer Pilgerfahrten in Rom abspielten, eine Bedeutung in dem Sinne beizumessen, daß dadurch der Friede gestört werden könnte.

Der interparlamentarische Friedenscongreß in Rom, der am 7. November seine Berathungen beendete und auch eine Anzahl deutscher Mitglieder aufwies, dürfte dagegen trotz den guten Absichten, von denen sich eine Anzahl der Theilnehmer beseelt zeigte, das Ideal des ewigen Friedens kaum der Verwirklichung näher geführt haben. Ohne die Vortheile zu unterschätzen, die sich daraus ergeben, daß einflußreiche Männer verschiedener Nationen zu einander in persönliche Beziehungen treten, so daß manches Vorurtheil abgestreift, mancher Gegensatz ausgeglichen werden kann, darf man doch nicht verkennen, daß die Entscheidung der Frage über Krieg und Frieden vielfach durch Factoren bedingt wird, bei denen eine ruhige, sachgemäße Erörterung ausgeschlossen erscheint. Wie mit elementarer Gewalt brechen dann Volksleidenschaften aus, deren Zügelung — es braucht nur an den Beginn des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 erinnert zu werden — auf friedlichem Wege nahezu unmöglich erscheint. Anderer-

seits muß jedoch zugestanden werden, daß insbesondere die Idee des Schiedsgerichtes der Entwickelung sehr wohl fähig ist, wie denn auch eine derartige Institution, die keineswegs einen ständigen Charakter aufzuweisen braucht, ja, selbst einer festen Organisation entbehren und nur für einzelne Fälle in Wirksamkeit gelangen kann, sich bereits oft genug in vollem Maße bewährt hat. Es darf an den Schiedsspruch des Papstes Leo XIII. in der Angelegenheit der Karolineninseln erinnert werden, um zu zeigen, daß selbst ein so mächtiges Staatswesen wie das Deutsche Reich ohne Weiteres Spanien gegenüber auf Ansprüche Verzicht leistete, die von dem erwählten Schiedsrichter nicht anerkannt wurden. Allerdings wird es sich in solchen Fällen in der Regel nicht um tiefgehende Gegensätze handeln, so daß der letzte Anlaß, gewissermaßen der Tropfen, der das bereits volle Glas überschäumen läßt, eben nur im Zusammenhange mit zahlreichen früheren Vorkommnissen der Beurtheilung unterbreitet werden dürfte.

Um so mehr mußte es für den interparlamentarischen Friedenscongreß in Rom geboten erscheinen, weise Beschränkung zu üben und bei voller Anerkennung der segensreichen Wirksamkeit internationaler Schiedssprüche doch daran festzuhalten, daß nur das praktisch Durchführbare angestrebt werden dürfe. Deshalb wendeten sich die deutschen, ebenso wie die österreichischen und englischen Theilnehmer mit Recht gegen den schließlich doch angenommenen französischen Antrag, der darauf abzielte, ein internationales Friedenscomitée zu schaffen. Daß ein solches Project von französischer Seite ausgehen kann, daß Irredentisten vom Schlage Imbriani's, die aus ihren Begehrlichkeiten in Bezug auf fremdes Landesgebiet nicht das geringste Hehl machen, sich berufen fühlen, die internationale Organisation der Friedenssache stärken zu wollen, sind Vorgänge, die unwillkürlich zum Spotte herausfordern. So bleibt denn nur zu wünschen, daß diejenigen Mitglieder des interparlamentarischen Friedenscongresses zu Rom, die es ernsthaft mit ihren Bestrebungen meinen, innerhalb ihrer Kreise zu wirken suchen, mag auch jedem besonnenen Beurtheiler der politischen Verhältnisse das europäische Friedensbündniß, welches durch die Allianz Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens dargestellt wird, nach wie vor als die sicherste Friedensbürgschaft erscheinen.

Die jüngsten Vorgänge in Südamerika haben gezeigt, wie seltsamen Ueberraschungen diejenigen Länder ausgesetzt sind, in denen das öffentliche Wohl hinter den ehrgeizigen Bestrebungen gewissenloser Machthaber zurückstehen muß, welche letzteren nicht durch feste Staatseinrichtungen gezügelt werden. Kurz nach Balmaceda's unrühmlichem Ende in Chile hat der Präsident der brasilianischen Republik, General Deodoro da Fonseca, ebenfalls einen Staatsstreich inscenirt. Nachdem am 15. November 1889 der frühere Kaiser von Brasilien, Dom Pedro, durch eine Revolution gestürzt worden ist, mißbraucht der erste Präsident der neugebildeten brasilianischen Republik seine Machtbefugniß, indem er die parlamentarischen Körperschaften auflöst, in ungesetzlicher Weise den Belagerungszustand erklärt und in aller Form seine Dictatur proclamirt. Laut der von der constituirenden Versammlung der brasilianischen Republik im Februar 1891 endgültig beschlossenen Verfassung, die vielfach nach dem Vorbilde derjenigen der Vereinigten Staaten von Amerika hergestellt ist, war General Deodoro da Fonseca überhaupt nicht berechtigt, den Congreß aufzulösen. Eine Reihe von Vorgängen der jüngsten Zeit ließ allerdings bereits auf einen scharfen Antagonismus zwischen dem Präsidenten der Republik und dem brasilianischen Parlament schließen. So weigerte sich General da Fonseca zu wiederholten Malen, Gesetze mit seiner Unterschrift zu versehen, die vom Congresse in aller Form beschlossen worden waren. Eines dieser Gesetze, dasjenige über die Unvereinbarkeit mehrerer Aemter, erregte insbesondere den Widerspruch des Präsidenten, dessen Familienangehörige sich in jeder Weise auf Kosten der Staatskassen bereicherten. Nicht minder mußte die gesammte Finanzverwaltung, durch welche der öffentliche Credit der brasilianischen Republik mit jedem Tage mehr geschädigt wurde, die lebhafteste Anfechtung von Seiten des Parlamentes erfahren. Hatte bereits der Finanzminister der provisorischen Regierung, Ruy Barbosa, durch die Gewährung eines Monopols für eine private Bank der Vereinigten Staaten von

Brasilien der ärgsten Papierwirthschaft und der zügellosesten Speculation Thür und Thor geöffnet, so wurde dieses System unter der Präsidentschaft des Generals Deodoro da Fonseca in sinnlosester Weise fortgesetzt. Kurze Zeit vor dem jüngsten Staatsstreiche übermittelte der Präsident dem Congresse eine Botschaft, durch welche die Ermächtigung für die Bank der Vereinigten Staaten von Brasilien gefordert wurde, eine neue Emission von Papiergeld in Höhe von hunderttausend contos (270 000 000 Francs) zu veranstalten. Die Weigerung des Congresses könnte wohl den letzten Anstoß zu dem Staatsstreiche des Generals geboten haben, der eigenthümlicherweise versichern läßt, daß die Auflösung des Parlamentes durch dessen Verhalten und durch die Umtriebe der Monarchisten gegen die republikanischen Einrichtungen veranlaßt worden sei. Nun steht aber fest, daß der Congreß eine durchaus republikanische Zusammensetzung aufwies. Hieraus rechtfertigt sich ein tiefes Mißtrauen gegen alle Versicherungen des bisherigen Präsidenten der brasilianischen Republik, der über sein Land eine verhängnißvolle Krisis heraufbeschworen hat.

Im Vergleiche mit derartigen Katastrophen können die jüngsten Zwischenfälle in Europa keine ernsthafteren Besorgnisse hervorrufen. Von Seiten der römischen Curie sollte aus Veranlassung der Vorgänge, die sich bei den französischen Pilgerfahrten abspielten, eine neue Kundgebung geplant werden, durch die urbi et orbi verkündet würde, daß der Papst im Vatican sich in der That im Zustande der Unfreiheit befände. Die Beleidigung, die dem Andenken des „Re galantuomo“ an seiner letzten Ruhestätte im Pantheon zugefügt wurde, mußte jedoch den Rathgebern des Papstes Leo XIII. nahe legen, sich so ruhig wie möglich zu verhalten, da die italienische Regierung, weit davon entfernt, die im Garantiegesetze verbürgten Rechte zu mißachten, vielmehr bei jeder Gelegenheit ihre weitgehende Duldsamkeit gegenüber den mannigfachen Ausschreitungen der Parteigänger des Vaticans an den Tag gelegt hat. Die Pilgerfahrten nach Rom erregten denn auch schon längst bei der italienischen Bevölkerung Anstoß; insbesondere waren es gerade die Franzosen, die sich in der fremden Hauptstadt zuweilen geberdeten, als ob diese noch von ihren eigenen Truppen besetzt gehalten würde. So ist gerade in diesem Zusammenhange bezeichnend, daß selbst französische Blätter das Verhalten ihrer Landsleute in Rom aufs Entschiedenste verdammen. Ein in Südfrankreich vielgelesenes Organ, „Le petit Marseillais“, veröffentlichte unlängst unter dem Titel: „Pèlerinages“ einen von Besonnenheit des Urtheils zeugenden Artikel, in welchem mit Recht hervorgehoben wird: „Es gibt nichts, was den Italienern mehr am Herzen läge als die Hauptstadt Rom. Roma capitale ist für sie das sichtbare Symbol ihrer Einheit und ihrer Größe; mögen sie nun in diesem Punkte Recht oder Unrecht haben, so hat dies wenig Bedeutung. Sie glauben es nun einmal, und es liegt kein stichhaltiger Grund vor, der gegenüber einem solchen Gefühle das Uebergewicht behalten könnte. Sie haben der Verwirklichung dieses Traumes Alles geopfert und wachen darüber mit eifersüchtiger Fürsorge. Sollen sie nun mit Gleichgültigkeit die siebzig- oder achtzigtausend Franzosen betrachten, die sich gewissermaßen auf sie stürzen, indem sie Ideen, Ansichten und wohl auch den ihrigen entgegengesetzte Hoffnungen mitbringen? Mag selbst in ihren Worten und in ihrem Verhalten Alles durchaus correct bleiben, so bleibt doch nichtsdestoweniger die Thatsache bestehen, daß die italienische Bevölkerung instinctiv fühlt, daß es sich da um Feinde handelt, die nichts Besseres wünschen, als sie aus der ewigen Stadt hinauszuwerfen, um diese den Päpsten zurückzugeben. Sie haben nun einmal die Schwäche, an der ewigen Stadt festzuhalten. Diese Pilgerfahrten sagen ihnen daher nichts Gutes. In Wirklichkeit brauchen die italienischen Zeitungen ihr Mißtrauen gar nicht anzufachen; sie befinden sich von selbst auf dem qui vive. Sie hegen Besorgnisse und Haß, die zum Ausbruche gelangen zu lassen der kleinste Zwischenfall genügt.“

Diese Ausführungen eines vielgelesenen französischen Organs sind die beste, die bündigste Widerlegung der jenseits der Vogesen erhobenen Anschuldigung, daß der Zwischenfall im Pantheon, die Eintragung einer für das Andenken Victor Emanuel's beleidigenden Aeußerung in das bei dessen Sarge zur Aufnahme des bloßen Namens

der pietätvoll Erscheinenden bestimmte Buch, ein bloßer Vorwand gewesen sei. Vielmehr weiß jeder Besucher Roms aus Erfahrung, einen wie ausgeprägt demonstrativen Charakter gewisse Pilgerfahrten anzunehmen pflegen. Französische Blätter selbst berichten von einem Spanier, der bei Gelegenheit des Jubiläums Leo's XIII. sich in Rom eingefunden hatte und vor dem Quirinal erschien, um daselbst ohne Weiteres Einlaß zu begehren. Als ihm erklärt wurde, daß dies unmöglich wäre, weil die Königsfamilie gerade in ihrem Palaste verweilte, erwiderte der Spanier: „Wirklich, weil dieser Dieb, dieser Schnapphahn (chenapan) sich in dem Palaste der Päpste breit macht, kann man diesen nicht besuchen?" Obgleich die Aeußerungen des spanischen Pilgers in Wirklichkeit noch weit roher waren, beschränkte sich die italienische Behörde doch darauf, den fanatischen Parteigänger des Papstes dem spanischen Botschafter zu übergeben, der seinem Landsmanne das Eigenthümliche seines Verhaltens klar machte. Folgern nun aber französische Blätter aus der versöhnlicheren Lösung dieses Zwischenfalles, daß es sich neuerdings eben nur um einen Streich der Italiener gegen Frankreich gehandelt habe, so übersehen sie vollständig, daß die individuelle Ungezogenheit des Spaniers ignorirt werden konnte, während im Pantheon die gewissermaßen öffentliche Eintragung in das Register eine gebührende Zurückweisung erheischen mußte.

Jedenfalls wird durch solche Vorgänge erhärtet, welche Elemente sich unter den Pilgern befinden, wobei auch die italienischen Pilger nicht als Ausnahme bezeichnet werden dürfen. So kann der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung berichten, wie er vor einigen Jahren in Rom mit einem neapolitanischen Advocaten zusammentraf, der sich einem Pilgerzuge angeschlossen hatte und ebenso rückhaltlos wie ungerecht alle italienischen Einrichtungen in den Schmutz zu ziehen suchte. Das Parlamentsgebäude von Monte Citorio bezeichnete er als „la baracca dei cinquecento ladri", „die Baracke der fünfhundert Spitzbuben", wie sich denn überhaupt sein gesammter Ideengang nur in dieser Richtung bewegte. Alles dies beweist zur Genüge die Grundlosigkeit der von Seiten der Ultramontanen gegen die italienische Regierung und die italienische Bevölkerung erhobenen Beschwerden, da der Papst in keinem Lande so frei und unabhängig sein würde wie gerade in Italien. Im Vatican ist denn auch nach den jüngsten Meldungen im Hinblick auf die völlige Aussichtslosigkeit derartiger Versuche die Absicht aufgegeben worden, den Vorgang im Pantheon als Anlaß einer Action gegen die italienische Regierung zu benutzen.

Die bis zum Ueberdrusse oft wiederholte Drohung, daß Leo XIII. sich gezwungen sehen könnte, den Vatican zu verlassen, hat eben schon längst ihre Wirksamkeit eingebüßt. Das Papstthum würde seine eigenen Lebensbedingungen vernichten, sobald Frankreich oder Spanien oder ein anderes Land den Nachfolgern Petri Gastfreundschaft gewähren sollte. Ganz abgesehen davon, daß der Papst in seiner Stellung als Bischof zu Rom das Primat der römisch-katholischen Kirche erlangt hat, werden die Skeptiker nicht ermangeln, darauf hinzuweisen, daß der Peterspfennig, die hauptsächliche Einnahmequelle der römischen Curie, zumeist dadurch gespeist wird, daß die Legende von der Gefangenschaft des Papstes im Vatican aufrecht erhalten wird. Sollten die Ultramontanen etwa wähnen, daß die französischen Kammern, die ohnehin das Cultusbudget alljährlich bemängeln, sich bereit finden lassen werden, dem Papste, nachdem er zu ihnen übergesiedelt wäre, eine Civilliste zu bewilligen? Oder wäre etwa Spanien bereit, das eigene Budget noch mehr zu belasten, während doch gerade die gegenwärtige finanzielle Krisis der spanischen Regierung besondere Schwierigkeiten bereitet? Diese Krisis complicirt sich mit der für Spanien vor Allem wichtigen Weinzollfrage, die von Neuem vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, von welchen Gesinnungen die französische Republik gegenüber den Nachbarnationen beseelt ist. In dem Zollkriege, der zwischen Frankreich und Italien geführt wurde und von französischer Seite gegenwärtig noch mit der früheren Heftigkeit fortgesetzt wird, wurde von Seiten der Republikaner in Frankreich regelmäßig betont, daß die Italiener sich ihre ungünstige Position selbst zuschreiben müßten, nachdem sie ihren politischen Anschluß an Deutschland und Oesterreich-Ungarn vollzogen und außerdem einen so franzosenfeindlichen Politiker wie Crispi mit der Leitung der Regierungs-

geschäfte betraut hätten. Als dann der Sturz Crispi's erfolgte und Rudini an die Spitze des neugebildeten Ministeriums trat, zeigten sich die französischen Schutzzöllner keineswegs bereit, die zuvor bereits von italienischer Seite gemachten Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiete in derselben Weise zu erwidern. Italien sollte nun auch aus dem Dreibunde austreten, eine Forderung, die dann von gewissen Franzosenfreunden jenseits der Alpen, den sogenannten Republikanern, zu der ihrigen gemacht wurde. Ganz abgesehen davon, daß Italien durch seine vitalen Interessen auf treues Festhalten am europäischen Friedensbündnisse hingewiesen wird, zeigt nunmehr auch das Verhalten der französischen Schutzzöllner gegenüber Spanien, das sich doch keineswegs der Tripelallianz angeschlossen hat, daß das Verbleiben Italiens in der letzteren nur ein nichtiger Vorwand gewesen ist, wenn von französischer Seite der Zollkrieg in aller Schärfe fortgeführt wurde. Spanien, von dem unlängst noch republikanische Organe in Frankreich versicherten — allerdings ohne jeden stichhaltigen Grund — daß es Sympathien für das französisch-russische Einvernehmen hege, sieht sich trotzdem in der Ausfuhr eines seiner wichtigsten Producte, des Weins, bedroht, weil an der französischen Grenze durch neue Zollbestimmungen unübersteigbare Schranken errichtet werden sollen. Gerade im Hinblick auf den französischen Consum hatten die spanischen Grundbesitzer ihre gesammte Bodencultur vielfach verändert; Olivenwälder waren beseitigt, der Getreidebau sehr häufig aufgegeben worden, um dafür Weinberge anzulegen, deren Ausbeutung für die französischen Bedürfnisse Abhülfe schaffen sollte. So würde denn Spanien in der That sehr hart betroffen werden, falls der französische Senat die von der Deputirtenkammer bereits genehmigten schutzzöllnerischen Bestimmungen in Bezug auf den spanischen Wein annehmen sollte. Bezeichnend für die in Frankreich herrschende Strömung ist die Thatsache, daß ein einflußreicher Abgeordneter des Départements Ost-Pyrenäen geltend machte, durch die verschärften Maßnahmen solle insbesondere auch Deutschland getroffen werden, da der spanische Wein mit deutschem Alkohol versetzt werde. Dies erhellt nach der Auffassung des französischen Abgeordneten daraus, daß das bisher in der französischen Zollgesetzgebung für spanische Weine bestimmte Maximum des Alkoholgehaltes regelmäßig erreicht werde, während doch nicht angenommen werden dürfe, daß alle spanischen Weine von Natur aus genau dasselbe Maximum aufweisen. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß es sich auch hier nur um einen leeren Vorwand handelt, der jedoch dadurch bemerkenswerth erscheint, daß er seine Spitze gegen Deutschland richtet, gerade wie gegenüber Italien mit deutschfeindlichen Argumenten eine Wirkung erzielt werden sollte. Die Italiener haben durch ihr zielbewußtes Vorgehen den Beweis erbracht, wie wenig sie sich von den Franzosen abhängig fühlen, die immer noch die Hegemonie unter den lateinischen Nationen beanspruchen möchten, während sie in Wirklichkeit lediglich die Trabanten Rußlands geworden sind. Die Italiener, die nach den zuverlässigsten Berichten sich auch in diesem Jahre einer ausgezeichneten Ernte erfreuen, sind bereits mit Erfolg bemüht gewesen, für ihre Bodenerzeugnisse neue Absatzwege zu eröffnen. Hierzu kommt, daß die besonnene Finanzpolitik des Cabinets Rudini, insbesondere die Zurückhaltung Luzzatti's in Bezug auf die Ausgaben des Staatshaushaltes, mit den erwähnten Bestrebungen in vollem Einklange steht. Nicht minder sollen die neuen Handelsverträge, die gegenwärtig zwischen Italien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn berathen werden und dann noch auf andere Staaten ihre Ausdehnung finden würden, dazu beitragen, den volkswirthschaftlichen Wohlstand Italiens zu erhöhen.

Hier liegt denn auch der Weg vorgezeichnet, den Spanien einschlagen muß, wenn anders es sich auf die Dauer von der französischen Willkür unabhängig machen will. Vor Allem gilt es dann, neben einer gesunden Finanzpolitik auch wirksame handelspolitische Beziehungen anzuknüpfen, wie denn auch bereits ernsthaft von dem Cabinet Canovas del Castillo, dessen ernstes Streben nach wie vor volle Anerkennung verdient, geplant wird, nach der endgültigen Entscheidung der spanisch-französischen Zollfrage in Unterhandlungen mit anderen Staaten betreffs des Abschlusses von Handelsverträgen einzutreten. In Frankreich selbst verhehlen sich die besonnenen National-

ökonomen nicht, daß das Ergebniß des mit rastlosem Eifer geführten schutzzöllnerischen Feldzuges die völlige volkswirthschaftliche Isolirung der Republik sein könnte, deren Organe unlängst noch bei Gelegenheit der Kronstadter Flottenzusammenkunft enthusiastisch versicherten, wie glücklich sie wären, endlich der politischen Vereinsamung Frankreichs ein Ende bereitet zu sehen. Allerdings wird man sich auch in Frankreich sehr bald überzeugen, wie sehr die Nationen beim Austausche ihrer verschiedenen Producte auf einander angewiesen sind. Die Phylloxera, welche die französischen Weinberge verheert hat, mußte die Regierung bereits belehren, daß die Republik gerade bei der so wichtigen Weinfabrikation das Ausland nicht entbehren kann. Deshalb brauchen auch die Spanier im Hinblick auf die gegenwärtige Krisis nicht allzu schwere Besorgnisse zu hegen, da die in ihren Ansprüchen maßlosen französischen Schutzzöllner sehr bald ad absurdum geführt werden könnten. Andererseits wird man aber in Spanien gut daran thun, zunächst auf die dort so beliebten inneren politischen Umgestaltungen zu verzichten. Wenn gemeldet wird, daß Silvela in dem Ministerium Canovas del Castillo auf das Portefeuille des Inneren verzichten, und ein Vertrauensmann Romero Robledo's an seine Stelle treten werde, so darf als gewiß gelten, daß Silvela schon längst die Absicht hegte, zurückzutreten, eine Absicht, die er bereits vor den letzten allgemeinen Wahlen bekundete. Ein Wechsel des Regierungssystems, dessen Stabilität vielmehr durch den Leiter der spanischen Regierung Canovas del Castillo verbürgt wird, läge also dann keineswegs vor. Auch darf betont werden, daß die Königin-Regentin ihren Pflichten mit einer Treue und Gewissenhaftigkeit obliegt, welche die erwünschte Stetigkeit des monarchischen Régime am besten gewährleisten. Daher darf angenommen werden, daß der unerwartete Rücktritt des spanischen Marineministers Béranger keine weiteren ernstlichen Folgen haben wird. Bezeichnend ist, daß der Chef des Marineressorts, Béranger, nach seinem Rücktritte nicht umhin konnte, den Leiter des Oppositionsblattes „El Resumen" zum Zweikampfe herauszufordern, weil dieses Organ ihn mit besonderer Heftigkeit angegriffen hatte. Der Conseilpräsident Canovas del Castillo hat sich dann genöthigt gesehen, provisorisch das Portefeuille des Marineministeriums zu übernehmen, gerade wie ihm die Absicht zugeschrieben wird, erforderlichen Falles eine Zeitlang Silvela im Ressort des Inneren zu ersetzen, bis ein geeigneter Nachfolger gefunden wäre. Was Romero Robledo selbst betrifft, so würde dessen unmittelbarer Eintritt in das Cabinet auf Schwierigkeiten stoßen, nachdem dieser Staatsmann — ein hervorragender Diplomat bezeichnete ihn unlängst als eine Art spanischen Randolph Churchill — zwischen den Conservativen und Liberalen hin- und hergeschwankt hat. Immerhin ist in Spanien auch eine solche Lösung nicht ausgeschlossen, zumal da das Capitel der cosas de España allem Anscheine nach noch lange nicht erschöpft ist.

Literarische Rundschau.

Deutsche Goldschmiedewerke des sechzehnten Jahrhunderts.

Deutsche Goldschmiedewerke des sechzehnten Jahrhunderts. Von J. H. von Hefner-Alteneck. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Wenn der Altmeister der deutschen Alterthumswissenschaft Hefner-Alteneck uns ein neues Buch bringt, so darf man von vornherein auf eine hocherfreuliche Gabe hoffen. Mit dem oben bezeichneten Werke, einem stattlichen Quartbande von dreißig farbigen Tafeln mit etwa einhundertundfünfzig Abbildungen löst Hefner ein altes Versprechen ein. Wir verdanken ihm schon aus seiner ersten großen Publication, den „Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance", die Kenntniß eines sehr merkwürdigen gemalten Inventars der Münchener Schatzkammer um 1550. Diese alten Handzeichnungen sind es, welche der jetzigen Publication zu Grunde liegen, sie haben allerlei Schicksale erlebt.

Herzog Albrecht V. von Bayern, der eigentliche Schöpfer der Kunstblüthe von München im sechzehnten Jahrhundert, hatte einen selbst für die damalige prunkliebende Zeit ungewöhnlichen Schatz von Kleinodien in Edelsteinen, Gold und köstlicher Schmelzarbeit zusammengebracht. Es entsprach der damaligen Sitte, von einer Schatzkammer ein Inventar mit sorgfältigen Abbildungen herstellen zu lassen, nur ein solches gab die Möglichkeit einer Controle. Wir besitzen aus ungefähr derselben Zeit ein jetzt in der Schloßbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrtes, ganz analoges Inventar des Reliquienschatzes, welchen der Cardinal Albrecht von Brandenburg erst in Halle und Halberstadt, dann in Mainz angehäuft hatte; es ist dieser Schatz der durch Luther bekannte „große Abgott von Halle", aus dem in natura sich auch nicht ein einziges Stück der Hunderte von herrlichsten Prachtgeräthen erhalten hat. Die Bedeutung derartiger Abbildungen für die Kunstgeschichte liegt also auf der Hand. Das erwähnte Inventar von Mainz ist leider ziemlich handwerksmäßig ausgefallen. Dagegen hatte Albrecht von Bayern einen sehr tüchtigen Künstler mit der Herstellung seiner Schatzabbildungen betraut. Es ist der bayerische Hofmaler Hans Mielich — richtiger vielleicht Muelich geschrieben, wie es sein neuester Biograph Max Zimmermann verlangt — geboren in München 1516, gestorben reich an Ehren und Erfolgen daselbst 1573. Daß der Auftrag wesentlich praktische Erfolge hatte, geht daraus hervor, daß die besonders werthvollen Steine einzeln in voller Größe und von mehreren Seiten mit größester Genauigkeit des Maßes abgebildet sind, also zweifellos für die Controle des Bestandes. Mielich, der ein geschätzter Porträtmaler war und sich sogar daran wagen durfte, Michelangelo's jüngstes Gericht zu copiren, setzte seine Ehre darein, die Abbildungen künstlerisch zu behandeln und die miniaturartig copirten Stücke wenigstens mit frei componirten Randmalereien eigener Erfindung auszustatten. Für uns bleiben allerdings die dargestellten Kleinodien die Hauptsache. Von diesem 1546—1555

gemalten Inventar ist in der königlichen Hofbibliothek zu München ein kleiner Octavband mit sechsundfünfzig Blatt erhalten, welcher auch durch die Ausstattung mit der gemalten Familiengruppe des Herzogs Albrecht einen erhöhten Werth erhält.

Ein anderer, ursprünglich vielleicht noch werthvollerer, aber nicht mehr im alten Zustande befindlicher Theil ist nach allerlei Irrfahrten in den Privatbesitz Hefner-Alteneck's übergegangen. Dieser Theil besteht aus Blättern großen Formates und enthält die langen Ketten und ähnliche umfangreiche Schaustücke. Hefner hat diesen Band, mit dem übel umgegangen war, 1846 von einem Händler in Bamberg gekauft, nachdem die Hofbibliothek in München den Ankauf abgelehnt hatte. Durch Hefner sind die Blätter möglichst wieder gereinigt und restaurirt. Wie dieser Band in Privatbesitz gerathen, ist unklar; das Wappen einer sächsischen Fürstin von 1659 im Inneren des Pappdeckels läßt Hefner vermuthen, daß dieses Buch, ebenso wie manche Kleinodien, vom bayerischen Hofe an einen befreundeten Hof verschenkt sein mag. Da der Band aber auch Zeichnungen Mielich's enthielt, die erst zur Ausführung bestimmt waren, ferner auch Entwürfe für Silberarbeiten, die im Auftrage von Nürnberger und Münchener Familien angefertigt sind, so ist es vielmehr wahrscheinlich, daß dieser Band irgendwie aus dem Besitze Mielich's seinen weiteren Weg angetreten habe. Jedenfalls geben die beiden Bände gemeinsam ein Bild von dem Reichthum des Münchener Schatzes, das immerhin noch nicht vollständig sein mag, aber jedenfalls so reich ist, daß sich ihm irgend etwas Aehnliches aus der Blüthezeit des sechzehnten Jahrhunderts nicht an die Seite stellen läßt. Ihre hauptsächlichste Bedeutung bekommen die Abbildungen dadurch, daß die Originale bis auf wenige Stücke im Laufe der Zeiten verschwunden sind, und daß überhaupt Kleinodien jener Periode zu den größten Seltenheiten gehören.

Die jetzt von Hefner besorgte Ausgabe ist keineswegs eine bloße Wiedergabe der gesammten Originalblätter. Hefner hat vielmehr mit der ihm eigenen Sicherheit des Urtheils und Geschmackes nur die schönsten und am meisten charakteristischen Blätter ausgesucht, hat aus den langen Halsketten einzelne Glieder ausgewählt, hat wenn nöthig den Maßstab reducirt, hat ferner Unvollkommenheiten der Darstellung ausgeglichen und sogar direct erkennbare Fehler verbessert, so daß die Blätter in möglichst correcter Form auch dem Handwerker unserer Tage zum Vorbilde dienen können. Dieses Werk hat aber nicht nur ein praktisches, sondern auch ein hohes culturhistorisches Interesse. Wir sehen, wie in jener wirthschaftlich ungelenken Zeit die großen Edelsteine die wichtigste Grundlage eines „Schatzes" abgeben. Bei vielen Geräthen dienen die Steine nicht als Verzierung, sondern die Geräthe dienen als Fassung der Steine. Man häuft kostbarstes Material mit einem starken Sinne für farbige Wirkung, welche durch reichliche Anwendung bunter Schmelze gesteigert wird. Am stärksten natürlich bei den eigentlichen Schmuckstücken: die breiten Ketten, „Umlagen", werden von Männern und Frauen getragen, ebenso die handgroßen Anhänger, welche als Gnadenbezeugungen und Geschenke von Fürsten verliehen werden. In diesen Anhängen beginnt damals bereits der phantastische Geschmack, welcher Stücke in Gestalt von Geräthen und Thieren aus farbigen Steinen herstellt. Wir haben auch hier schon ein Schiff, eine Eule und Aehnliches neben den gewöhnlicheren Rosetten und Kreuzen. Die reichste Ausstattung erhält ferner die Agraffe des Hutes sowie der Degen; von einem solchen Degen mit Gehänge sind nicht weniger als elf einzelne Theile in Abbildung vorhanden. Unter dem eigentlichen Frauenschmuck finden wir — wovon unsere Schatzkammern keine Beispiele erhalten haben — zwei Federwedel mit kostbarem Griff und einem kleinen Metallspiegel als Herzstück des Fächers; ferner einen „Schmeckenstengel", das ist ein Bouquethalter aus einem länglichen Griff mit manschettenartigem Einsatz ebenfalls in Gold, Edelsteinen und Email. Das Merkwürdigste für unsere Anschauungen bleibt allerdings das „Flohpelzchen", ein Fell des Edelmarders, welches am Gürtel befestigt und über die entblößte Schulter geschlagen, von Zeit zu Zeit durch den dienenden Cavalier in den Kamin hinein ausgeschüttelt wurde, wenn man annahm, daß es eine hinreichende Anzahl springender Gäste in seine weichen

Tiefen hineingelockt hatte. Das hier abgebildete Exemplar ist kostbar ausgestattet, mit rother Seide abgefüttert und mit Kopf und Krallen von edelster Juwelierarbeit versehen. Hefner weist darauf hin, daß wir es hier nicht mit einem gelegentlichen Scherze zu thun haben, sondern daß ein derartiges Pelzchen bestimmt zur vornehmen Tracht gehörte, daß wir es sogar auf dem Grabmonument der Beatrice v. Este, † 1497 in der Certosa, mit ausgemeißelt finden und ebenso auf der Darstellung eines Hochzeitszuges von 1588.

Die eigentlichen Geräthe sowie die einfacheren Silberarbeiten treten in dieser Sammlung gegen die Kleinodien zurück. Zu den letzteren ist noch zu rechnen eine Uhr in Krystallgehäuse und verschiedene der mit fabelhaften Steinen überdeckten Ziergefäße.

Was aber von silbernen und goldenen Bechern, Kannen und Leuchtern vorhanden ist, zeigt Mielich als einen sehr geschickten erfindenden Künstler, welcher Maß zu halten und fein zu gliedern versteht. So sind zwei „Scheuren“, Pokale für Nürnberger Familien, sowie zwei Buckelgläser in leichter goldener Fassung, Musterstücke derartiger Arbeiten, die nicht nur dem Goldschmied, sondern auch dem Kunstfreunde, welcher sich nach guter alter Sitte ein schönes Stück Silbergeräth in den Haushalt zu stiften gedenkt, willkommene Anregung bieten werden.

J. L.

Französische Politiker und Moralisten des neunzehnten Jahrhunderts.

Politiques et Moralistes du dix-neuvième siècle. I. Série. Par Emile Faguet. Paris, Lécène, Oudin et Cie. 1891.

Faguet ist ein glänzender Vertreter jener echtfranzösischen Art, Geschichte zu schreiben, jener Art, die bei Taine culminirt. Nehmen wir unter den vorliegenden Charakterbildern gleich das erste: Joseph de Maistre. Man hat diesen interessanten Menschen sehr verschieden beurtheilt, als einen Finsterling und Reactionär, dann wieder als einen Liberalen, ja als einen Vorläufer des Socialismus; dem erscheint er herb und grausam, jenem gutherzig und weitblickend: woher die Widersprüche? Sie reizen unsere Neugier, machen uns bereit, das „Milieu“ kennen zu lernen, das solche Gegensätze in Maistre's Seele zeitigte. „Er ist Patricier; er ist es von Geburt; er ist geboren mit der Verachtung des Volkes, mit dem Gefühle, daß er nicht dazu gehört.“ Dies Gefühl ist mehr als Adelsstolz, es ist Kastengeist; der Sprößling einer Magistratsfamilie trägt das Bewußtsein nicht nur eines langen Stammbaums, sondern auch ererbter Cultur des Intellects und raffinirter Willensbildung. In solchen Geschlechtern werden die Söhne früh gedrillt; sie erwerben das traditionelle Wissen, auf dem die Macht ihres Hauses beruht; sie lernen streng gehorchen, um einst kräftig befehlen zu können. So wächst Joseph de Maistre heran, respectvoll und zurückhaltend, loyal und fromm, gelehrt und einsam. „Da erfolgt ein Stoß, wie er fast immer das Leben großer Schriftsteller bestimmt“ — es ist die Revolution. „Invasion der Heimath, Einziehung seiner Güter, Verfolgung, Exil — da steht er als ‚Emigrant‘, ohne Vaterland, ohne Habe, ohne Familie, ohne Amt, in der Fremde, auf protestantischem Boden, zu Lausanne. Was sollte er thun? Er schrieb seine ‚Betrachtungen‘ . . . Wie alle Geister, die in erster Linie logische Maschinen sind, gab er sich schon mit dem ersten Bande ganz und gar.“ Als den klugen, aber eingefleischten Patricier.

Jetzt wissen wir, welches unter den Schlagwörtern von 1789 de Maistre am bittersten hassen mußte: „Égalité.“ Ja, wären die Menschen Ziffern: dann möchte sie gelten, die Politik des Addirens und Subtrahirens, die Herrschaft der

Mehrheit und die Menschenrechte wären kein Phantom. Aber leider — nicht Nummern, sondern Individuen wandeln über die Erde. Und der Staat selber ist kein Hause athmender Monaden, sondern ein Individuum. Als solches muß er organisch wachsen. Aus den Debatten der Glieder kann kein Herz werden; sondern das Herz schlug, indem die Glieder sich gestalteten; sie können nicht lebendig bleiben ohne den Blutlauf, wie der Blutlauf nicht rinnen kann ohne sie; Eins gehört eben zum Anderen; Bürger und Staat bilden eine Einheit seit uralter Zeit; diese Einheit ist historisch geworden; eine Verfassung umwerfen und auf dem Papier eine neue machen, das ist wie die Gartenarbeit eines Kindes, welches alle Tage sein Bäumchen aus der Erde zieht und wieder einsetzt, um die Wurzeln zu messen. — Das große Ganze aber braucht einheitliche Vertretung; wo soll der Unterthan die Seele des mächtigen Körpers, dessen Theilchen er ist, erfassen, wenn nicht in Gestalt eines Oberhauptes? Monarchische Gesinnung ist nöthig, damit man sich des Patriotismus bewußt werde. Und daß ja die Monarchie erblich sei! Denn der Staat hat seine Entwicklung; das Vaterland ist die Gemeinschaft Todter und Lebendiger; so pflanze sich auch das Königthum ohne Unterbrechung in derselben Familie fort!

Gegenüber der Allgemeinheit besitzt der Einzelne keinerlei Rechte. So wenig wie meine Hand gegen mein Ich plädiren kann. Und die Stände sind nicht privilegirter als die Personen; nur von Pflichten für den Staat kann ein Bürger reden, aber auch der Adel, die Geistlichkeit, die Commune soll nur Pflichten kennen, nicht Ansprüche. Faguet bemerkt sehr gut: „De Maistre ist zu sehr Patricier, um Aristokrat zu sein." Der Aristokrat will Immunitäten, der Sohn einer Beamtenfamilie fordert Arbeit.

Aber liegen nicht große Ungerechtigkeiten in der absolutistischen Staatstheorie? De Maistre gibt das durchaus zu, sucht jedoch diesen Thatbestand mit einem eigenartigen theologischen System zu beschönigen. Seit Adam's Fall muß es eben ungerecht zugehen in dieser schlimmen Welt; der Unschuldige muß leiden, und Opfer müssen bluten. Schrankenloser Despotismus herrscht allüberall. Denn das Diesseits gehört einmal dem Teufel.

Seltsam, wie Augustinische Gedanken in das politische System de Maistre's hineinschlagen und ihm letzte Form geben. Zum Theil auch bloß paradoxen Schmuck. Denn dieser scharfe, tiefe Denker liebt die Paradoxie. Welches Urtheil er von seinem weltfremden Standpunkte aus über die sturmbewegte Zeit fällte, wird Jedem klar sein; er war antiliberal, so sehr ein Mensch das zu sein vermag. Aber zugleich polemisirt er gegen die Adelsprivilegien, denn sie stören das organische Zusammenleben der Volkstheile; gegen die Emigranten, denn sie zerreißen ja Frankreich mit den Fremden im Bunde; gegen die Gewaltthätigkeiten des alten Regiments, denn der König ist nicht zum Genießen, sondern zum Dienen da; gegen jeden Individualismus, und darum konnten Communards auf den loyalsten aller Staatsphilosophen hinweisen. Jetzt ist das Räthsel seiner Persönlichkeit gelöst.

Ich verweilte absichtlich lange bei diesem ersten Essay des bedeutenden Buches. Ich wollte einen möglichst klaren Begriff von einer unter den sechs Charakterschilderungen geben. Sie alle sind nach gleicher Methode gearbeitet; es läßt aber Faguet noch folgende Persönlichkeiten vor uns aufleben und ihre Gedanken ausbreiten: De Bonald, den deductiven Absolutisten; Frau von Staël, die Philosophin des Fortschritts; Benjamin Constant, den Verfechter des Individualismus; Royer-Collard, den liberalen Legitimisten, Mitarbeiter an der „Charte" von 1814; endlich Guizot, den Politiker des „Juste milieu". Auf diesen letzten Aufsatz weise ich noch besonders hin; uns Deutschen möchte der Minister des Julikönigthums meistentheils so vor Augen stehen wie Treitschke ihn gezeichnet hat (Historisch-politische Aufsätze); die einzelnen Züge beider Bilder stimmen überein; aber Faguet führt den Pinsel augenscheinlich feiner; sein Porträt überzeugt mehr und gewinnt zugleich dem Original starke Sympathien. Ich denke schon, Guizot wird sie verdienen.

C. G. B.

Eine französische Jugendschrift.

G. Maspero, Lectures historiques, pour la classe de sixième. — Histoire ancienne; Egypte, Assyrie. — Paris, Librairie Hachette et Cie. 1890.

Das vorliegende Buch, von dem hervorragendsten französischen Aegyptologen und einem der besten Kenner des alten Orients, Gaston Maspero, verfaßt, macht keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit im strengen Sinne; es ist bestimmt, dem Schüler, der in seiner Classe die trockenen Geschichtsdaten und die nüchterne Aufeinanderfolge der Ereignisse gelernt hat, ein möglichst getreues Bild von dem wirklichen Leben im alten Orient zu liefern und zu zeigen, daß nicht Schlachten und Riesenbauten allein das Denken der ältesten Welt ausgefüllt haben. Das Buch ist der erste Band einer Sammlung, die auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministeriums verfaßt worden ist, und wendet sich an Schüler, die etwa unseren Untertertianern gleich stehen. Die folgenden Bände, die das private und öffentliche Leben der Griechen und Römer, Geschichtsbilder aus dem Mittelalter, der neuen und neuesten Zeit liefern sollen, und von denen meines Wissens erst zwei erschienen sind, werden den Schülern der Obertertia, der beiden Secunden und Primen als Privatlectüre dienen. — Maspero lehrt uns in seinen „Lectures historiques“ die beiden größten vorgriechischen Culturstaaten, Aegypten und Assyrien, kennen, und zwar führt er uns in diejenigen Epochen ein, über welche die moderne Wissenschaft verhältnißmäßig am besten unterrichtet ist: in die Zeit Ramses II. von Aegypten (vierzehntes Jahrhundert v. Chr.) und Assurbanipal's von Assyrien (siebentes Jahrhundert v. Chr.).

Mit einem kühnen Schritte betreten wir die alte Welt und sehen uns plötzlich mitten im Volksleben des hundertthorigen Theben. Wir durchwandern die ärmlichen Arbeiterquartiere mit ihren Lehmhütten, besuchen den Markt und kaufen Schmucksachen und Nahrungsmittel; wir beobachten den Handwerker bei seinem Geschäfte und treten, von allem Sehen ermattet, in ein „Bierhaus“ ein, das in einer abgelegenen Gasse liegt, um uns hier an „hiesigen und fremden Bieren“, sowie an einem Kruge Wein zu laben. Weiter geleitet uns dann Maspero durch das wirre Getriebe der Straßen in die Nähe des Königspalastes; er erzählt von dem Pharao, dem „Herrn beider Länder“, und dem officiellen und intimen Leben am Hofe Sr. Majestät. Während wir noch seinen Worten lauschen, fährt der König selbst in seinem Wagen an uns vorüber, um sich nach dem großen Ammonstempel zu begeben. Wir folgen ihm im Laufschritt nach und betrachten staunend das gewaltige Heiligthum mit seinen Pylonen, Säulenhallen, Höfen und Speichern. Darauf wohnen wir einer militärischen Aushebung bei und lassen Fußtruppen und Streitwagen, die in den Krieg nach Syrien ausrücken, an uns vorbei marschiren. Müde von dem unruhigen Stadtleben, ziehen wir uns aufs Land zurück: mit Behagen belauschen wir den Bauer auf dem Felde, den Fischer am Flusse, den Jäger in der Wüste. Dann stehen wir an dem Krankenlager eines Patriciers: weder die Künste des Arztes noch die Beschwörungsformeln des Magiers vermögen ihn dem Leben zu erhalten: er muß seine irdische Wohnung verlassen. Bald vernehmen wir das Geheul der Klageweiber und sehen das traurige Geschäft der Einbalsamirung und Einsargung, um alsdann dem Leichenzuge über den Nil zu folgen und auf dem Boden der westlichen Todtenstadt den Ceremonien des Begräbnisses beizuwohnen. Weg von diesen düsteren Bildern gehen wir auf Reisen und treffen den Pharao jetzt in Syrien wieder, wie er an der Spitze seiner Truppen im verschanzten Feldlager rastet, um anderen Tages zum Kampfe gegen den Feind aufzubrechen. Die Schlacht beginnt, die Aegypter siegen, und im Triumphe geleiten wir Ramses nach Aegypten zurück.

Aehnliche und doch wieder ganz verschiedene Bilder läßt unser getreuer Führer uns in der mesopotamischen Tiefebene am Euphrat und Tigris schauen. Auch hier

werfen wir interessante Blicke in Palast und Hütte, auch hier lernen wir Jagdabenteuer und Bestattungsfeierlichkeiten, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, Tempel und Bibliotheken kennen. Nichts Menschliches in dem altorientalischen Leben bleibt uns fremd.

Dies der ungefähre Inhalt des Maspero'schen Buches. Die Skizzen sind mit der größten Lebendigkeit und mit möglichst großer Treue gezeichnet. Der Verfasser hat mit seinem Pfunde, den uns überkommenen schriftlichen und bildlichen Nachrichten, mit einer Geschicklichkeit und dazu mit einer Ehrlichkeit gewuchert, die geradezu bewundernswerth ist. Daß da, wo feste Thatsachen fehlten, die Hypothese und bisweilen auch die Phantasie als Hülfe zur Vervollständigung des Bildes eintreten, wird Niemand, am wenigsten Derjenige, welcher die Schwierigkeit der Aufgabe kennt, dem trefflichen Schilderer verargen. — Fast zweihundert Illustrationen, die nach den ägyptischen und assyrischen Denkmälern von der Künstlerhand Faucher-Gudin's gezeichnet sind, thun das Ihre, um das geschriebene Wort noch mehr zu veranschaulichen. Und für Alles ein Preis von fünf Francs! Das im besten Sinne populäre Buch, dem wir in Deutschland leider nichts Aehnliches vergleichen können, ist unserer Jugend, die daraus überdies noch einen vorzüglichen französischen Stil erlernen kann, warm zu empfehlen; aber auch der Erwachsene wird es, glaube ich, mit großem Genusse lesen und daraus erfahren, daß die Cultur des alten Orients nicht bloß auf der Erbauung von Pyramiden und Sphinxen beruht, sondern daß Vieles, auf das wir Modernen stolz und auch nicht stolz sind, schon am Nil und Tigris in gleicher Weise bestanden hat.

G. Steindorff.

γ. **Die kommunistische Gesellschaft.** Lehren und Ziele der Socialdemokratie. Von Dr. jur. Otto Hammann. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Die bürgerlichen Parteien, welche die Ueberwindung der Socialdemokratie zu einer ihrer Hauptaufgaben zählen, haben die socialistische Gedankenwelt noch viel zu wenig erforscht und erkannt. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß auch ihr Kampf erfolglos sein muß, weil er sich nicht auf die Punkte richtet, auf welche es ankommt. Beispielsweise war, als der Hallenser Parteitag vom October 1890 das eherne Lohngesetz Lassalle's aus dem Parteiprogramm strich, so ziemlich die ganze bürgerliche Presse voll Freude darüber, daß in dieser Thatsache sich ein Sieg der gemäßigten Richtung ausspräge! Man schien keine Ahnung davon zu haben, daß umgekehrt gerade der revolutionäre Charakter der Partei daraus hervorging: denn statt Lassalle wurde Marx zum alleinigen Apostel der Partei proclamirt und sein Satz vom Mehrwerth der Arbeit, den der Kapitalist als Zins für sein Kapital einstreicht, ist agitatorisch womöglich noch besser zu gebrauchen als die Lehre vom ehernen Lohngesetz. Man wird es angesichts solcher Dinge dem Verfasser obiger Flugschrift nur danken können, daß er in gedrängter und fast durchaus faßlicher Weise eine Einführung in die Grundgedanken von Marx' „Kapital" gibt und dann die Folgen beleuchtet, welche aus einer Durchführung des communistischen Ideals sich ergeben würden. Was er in dieser Hinsicht beibringt, ist nicht immer neu, aber stets treffend, und geradezu köstlich sind die Kapitelüberschriften, die er aus Goethe, Shakespeare und Byron entlehnt. So überschreibt er den Abschnitt „Regelung der Production" mit den Worten aus Shakespeare's Heinrich VI.: „Sieben Sechserbrode sollen hinfür in England für einen Groschen zu haben sein; die dreireifige Kanne soll zehn Reifen halten, und ich will es für ein Criminalverbrechen erklären, wenn einer Dünnbier trinkt." Für eine neue Auflage, welche gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, empfehlen wir dem Verfasser eine Durchsicht der Schrift in dem Sinne, daß einzelne dunkle Stellen klar gefaßt werden. S. 10 ist der Satz nicht sofort ganz verständlich: „Was die Maschinen an menschlicher Arbeitskraft sparen, wird nicht aufgewogen durch die Arbeit, welche die Erzeugung der Maschinen erfordert"; S. 11 muß es heißen „dem Grade nach" und die Worte „zu Gunsten des Kapitals" werden vom Leser geradezu verkehrt aufgefaßt werden. Je trefflicher die Schrift ist, desto tadelloser und folglich wirksamer wünschen wir sie zu sehen.

εγ. **Die Socialreform und das Theater.** Auch eine „sociale Frage". Von Dr. Georg Adler, Professor an der Universität in Freiburg. Berlin, Walther & Apolant. 1891.

Der Verfasser dieser Flugschrift geht davon aus, daß die sociale Frage nicht bloß — wie Lassalle gesagt hat — eine Magenfrage sei, sondern daß es auch gelte, die geistigen Bedürfnisse des Proletariats zu befriedigen und seine Vergnügungen in bessere, idealere Bahnen zu leiten. Zu diesem Zweck kann das Theater gebraucht werden, das nach den als Motto verwandten Worten Windberg's eine biblia pauperum ist, und Adler schlägt vor, einstweilen etwa alle Woche einmal auf den Bühnen, die Unterstützung beziehen, ein dem Volke verständliches Stück bei sehr niedrigen Eintrittspreisen aufführen zu lassen. Die Erfahrungen, welche man in England gemacht hat — braucht man soweit zu gehen? — beweisen, daß der Arbeiter Sinn für den Kunstgenuß hat, und es gilt, nachdem das Bürgerthum durch seine Gleichgültigkeit die politische Fühlung mit dem Arbeiterstand verloren hat, wenigstens auf künstlerischem Gebiete diese Fühlung nicht auch einzubüßen, wodurch die Kluft zwischen den beiden Volksklassen vollendet würde. Damit dies verhütet werde, muß eine systematische Thätigkeit durch Gründung von möglichst vielen „Vereinen zur Hebung des Kunstsinns im Volke" entfaltet werden: diese Vereine können dann, wo es brauchbare Arbeiterbildungsvereine gibt, sich diesen angliedern. Nicht bloß die erwachsenen Arbeiter wünscht Adler berücksichtigt zu sehen, sondern auch die Arbeiterjugend, was der Zeitströmung entspricht und auch sonst sehr viel für sich hat; wo der Kunstsinn in der jugendlichen Seele geweckt wird, muß die ganze geistige Entwickelung erfreulicher verlaufen. Adler hat für seine Ausführungen schon den Vorwurf des „Hyperdualismus" hören müssen; aber nach unserer Kenntniß der Sache hat er einen wunden Punkt getroffen.

λμ. **Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule.** Von Chr. Ufer. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Da das jetzt lebende Geschlecht sich der Erkenntniß nicht verschließen kann, daß es in körperlicher Beziehung unter dem Zeichen der reizbaren Schwäche steht, so finden alle gemeinverständlich abgefaßten Schriften über Nervenleiden und ihre Behandlung eine Menge Leser — hoffentlich auch manche, die durch die Lektüre zur praktischen Bethätigung angeregt werden. Auf eine derartige weit verbreitete Schrift des bekannten Irrenarztes Dr. Pelman von Grafenberg: „Nervosität und Erziehung", welche 1888 schon in fünfter Auflage erschienen war, bildet das vorliegende Werkchen von Chr. Ufer, einem Mädchenschul-Pädagogen in Altenburg, eine dankenswerthe und in der That höchst nothwendige Erwiderung. Zumeist wohl verleitet von einem französischen Amtsgenossen, Rochard, hat Dr. Pelman, der in ausgedehnter Weise dessen Aufsatz in der „Revue des deux Mondes" (L'éducation hygiénique et le surmenage intellectuel) benutzt hat, sich nicht genug vor Uebertreibungen und unerfüllbaren Forderungen gehütet, auch sehr häufig ohne Weiteres die Eigenthümlichkeiten des socialen Lebens und der Erziehung in Frankreich als in Deutschland ebenso vorhanden vorausgesetzt. Das mit großer Sachkenntniß, Erfahrung und Belesenheit abgefaßte Schriftchen Chr. Ufer's berichtigt diese Ausschreitungen, soweit die von Pelman besonders schwer verklagte Mädchenerziehung

in Frage kommt, und macht Verbesserungsvorschläge namentlich in Bezug auf den Unterricht, welche einer ernsthaften Erwägung würdig sind. Alle Eltern heranwachsender Töchter und Alle, die sonst bei der Mädchenerziehung betheiligt sind, sollten das Werkchen studiren. Denn wenn die Zukunft unseres Volkes daran hängt, daß wir der immer mehr um sich greifenden Nervosität wieder Herr werden, so ist dabei vor Allem zu bedenken, welche starke Rolle bei Nervenleiden jeder Art die erbliche Belastung spielt, und der Erfahrungssatz, daß sich von der Mutter viel häufiger die reizbare Schwäche auf die Nachkommen vererbt, als vom Vater.

ρσ. **Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg.** Herausgegeben von R. Ehwald. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1891.

Nicht ganz unberechtigter Localpatriotismus war bei Herstellung dieses hübsch ausgestatteten Büchleins mit im Spiele. Der in Gotha geborene und als namhafter Archäolog 1856 in Rom verstorbene Emil Braun widmete sich als Göttinger Student am Ausgang der zwanziger Jahre auch altdeutschen Studien. Er kam durch Benecke in Berührung mit den damals in diesem Fache maßgebenden Persönlichkeiten, die den jungen Mann freundlich gewähren ließen. Das von Ehwald gelieferte und mit Erläuterungen versehene urkundliche Material wird für den künftigen Biographen Braun's — vielleicht ist es (S. 150) Ehwald selbst? — von Bedeutung. Die Briefe der Brüder Grimm und des Freiherrn von Laßberg (aus den Jahren 1829 bis 1832) sichern, für sich allein genommen, auch von Seiten des Publicums dem Büchlein einiges Interesse.

ρσ. **Theodor Körner.** Zum 23. September 1891. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Der hundertjährige Geburtstag Theodor Körner's ist wie ein nationales Fest begangen worden. Das ganze Volk hat sich im Geiste um das Wöbbeliner Grab seines Heldensängers versammelt. Auch manch äußeres Zeichen der Erinnerung ist dem Gefeierten an seinem Ehrentage gewidmet worden, keines aber, das der liebevollen Gabe Rudolf Brockhaus' an die Seite gesetzt werden könnte. In einer Ausstattung, die mit Recht sich vom Gewöhnlichen entfernt, tritt eine große Zahl von Briefen und andren wichtigen Schriftstücken aus dem still gehegten Schatze des glücklichen Sammlers in die Oeffentlichkeit hinaus, um von Theodor Körner und den Seinigen neue Kunde zu bringen.

Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werden wir zurückgeführt, wo Gottfried Körner mit seiner Gemahlin Minna und Schwägerin Dora, Schiller nach Jena zurückgeleitend, auch in Weimar weilte. Zum „Andenken einiger angenehmer Stunden" schrieb Herder (18. August 1789) in Minna's Stammbuch leichtflüssige Distichen, die die junge Frau als der Musen und Grazien Freundin besingen. Der ausgedehnte Freundeskreis der Familie zieht dann an unserem Auge vorüber, bis sich in den neunziger Jahren alles Interesse um den kleinen Carl Theodor sammelt. Mit seinen achtjährigen Kinderhändchen schreibt sich „Carl Körner" unter ein flottes, in gut Dresdner Deutsch gehaltenes Briefchen an Fritz Henoch als sein „ewigerfreund". Zu der Eltern lustiger Weihnachtsüberraschung wird der ungelahrte Sohn, erst zehn Jahr alt, vom Leipziger Rector Christian Friedrich Ludwig mit der gelehrten Würde eines akademischen Bürgers bekleidet. Ein in Briefform angefertigter Schulaufsatz über das Thema „Jede gute That verliert, wenn ihr Thäter ihr eigener Lobredner wird" (1804) läßt leichte Behandlung der Sprache nicht erkennen, dafür aber um so kräftiger einen zopfigen Drill auf beliebte, dem Alterthum entlehnte Musterbeispiele. Als Theodor, vier Jahre später, nach Freiburg scheidet, steht sein Dichterberuf dem väterlichen Freunde Ernst von Pfuel fest: „Wär' mir der Lieder süße Macht Wie Dir mein junger Freund verliehen, Nie wollt' ich mehr im dunklen Schacht Nach schlechten Erzen mich bemühen. Mit meiner Leier führ' ich ein, Und säng' ein so beweglich Lied, Daß Alles in Allarm gerieth." In Freiburg mißfällt dem jungen Körner das lästige Visitenmachen, das ihn in die seidenen Strümpfe fesselt und ihm mit eherner Hand den Quetschhut auf die Stirne setzt: „Opfert' ich (gesteht er) nicht alle Abend meinen Hausgöttern, Schillern und Goethen, ich müßte mich zu Tode ennuyiren." Auch Ossian und das Volkslied gewinnen, wie es im Zuge der Zeit lag, Einfluß auf seine Art zu denken und zu schreiben. Die liebe Mutter aber sorgt dafür, daß ihrem Bergstudenten der Mundvorrath nicht ausgehe, und hofft, daß ihn die obligate Zugabe einer Flasche Wein für ihre nicht ganz ernst gemeinten Ermahnungen zur Sparsamkeit empfänglich stimmen wird.

Ueber Theodor's kurzen Aufenthalt in Leipzig und Berlin, zu welch' letzterem kürzlich Ernst Friedel (Zur Geschichte der Nicolai'schen Buchhandlung, Berlin 1891, S. 37 fg.) nach den Acten der Universität neue Mittheilungen gemacht hat, gleiten wir hinweg nach Wien, wo ihm das Glück der Muse und der Liebe erblüht. Die strömende Unmittelbarkeit des herrlichen Briefes, worin der Sohn dem Vater, dem Freunde eröffnet: „ich liebe, liebe einen Engel!" dringt hier, aus originalgleicher Nachbildung, um so freier hervor. Zuerst war ihm Toni Adamberger, nach ihren im Anhang mitgetheilten Lebenserinnerungen, in der Probe zum „grünen Domino" entgegengetreten, in einer Situation, die ihr Anlaß bot, zu versichern, „daß sie als Mensch nie, unter keiner Bedingung das Wort brechen werde, das sie einem Menschen gegeben — unter keiner Bedingung." Dieser Augenblick war entscheidend für sein Leben. Die Eltern kamen nach Wien und segneten die neugewonnene Tochter. Aber das Vaterland rief den Sänger zum Kampf hinaus. Wie er seinen Entschluß dem treuen Vater mittheilt, da antwortet dieser (März 1813): „Du hast Dich in mir nicht geirrt," und „Alles, besonders die Mutter" grüßt herzlich wie zum Zeichen stillen Einverständnisses. Maßnahmen werden getroffen, damit dem Sohne für den Fall einer Verwundung oder Krankheit Mittel zur Verfügung

seien. Wie der Vater die Braut des Sohnes tröstet, die ihren Schmerz in dem einzig erhaltenen (und von Brockhaus gleichfalls nachgebildeten) Briefe der edlen Mutter anvertraut hat, so ruft er einem Wiener Freunde seiner Kinder zu: „Muth, lieber Freund, ich habe die besten Hoffnungen.“ Die flüchtigen Züge des letzten Briefes Theodor's an Parthey, die nicht schnell genug ihren Dienst scheinen leisten zu können, lassen uns deutlich empfinden, wie alles Sinnen des feurigen Kriegers auf den bevorstehenden Kampf gerichtet ist. „Als er zu Tode getroffen (erzählt seine Toni), hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche.“ Die Briefe, vielleicht mit einer Ausnahme, haben sich nicht erhalten. Auch von ihrer Correspondenz mit den Eltern ist wenig übrig geblieben. Was sich bisher nur annehmen ließ, wird jetzt bestätigt, daß Körners bis in die späteste Zeit mit Toni in Verbindung geblieben sind. Sie zeigte ihnen die 1817 erfolgte Vermählung mit dem Ritter von Arneth an, und Gottfried Körner antwortete mit aufrichtiger Theilnehmung. Und 1834 erwiderte Minna Körner auf Toni's Trostworte: „Wohl, meine Theure, ist eine Kluft von beynahe neunzehn Jahren zwischen uns, doch hat sie nicht die Erinnerung verschlungen.“ Der Gedanke an Theodor beherrscht auch Minna's Brief vom 16. Mai 1838, als sie nur noch allein von Allen dastand: „Theodor ist eine Weltgeschichtliche Person geworden und wird durch alle Zeiten leben.“ Ueber den Verbleib von Toni's Briefen von und an Körners gibt die Mutter folgende Auskunft: „Ich kann mich nicht erinnern, von Körner je gehört zu haben, daß er Briefe von Ihnen, meine Theure, die Theodor an Sie [also während des Krieges] geschrieben, erhalten hätte; ich habe sie auch nicht unter seinen Papieren gefunden. Die jetzige Wuth, Briefwechsel ins Publikum zu bringen, ist mir so empörend, daß mein Gesetz wurde, alle Papiere, was Briefe waren, in Körner's Nachlaß zu verbrennen .... So fieng ich mit meinem Briefwechsel mit Körner am ersten dran — dan folgeten Ihre Briefe an Theodor und mich und alle andre — ich glaube es allen schuldig zu seyn. So kann ich Ihnen nichts zurückschicken, also haben Sie keine Sorge.“

„Die alte Frau fühlt sich ermüdet! Ich sage Ihnen ein herzliches Lebewohl für's Leben. Gott seegne Sie mit seinem reichsten Seegen, Sie mit dem treuen Gatten und Kinder! Gott seegne Sie.“ So schließt die Greisin ihren letzten Brief an Toni. Die Stunde schlug, die auch sie hinüberführte zu den Ihrigen. Das deutsche Volk aber vergißt die treuen Todten nicht.

9. **Annalen meines Lebens.** Von Karl von Hase. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1891.

Mit noch größerem Interesse als den ersten Band der biographischen Mittheilungen aus Hase's Leben wird die Schar seiner Verehrer diese Fortsetzung der Selbstbiographie, die die Zeit seines Einzuges in Jena bis zu seinem Tode, 1830—1889, neunundfünfzig Jahre einer reichgesegneten Wirksamkeit, umfaßt. Je älter der geistvolle Gelehrte wird, um so milder, um so einfacher wird er auch, und doch bleibt bis zu seinem letzten Lebensjahre seinem Stil der Stempel der Originalität, seinem Worte der Perlglanz des reichen Gemüths. Es liegt ein gutes Stück protestantischer Kirchengeschichte Deutschlands in diesen „Annalen“, und man wird mit höchster Theilnahme und nicht selten mit großem Ergötzen die kleinen Porträts bewundern, die Hase in seiner feinen Miniaturkunst von Collegen, Freunden und Gegnern gezeichnet hat. Seine Kämpfe mit Röhr, mit Hengstenberg nehmen auch heute noch unser volles Interesse in Anspruch. Dazwischen sind Bruchstücke aus Reisetagebüchern eingeschaltet, voll jener Lebendigkeit in der Auffassung fremder Gegenden und Zustände, die schon die früheren Reisebriefe so anziehend machte. Bei dem reichen Verkehr, in dem Hase mit den ersten Männern aller Orten stand, wird man auch eine Menge bedeutender Begegnungen und Gespräche verzeichnet finden. Aus den Erlebnissen mit Größen, die mit ihren Anfängen noch dem vorigen Jahrhundert angehören, mit Goethe und Schelling, kommen wir zu Antonelli und de Rossi; dann treten Gelzer und Bluntschli auf, schließlich Bismarck und Keudell. In den Krieg im Jahre 1870 entsendet er drei Söhne, einen Kürassier, einen Feldprediger, einen Arzt, und alle drei kommen geschmückt mit dem eisernen Kreuze wieder, und er scherzt über „die drei gekreuzigten Brüder“; seinen Briefen aber an die Söhne im Felde sieht man wohl an, wie tief ihn die Sorge bewegte in einer Zeit, in der er an den Gefahren jedes Kriegsschauplatzes mit einem theuern Haupte betheiligt war. Mit den Jahren werden die Aufzeichnungen kürzer, aber es bleibt ihnen die epigrammatische Fassung; der Entschluß, an dem Leben und den Menschen die guten Seiten zu sehen, niemals Mißmuth und Verstimmung festzuhalten und die rührende Dankbarkeit für jede Freundlichkeit, die die Leute dem berühmten Greise reichlich und überall darbringen. Man wird das Buch nicht aus der Hand legen ohne das Gefühl, daß Hase nicht nur ein geistvoller, sondern daß er auch ein selten gütiger, menschenfreundlicher und hülfsbereiter Gelehrter gewesen ist, der von den Eigenschaften, die den weisen Mann ausmachen, namentlich eine in hohem Maße besaß, den tiefen, sinnenden Antheil an dem Wohle seiner Mitmenschen und die seltene Gabe, in der Welt das Gute zu sehen und sich dessen zu erfreuen.

λ. **Unter fünf Königen und drei Kaisern.** Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober, geb. Gumpert. Zweite Auflage. Glogau, Karl Flemming. 1891.

Die bekannte Jugendschriftstellerin Thekla von Gumpert, welche auf ein langes, erfolgreiches Leben zurücksieht, hat in dem vorliegenden Buche ihre Erinnerungen gesammelt, die vorwiegend persönlicher Natur sind, uns aber durch die Bescheidenheit des Vortrages und die Anmuth der Erzählung fesseln. Eine aufrichtige Verehrung für die verschiedenen Mit-

glieder des preußischen Königshauses, zu denen die Verfasserin in Beziehungen getreten, spricht aus jeder Zeile, die sie ihnen gewidmet; es sind keine politischen oder gar pikanten Enthüllungen, die wir erhalten, sondern nur liebenswürdige Mittheilungen über Begebenheiten, welche das Gesammtbild in erwünschter Weise vervollständigen. Größeren biographischen und im gewissen Sinne auch geschichtlichen Werth haben die Aufzeichnungen über das Radziwill'sche Haus, in dem Thekla von Gumpert schon als Kind und später als Erwachsene in Posen sehr häufig freundschaftlich verkehrte, und besonders über Prinzeß Elisa Radziwill, zu der bekanntlich der verstorbene Kaiser Wilhelm eine tiefe Neigung gehegt, über welche Episode aus dem Leben des greisen Herrschers die „Deutsche Rundschau" zuerst authentisches Material veröffentlichen konnte. Diese Gumpert'schen Erinnerungen verstärken nur noch das sympathische Bild der Prinzeß Elisa, um die sich bereits ein ganzer Sagenkreis gewoben, und von der uns neben einem von ihr entworfenen Weihnachtsbilde ein interessantes Selbstporträt mitgetheilt wird. Das Gumpert'sche Buch wird seine Freunde unter denen finden, die Gefallen an sinniger Lectüre haben.

ηϱ. **Der Novize von Kremsmünster.** Erzählung in Versen von Hans Falke. Wien. Carl Gerold's Sohn. 1891.

Seitab der großen Heer- und Touristenstraße im waldumrauschten Thale der Krems, einem Seitenflüßchen der Donau, in jenem landschaftlich herrlichen Ober-Oesterreich, dessen Perle das „Salzkammergut" bildet, erhebt sich das uralte Benedictinerstift Kremsmünster. Der Bojarenherzog Thassilo II. stiftete diese Abtei auf damals noch slavischem Besitz im Jahre 777 zum Andenken an einen lieben Sohn, der den Tod als Waidmann gefunden. Kaum ein anderes der allmälig zu fürstlicher Machtentfaltung emporgewachsenen klösterlichen Schlösser, wie man diese „Stifte" an der Donau nennen möchte, hat sich im Laufe der Jahrhunderte so unentwegt als Hochburg der wissenschaftlichen Forschung erwiesen, in keinem anderen wurde des Lehramtes so frei von jeglicher Engherzigkeit gewaltet, wie in dem stillen Kremsmünster, dessen Sternwarte noch bis in die neueste Zeit zu den bedeutendsten ihrer Art zählte. Die besten Namen des josefinischen und des vormärzlichen Oesterreich erscheinen auf der Liste der Klosterschüler, aus deren Reihen so mancher Vorkämpfer für die Wiedergeburt des alten Kaiserhauses hervorging. Dankbar und liebevoll gedenkt auch die jüngere Generation der Lehrzeit, die ihr trotz der Klostermauern heiter und sorglos verfloß. Als ein solches Gedenkblatt darf man die Dichtung begrüßen, mit der sich ein junges Talent, unbeschadet des richterlichen Berufes, dem der Verfasser sonst obliegt, vortheilhaft einführt. In anmuthigen Versen wird ein Roman erzählt von den Herzenskämpfen und Conflicten, die selbst in der Mönchszelle und „in des Tannwalds heiliger Stille" nicht aufhören, das Leben und die Liebe zu erzeugen. Das an und für sich nicht neue Thema vom Klosterbruder, der für ein sittiges Mägdlein entbrennt, ist in einer Weise behandelt, die uns sogleich für den Dichter und sein Gedicht einnimmt; und selbst, wo manche Stellen härter klingen, mag eine gewisse Absicht dem sonst durchaus herrschenden Wohllaut diesen herberen Ton beigemischt haben. Auch das würde für die Begabung und das feine Gefühl des Verfassers sprechen, dessen Erstlingswerk schöne Hoffnungen erweckt.

χσλ. **Filigran.** Novellen in Versen von Frida Schanz. Leipzig, Velhagen und Klasing.

Die Novelle in Versen scheint neuerdings wieder in Aufnahme zu kommen, was wir als erfreuliche Erscheinung gern begrüßen. Die vorliegende Sammlung enthält ungefähr ein halb Dutzend Piecen, von denen uns die „Vase" weitaus am besten gefallen hat. Dicht daneben stehen: „Die Erdbeeren" und „Lacertola", zwei allerliebste, eigenartige Geschichten. „Der Schloßgeist", „Die Geige", „ein Christgeschenk" gewinnen durch zahlreiche, hübsche poetische Einzelheiten. Den Schluß des Buches bildet: „Capri", eine weniger durch novellistischen Gehalt, als durch farbenreiche Schilderungen hervorragende, in Tagebuchform sich bewegende Dichtung. Der anmuthige, oft dramatisch belebte Fluß der Verse, der musikalische Wohlklang der Sprache sind einige der Hauptvorzüge des Buches. Am schönsten entfaltet sich das Talent der Dichterin, wenn es sich darum handelt, einem Vorgang aus dem Alltagsleben eine symbolische Bedeutung zu geben und ihn mit lyrischen Stimmungsarabesken auszuschmücken.

αβγ. **Die Mittagsgöttin.** Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. Von Wilhelm Bölsche. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

„Es ist mir eine Freude gewesen, in der Praxis des Schaffens der neuen wie der alten Schlagwörter vergessen zu dürfen," schreibt der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede, und uns macht es Freude, einen bedeutenden Roman vors Auge zu bekommen, der nach keiner „Schule" riecht. Mit starker Phantasie ist ein buntes Stück Leben und Welt beschaut, und das bleibt doch wohl die Hauptsache, so lange es noch Kunst und Dichtung gibt auf diesem vielscheckigen Ball; wir grüßen Bölsche als einen echten Poeten. Den Inhalt seines Werkes deuten wir bloß an. Ein weltstadtmüder, wissenschaftsmüder Schriftsteller wird durch Fauststimmungen, Durst nach Jenseitigem und seltsame Zufälle nach dem Spiritismus hingetrieben. Er geräth in die Netze eines Mediums, einer Fee. Sie erscheint wunderbar und doppellebig, diese Lilly, bis man sie als teuflische Komödiantin entlarvt, und ihr Lügenspiel mit großem Unheil für ihre kleine Gemeinde endet; Blut fließt und Herzen brechen. Wilhelm aber, der Geistersuchende, rettet sich und ein liebes Mädchenherz, wenn auch mit Noth, aus dem allgemeinen Schiffbruch. — Schon das Problem ist interessant genug: sollte der spiritistische Humbug wirklich noch seine Mission und sein Feld haben? Gerade einen wissenschaftlichen Menschen muß er umklammern, und wir werden sehen, was aus dem

Conflicte wird. Bölsche hat es gut ausgedacht und wacker zu Ende geführt, dies seltsame psychologische Experiment. Denn er versteht sich auf die Psychologie. Unter den Gläubigen ist besonders ein toller Maler meisterhaft gezeichnet, und Lilly, die gespenstische Dirne, erscheint geradezu als visionär gesundene Figur. Minder sicher macht sich das Konterfei Wilhelm's, des „Helden“. Seine entscheidende Abschwenkung zu den Mystikern ist doch nicht genügend motivirt: ein anständiger und ritterlicher Mann — und als solcher tritt er von Anfang bis zu Ende auf — verläßt nicht ohne Abschied seine Braut, eben da ein plötzlicher, schrecklicher Todesfall ihr Leben ruinirte — nur um blind und sinnlos seinem Hirngespinste nachzujagen. Dieser Wilhelm hätte zweifellos ein paar Tage mit seiner Abreise ins Land des Spuks gewartet: aber freilich, dann war der Fortgang der Handlung in Gefahr. Bleibt nun an der Charakteristik der Personen noch hie und da etwas auszusetzen, so muß die Landschaftsmalerei geradezu unübertrefflich genannt werden. Dieser Gegensatz: das funklige, tosende Berlin und das unsagbar tiefe Grün des Spreewaldes mit seinem weltabgeschiedenen Zauberschloß! Nirgends kalte Conturen-Manier: die Kunst, jeden Gegenstand durch das Mittel der jeweiligen Gemüthslage anzuschauen und auf diese Weise den Umrissen Bewegung und den Farben lebendige Wärme zu geben, haben wir nur bei sehr wenigen modernen Autoren so gefunden, wie bei Bölsche.

99. **Friedli der Kolderi.** Von Carl Spitteler. Zürich, A. Müller. 1891.

Friedli der Kolderi ist eine novellistische Studie und schildert einen Tag aus dem Leben eines Bergknechtes mit so vollendeter Natürlichkeit, daß man sie als meisterhaft bezeichnen kann und kaum etwas finden wird, was — in Ansehung der realistischen Darstellung — über sie hinausgeht. Offenbar wollte Spitteler, der sich früher ungebunden und glücklich auf dem Felde einer reichen und glänzenden Phantastik im besten Sinne bewegt hatte, den Beweis erbringen, daß ein echter und rechter Dichter (und zu diesen gehört er) nach Art der Modernsten naturwahr zu sein vermag, wie irgend Einer. Freilich spielen auch hier die Lichter einer sinnenden und träumenden Erfindung noch bedeutend genug herein, und sie gerade sind es, welche die Studie über die Menge ihresgleichen erheben. Ganz mit den alten Künsten und Kräften aber wirkt der Verfasser in den beiden Märchen des Büchleins, das seinen Titel nach neuerer französischer Manier dem Hauptstück entnimmt. Sie gehören zu den liebenswürdigsten und trefflichsten Kunstmärchen — Kunstmärchen auch in dem engeren Sinne, als das eine die Berufung und das Werden eines Malers, das andere die inneren und äußeren Schicksale eines bedeutenden, aber verkannten Poeten schildert. Auf die vier Feuilletons, die das kleine Werk ebenfalls enthält, wollen wir hier nicht eingehen, wiewohl sie Geist, Gefühl und Gestaltungsvermögen bekunden; aber wir möchten den Autor in Betracht seiner Gaben ermahnen, jenes Idyll in gebundener Weise einmal zu vollenden, aus dem er vor Jahren so schöne Bruchstücke in einer Zeitschrift veröffentlichte. Gottfried Keller, als er sie gelesen, belobte sie höchlich und prophezeite dem Ganzen einen ansehnlichen Platz in der deutschen Literatur.

100. **Neue Berliner Märchen** von Gustav Heinrich Schneideck. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Wir sind froh, nach den öden, düsteren Berliner Romanen und Novellen einmal einem Buche zu begegnen, welches das Berliner Leben, den Charakter der norddeutschen Kaiserstadt im hellen schimmernden Gewande des fröhlichen, sorglosen Märchens zu künstlerischem Ausdruck bringt. Freilich, nicht alle Märchen haben den Berliner Lokal-Typus, und in vielen wird die Beziehung zu Berlin nur oberflächlich hergestellt, und darum müssen wir manche derselben, wie z. B. „Die Thräne“, „Der letzte Schmetterling“, „Die christliche Liebe“ als nicht ins Buch gehörig betrachten. Andere Stücke wiederum, ich nenne nur das Märchen von der „Prinzessin, welche das Hungern lernen wollte“, und von „Balte, der den Frühling suchen ging“, entsprechen ebenfalls nicht dem Buchtitel, und doch möchten wir sie schwer missen, da sie symbolisch sehr hübsch gerathen sind und mancherlei poetische Schönheiten besitzen. Echt Berlinisch geben sich dafür die vortrefflichen Stücke: „Kaiser Wilhelm's Tod“ und „Des großen Kurfürsten Umritt in der Neujahrsnacht.“ Als die Perlen der Sammlung müssen wir die beiden Märchen: „Bei Haase“ und „Der Architekt Heidebrink“ bezeichnen. Das erste behandelt ein fantastisch-drolliges, historisch-wundersames Abenteuer in einer Berliner Weißbier-Kneipe. Das andere erhebt sich zu ernster, künstlerischer Bedeutung und wird dem Verfasser zahlreiche Freunde seines Talentes zuführen. Der Dämon der Genuß- und Ruhmsucht, der betrügerischen Speculation wird hier in echt poetischer Weise verkörpert. Die zahlreichen ironischen Anspielungen auf Berliner Zustände, die äußerst anschaulichen Schilderungen, die warme poetische Stimmung — das alles verleiht dem Märchen vom „Architekten Heidebrink“, den zum Schluß der Teufel holt, einen eigenen Reiz. Die „Neuen Berliner Märchen“ sind vom Verleger mit großer Sorgfalt ausgestattet worden und eignen sich vorzüglich zu Geschenkzwecken für erwachsene Leser.

101. **Die Hochzeitsreise** von Cornelius Gurlitt. Illustrirt von Paul Hey. München, Franz Hanfstaengl.

Ein Büchlein, das sich vorzüglich zu festlichen Geschenken an Bräute und junge Frauen eignet. Zeichner und Dichter gehen hier Hand in Hand, um, nicht ohne leise, satirische Reflexe, diesen ersten Abschnitt im Leben der Neuvermählten zu schildern. Ihre kleinen Abenteuer auf der Reise, die dem Fernstehenden ein Lächeln abnöthigen, die vorüberhuschenden Aprilschauer der Verstimmung: dies alles hat Cornelius Gurlitt in die Begebnisse weniger Stunden — es handelt sich hier eigentlich nur um den Beginn der Reise — zusammengefaßt und mit so discreter, glücklicher Laune dargestellt, daß der Leser mit behaglichem Ge-

nusse sich der Lectüre der mit hübschen Zeichnungen geschmückten Novellette hingeben kann.

χσλ. **Zur See.** Herausgeg. von von Henk, Viceadmiral a. D., und Niethe, Marinemaler; unter Mitwirkung von Contreadmiral a. D. Werner, Hauptmann von Wedell und mehreren deutschen Seeoffizieren. Illustrirt von Anton von Werner, Marinemaler Niethe, Lindner, Barth, Plaß, Krickel u. A. Mit über 400 Originalillustrationen in Holzschnitt, Kupfer- und Lichtdruck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Mit der wachsenden Bedeutung unserer jungen Kriegsmarine ist auch das Interesse des deutschen Publicums an dem Seewesen nach seinen mannigfachen Richtungen hin gestiegen. Aber so viele sich auch die Frage vorlegen, wie ein Schiff gebaut, wie es ausgerüstet wird, wie es auf einem Kriegsschiffe zugeht, über welche Vorrichtungen es verfügt, um die zahllosen drohenden Gefahren zu bestehen, ebenso wenige wird es geben, welche auf diese Fragen Bescheid wissen. Das vorliegende Werk will nun „für eine recht weitgehende Verbreitung maritimer Interessen, wie für eine Verallgemeinerung der Kenntniß seemännischen Lebens in den weitesten Kreisen unseres Volkes Sorge tragen." Die bewährten Herausgeber und Mitarbeiter, die Schar tüchtiger Künstler, die den Text mit einer Fülle von oft herrlichen Bildern versehen haben, verdienen alle Anerkennung, nicht minder die Verlagshandlung, die dem Unternehmen die würdigste Ausstattung zu Theil werden ließ. Wir werden zuerst mit der Geschichte der Schiffe und der Seewaffen im Alterthum, im Mittelalter und in der Neuzeit bekannt gemacht; nach einem sehr instructiven Capitel über die Schiffsartillerie geleiten uns die Autoren in die Stätten, wo die Schiffe gebaut werden. Die Dampfschiffmaschine und die Raumberechnung (das Aichen) der Schiffe bilden das Thema der nächsten Capitel. Ein ausnehmendes Interesse beanspruchen die Schilderungen über das Ausrüsten (Ausrheden) der Schiffe, wobei die Autoren, ohne in störende Details zu verfallen, uns im Wesentlichen über Boote, Anker, den Schiffscompaß, das Log und das Fernrohr, das Sprachrohr und die Seeuhr, über Flaggen und Signale und die sonstigen Gegenstände der Ausrüstung eines Schiffes Aufklärung geben. Und was das große Publicum in nicht geringerem Grade fesselt, das friedliche Handelsschiff, sein Wesen und seine Bedeutung, findet dasselbe liebevolle, sachkundige Eingehen von Seiten der militärischen Autoren. Im Verlaufe der nächsten Abtheilungen „Rhede und Hafen", „Sicherheitsdienst", „Das Seerettungswesen" erhält sich unsere Theilnahme auf gleicher Höhe, und unsere Kenntnisse werden ansehnlich erweitert. Den Schluß der vorliegenden Hefte bilden prächtige, von frischem, gesundem Humor erfüllte und in anschaulichstem Tone gehaltene Genrebilder aus dem „Seemannsleben an Bord und Land". Haben wir früher nur das Schiff kennen gelernt, so treten wir jetzt den Menschen näher, die dasselbe bewohnen und den größten Theil ihres Lebens auf ihm verbringen. Ihre Sitten und Gebräuche, ihre Freuden und Leiden ziehen an unseren Augen vorüber, und mit Spannung sehen wir der Fortsetzung dieses so belehrenden wie unterhaltenden Werkes entgegen.

λ. **Auf Schneeschuhen durch Grönland.** Von Dr. Fridtjof Nansen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 140 Abbildungen, Karten ꝛc. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Die „Deutsche Rundschau" ist in der bevorzugten Lage gewesen, in ihrem Septemberheft 1889 in Deutschland zuerst, und zwar aus der Feder eines Mitgliedes der Nansen'schen Grönland-Expedition, des Lieutenants O. C. Dietrichson, einen fesselnden Bericht über jene kühne und erfolgreiche Fahrt zu veröffentlichen. In demselben war die Entdeckungsreise in ihren einzelnen Theilen kurz geschildert worden, weshalb wir hier von einer nochmaligen Aufzählung der Gefahren und Ergebnisse derselben gelegentlich des Erscheinens des obigen Werkes absehen können. In letzterem erzählt der Führer der Expedition, Dr. Fridtjof Nansen, in eingehender Weise, wie er Grönland von der östlichen bis zur westlichen Küste durchquerte, eine Aufgabe, die er aus eigenem Antriebe und mit den bescheidensten Mitteln, nur von wenigen Gefährten begleitet, bewundernswerth erfüllte. Was uns beim Lesen seines Werkes stets von Neuem sympathisch berührt, ist die oft hervortretende, nie aufdringliche, sondern stets bescheiden sich äußernde Gewißheit, daß er trotz der unendlichen Schwierigkeiten doch glücklich sein heißerstrebtes Ziel erreichen werde — mochte die kleine Schar tagelang auf einer Eisscholle von dem erregten Meere hin- und hergeworfen werden, mochte die tobende Brandung dem winzigen Kahne in jeder Secunde den Untergang drohen, oder mochten Hunger, Krankheit und Verzweiflung die schlimmen Begleiter während des einen Monat dauernden Marsches über die Eiswüste sein. Im Gegensatz zu Stanley und manchem anderen Afrikareisenden berichtet Dr. Nansen von den Erlebnissen und Gefahren seiner Expedition schlicht, einfach und sachlich; wir citiren zum Beweis nur eine der vielen Stellen, die, wo nach mehrtägiger furchtbarer Fahrt auf schwankender, stündlich der Zermalmung ausgesetzter Eisscholle die Ostküste Grönlands erreicht wurde: „Wir wetteiferten förmlich ans Land zu springen und Steine, wirkliche Steine unter den Füßen zu fühlen. Wir kletterten auf die Klippen hinauf, um Umschau zu halten. Wir waren wie die Kinder: ein Stückchen Moos, ein Grashalm, geschweige denn eine Blume erregte einen ganzen Sturm von Gefühlen in uns." Nach dem schrecklichen Marsche über das Eisplateau, während welcher sie wiederholt tagelang bei einer Temperatur von — 40° in ihren Schlafsäcken, von Schneestürmen umtobt, liegen bleiben mußten, erreichten die im Frühsommer 1888 aus Norwegen geschiedenen sechs Wanderer Anfang October die Westküste Grönlands und überwinterten in der Eskimo-Niederlassung Godthaab, wo sie die herzlichste Aufnahme fanden. Am 15. April 1889 holte sie dort ein Dampfer ab, und am

letzten Tage des Mai begrüßten sie jubelnd die blauen Berge Norwegens und segelten im herrlichsten Sonnenschein den Kristianafjord hinauf, wo ihrer ein begeisterter Empfang wartete. — Das Werk ist mit vielen gefälligen Illustrationen und sehr übersichtlichen Karten geschmückt.

χσλ. **Die Kunst unserer Zeit auf der internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin 1891.** Text von Cornelius Gurlitt. München, Franz Hanfstaengl. Heft I und II. Vollständig in sechs Heften.

Das Unternehmen, dessen Zwecke bereits im Titel ausgedrückt sind, verdient die Beachtung der Kritik und die Theilnahme des Publicums. Die vorliegenden Hefte zeigen ein gewinnendes Aeußere, und die mitgetheilten Reproductionen hervorragender Bildwerke sind wohl gelungen. Cornelius Gurlitt eröffnet die Reihe seiner Artikel mit einer Erörterung über die Frage: „Wie soll man Kunstwerke betrachten?" Das zweite Heft enthält eine „Studie über die religiöse und Geschichtsmalerei".

χσλ. **Aus Münchener Ateliers.** Ehrengaben zum 70. Geburtstag Seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. (Vormals Friedrich Bruckmann.)

Zwanzig Künstler von Namen und Bedeutung haben sich zu einer Huldigung zusammengethan, die eines Herrschers würdig ist. In einer geschmackvollen, eleganten Mappe werden dem Publicum zwanzig große, technisch vollendete Lichtdrucke nach den Originalen dargeboten, welche in ihrer feinen Abwechslung von Ernst und Scherz mit ihrem hervorspringenden patriotischen Grundgedanken ein sehr ansprechendes Ganzes ergeben. Von den Bildern heben wir füglich diejenigen hervor, die den eigentlichen Gegenstand des Unternehmens bilden, nämlich den Prinzregenten selber darstellen: F. von Defregger's vortreffliche Scene: „Unser Prinzregent" (Eine Mutter zeigt ihren Kindern das Bildniß des Herrschers), F. A. von Kaulbach's allegorisch-gedankenvolle „Adresse der Kgl. Akademie der bildenden Künste in München", E. Rau's frisches: „Dem Landesvater" (Ein Mädchen schmückt das Bild Luitpold's), und F. von Lenbach's Porträt des Prinzregenten. Aus der Reihe der sonstigen Gaben können wir es nicht unterlassen, R. Beyschlag's „Libelle", J. F. Engel's „Lustige Einsamkeit", A. Holmberg's „Der Gratulant", F. von Uhde's „Heimkehr", und W. Leibl's „Die neue Zeitung" zu nennen. Zwei zu einander sich im größten Gegensatz befindliche Künstler, Gabriel Max und A. Oberlaender, sind ebenfalls nicht ferngeblieben; der Erstere spendet einen eigenartigen Mädchenkopf: „Die Bitte" und der Andere, der uns schon so oft lachen machte, ein höchst drolliges Bild: „Der Stammtisch", das man nicht ohne Vergnügen betrachten wird.

χσλ. **Die Blumen-Monde.** Zwölf Blumenbilder nach der Natur photographirt von Carl Grafen Brandis mit Original-Dichtungen von Felix Dahn, dessen Gemahlin und Schwester. R. Lechner's k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien.

Ein jedes Blatt enthält ein sehr wirkungsvolles, außerordentlich sorgfältig dargestelltes, den Monat charakterisirendes Blumen-Arrangement; der Text setzt diese Blumen mit den Jahreszeiten, dem menschlichen Leben überhaupt in eine symbolische Beziehung. Graf Brandis hat Alles aufgeboten, um ein die höchsten Ansprüche befriedigendes Werk zu schaffen, und es ist ihm gelungen: in blühender Plastik prangen vor unseren Augen die schönsten Blumengewinde. Die Gedichtchen von Felix Dahn sind hübsch und erbaulich: der lehrhafte Ton, den er oft anschlägt, gibt dem Ganzen etwas Weihevolles. Die „Blumen-Monde" sind ganz geeignet, Damenboudoirs zu schmücken und sinnigen, gefühlvollen Poesie- und Naturfreundinnen eine genußreiche Stunde zu bereiten.

χσλ. **Ein Sommernachtstraum von William Shakespeare.** Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel. Mit zwölf Heliogravüren und neunzehn Holzschnitten nach Originalen von Professor Edm. Kanoldt und W. Volz. Leipzig, C. F. Amelang.

Diese Prachtausgabe legt von der Leistungsfähigkeit des deutschen Buchdrucks und deutscher Illustrationstechnik ein ehrenvolles Zeugniß ab. Die phantastisch tiefsinnige und sprudelnd humoristische Dichtung des großen Briten hat in Kanoldt und Volz zwei ebenso gewandte als verständnißvolle künstlerische Interpreten gefunden. Mit nur ganz wenigen Ausnahmen — übrigens sind nirgends abweichende Ansichten leichter möglich als bei der Illustrirung von Dichtwerken — sind wir mit den Intentionen der beiden Künstler durchweg einverstanden: ein Hauch der ewig schönen Dichtung ist auf ihre Bilder übergegangen.

χσλ. **Frauen-Liebe und Leben.** Liederkreis von Adalbert v. Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Zwanzigste Auflage. Leipzig, Verlag von Adolf Titze.

Eine Art Jubiläums-Ausgabe, deren Ausstattung die der früheren noch übertrifft; über das Werk selbst, welches längst zu einem Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden ist, läßt sich kaum mehr etwas Neues sagen. So vielen Veränderungen der Geschmack des Publicums der letzten Jahrzehnte unterworfen war, die Wirkung dieser Gedichte konnte weder eine literarische Laune noch eine künstlerische Mode irgendwie beeinträchtigen, und nur wenigen Poeten war es vergönnt, weibliches Empfinden so keusch und zart, so mächtig und rührend zu schildern, wie Chamisso es in diesen Gedichten vollbracht. Ebenso war unter den modernen Künstlern wohl keiner im Stande, die Psyche, die aus Chamisso's Liederkranz hervorstrahlt, charakteristischer mit dem Griffel festzubannen als Thumann. Das Weiche, Milde in seinem Wesen, das bei anderen Gelegenheiten ans Schwächliche und Süßliche streift, kommt gerade bei diesem Stoff zu schöner, holdseliger Geltung, so daß wir in dem vorliegenden Werke einen herrlichen Zusammenklang poetischer und bildlicher Kunst besitzen, der noch lange seinen Zauber üben wird.

χσλ. **Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes.** Aus der Vulgata

übersetzt von Dr. Joseph Franz von Allioli. Illustrirte Volksausgabe. Mit 45 Vollbildern in Farbendruck, über 1000 anderen Abbildungen und Karten im Text und einer Familienchronik. Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin.

Wir haben bereits in einer früheren Notiz auf dieses, hier in einer neuen Lieferungsausgabe vorliegende Werk hingewiesen, welches sich in einen bewußten praktischen und zeitgemäßen Gegensatz zu allen übrigen illustrirten Ausgaben der Heiligen Schrift stellt. Hatte der Zeichner sonst die Aufgabe, diejenigen Scenen aus dem unerschöpflichen Born der Bibel auszuwählen, welche durch die tragische Gewalt oder die idyllische Anmuth der Handlung oder durch den malerischen Reiz der Landschaft zur Darstellung lockten, und so die Religion mit der Kunst auf das Innigste und Edelste zu vereinen, so verfolgt die vorliegende Ausgabe keine künstlerischen, sondern rein belehrende Zwecke. Alle in der Bibel vorkommenden Hügel und Ebenen, Flüsse und Ortschaften werden in naturgetreuen Abbildungen uns vorgeführt; auch die verschiedenartigsten Hausgeräthe, Waffen, Kleidungsstücke, Pflanzen und Thiere erhalten eine authentische Darstellung. Für Zwecke des Unterrichts trefflich geeignet und als instructives Ergänzungswerk verdient diese Bibelausgabe die Anerkennung, die ihr schon vielfach zu Theil geworden ist.

Neue Jugendschriften.

χσλ. Die Tausende von Büchern, die wir unseren Lieblingen unter den Weihnachtsbaum legen, können zu einem unerschöpflichen Born von Segen, aber auch von Unheil werden, je nach ihrem Inhalt. Darum ist es eines jeden Einzelnen strengste Pflicht, genau das Werk zu prüfen, das er einem jungen Menschen in die Hand gibt, denn die Jugend ist das empfänglichste Publicum, gleich empfänglich für eine gute wie eine böse Saat. Der Geschmack der Jugend ist leicht zu treffen, er ist nicht so wetterwendisch und verwöhnt wie der der Erwachsenen, und die Aufgabe, zu unterhalten und zugleich zu belehren, kann von dem Jugendschriftsteller, sofern er seine Thätigkeit ernst nimmt, unbedingt erfüllt werden. Die jugendliche Phantasie ergeht sich gern in fremden Ländern und liebt allerlei Abenteuer: man befriedige diese Vorliebe, pflanze aber in die jungen Herzen das Bewußtsein vom Werthe der Arbeit, die Achtung vor der Tapferkeit ein; mit flammenden Wangen vernimmt die Jugend die Kunde von großen Begebenheiten: man erzähle sie ihnen, — gibt es eine schönere Gelegenheit, ihr zugleich Liebe zum Vaterland, Sinn für die Geschichte desselben einzuhauchen? Mit aufrichtiger Genugthuung können wir constatiren, daß sich heutzutage immer mehr das Bestreben geltend macht, sowohl von Seiten der Autoren, wie der Verleger, nur von solchen Principien aus die Jugend mit geistiger Nahrung zu versehen. Vor uns liegt eine ganze Reihe von Jugendschriften, die wir dem Publicum aufs Beste empfehlen, die Ausstattung ist bei allen eine sorgfältige und geschmackvolle. Die Leipziger Verlagsfirma Ferdinand Hirt & Sohn stellte sich mit folgenden Novitäten ein: „Miriam, das Zigeunerkind". Es ist dies eine von der geschätzten und bekannten Jugendschriftstellerin Brigitte Augusti herrührende, wohlgelungene, für heranwachsende Mädchen bestimmte Umarbeitung des Werkes von J. Colomb: „La fille des Bohémiens". Die fesselnde, an Handlung reiche Geschichte enthält viele Abbildungen, welche der Phantasie des jungen Publicums neue Anregungen zu geben geeignet sind. Der erwachsenen evangelischen Jugend widmet Ferdinand Sonnenburg eine mit zahlreichen, trefflichen Bildern von Johannes Gehrts geschmückte „Mähr' von des Königs wehrhaftem Vogt", unter dem Titel: „Berthold der Getreue". Die Handlung spielt zu Ausgang des 11. Jahrhunderts und stellt die Liebe des deutschen Volkes zu seinem damaligen Herrscher, Heinrich dem Vierten, ins schönste Licht. Das Buch wird die deutsche Jugend zu echter Vaterlandsliebe begeistern. Nach dem Westen Nordamerika's führt uns der Verfasser des mit großem Beifall aufgenommenen Buches „Bob der Fallensteller", Friedrich J. Pajeken, in seiner Geschichte „Bob der Städtegründer". (Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Joh. Gehrts.) Eine farbenreiche, wildromantische Scenerie, mannigfache Begebenheiten zeichnen dieses Buch aus, dem ein gediegener, moralischer Kern zu Grunde liegt. Mitten in unsere Tage hinein greift eine Geschichte: „Der Seekadett von Helgoland", welche vom bewährten Autor Oskar Höcker herrührt. (Mit vielen Abbildungen von A. von Rößler.) Die Einverleibung Helgoland's in den Besitzstand des Deutschen Reiches ist der Ausgangspunkt der von einem actuellen Interesse belebten Schrift. Farbige, lebensvolle Schilderungen des Seemannslebens, eine warme, fortreißende patriotische Gesinnung zeichnen die neueste Gabe Oskar Höcker's aus und machen dieselbe zu einer besonders empfehlenswerthen Erscheinung auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt. Auch der Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin ist mit einer reichen Anzahl von gelungenen Novitäten vertreten. Wir beginnen vor Allem mit drei ganz allerliebsten, kleinen Gedichtsammlungen, die mit ihrem künstlerisch hervorragenden Bilderschmuck auch das Entzücken der Erwachsenen erwecken werden. Rudolf Rößler hat drei kurze Anthologien — er nennt sie Liederauswahl — unter dem Titel: „Froher Sinn", „Gedenkbüchlein" und „Seeluft" zusammengestellt; die Art der Auswahl bekundet den feinen Geschmack Rößler's, aber die Bilder sind, wie bereits gesagt, so besonders schön, daß sie fast den Sieg über den Text davontragen. Mit großer Freude wird das junge Publicum den Roman Jules Verne's: Cäsar Cascabel (mit 85 Zeichnungen von Georg Roux und einer geographischen Karte in Farbendruck) begrüßen. Längst schon gehört der französische Romancier zu den Lieblingen der deutschen Jugend. Diesmal behandelt er die seltsamsten aller Reisen; eine tropische Fülle von phantastischen Eindrücken stürmt auf den Leser ein und läßt seine lebhafte Theilnahme an der Handlung keinen Moment erlahmen. Ob die Romane Verne's lehrreich in des Wortes bestem

Sinne zu nennen sind, das wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen; jedenfalls sind sie im höchsten Grade anregend. Etwas geringer denken wir freilich von der „Indianerromantik", wie sie, durch die Romane von Cooper und Marryat angeregt, auch zu zahlreichen Büchern für Knaben den Stoff geliefert hat. Zu den unbedenklicheren Schriften dieses Genre's gehören indessen folgende, deren wiederholte Auflagen übrigens nicht allein ihren Werth, sondern auch ihre Beliebtheit beweisen: „Jenseits des Oceans", Erlebnisse in den Prairien und Wildnissen des amerikanischen Westens von Rudolf Scipio, mit fünf Farbendruckbildern von E. Klingebeil, dritte Auflage. Ferner „Hans Stark, der Elefantenjäger". Aus dem Englischen des Kapitäns A. W. Droysen, der Jugend erzählt von Adolf Born, mit fünf Farbendruckbildern von W. Hoffmann, dritte Auflage. Dann „Oceola, die aufgehende Sonne der Seminolen". Eine Erzählung aus den Kämpfen der Indianer Florida's gegen die Nordamerikaner von Ernst Leistner, mit fünf Farbendruckbildern von Ed. Klingebeil, vierte Auflage. Schließlich: „Der letzte Häuptling der Seminolenindianer Florida's" von Ernst Leistner, mit fünf Farbendruckbildern von Ed. Klingebeil, vierte Auflage. — Eine Spende für Kinder von sieben bis zehn Jahren liefert unter dem Titel „Plauderstunden" Emma Kattner: es sind sehr hübsche Erzählungen und Märchen, die in den Herzen der Kleinen ein lebhaftes Echo finden werden. Auch dieses Werk hat bereits die Feuerprobe bestanden: es liegt in zweiter, mit fünf Bildern von W. Hoffmann geschmückter Ausgabe vor. An junge Mädchen wendet sich die Erzählung: „Mamsell Uebermuth" von Elisabeth Halden: eine launige, amüsante, zu gutem Schlusse führende Backfischgeschichte, die der heranwachsenden Damenwelt ganz wohl behagen wird. Im Verlage des Universums, Alfred Hauschild, Dresden, veröffentlicht Dietrich Theden unter dem Titel: „Jugendgrüße" eine Reihe freundlicher, einfacher Geschichten, aus denen überall die Liebe zu den Kindern hervorleuchtet, und die nirgends die Grenzen dessen überschreiten, was dem Kindergemüthe verständlich und heilsam ist. Bilder einer glücklichen Häuslichkeit und Schilderungen der Natur sind es vornehmlich, die dem Verfasser gelingen: sie geben, als mannigfach belebter Hintergrund, seinen Erzählungen etwas Wohlthuendes und werden den jugendlichen Lesern derselben die Lehren der Zufriedenheit einprägen, während sie zugleich ihr Auge für das Schöne, das sie rings umgibt, öffnen. Zur ganz besonderen Zierde gereichen dem Bändchen die sinnig erdachten und fein ausgeführten Illustrationen, von denen zumal nicht wenige der Holzschnitte selbständigen künstlerischen Werth beanspruchen dürfen: so daß sie, die Freude der Kleinen an den hübschen Erzählungen erhöhend, auch in ästhetischer Hinsicht veredelnd auf sie wirken werden.

Aus dem Verlage von Gustav Weise in Stuttgart nennen wir zunächst die für die allerjüngste Jugend bestimmte „Bilderwelt" zum ersten Anschauungsunterricht in vierhundert Abbildungen aus Haus und Hof, aus Wald und Feld. Alsdann einen neuen in origineller Form sich präsentirenden „Struwwelpeter" und zwar den „Jüngeren". Die Verse sind von Johannes Trojan, die bunten Bilder von F. Flinzer; Dichter und Zeichner haben ihr Bestes gethan. „Für's Kinderherz" betitelt Julius Kocher sein schönes Bilderbuch, mit poetischem Text von Frida Schanz. Das Bilderbuch: „Unserem kleinen Guck-in-die Welt" von Will. Gibbons verdient sowohl wegen seines zweckmäßigen Inhalts, als seiner ansprechenden Ausstattung empfohlen zu werden. Vier gleich schmucke, kleine, illustrirte Schriften werden in besonderem Maße das Bedürfniß der lesenden Jugend befriedigen: „Nur ein Wilder!" Eine Erzählung aus dem Indianerleben von Georg Gärtner; „Das rothe Haus", eine durch wohlthuende Schlichtheit sich auszeichnende Geschichte für Kinder bis zu zwölf Jahren von A. Hoffmann, welcher der Geheime Oberregierungsrath Dr. K. Schneider ein Geleitswort mit auf den Weg gegeben; ferner „Hundert Fabeln" von Wilhelm Hey; schließlich „Deutsche Volksmärchen" in einer neuen Auswahl für die Jugend. Als eine ungemein glückliche Idee muß die Wiederausgabe von Christoph von Schmid's meisterhafter Erzählung „Rosa von Tannenburg" (mit sechs Farbendruckbildern) bezeichnet werden. Mögen alljährlich noch so viele strebsame und talentvolle Jugendschriftsteller auftauchen, die Popularität, deren sich Ch. von Schmid's Geschichten erfreuen, wird Niemand Abbruch thun können. Wir rathen der Verlagshandlung dringend, von Schmid's „Ostereiern", einer Erzählung, die Tausende junger Herzen rührte, gleichfalls eine neue Ausgabe zu veranstalten. Für die heranwachsende junge Damenwelt hat die Firma Weise trefflich gesorgt. Die Verfasserin der beliebten Erzählungen „Eva" und „Lebenswege", T. von Heinz, läßt eine längere Geschichte „Die Cousinen" erscheinen, welche junge Damen mit großer Spannung und nicht ohne Belehrung lesen werden. Die Handlung ist direct aus dem Leben geschöpft und gut durchgeführt. In zehnter Auflage erschien: „Der Trotzkopf" von Emmy von Rhoden. Das Buch behandelt in anziehender Weise die Besserung eines übermüthigen, widerspenstigen Mädchens. Wenn eine Erzählung eine so stattliche Anzahl von Auflagen erlebt, dann bedarf sie keiner weiteren Empfehlung mehr. Die Constatirung ihres neuen Erscheinens genügt. Auch der bekannte Sprachforscher und Lexikograph, Daniel Sanders, erweist sich als ein „heiterer Kinderfreund", den die Jugend liebgewonnen hat; denn sein Buch: „Für die fröhliche Jugend" (illustrirt von Hans Looschen, mit zwei Musikbeilagen von Emilie Mayer (Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin) wird soeben zum dritten Male aufgelegt. Die Verse sind allerliebst und die Märchen so interessant, daß wir es begreifen, wenn das Buch immer mehr und mehr Verbreitung findet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achilles. — Gedichte von Wilhelm Achilles. Leipzig. Verlag von Albert Möller. 1891.

Alpenlandschaften. — Ansichten aus der deutschen, österreichischen und schweizer Gebirgswelt. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Arnold. — Einst im Mai! und andere Novellen von Hans Arnold. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Arnold. — Fünf Neue Novellen von Hans Arnold. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1891.

Augusti. — Miriam, das Zigeunerkind. Nach J. Colombs Werk: La fille des Bohémiens. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Brigitta Augusti. Mit vielen Abbildungen. Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn. 1892. Autorisirte Ausgabe.

Aus Münchener Ateliers. — Ehrengaben zum 70. Geburtstage Seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. 20 Lichtdrucke nach den Originalen. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Bahr. — Russische Reise von Hermann Bahr. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Batsch. — Nautische Rückblicke von Vice-Admiral Batsch. Berlin Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Bayreuther Taschenbuch mit Kalendarium für das Jahr 1892. Achter Jahrgang des „Bayreuther Taschenkalenders". Mit einer Phototypie: Rosa Sucher als Isolde. Herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein. Berlin, bei P. Thelen.

Benvist. — Enquête Algérienne. Par Charles Benvist. (Nouvelle Bibliothèque Variée Sciences Sociales & Politiques). Paris. Lecène, Oudin et Cie, Editeurs. 1892.

Bertin. — Aias. Eine lyrisch-dramatische Dichtung nach der gleichnamigen Tragödie des Sophokles von Robert Bertin, Dr. phil. Zweite, verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Biedermann. — Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus. Von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. I. Teil: Die Urzeit. Das Frankenreich unter den Merovingern und Karolingern. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1891.

Bœuf à la mode. — Neuhochdeutsche Poesien von einem immigrierten Franzosen. Lahr. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. 1892.

Borinski. — Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft von Karl Borinski. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Bormann. — Das Buch des Herzens. Neue Dichtungen von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1891.

Born. — Hans Stark, der Elefantenjäger. Abenteuer im Lande der Zulukaffern. Der Jugend erzählt von Adolf Born. Mit 5 Farbendruckbildern von W. Hoffmann. 3. Auflage. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Borussen. — Ablehnen oder Annehmen? Vorbemerkungen über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag nebst einer einleitenden Beurteilung der politischen Lage von Borussen, Verfasser der Schrift: „Was für einen Kurs haben wir?" Gotha. Verlag von Karl Schwalbe. 1891.

Brandis-Dahn. — Die Blumen-Monde. Zwölf Blumen-Bilder nach der Natur photographirt von Carl Grafen Brandis, mit Original-Dichtungen von Felix Dahn, dessen Gemalin und Schwester. Wien. Verlag von R. Lechner's K. u. K. Hof- u. Univ.-Buchhandlung (Wilh. Müller).

Brehm. — Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Vögel — Zweiter Band. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1891.

Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß. — Nach den Originalen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit Einleitung, Beilagen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Hallinghaus. Münster i. W. 1891. Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Büdinger. — Don Carlos' Haft und Tod insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie von Max Büdinger, Professor der Geschichte an der Wiener Universität. Mit Don Carlos' Portrait in Heliogravüre. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, K. u. K. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 1891.

Bülow. — Deutsch-Ostafrikanische Novellen von Frieda von Bülow. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Calmoleone. — Exodus. Dramatisches Gedicht in 3 Acten von L. Calmoleone. Triest. F. H. Schimpff. 1891.

Čech. — Himmelsschlüssel. Ein Märchen von Svatopluk Čech. Im Versmaß des Originals aus dem Böhmischen übersetzt von Zdenko Fux-Jelenský. Erstes Tausend. Wien 1892. Commiss.-Verlag von Jacob Dirnböck's Buchhandlung (Emanuel Dité).

Cervantes de Saavedra. — Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine. Vierte durchgesehene Auflage. Mit 102 Illustrationen nach Tony Johannot gezeichnet von C. Offterdinger. Lieferung 1–9. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Chadwick. — Religion ohne Dogma. Sechs Vorträge von John W. Chadwick. Autorisierte Uebertragung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Berlin. Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Chamisso-Thumann. — Frauen-Liebe und -Leben. Lieder-Kreis von Adelbert von Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig. Verlag von Adolf Titze.

Comte. — Katechismus der Positiven Religion von August Comte, Verfasser des „Systems der positiven Philosophie" und des „Systems der positiven Politik". Nach der zweiten Ausgabe des Originals übersetzt von E. Roschlau. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1891.

Crusius. — Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik. Von Gustav Crusius. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1891.

Curtius. — Die Stadtgeschichte von Athen von Ernst Curtius. Mit einer Uebersicht der Schriftquellen zur Topographie von A. Milchhoefer. Mit 7 Kartenblättern, gezeichnet von J. A. Kaupert, und 32 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin. Weidmann'sche Buchandlung. 1891.

Deutsche Sagen. — Herausgegeben von den Brüdern Grimm. In zwei Bänden. Dritte Auflage. Besorgt von Herman Grimm. Berlin 1891. Nicolaische Verlags-Buchhandlung (R. Stricker).

Deutsche Volksmärchen in neuer Auswahl für die Jugend mit fünf Farbendruckbildern und zahlreichen Holzschnitten. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. — Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Heft 90: Die Berufung in Strafsachen. Von Landgerichtsrath Pfizer in Ulm. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Deutsches Jugend-Album. — Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Erster Band. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1892.

Deutschnationales Jahrbuch. 2. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Pröll. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. 1892.

Die Blinde. Versuchung. Zwei Novellen von B. von S. S. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereins der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie. Einundzwanzigster Jahrgang Wien 1892 Verlag von Karl Gerold's Sohn.

Die Dünen von Escoublac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. Bremen. Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger. 1892.

Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und politische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von J. Winter, Rabbiner Dr. und Aug. Wünsche, Prof. Dr. theol. u. phil. 1. Lieferung: Das hellenistisch-targumistische Schrifttum. Trier. Sigmund Mayer. 1891.

Die Kunst unserer Zeit. Redigirt von H. E. v. Berlepsch. München. Franz Hanfstängl's Kunstverlag. A.-G. 1891.

Döllinger. — Das Papstthum von J. von Döllinger. Neubearbeitung von Janus „Der Papst und das Concil" im Auftrag des inzwischen heimgegangenen Ver-

fassers von J. Friedrich. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1892.

Drescher. — Studien zu Hans Sachs. Von Carl Drescher. Neue Folge. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Duboc. — Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus. Nebst Einleitung. Von Julius Duboc. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1892.

Düntzer. — Zur Goetheforschung. Neue Beiträge von Heinrich Düntzer. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Eckstein. — Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. 2 Bände. Dresden und Wien. Verlag des Universum. Alfred Hauschild. 1892.

Egidy. — Ernstes Wollen. Von M. von Egidy. Bibliographisches Bureau, Berlin.

Ernst. — Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildniß Leuthold's nach einem Gemälde von Professor Franz v. Lenbach. Von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg. Conrad Kloß. 1891.

Farrar. — Das Leben Jesu. Der Gemeinde dargestellt von Dr. theol. F. W. Farrar. Autorisirte Uebersetzung von J. Walther, Pastor in Loebtau. Lieferung 1. 2. Dresden. Verlag von Otto Brandner. 1892.

Flaischlen. — Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen von Cäsar Flaischlen. Berlin. F. Fontane & Co. 1891.

Fleischer. — Ueber die Möglichkeit einer normativen Aesthetik. Von Hermann Fleischer. Breslau. Verlag von Wilhelm Koebner. 1891.

Flemming. — Die Universitätsferien bei uns und im Auslande. Von Walther Flemming, Professor in Kiel. Braunschweig. Harald Bruhn, Verlagsbuchhandlung für Naturwissenschaft und Medicin. 1891.

Frapan. — Bittersüß. Novellen von Ilse Frapan. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1891.

Fontane. — L'Adultera von Theodor Fontane. Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1891.

Freudenthal. — Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide. Von Friedrich Freudenthal (Verf. von „Bi'n Füer" und „In de Fierabendsti'd"). Oldenburg. Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1891.

Freund. — Die wilde Madonna. Novelle von Julius Freund. Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.

Furrer. — Wanderungen durch das heilige Land. Von Dr. Konrad Furrer. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 62 Illustrationen und 3 Karten. Lieferung 1—6. (Vollständig in zehn Lieferungen.) Zürich. Verlag des Art. Institut Orell Füßli. 1891.

Gärtner. — Nur ein Wilder! Eine Erzählung aus dem Indianerleben von Georg Gärtner. Verlag von Gustav Weise.

Gautier. — Une Révolution Agricole. Georges Ville et les Engrais Chimiques par Émile Gautier (Du Figaro). Paris. Lecène, Oudin & Cie. Éditeurs. 1892.

Gerber. — Kritische Erörterungen über einige Materien des bürgerlichen Rechts in Anknüpfung an den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Von Hermann Gerber, F. Schwarzb.-Sondersh. Regierungsrath a. D. Jena. Druck und Verlag von Herm. Pohle, Großherzogl. Sächs. Hofbuchdrucker. 1891.

Gjellerup. — Richard Wagner in seinem Hauptwerke „Der Ring der Nibelungen". Dargestellt von Karl Gjellerup. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek. Vom Verfasser eigens durchgesehene und dem dänischen Originale gegenüber vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig. Feodor Reinboth.

Gotthilf. — Schaden und Nutzen des Tabaks-Genusses. Eine hygieinische Studie von Dr. med. Otto Gotthilf. Freiburg i. B. Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1892.

Groß. — Im Vorbeigehen. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler. 1892.

Grosse. — Die Gedichte des Großfürsten Constantin. In freier Nachbildung von Julius Grosse. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Güdemann. — Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden. Von den ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn von Dr. M. Güdemann, Rabbiner der israelitischen Cultusgemeinde in Wien. Berlin. A. Hofmann & Comp. 1891.

Gutzkow. — Vom Baum der Erkenntnis. Denksprüche von Karl Gutzkow. Dritte Auflage. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Gymnasial-Bibliothek. — Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey, Gymnasialoberlehrer, und Hugo Hoffmann, Gymnasiallehrer. Erstes Heft: Troia und die Troas nach eigener Anschauung geschildert von Dr. Rudolf Menge, Prof. an der latein. Hauptschule der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. Mit 28 Abbildungen, 2 Karten und 1 Plan. — Drittes Heft: Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen von Dr. O. Weißenfels, Professor am Königl. Französischen Gymnasium zu Berlin. — Viertes Heft: Der römische Triumph. Der Triumph im allgemeinen, der Triumphzug des Ämilius Paullus, Germanikus, Titus. Von Dr. E. Pohlmey, Oberlehrer am Gymnasium zu Gütersloh. — Elftes Heft: Ithaka, nach eigner Anschauung geschildert von Dr. Rudolf Menge. Mit 3 Holzschnitten und 1 Karte. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1891.

Halden. — Mamsell Übermuth. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Halden. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Hansson. — Das junge Skandinavien. Vier Essays von Ola Hansson. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Heinz. — Die Cousinen. Erzählung für erwachsene Mädchen von T. von Heinz (Verfasserin von „Eva" und „Lebenswege"). Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Henke. — Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Von Wilhelm Henke, Professor der Anatomie in Tübingen. Mit 40 Bildern im Text. Rostock. Wilh. Werthers Verlag. 1892.

Herrmanowski. — Die Deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung von Dr. Paul Herrmanowski. In zwei Bänden. Bd. I: Deutsche Götterlehre. — Bd. II: Germanische Götter und Helden in Kunst und Dichtung. Berlin 1891. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker).

Herzog. — Aus der Lebensschule. Roman in zwei Bänden von Adolf Herzog. Band I. II. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Hesse-Wartegg. — Die Einheitszeit nach Stundenzonen, ihre Einführung im Weltverkehr und im gewöhnlichen Leben. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig. Verlag von Carl Reissner. 1892.

Hey. — Hundert Fabeln für Kinder von Wilh. Hey. Mit fünf Farbendruckbildern und vielen Holzschnitten. Stuttgart. Verlag von G. Weise.

Hippel. — Der Nixenkönig. Eine Strandgeschichte von Karl von Hippel. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Höcker. — Der Seekadett von Helgoland. Eine Erzählung aus unsern Tagen. Der reiferen deutschen Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Mit vielen Abbildungen von A. von Rößler. Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn. 1892.

Hoffmann. — Das Rote Haus. Eine Erzählung für Kinder von 8 bis 12 Jahren von A. Hoffmann. Mit Vorwort von Dr. K. Schneider und fünf Farbdruck-Bildern von W. Zweigle. Stuttgart. Verlag von G. Weise.

Hoffmann. — Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen von Hans Hoffmann. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1891.

Holz & Schlaf. — Die Familie Selicke. Drama in drei Aufzügen von Arno Holz und Johannes Schlaf. Vierte Auflage. Berlin 1892. Verlag von Wilh. Issleib (Gustav Schuhr).

Hoyos. — Neue Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Hübbe-Schleiden. — Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. Mit Abbildungen. Leipzig. Max Spohr. 1891.

Hugues le Roux. — Portraits de cire. (Nouvelle Bibliothèque Littéraire). Troisième édition. Paris. Lecène, Oudin & Cie. Éditeurs. 1891.

Jenks. — The Government of Victoria (Australia). By Edward Jenks, M.-A. of the Middle Temple Barrister-At-Law; Fellow of King's College, Cambridge; Professor and Dean of the Faculty

of Law in the University of Melbourne. London. Macmillan and Co. And New York. 1891.

Jensen. — Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. 5. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. 5. Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Imre. — Wegmüde. Roman von Arpad Imre. Braunschweig. George Westermann. 1892.

Johannes. — Das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt. Von Johannes. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1891.

Kaatz. — Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. Dargestellt von Dr. Hugo Kaatz. Erster Theil: Cultur und Moral. Mit einem Bilde Friedrich Nietzsches. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Kalischer. — Die „Unsterbliche Geliebte" Beethovens Giulietta Giucciardi oder Therese Brunswick? Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden. Verlag von Richard Bertling. 1891.

Kattner. — Plauderstunden. Erzählungen und Märchen für Kinder von 7—10 Jahren. Von Emma Kattner. Mit 5 Farbendruckbildern von W. Hoffmann. 2. Auflage. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Kautzsch. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments. In Verbindung mit Professor Baethgen in Greifswald u. A. übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle. Vierte Lieferung. Freiburg i. B., 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Keibel. — Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Darstellung und Kritik der „ethischen Bewegung" unserer Zeit von Dr. phil. Martin Keibel. Halle a. S. C. E. M. Pfeffer (Robert Stricker). 1891.

Keiper. — Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund von Dr. Philipp Keiper, K. Gymnasialprofessor in Zweibrücken. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kaiserslautern. Aug. Gotthold's Verlagsbuchhandlung. 1891.

Kerner von Marilaun. — Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Zweiter Band: Geschichte der Pflanzen. Mit 1547 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln von E. Heyer, E. v. Ransonnet, J. Seelos, F. Teuchmann, O. Winkler u. a. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1891.

Kipper. — Abbruch und Aufbau. Beiträge zur kommenden Reformation von Dr. Paul Kipper, Pastor. I. Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.

Klein. — Gedichte von Adele Klein. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Klein. — Lotario. Trauerspiel in drei Akten von Oskar Klein. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena. Fünfte verbesserte Auflage. 1. Lieferung. Straßburg. Karl J. Trübner. 1891.

Kniepf. — Theorie der Geisteswerthe von Albert Kniepf. Leipzig. Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1892.

Kniest. — Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben von Philipp Kniest (Verfasser von „Wind und Wellen" und „Von der Wasserkante"). Band I. II. Oldenburg. Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1892.

Knortz. — Der amerikanische Sonntag. Kulturhistorische Skizze von Karl Knortz (New-York). Zürich. 1891. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Kocher-Schanz. — Fürs Kinderherz. Von Julius Kocher. Mit Reimen von Frida Schanz. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Koenig. — Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Herausgegeben von Robert Koenig. (Verfasser der deutschen Litteraturgeschichte.) Drittes bis viertes Tausend. Oldenburg. Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Krack. — Die Wiedergeburt. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Otto Krack. Berlin. Verlag von Wilhelm Ifsleib (Gustav Schuhr). 1892.

Krause. — Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie von Emil Krause. Mit Verzeichnissen sämtlicher Instrumental- und Vokal-Kompositionen des Meisters. Hamburg. Lucas Gräfe & Sillem. 1892.

Krocker. — Aufgaben und Ziele der Gesundheitspflege. Ein Vortrag. Von Dr. Krocker, Oberstabsarzt. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1891.

Kulke. — Zur Entwickelungsgeschichte der Meinungen. Von Eduard Kulke. Leipzig. Verlag von Carl Reissner. 1891.

Kunad. — Nachtschatten. Neue Gedichte von Paul Kunad. Leipzig. Verlag von Gustav Fock. 1891.

Kuntze. — Ausgewählte Englische Dichtungen in deutscher Uebertragung. Von Otto Kuntze. Stettin. Verlag von Friedr. Nagel (Paul Niekammer). 1891.

Lauterbach. — Aegineten. Gedanke und Spruch von Paul Lauterbach. Leipzig. Verlag von C. G. Naumann.

Lanckorónsky. — Rund um die Erde 1888—1889. Geschautes und Gedachtes. Von Karl Graf Lanckorónski. Mit zwei Kartenblättern. Stuttgart. 1891. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Leistner. — Der letzte Häuptling der Seminolenindianer Floridas. Für die Jugend frei bearbeitet von Ernst Leistner. Mit 5 Farbendruckbildern von E. Klingebeil. 4. Auflage. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Leistner. — Osceola, die aufgehende Sonne der Seminolen. Eine Erzählung aus den Kämpfen der Indianer Floridas gegen die Nordamerikaner. Für die Jugend bearbeitet von Ernst Leistner. Mit 5 Farbendruckbildern von Eduard Klingebeil. 4. Auflage. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Leschivo. — Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Verlagsconto. 1891.

Levin. — Barkochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. M. Levin. Berlin. 1892. Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung (Hermann Walther).

Lichtenheld. — Grillparzer-Studien. Von Dr. Adolf Lichtenheld. Wien. Verlag von Carl Graeser. 1891.

Logos. — Wiener Elegieen von Logos. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Lorrow. — Das Geständnis. Aus den Erinnerungen eines Verteidigers. Von Friedrich Lorrow. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Lumholtz. — Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Von Karl Lumholtz. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildniß des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1892.

Lütt. — Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von Frau Isa von der Lütt. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Wien. 1892.

Majerszky. — Der Taugenichts. Ein Schauspiel. Von Adalbert von Majerszky. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Marbot. — Mémoires du général Bon de Marbot III. Polotsk — La Bérésina — Leipzig — Waterloo. Ouvrage accompagné d'une héliogravure et de fac-simile d'autographes. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie., Imprimeurs-Éditeurs. 1891.

Materialismus. — Gegen den Materialismus. Gemeinfassliche Flugschriften. Unter Mitwirkung von M. Carriere, C. v. du Prel, C. Gerster, O. Hansson, O. v. Leixner, A. Ullrich herausgegeben von Hans Schmidkunz, Privatdocent der Philosophie an der Universität München. No. 1: Materialismus und Aesthetik. Eine Streitschrift zur Verständigung von Moritz Carriere, Professor der Aesthetik an der Universität in München. — No. 2: Gedanken eines Arbeiters über Gott und die Welt von Gustav Bahr. Mit einem Vorwort von Dr. Theobald Ziegler. — No. 3: Der Materialismus in der Literatur. Von Ola Hansson. Stuttgart. Verlag von Carl Krabbe. 1892.

Mayer. — Die Brennpunkte der Eisenbahnfrage und deren sachgemäße Lösung. Regeneration der Eisenbahn-Verwaltungen. Reorganisation des Eisenbahn-Betriebes. — Reform der Eisenbahn-Tarife. Gemeinverständlich bearbeitet von Arthur von Mayer, Eisenbahn-Stationsvorsteher I. Kl. a. D. und Verfasser der Geschichte und Geographie der deutschen Eisenbahnen. Berlin. 1891. August Gramsch, Verlagsbuchhandlung.

Megede. — Graue Geschichten. Neue Folge. Von M. zur Megede. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Meinhardt. — Reise- und Heimaths-Novellen. Von Adalbert Meinhardt. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1891.

Menkes. — Skizzenbuch eines Einsamen von Hermann Menkes. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Meyer-Kraemer. — König Oidipus, Trauerspiel des

Sophokles, übersetzt von Dr. Rudolf Meyer-Kraemer. Berlin. 1891. Winkelmann & Söhne.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. 6. Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Mora. — Ueberreif. Moderner Roman von Otto Mora. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Morgenstern. — Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde. Von Lina Morgenstern. Mit Illustrationen. Dritte Folge. Berlin 1891. Verlag der Hausfrauen-Zeitung.

Mörike-Storm. — Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Mörner. — Die Anwendung der Stenographie im Militärwesen. Vortrag des Grafen R. Mörner vor Sr. Maj. dem König Oscar von Schweden. Mit Genehmigung des Verfassers in das Deutsche übertragen von F. H. Engel. Berlin. Mit einer Einleitung des Grafen von Geldern-Egmond, dem Bildniss des Vortragenden, sowie biographischen Notizen über denselben. Herausgegeben vom Hauptverbands-Vorstand Arends'scher Stenographen. Berlin. Kommissions-Verlag von Theodor Thiele.

Naaff. — Gartheil und Krauseminz. Lieder im Volkston von Anton August Naaff. Illustrirt von Alfred Helde. Berlin. Verlag von Herm. J. Meidinger.

Nekrassow. — Russische Frauen von Nekrassow. In deutscher Uebertragung von A. v. Timroth. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Nemmersdorf. — Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben von Franz von Nemmersdorf. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1891.

Nöldechen. — Ausstand — Aufstand. Dichtung von Wilhelm Nöldechen. Altenburg. Stephan Geibel' Verlagsbuchhandlung. 1892.

Nöldechen. — Das Reichsfest zu Mainz. Dichtung von Wilhelm Nöldechen. Altenburg. Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 1891.

Rößler. — Froher Sinn. Lieder-Auswahl von Rudolf Rößler. Verlag von Herm. J. Meidinger, Berlin.

Rößler. — Seeluft. Lieder-Auswahl vou Rudolf Rößler. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Ottmann's Bücherschatz. — Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller. Nr. 12—16: Glück und Glas. Roman von Eduard Bertz. — Nr. 17—18: Höchste Liebe schweigt! Novelle von Hermann Heiberg. Leipzig, Verlag von Victor Ottmann.

Pajeken. — Bob, der Städtegründer. Eine Erzählung aus dem Westen Nord-Amerikas. Für die Jugend von Friedrich J. Pajeken, Verfasser von „Bob, der Fallensteller". Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Joh. Gehrts. Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn. 1892.

Peetz. — Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes von Hartwig Peetz. Erstes Bändchen. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.

Perez. — Le Caractère de l'Enfant à l'Homme par Bernard Perez. (Bibliothèque de Philosophie Contemporaine.) Paris. Ancienne Librairie Germer Baillière & Cie. (Félix Alcan, Éditeur.) 1892.

Popowski. — Que deviendront les Colonies Françaises dans l'éventualité d'un Conflict Franco-Russe avec la Triple-Alliance? Traduction de l'ouvrage polonais O Przymierzu Francusko-Rosyjskiem Napisal Josef Popowski. Paris. Librairie Militaire de L. Baudoin. 1892.

Pröll. — Moderner Todtentanz. Kohlen-Skizzen von Karl Pröll. Vierte Sammlung. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. 1891.

Pudor. — Die alten und die neuen Wege in der Musik nebst einem Vorwort. Von Dr. Heinrich Pudor, Dresden. (Separat-Abdruck aus „Das zwanzigste Jahrhundert". 1. Jahrgang, 11. Heft.) Dresden-N. Verlag von Oscar Damm. 1892.

Raab. — Wesen und Systematik der Schlussformen. Logische Untersuchungen von Dr. Franz Raab. Wien 1891. In Commission bei Carl Konegen.

Rauscher. — Die Weisse Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein.) Von Ernst Rauscher. Zweite Auflage. Klagenfurt. Druck und Verlag von Ferd. von Kleinmayr. 1889.

Redard. — La dernière „Reimpression" de M. Emile Zola le vœu d'une morte par Emile Redard. Genève. Imprimerie Centrale Genevoise. 1891.

Reichel. — Der Heil-Magnetismus. Von Willy Reichel, Magnetophat. Berlin. Verlag von Karl Siegismund.

Reichner. — Jakob Ehrlich's Schicksale. Nach Kapitän Marryat's Roman für die Jugend erzählt von Klara Reichner. Mit sechs Farbdruckbildern. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Reichner. — Robison Crusoe's Reisen und Abenteuer. Neu erzählt von Klara Reichner. Mit 6 Bildern in Farbdruck und zahlreichen Holzschnitten. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Rellstab. — „1812", oder: Die Häscher des Kaisers. Von Ludwig Rellstab. Illustrirt von Professor Woldemar Friedrich und Oscar Herrfurth. Erster Band. Verlag der Schriftenvertriebs-Anstalt zu Weimar.

Rhoden. — Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen von Emmy von Rhoden. Zehnte Auflage. Stutgart. Verlag von Gustav Weise. 1891.

Ritter von Feldegg. — Grundlegung einer Kosmobiologie von F. Ritter von Feldegg. Wien 1891. Alfred Hölder. K. K. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Robert. — Pro Patria. Zeit- und Streitgedichte und politische Stimmungsbilder vom Oberrhein (1887—91) von H. Robert. Lahr. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Rodenberg. — Klostermann's Grundstück. Nebst einigen andren Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Von Julius Rodenberg. Verlag von Gebrüder Paetel 1891.

Rosegger. — P. K. Rosegger's Auserwählte Schriften. 27. Band: Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1891.

Salburg-Falkenstein. — Ein Mönch. Epische Erzählung von Theodor Salburg-Falkenstein. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 124: Die Naturkräfte im Dienste des Menschen. Von Prof. Dr. Töpfer. — Heft 125: Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Von Dr. Hellmuth Mielke. — Heft 126: Westfälische Kohlenformation. Von Dr. Karl List. — Heft 127: Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik. Von Emanuel Löwy. — Heft 128: Adolf Bastian. Von Dr. Achelis. — Heft 129: Das deutsche National-Bewußtsein in der Geschichte. Von Dr. Guntram Schultheiß. — Heft 130: Ueber die Volksdichtung der Römer. Von Lucian Mueller. — Heft 131: Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts, sonderlich im Hinblick auf das Schweizerhaus. Von Dr. Wilhelm Goetz. — Heft 132: Märtyrer des freien Denkens aus alter und neuer Zeit. Von Hedwig Binder. — Heft 132: Die thierische Eigenwärme und deren Erhaltung. Von Prof. Hermann von Meyer. — Heft 134: Geschichtliche Entwickelung des Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens in Deutschland. Von P. Treutlein, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe. — Heft 135: Das Färben und Bedrucken der Gewebe. Von Prof. Dr. Richard Meyer in Braunschweig. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Samosch. — Sizilianische und andere Streifzüge. Von Siegfried Samosch. Minden i. Westf. J. C. C. Bruhn's Verlag. 1892.

Sander. — Briefwechsel Friedrich Lückes mit den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm. Herausgegeben von F. Sander. Hannover-Linden. Verlag von Manz & Lange. 1891.

Sanders. — 366 Sprüche von Daniel Sanders. Leipzig. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. 1892.

Sanders-Looschen. — Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heitern Kinderfreunds, Daniel Sanders. Illustrirt von Hans Looschen. Mit 2 Musikbeilagen von Emilie Mayer. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder.

Sandvoß. — Daheim und draußen. Gedichte von Rosalie Sandvoß. Wernigerode. Druck und Verlag von B. Angerstein.

Schallmayer. — Ueber die drohende körperliche Entartung der Culturmenschheit und die Verstaatlichung des ärztlichen Standes von Dr. med. W. Schallmayer in Düsseldorf. Neuwied a. Rhein. Heuser's Verlag (Louis Heuser). 1891.

Scheffel. — Die Heimat Scheffel'scher Gestalten. Herausgegeben von Ernst Ackermann. Zeichnungen von Ernst Würtemberger. Konstanz. Wilhelm Meck.

Schleiden. — Schleswig-Holsteins erste Erhebung

1848–1849. Von Rudolph Schleiden. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1891.

Schmid. — Rosa von Tannenburg. Eine Erzählung von Christoph von Schmid, Verfasser der „Ostereier". Mit 6 Farbendruckbildern. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Schölermann. — Freilicht! Eine Plein-air-Studie von Wilhelm Schölerman. Düsseldorf. Verlag von Felix Bagel.

Schomacker. — Klumpe Dumpe und andere Märchen. Von Hanna Schomacker. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1892.

Schorer's Kalender für die Deutsche Familie auf das Schaltjahr 1892. Erster Jahrgang. Berlin. J. H. Schorer.

Schubin. — „Gloria victis!" Roman in vier Büchern von Ossip Schubin. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Schubin. — „Unter uns." Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. 4. Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Scipio. — Jenseits des Oceans. Erlebnisse in den Prärien und Wildnissen des amerikanischen Westens. Der Jugend erzählt von Rudolf Scipio. Mit 5 Farbendruckbildern von E. Klingebeil. 3 Auflage. Verlag von Herm. J. Meidinger. Berlin.

Seeck. — Zeitphrasen. Von Otto Seeck, Professor in Greifswald. Berlin. 1892. Siemenroth & Worms.

Seyth. — Traumeskinder. Erzählende Dichtung von Ador Seyth. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Shakespeare. — Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. Zweiter Abdruck. Zehn Bände. Berlin. Verlag von Georg Reimer. 1891.

Shakespeare. — Ein Sommernachtstraum von William Shakespeare. Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel. Mit 12 Heliogravüren und 19 Holzschnitten nach Originalen von Professor Edm. Kanoldt und W. Volz. Leipzig. E. F. Amelangs Verlag.

Shorthouse. — Blanche, Lady Falaise. A Tale by J. H. Shorthouse, Author of „John Inglesant", „Sir Percival", „The Countess Eve", etc. London. Macmillan and Co. And New York. 1891.

Sievers. — Afrika. Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck von E. C. Compton, E. Heyn, W. Kuhnert, G. Mützel, O. Winkler. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1891.

Singer-Thiele. — Grillparzers Frauengestalten von Dr. Ludwig Singer. Mit Illustrationen zu Grillparzers Werken von Franz Thiele. 1. Lieferung. Verlag von M. Breitenstein. Wien und Leipzig.

Snell. — Hexenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen von Dr. med. Otto Snell. München. Verlag von J. F. Lehmann. 1891.

Sommerfeld. — Wetterleuchten. Moderne Gedichte von A. von Sommerfeld. Inhalt: I. Welt und Leben. II. Weib. III. Natur. Zürich. 1892. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Sonnenburg. — Berthold der Getreue. Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt. Der erwachsenen evangelischen Jugend gewidmet von Ferdinand Sonnenburg. Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts. Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn. 1892.

Sophokles. — Sophokles' Elektra. Deutsch von Adolf Müller. Meldorf. Verlag von O. Sager. 1892.

Springer. — Aus meinem Leben von Anton Springer. Mit Beiträgen von Gustav Freytag und Hubert Janitschek und mit zwei Bildnissen. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Stapfer. — Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel. Herausgegeben von Dr. Rudolf Luginbühl. Band I. II. Basel. 1891. Verlag von Adolf Geering. (Felix Schneider's Enkel.)

Stegemann. — Der Abgott. Modernes Drama in vier Aufzügen von Hermann Stegemann (H. Sentier). Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Steger. — Laetate. Fröhliche Lieder von B. F. L. Steger. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Stephan. — Die häusliche Erziehung in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. G. Stephan, Direktor der Bürgerschule in Netzschkau im Sächs. Vogtlande. Mit einem Vorwort von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1891.

Stern. — Ausgewählte Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Sternbanner-Serie. — Amerikanische Humoristen und Novellisten. B. I.: F. R. Stockton, Ruderheim. — Bd. II.: Mark Twain, Unterwegs und Daheim. — Bd. III.: Novelletten und Skizzen. — Bd. IV.: Frank R. Stockton, Kuriose Geschichten. — Bd. IV.: Blanche Willis Howard, „Guenn". — Bd. VII.: G. W. Cables und P. Demings ausgewählte Erzählungen. — Bd. IX.: Hand und Ring von A. K. Green. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. 1886–90.

Stolze. — Von der Bilderschrift zur Stenographie. Eine kurze Darstellung des Entwicklungsganges der Schrift. Im Auftrage der stenographischen Prüfungscommission zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. Stolze. Erster Theil: Von der ältesten Zeit bis zum Beginn der modernen Stenographie. Mit Abbildungen im Text. Berlin. 1891. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Storm. — Ein Fest auf Haderslevhuus. Novelle von Theodor Storm. 2. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Storm. — „Es waren zwei Königskinder." Von Theodor Storm. 2. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 36. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Storm. — Zwei Weihnachtsidyllen von Theodor Storm. 3. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Strecker. — Welt und Menschheit vom Standpunkte des Materialismus. Eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung von Wilhelm Strecker. Nebst einer „Einführung" von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1892.

Symonds. — Dante. Son Temps, son Œuvre, son Génie. Étude littéraire et critique par John A. Symonds. Traduit de l'Anglais avec l'Autorisation de l'Auteur par Mlle C. Augis, Agrégée de l'Université. (Nouvelle Bibliothèque Littéraire.) Paris. Lecène, Oudin & Cie, Éditeurs. 1891.

Tausch. — Einleitung in die Philosophie von Dr. Carl Tausch. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1892.

Theden. — Jugendgrüße. Neue Geschichten für die Kinderwelt von Dietrich Theden. Mit vier Bildern in Farbendruck von Wilh. Claudius und über 50 Textillustrationen, Kopfleisten und Vignetten von R. Beyschlag, L. Blume-Siebert, W. Hauf, O. Gerlach, W. Hasemann, A. Mandlick, H. Oehmichen, A. Richter, O. Strützel, E. Unger, A. Zick u. A. Dresden und Wien. Verlag des Universum. Alfred Hauschild.

Theodor Körner. — Erinnerungsblätter gesammelt aus Anlaß der Wiederkehr seines 100. Geburtstages von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Prag. 1892. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung (Ottomar Beyer).

Tolstoj. — Warum die Menschen sich betäuben. Von Leo N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte Uebertragung von R. Löwenfeld. Dritte durch einen Anhang vermehrte Auflage, enthaltend: Gutachten von Conrad Meyer, W. Preyer, L. Büchner, P. J. Möbius, Charcot, Al. Dumas, Em. Zola, A. Daudet u. a. Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.

Trémoïlle. — Das Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoïlle, Gräfin v. Aldenburg. (1652–1732.) Erzählt von ihr selbst; eingeleitet, übersetzt und erläutert von Dr. Reichard Mosen, Großherzogl. Oldenburg. Oberbibliothekar. Mit Bildniß. Oldenburg und Leipzig. 1892. Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei. (A. Schwartz.)

Trinius. — Hamburger Schlendertage. Von August Trinius. Minden i. W. J. C. C. Brun's Verlag. 1892.

Trojan. — Struwwelpeter der Jüngere von J. Trojan und F. Flinzer. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Trotzendorff. — Absalom. Trauerspiel in fünf Akten von Fritz Trotzendorff. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.